This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

~~UH5. 175 BB. 20~~

TAYLOR INSTITUTION

DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA

Vet. Ger. III A. 315

C. Spindler's Werke.

Classiker-Ausgabe.

XXI.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1854.

Der Schwärmer.

Lebens- und Charakterbilder

aus vergangener Zeit.

Von

C. Spindler.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1854.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OXFORD
LIBRARY

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg.

Erstes Kapitel.

Erde zu Erde! Staub zu Staub!
Engl. Liturgie.

„Gedenket des Endes!“ sagte die Markgräfin mit ernster Stimme, und schlug ein Kreuz. Die, um die Fürstin im Kreise sitzenden Damen thaten desgleichen, und harrten, bis ihre Gebieterin wieder die Nadel zur kunstfertigen Hand nahm, um an dem Teppichgewebe fortzuarbeiten. Sofort begannen auch wieder die Frauen ihr Geschäft, und die Vorleserin wendete wieder die Augen von der Herrin auf ihr Buch und fuhr in dem Vortrage fort:

„Als nun Se. Majestät der Allerchristlichste König in dem Begräbnißorte seiner Ahnen angekommen war, trugen ihn fünf und zwanzig Männer von seiner schottischen Leibwache in die Gruft. Der Wappenkönig warf seinen Hut und Waffenrock in das Gewölbe hinunter, und rief mit lauter Stimme: Herolde der Krone Frankreich! thut Eure Pflicht! Nachdem diese Männer gethan, wie der Wappenkönig, so stieg der Herold von Orleans hinab, um die Ehrenstücke auf dem Sarge zu ordnen, die herbeigetragen wurden wie folgt: Die Fahne der hundert Schweizer; die Fahnen der dreihundert Schützen von der Guardia; das Fähnlein der hundert schottischen Leibwächter. Alsdann, von Stallmeistern getragen: die Sporen, Handschuhe, der Schild, der Waffenrock und der Helm des seligen Herrn Königs. Hierauf — das Feld-

panier des Königs, das königliche Schwert und das Heerpanier von Frankreich; endlich brachte der Herzog von Luynes die Hand der Gerechtigkeit; der Herzog von Ventadour den königlichen Scepter, und der Herzog von Uzès die königliche Krone; alles auf schwarzen Kissen von Sammt, niedergelegt auf den Sarg, das Schwert und die Oriflamme ausgenommen, die nur mit der Spitze in die Gruft gesenkt wurden. Sechzehn Hausmarschälle warfen ihre mit Flor umwundenen Stäbe in das Gewölbe. Der Herzog von Tremouille, der für den Prinzen von Condé das Amt eines Großmeisters des königlichen Hauses versah, senkte seinen Ehrenstab wie der Oberkammerherr die Oriflamme und der Großstallmeister das Schwert, und rief aus: der König ist todt! — Der Wappenkönig drehte sich sofort gegen das Volk und wiederholte mit lauter Stimme dreimal: Der König ist todt! Bittet Gott für seine Seele! — Nach einigem Stillschweigen sagte der Herzog von Tremouille: Es lebe der König! und alsobald wiederholte der Wappenkönig dreimal: Es lebe der König Ludwig, der Vierzehnte des Namens, König von Frankreich und Navarra! Das Panier, das Schwert und der Stab des Hausmarschalls wurden wieder aufrecht getragen, und unter Trompeten- und Paukenklang verließen Alle jubelnd die Kirche."

„Genug!" sagte die Markgräfin mit einiger Bewegung; „das düstre Schauspiel endet im Geschmacke des leichtsinnigen Volkes, und könnte für den Nachfolger eine Lehre seyn, ihn zu überzeugen, daß man einst eben so gleichgültig von seiner Bahre weggehen wird, um sich dem neuen Sterne zuzuwenden. Mehr als die traurige Ceremonie an der Gruft eines mächtigen Fürsten, hat mich der Name seines Nachfolgers erschüttert, dessen ich nicht gedenken kann, ohne zu zittern, obgleich auch ihn die Grube schon längst verschlungen; ihn, den Verheerer meines zweiten lieben Vaterlandes, den Mordbrenner im Herzen unserer Besitzthümer."

„Ew. Durchlaucht erinnern an eine böse Zeit;“ seufzte die alternde Freiin von Ehresheim, die Schlüsseldame der Fürstin. „Ich erinnere mich ihrer, als ob es gestern gewesen wäre. Ich war Augenzeuge jener fürchterlichen Auftritte, in meiner Eigenschaft als Hoffräulein der verwittweten Fürstin, die auf ihrem Schlosse aushielt, bis die Flammen beinahe dasselbe ergriffen. Rund um brannte die Stadt. Die Feinde hatten ein entsetzlich Bartholomäusfeuer angerichtet, und zündeten endlich selbst den Wittwensitz an, der doch, wie feierlichst versprochen worden war, geschont bleiben sollte. Aber — nicht einmal die Klöster schonte ihre Grausamkeit. Wir flohen, wie aus Gomorrha.“

„Und der Held war fern, der Euch retten konnte!“ sprach die Markgräfin in schmerzlicher Erinnerung. „Von der Pflicht zurückgehalten, durfte er Euer Elend nur beweinen! Die Flammen Eurer Habe war meine Hochzeitsfackel, und der Held führte seine Braut fürwahr nicht in ein Paradies! Darum ziemt es mir, vor allen Frauen meines Standes, zu trauern bis an mein Ende um ein verloren traurig Leben, das nur wenige Sonnenblicke gab, nachdem es dem stillen Vaterhause entwachsen; um einen Gatten, der nur zu kurze Zeit es zu verschönern suchen konnte, weil ihn das Geschick zu früh von meiner Seite riß.“

„Euer Durchlaucht haben einen Sohn erzogen, der vollkommen würdig ist, des höchstseligen Herrn Nachfolger zu seyn;“ äußerte die Freifrau von Ehresheim, aufstehend mit tiefer Verbeugung, mit welcher die Damen insgesammt nicht zurückblieben.

„Ein guter Sohn ist der Segen des Himmels,“ erwiederte die Markgräfin bescheiden; „der Segen folgt auch immer den Arbeiten des Gerechten nach; darum soll mein Sohn glücklich werden, denke und hoffe ich.“

„Seine Milde“ — sprach die Freifrau.

„Seine Freigebigkeit" — setzte die Ehrendame bei.

„Dieser Wittwensitz ist Zeuge hievon;" bekräftigte die Fürstin geschmeichelt. „Diese Wohnung, so reich geschmückt, in der tiefen Waldeinsamkeit verborgen, hat schon oft die Bewunderung der Fremden erregt, die sie ein Feenschloß nannten, und manchmal habe ich mich selbst gefragt, ob ich denn so viel Bequemlichkeit und Pracht verdiene."

„Die Demuth Eurer Durchlaucht geht zu weit," entgegnete die Ehresheim; „die Kapelle im Walde ist ein redender Beweis davon, und Gott erhalte uns noch lange Eure fürstliche Gnaden."

Die Markgräfin dankte mit freundlichem Kopfnicken, und entließ die Damen, bis auf deren Vorsteherin. Diese Letztere beschäftigte sich damit, der Fürstin mehrere Rechnungen vorzulegen und den Abschluß der Almosenkasse. Sie bemerkte, daß der Verwalter derselben, der Almosenier und Beichtvater der Fürstin, hart darniederliege an schwerer Krankheit, und daß wenig Hoffnung des Aufkommens bleibe.

„Der arme Dechant!" seufzte die Fürstin. „Wie sehr sein Verlust mich betrüben wird! Wie es mich schmerzt, ihm nicht die kleinen Dienstleistungen einer Pflegerin erweisen zu können! Ach, er war nie zu bewegen, seinen Posten in der Residenzstadt aufzugeben, um mir in meine Einsamkeit zu folgen, und die Seelsorge der Armen war ihm heiliger, als der Wunsch seiner Freundin. Wer wird mir für ihn Ersatz seyn?"

„Er vertraute mir, daß er für Ew. fürstlichen Gnaden Seelenruhe besorgt gewesen, und bereits seinen Nachfolger sich unterstanden habe zu bezeichnen," sagte die Schlüsseldame; „doch soll sein Wunsch Ew. Durchlaucht Entschluß nicht bestimmen." —

Die Markgräfin schwieg nachdenkend und lehnte sich überlegend in den Armstuhl zurück. Frau von Ehres-

heim benützte den Augenblick, um das Gespräch zu ändern.

„Ich erbitte mir die Gnade," sprach sie, „Euer Durchlaucht meine Muhme vorstellen zu dürfen, die gestern Abend bereits hier eingetroffen ist, und von der Huld meiner Fürstin eine Versorgung ihrer zarten Jugend erfleht."

„Fräulein Helene?" fragte die Markgräfin mit Theilnahme. — „Bringt sie mir, Frau Baronin. Ich bin neugierig, das Mädchen zu sehen, von dem Ihr nur Gutes zu sagen wißt."

„Die Unschuld gibt nur Anlaß zu guter Nachrede," antwortete die Tante geschmeichelt und voll Hoffnung; „Bedeutenderes läßt sich nicht von der, kaum der Kindheit Entwachsenen, sagen. Die Schicksale ihrer Eltern waren ziemlich merkwürdig."

„Ich wünsche, sie aus dem Munde des Kindes selbst zu vernehmen;" sagte die Fürstin, nach der Uhr sehend. „Wir haben noch eine Stunde bis zur Tafel. Ich will das Mädchen empfangen."

Die Freifrau machte ihre tiefste Verneigung, und ging so eilend davon, als es sich nur immer mit dem Anstand und der Hofsitte vereinbaren ließ. Die Markgräfin ging zum Putztische, schlug ihn auf, warf einen Blick in den krystallhellen Spiegel, und legte schnell etwas Roth auf die bleichen Wangen. Als sie sich prüfend betrachtete, überflog ein leichtes Lächeln ihren Mund. Es schmeichelte ihr, daß noch immer eine schöne Frau ihr aus dem Glase entgegenlächelte: eine Frau, welcher die so strenge Zeit ein volles Jahrzehend an den fünf und vierzig, die ihr Leben zählte, erlassen zu haben schien. Die reiche und edle Fülle der Gestalt, der ruhig strahlende Blick, das volle glänzende Haar, und der Marmorglanz ihres Gesichts, ihres Busens und ihrer schönen Arme und Hände, stellten noch immer ein reiches Ganzes zusammen, das durch die einfache, prunklose Kleidung der erlauchten Wittwe nur gewinnen

konnte. Eine wohlthuende Freude ob dieser Schonung der unerbittlichen Wandelgottheit that sich auf der Stirne der Fürstin kund, aber schnell erlosch dieser Freudenschein, da ihr Blick auf das Bild einer wunderlieblichen Frau fiel, das über dem Putztische hing. Seufzend schlug sie die Augen nieder, den Spiegeldeckel des Putztisches zu, und warf sich mit dem halblauten Ausruf: o meine Schwester! Magdalena die Büßerin! — in die Polster ihres Lehnstuhls. Sie war nahe daran, in Thränen auszubrechen, aber ein Geräusch vor der Thüre zwang sie, alle Gewalt der Etikette aufzubieten, um das aufwallende Gefühl zu bezwingen. Mächtig und majestätisch erhob sie sich, legte die rechte Hand auf die Sammtdecke des Tisches, während die Linke mit dem gestickten Schnupftuche herniederhing, und unverwandt sah sie nach der Thüre, die von der diensthabenden Kammerfrau geöffnet wurde, und die Schlüsseldame einließ, zu deren Rechten eine holde jugendliche Gestalt ging. — Die Mode hatte gut diese lieblichen Formen unter der schweren Last steifer Prachtgewänder zu verstecken; — die Grazie gab sich dennoch kund. Das goldschimmernde Haar Helenens floß, wie es am kleinen Hofe der Fürstin Sitte war, in ungepuderten Locken und Flechten über Schulter und Nacken, und die frommen blauen Augen blickten freundlich in die Welt, ohne durch den Wiederschein künstlichen Roths auf der Wange von ihrem Zauber zu verlieren. Die niedlichen Hände hielten verlegen des Fächers Spielwerk, und vom — sittsamer als es die Mode billigte — verschleierten Busen, nickte, alle bunte Blumenstickerei des Gewandes verschmähend und verhöhnend, ein Rosenzwillingspaar, umschlungen von einem duftenden Jasminzweig. Diese einnehmende Gestalt näherte sich schüchtern und wankend der hohen Gönnerin, als ob sie sich scheue, mit den Absätzen der ungewohnten Prachtschuhe den Mosaikboden des Zimmers zu betreten.

Die Fürstin verstand es, der Bescheidenheit Muth zu

machen, und das verbindliche Kopfnicken, womit sie, während sie sich niederließ, die Vorgestellte beehrte, machte diese so beherzt, als ob ihr die Ehre des Niedersetzens vergönnt worden wäre. In recht zierlicher Rede sagte sie der Fürstin, daß ihre Tante ihr die Hoffnung gemacht, im Dienste der gnädigsten Frau ein Unterkommen zu finden, und daß sie daher wage, ihre schwache Bitte mit dem gewichtigen Fürworte der gütigen Muhme zu vereinigen.

Die Fürstin lächelte ob der Einfalt, die so anmuthig aus dem Munde und den Geberden des Fräuleins redete, und fragte dasselbe nach seinem Namen und Herkommen, um ein Gespräch zu eröffnen.

„Mein Name ist Helene am Steig, und mein Vater ein Mann von alter Herkunft gewesen;“ antwortete das Mädchen, nach einigem Besinnen und tiefem Athemzuge. „Er ist aus einem Schweizergeschlechte entsprossen, das einst aus seinem Vaterlande wanderte, und sich in dem Lande niederließ, das nun Ihr durchlauchtigster Sohn beherrscht, allergnädigste Frau. — Aber die Voreltern meines Vaters sind zurückgekommen, daß ihnen endlich nichts mehr geblieben ist, als ein Maierhof in einer rauhen Berggegend, die man — wer weiß warum? — Gottesthal und Herrenwiese nennt. Mein Vater hat diesen Maierhof ererbt, und ist auch auf demselben gestorben. —“

„Deine Mutter, mein Kind?“ fragte die Fürstin sanft.

„Sie ist ihm vorgegangen, Euer Durchlaucht; und darum ging er ihr nach.“

„Darum?“

„Er konnte nimmer leben ohne meine Mutter. Sie hatten sich so lieb, — und Liebe hört ja nimmer auf und löst sich nie.“

„Mädchen!“ fiel die Markgräfin, überrascht von den Begriffen des Fräuleins, ein. Helenens Gesicht blieb jedoch, etwas erröthend, ruhig und klar. Die Freifrau stand hingegen auf Nadeln, zerhieb den Knoten, und

sagte mit ein wenig Strenge zu der Muhme: „Se. Durchlaucht fragen Euch nicht nach solchen Dingen; Sie begehren zu wissen, wie es gekommen, daß Euer Vater die Hand Eurer Mutter gewonnen. —“

Helene lächelte verlegen, schöpfte neuen Muth aus dem Auge der Fürstin, und erzählte alsdann:

„Mein Vater wohnte lange allein auf dem Kahlenstein, so nannte sich sein Maierhof — denn seine Eltern waren frühzeitig gestorben, und er arbeitete selbst auf dem Felde, das dürr und steinig war, wie alle in der Gegend, und kaum hinlänglich Nahrung trug für ihn. — Da begab sich's vor manchen Jahren, daß er, von der Arbeit ruhend, sich an das Ufer eines See's gelagert hatte, der still und wild am Berge liegt, und worinnen viel Schätze, von Geistern bewacht, schlummern sollen. Und auch mein Vater schlummerte da, und ihm ward ein Gesicht, als ob aus dem schwarzen Wasser ein Wirbel aufrauschte und ein schönes Frauenbild aus selbem hervorginge, das ihm zunickte, und ihm sagte: „Ich bringe Dir Glück, lieber Mann.“ — „Dessen bedarf ich wohl;“ antwortete der Vater im Traume; „und was willst Du mir geben?“ — „Für's Erste, mich selbst,“ sagte wieder die Frau; und der Vater erschrack, denn sie war ein Mümmelchen oder Nix; in Summa, ein gefährliches Gespenst. Er sagte kein Wort. Sie aber sprach, liebreich, wie zuvor: „Du magst in Deinem Sinne sagen, was Du willst; ich lasse dennoch nicht von Dir, und damit Du nicht den Falschen machst, so binde ich Dich an. —“ Bei diesen Worten zog sie eine Schnur von Perlen aus dem Wasser, und warf sie, gleich einer Schlinge, um den Kopf des Vaters, daß er, sich sträubend, erwachte, und nur noch von fern ein lustiges Gelächter hörte. Er rieb sich die Augen, und wünschte sich anfänglich Glück, daß er nur geträumt habe; — aber wie groß war sein Schrecken, als er, —

einer besondern Kühle auf die Spur zu kommen, die er an der Stirne fühlte, — einen Kranz um seine Schläfe gewunden fand; einen Kranz von Seerosen, Blumen, die den Mümmelchen ganz besonders heilig sind. Dahin war seine Fröhlichkeit; denn er merkte nun, daß sich die Wasserfrau wirklich mit ihm verlobt, und er grämte sich deßhalb sehr. —"

„Ihr mißbraucht in Eurer kindischen Mährleinsweise die Geduld der gnädigsten Frau," unterbrach die Baronin ihre Muhme mit Strenge, und bemeisterte sich des Gesprächs. „Sollte man nicht denken, es hätte in der That eine Nixe diese Begebenheit veranlaßt? Die Sache ist aber diese: Es traf sich, daß an selbigem Tage ein Fräulein von guter Geburt, eine Base meines Hauses, die mit ihrem ernsthaften Vater das benachbarte Wildbad bezogen hatte, — in Gesellschaft ihrer Erzieherin auf einem weiten Spaziergange zu jenem Seegestade gekommen war, daß sie Seerosen gepflückt, und daraus einen Kranz geflochten, den sie schäckernd auf den Kopf des Schläfers gesetzt, weil er ihrem Sinn gefiel, und daß sie lachend, bei seinem Erwachen, die Flucht ergriffen."

„Ach, wie schnell zernichten Sie die schöne Wunderlichkeit des Vorfalls, beste und gnädige Frau Muhme!" sagte das gekränkte hübsche Kind.

Die Markgräfin verwies der Freifrau ihre Heftigkeit, und befahl dem Fräulein fortzufahren. Helene, sichtbar verstimmt, gehorchte indessen.

„Ein Monat hierauf," sagte sie, „kam eine böse Zeit. Die Franzosen kamen und brannten Alles nieder in der Stadt, im Bade, in den Dörfern. Das Fräulein flüchtete mit dem kranken Vater nach der rauhen Herrenwiese, und suchte bald wieder den einsamen schwarzen See auf, und dachte des Vorfalls mit dem Kranze, und wer wohl der Mann seyn möchte, den sie damals geschmückt und lachend verlassen. Und auch über sie kam der Schlaf; — da

träumte ihr, als ob sich das stille Wasser regte, und aus dem Wirbel ein schönes Frauenbild hervorginge, mit finstern Augen und bekümmerter Miene. — „Wie magst Du hier schlafen?“ sagte sie ernsthaft. „Du hast mit der Seerose stärker gebunden, als ich mit den Perlen. So gehe denn hin, und löse den Kranzträger, der in diesem Augenblicke wahrlich in großer Gefahr schwebt.“ —

Und wie das Fräulein nun aufwacht, entsetzt und geängstigt, und um sich her blickt in dämmernde Nacht, so thut es ihrem Herzen so wohl und so wehe. Sie empfindet nun plötzlich, daß sie den jungen Mann so eigen lieb gewonnen, mit einer Innigkeit, die keine Scheidung zuläßt; daß sie dem ahnungsvollen Triebe folgen müsse, der sie von dannen reißt, im Vergessen des Vaters und der mindern Pflichten. Er treibt sie zurück gegen die Stadt der Bäder, — rastlos, wie ein gescheuchtes Wild. Mit Tagsanbruch kömmt sie an die eingestürzten Pforten, und die aufzuckenden Flammen der Brandstätte beleuchteten einen Kapuziner, der wie ein Steinbild so ruhig am Eingang steht und betet. „Laufe nicht so eilends, junge Magd!“ ruft er mit ernstem Vorwurf. „Du kömmst zeitig genug, ihn sterben zu sehen. In zehn Minuten wird er erschossen!“ Sie stürmt, halb bewußtlos, hinan zum Kirchenhügel. Auf dem Platze blinken Gewehre; ein junger Mann knieet am Boden .... „Herr Gott! er ist's!“ ruft die Arme, und stürzt neben dem Opfer auf die Kniee, um Erbarmen seine Henker flehend.

„Ei, wie seltsam!“ äußerte die Markgräfin theilnehmend. „Erhole Dich, mein Kind, Du bist merklich angegriffen, und in Deinen jugendlichen ruhigen Zügen hätte ich solche reizbare Einbildungskraft nicht gelesen. Deine würdige Muhme endige die Geschichte.“

„Junker am Steig war der Knieende;“ — begann, rasch zusammendrängend, die Schlüsseldame; „er hatte einen Pfarrherrn, seinen Freund, aufgesucht, um ihn im

Elend zu trösten, und war für einen Spion gehalten, als solcher verdammt worden. Der französische Oberst Flahault, der ihn arkebusiren lassen wollte, wurde durch die Erscheinung der Träumerin gerührt, die ihn an eine Tochter zarten Alters erinnerte, die er daheim gelassen. Der Franzose hatte ein gefühlvoll Herz; er begnadigte den Unschuldigen. Die jungen Leute, von Traum und Ahnung zusammengeführt, gestanden sich Liebe, und der Vater sollte diese heiligen. Er verweigerte sein „Ja!“ aber dennoch segnete im Stillen der Pfarrherr den geheimen Bund, damit die Wasserfrau nicht Tücke üben möge. Die Handlung wurde dem Vater verrathen; er enterbte die Tochter und starb, sie trostlos auf dem magern Gute ihres Mannes zurücklassend. Sehr spät erst wurde die Ehe mit Kindern beglückt; mit einem Sohne, den die Eltern, ihrer Sünden wegen, dem Altar weihten, und mit dieser Tochter, die durch die traurige Verwandtschaft ihrer Mutter mit meinem Hause ein Recht auf meine Unterstützung gewonnen hat.“

„Eine merkwürdige Geschichte!“ sagte die Fürstin nach einer Pause; „die schwärmerische Traum- und Ahnungverkettung, die Deine Eltern in den Ehestand führte, scheint Dich auch ergriffen zu haben, mein Kind. Eine solche Gemüthsrichtung kann zum Heile, — kann aber nicht minder zum Verderben leiten. Ich will Dein junges Herz in Obhut nehmen. Sey meines Hauses Tochter.“

Die Freifrau, wie Helene, küßten dankbar der Markgräfin Hände und Kleid. Diese entzog sich ihren Huldigungen und läutete. Die Kammerfrau trat ein. „Das Fräulein von Eberstein soll erscheinen!“ lautete der Befehl. Die Berufene erschien in wenig Minuten.

„Mein Fräulein,“ redete sie die Fürstin an; „Sie sieht hier eine junge liebenswürdige Tochter, die ich zu Ihrer Gefährtin zu machen beschlossen habe. Ich traue Ihr zu, daß Sie durch Ihren praktischen Verstand die Unerfahren-

heit dieser Person zurecht bringen, und ihr die Welt von der Seite zeigen werde, wie sie von einem jungen Weibe von Adel angesehen werden soll. Ein wenig Ueberspannung herrscht in dem Fräulein Am Steig vor, und Ihre Kälte, Eberstein, mäßige diesen Fehler zarter Jugend."

Die Eberstein, nach einem flüchtigen Blick auf die Empfohlene, verneigte sich, für die Gnade dankend, vor der Markgräfin, und lud Helene ein, mit ihr zu gehen.

„Ein Wort, mein Fräulein;" sagte die fürstliche Wittwe. „Sie sprach von einem Bruder? Was ist aus ihm geworden?"

Helene wurde roth, seufzte und wollte eben anheben, als die Thüre aufging, und der Marschall des Hauses, den Stab mit dem goldnen Knopfe in der Hand, hinter ihm die Haushofmeister mit silbernen Degen, und der Mundschenk mit dem Trinkgeräthe der Fürstin, eintrat, und mit feierlicher Betonung ausrief: „Die Tafel Ew. Durchlaucht ist bedient, und Höchst-Sie sind erwartet!"

Seine Ankunft unterbrach jedes Gespräch. Die Markgräfin legte ihren Arm auf den der Schlüsseldame; der Marschall schritt gravitätisch voraus, die Damen folgten, wie die Uebrigen. An der Thüre des Speisesaals drehte sich die Fürstin nach dem neuen Hoffräulein um, und sagte zu ihr und der Eberstein: „Ich erlasse Euch die heutige Abendtafel, damit die junge Am Steig sich vorerst an das Haus gewöhne und ihre Umgebungen kennen lerne. Auf morgen also!" —

Die Fräuleins blieben zurück, und begaben sich schweigend nach dem Gemache der Eberstein, das in zwei Zimmern und einem Vorgemach bestand. Die Garderobefrau erhielt Befehl, eines der Zimmer für Helene einzurichten, und der Küchenmeister besorgte ein leichtes Abendmahl. Als die beiden Zimmergenossinnen einander gegenüber saßen, betrachtete Helene die Andere mit gespannter Aufmerksamkeit. Die Eberstein hatte noch kein Wort zu ihr

gesprochen. Das Mädchen trug überhaupt etwas Räthselhaftes in seinem Wesen, das auch einer Erfahrenern als Helenen vielen Stoff zum Nachdenken gegeben hätte. Das Hoffräulein von Eberstein gehörte nicht zu den Schönen des Geschlechts; ihre Gesichtsbildung hätte indeß viel Anmuthiges gehabt, wenn nicht ein allzublasser Mondesschimmer, so kalt wie Mondesstrahl, darüber gebreitet gewesen wäre. Die Augen blickten dunkel und bewegten sich wenig; der Mund, obschon die schönsten Zähne bergend, war fest gekniffen, das Kinn verrieth Entschlossenheit, und des Halses Bildung viele Kraft. Der Körper des Fräuleins war vollendet zu nennen, aber kaum bemerkte man Leben in der Brust; die Spitzen der zierlichen Finger waren kalt, wie auch die Arme dem Steine glichen, und das Lächeln war den starren Zügen fremd, — das Lächeln der Bitterkeit ausgenommen, das hin und wieder in den Muskeln des Mundes zuckte.

Nachdem Helene zur Genüge das Aeußere ihrer Gefährtin gemustert hatte, und der kleine Abendschmaus zu Ende war, richtete plötzlich die Eberstein an den Neuling das Wort: „Wie gefällt Ihnen dieß Gemach? Es ist enge, und die Markgräfin hat Ihnen gewiß eine schlechte Höflichkeit erwiesen, indem sie mich zu Ihrer Gesellschafterin erwählte. Ich verstehe gerade nur den Dienst, aber nicht die Unterhaltung, die für Ihr Alter paßt."

„Sie sind kaum älter als ich, mein Fräulein;" versetzte Helene bescheiden und gefällig. Die Eberstein zog ein höhnisches Gesicht.

„Vier und zwanzig, meine Liebe, während Sie noch in den Siebzehen stehen;" antwortete sie kalt: „Wie gesagt: Sie werden schlecht mit mir zufrieden seyn. Ich verstehe nicht, zu amüsiren; Sie werden in ein Paar Tagen Alles gelernt haben, was den Dienst bei Hofe betrifft; Sie werden mich dann nicht mehr brauchen, und den Baumeister dieses Schlosses verwünschen, der

dasselbe so eng machte, daß nicht einmal mehr für Sie ein Plätzchen übrig blieb, als das unangenehme neben mir."

Helene sah die Sprechende forschend und verwundert an. Die Eberstein stand schnell auf. „Ist's gefällig, noch einen Gang in den Park zu thun?" fragte sie. Helene erklärte sich bereit dazu. Die Mädchen stiegen eine Nebentreppe hinab, die durch alle Geschosse des Hauses hindurch, zu einer Seitenthüre des Schlosses führte. Die Eberstein winkte einem müßigen Lakaien, der durch den Gang schlenderte, ihnen zu folgen, und trat mit der Begleiterin in's Freie. Der Abend war schön, düster und ruhig. Der Trabant an dieser Thüre. behaglich hin und her wandernd, die Partisane im Arme, ließ die Damen ohne Weiteres hinaus. Der Hain, der wenige Schritte vom Schlosse anfing, breitete seine grünen Arme um die Wandlerinnen. Helene fürchtete sich auf dem dunkeln Pfade, auf welchem der Feuerwurm allein leuchtete, und verlangte wieder zurück. „Sie sind ein Kind," sagte das Fräulein von Eberstein; „Sehen Sie nicht hinter uns die gelbe Livree unsers Nachtreters? Graut Ihnen vor dem harmlosen Johanniswurm? Wenn Sie schon das erfrischende Dunkel der Nacht, das trauliche Rauschen der Bäume nicht ertragen können, — was thun Sie hier im Schlosse, wo Ihnen noch ganz andere Dinge vorkommen werden? Kommen Sie, Furchtsame. Ihr Wille geschehe!"

Die Dame schlug rasch einen hellern Seitenpfad ein. Lichter, bunte Lichter schimmerten in der Ferne, und bald betraten die Frauen einen breitern Grasplatz, zu dessen beiden Seiten lange Arkaden von massivem Bauwerke in den Park liefen. In diesen offenen, vor Regen und Wetter schützenden Gängen brannten farbige Laternen, umweht und umsäuselt von Geisblatt- und Immergrünranken, die sich durch die ovalen Oeffnungen der grün bewachsenen Mauern an den Plafond des Gebäudes ge-

stohlen hatten. An denjenigen Enden der Steinlauben, die an den Blumengarten im Rücken des Schlosses stießen, standen ebenfalls wachhabende Trabanten, von denen sich jedoch die Damen, abwärts zum Park gehend, entfernten. Ihre Schritte hallten auf den breiten Platten des Fußbodens wieder, und ihr Schatten flog unbestimmt an dem farbigen Wiederscheine auf den Mauern vorüber. Eine Gestalt näherte sich ihnen langsam, aber mit Geräusch. —

„Guten Abend, Herr Marschall;" begrüßte den Herankommenden das Fräulein von Eberstein. „So einsam hier, und so verlassen?"

„Ach!" seufzte der Wohlbeleibte; „der steife Dienst der Abendtafel bringt mich noch um das Leben. Während alle Creaturen Gottes die Kühle des Abends aufsuchen, muß ich — der geplagteste aller Hofleute — den Tisch Sr. fürstlichen Gnaden durch meine Gegenwart verherrlichen; und — ist es vorüber — möchte ich das Bette suchen — muß ich wider Willen frische Luft schöpfen, bis Sr. Durchlaucht Dero Abendgebet zu endigen belieben werden."

„Ist die Markgräfin in der Kapelle?" fragte das Fräulein von Eberstein.

„Sind wir nicht in der Johannisoctave?" fragte der Herr von Lingen entgegen und zuckte die Achseln; nahm jedoch schnell wieder die vorige demüthige Miene an, da er bemerkte, daß Fräulein von Eberstein nicht allein war. „Sind Sie ebenfalls nach der Einsiedelei beschieden?" fuhr er fort.

Das Fräulein verneinte und trennte sich mit der Begleiterin von dem Marschall. An einigen andern Personen vorüber, die zum Gefolge der Fürstin gehörten, und, gleich dem Herrn von Lingen, ihre Rückkehr erwarteten, näherten sich die Damen einem Waldwege, in dessen Hintergrunde das falbe Licht einiger Windfackeln schimmerte.

„Dort betet unsre Durchlauchtigste Frau!“ sagte die Eberstein, nach der Helle deutend. „Irre ich jedoch nicht, so ist sie schon wieder auf dem Heimwege begriffen.“

Die Fackeln bewegten sich in der That heran. Die Damen schmiegten sich in das Gebüsch. Einige Bediente, die Lichterträger, gingen schweigend vorbei; ihnen folgte die Fürstin, von einem langen Schleier verhüllt, auf den Arm der Ehresheim gestützt, und leise schluchzend; zwei Trabanten mit Gewehren machten den Beschluß.

Nachdem der kleine düstre Zug vorübergegangen war, fragte Helene ihre Führerin erstaunt: „Mein Fräulein! Was hab' ich da gesehen? Wie ist es möglich, daß die Fürstin, die so heiter gewesen, plötzlich in solchen Schmerz gerathen sey.“

„Ei; wenn Sie sich über dieses schon verwundern,“ erwiederte die Eberstein frostig, — „was werden Sie sagen, wenn Sie noch Seltsameres zu sehen bekommen werden? Kommen Sie jedoch! der Abend wird plötzlich kühl, und eine fernere Wanderung ziemt sich nicht.“

Zweites Kapitel.

Seyd klug wie die Schlangen

Helene hatte eine unruhige Nacht durchwacht, und erhob sich in der ersten Kühle des Morgens vom Lager. Die Aussicht aus dem Stockwerke, worinnen sich ihr Gemach befand, war reizend. Die Bäume des Parks lagen tief unter ihr, und die ziehenden Vögel waren ihre Nachbarn. Helene gestand sich, daß ihr jetziger Aufenthalt demjenigen, den sie früherhin im Stifte genossen, weit vorzuziehen sey, und dankte im Stillen dem Geschick, das einen Blick der Gnade auf die unschuldige Waise geworfen zu haben schien. An diesen Dank des Herzens knüpfte sich, wie bei allen Neulingsgemüthern, ein Gebet, das der Mund flüsterte, und der Strahl des himmelwärts strebenden Auges hinauftrug zum Thron der Erhörung. Das Flüstern des Mundes wurde unwillkührlich zum Laut, und so geschah es, daß das Fräulein von Eberstein, leise aus dem Nebenzimmer tretend, vernehmen konnte, wie die Kleine für ihre dahingeschiedenen Eltern, für die mitleidige Tante und einen unglücklichen Bruder betete; einfach und herzlich, und rührend und gefällig, wie das herrliche Roth auf ihren von der Morgenluft umfächelten Wangen. Der Eberstein war dieses Schauspiel ein Unbekanntes; sie genoß es schweigend, und störte die Beterin nicht, die in stille Gedanken versank, zu welchen sie der Anblick des weiten Springbrunnenspiegels im Hofe angeregt hatte.

„Wohnt auch in diesem Brunnen die Wasserfrau des schwarzen See's?“ dachte sie bei sich selbst, „und würde mir die Erzürnte jetzo gnädiger seyn, als meinen Eltern, die dennoch, trotz Priestersegen und Eheschwur vom Unglücke verfolgt wurden?“ — Diesem bekümmerten Gedanken sich zu entreißen, wendete sich Helene vom Fenster ab, und sah erstaunt — fast erschreckend — in das Gesicht des Fräuleins. Sie hatte Mühe, einen Laut der Furcht zurückzuhalten, denn ihrem Gegenüber mit dem blassen Gesichte und den dunkelglimmenden Augen mangelte nur der nasse Schleier und die goldene Krone, und das Weib aus dem See stand vor ihrer Einbildungskraft. Mit Ueberwindung grüßte Helene freundlich.

Nach einer kleinen Pause, in welcher das Hoffräulein mit einem Blicke Helenens ganze, liebreizende Gestalt sich einprägen zu wollen schien, näherte es sich der jungen Dienstgenossin, weit freundlicher als am verflossenen Abend. Die Eberstein schien mit dem steifen Hofkleide auch einen Herzenspanzer abgelegt zu haben; im Morgewande war sie, wie auch schöner, so auch leutseliger. Sie fragte nach dem Befinden ihrer holden Nachbarin, belobte deren frische Farbe und zarte Taille, und zog sie mit einem Anstrich von Schäkerei zu dem bereit stehenden Frühstücke. Sie legte der staunenden Helene selbst das Beste vor, bediente, versorgte sich zuletzt, und sagte endlich, da die junge Am Steig ihr geziert für ihre Güte dankte: „Nicht diese Förmlichkeit, meine gute, junge Gefährtin. Wir wollen Freundinnen werden. Am Hofe thut es wohl, ein Herz zu haben, worauf man sich verlassen kann. Da jedoch nichts die Freundschaft sicherer befördert, als eine gewisse Ungezwungenheit im Umgang, so wollen wir uns dutzen, so oft wir unter vier Augen sind. Der Zwang vor der Hofwelt wird uns alsdann die trauliche Zurückgezogenheit, und das darinnen erlaubte herzliche „Du“ doppelt angenehm und wünschenswerth machen, und uns über

manche Launen der Hofgunst, die uns kränken werden, trösten. Bist Du's zufrieden, mein liebes schüchternes Mädchen?"

Helene traute kaum ihren Sinnen; aber, einsam und geschmeichelt, wie sie war, konnte sie dem Antrag der stolzen Hofdame nicht widerstehen. Kindlich und von Herzen schlug sie in die dargebotene Hand, und leistete den Freundschaftskuß, obschon ein unerklärlich sonderbares Gefühl sie in Margarethens Armen fast schaudern machte.

„Höre mir nun aufmerksam zu, mein Kind;" sagte die Eberstein, die neugierig lauschende Freundin näher an sich ziehend; „Du sollst den Boden dieses Hofes genau durch mich kennen lernen. Es ist gut, wenn Du, bereits mit diesen Vorkenntnissen ausgerüstet, das Vorzimmer betrittst, worin heute Dein Dienst bei der gnädigen Frau anheben soll. Die Fürstin Durchlaucht ist frommer, etwas abergläubischer Natur; herrschbegierig und stolz zur Unzeit; demüthig und zerknirscht, nicht minder oft am unrechten Orte. — Weiß man ihre Gottesfurcht zu loben und ihre Mildthätigkeit zu beschäftigen, so hat man den unfehlbaren Schlüssel zu ihrem Herzen und Vertrauen. Das versteht Deine Tante Ehresheim vollkommen, die ihren jähzornigen Stolz nur unter dem Wort und Befehl der Fürstin zu beugen sich die Mühe giebt. Der gestrengen Schlüsseldame sind sechs Fräulein unterthan: die blonde Klara von Uffenbach durch ihr Phlegma; die hinkende Marie von Schaid durch ihre Unbedeutenheit; die lauernde Grafentochter Heinrike von Werdenberg durch sträfliche Schmeichellist; Du, aus Verwandtenliebe und Dankbarkeit; ich aus Grundsätzen."

„Und die Sechste....?" fragte Helene: „wer ist sie?"

Margarethe war sichtbar betreten. „Die gute Lafare," — sagte sie alsdann — „ist auf Urlaub in Frankreich; bei ihren Verwandten, so viel ich weiß. Von dieser bei ihrer Rückkehr."

„Weiter also, meine liebe Lehrerin.“

„Unser Hofkreis ist bald durchschritten;“ antwortete die Eberstein gefällig. „Ein Paar Kammerfrauen, unbedeutend und stets unter einander streitfertig. Eine Kastellanin, von der nichts weiter zu sagen, als daß sie eine große Geisterseherin seyn will; — und somit wären wir mit den Frauen aus anständiger Sphäre fertig. — Der Herren sind nicht Viele, aber merkwürdige. Der Marschall von Lingen: ein Frommer, der Durchlaucht zu gefallen, der es aber nicht sehr ernstlich meint; er spricht stets von Mühen und hat nichts zu thun; er redet viel vom Fasten, und soll — darf man dem Küchenmeister glauben — eine ganz vortreffliche Tafel führen. — Ferner der Stallmeister ein gutmüthiger Degenknopf, der die Tugend leidenschaftlich liebt, aber durchaus die rechte nicht in sich selbst zu finden vermag. — Alsdann ein spitzbübischer Haushofmeister, der mit jeder Tugend prahlt, ohne eine einzige zu besitzen; und endlich der Kammerdiener, zugleich Kassier der Markgräfin, ein Dalmatier von Geburt, den die Fürstin einst von Florenz mit sich gebracht; ein räthselhafter Bursche, mit dem gerathener seyn möchte, Freund als Feind zu seyn. Von dem Hauptmann, der die zwanzig Trabanten der Fürstin befehligt, will ich schweigen. Er hat hier für seinen Körper einen Ruheposten gefunden, nachdem sein Verstand schon von Kindesbeinen quiescirt hat; er hat als Dragonerstandartenträger den spanischen Successionskrieg in den Niederlanden mitgemacht, und weiß nur vom Brabanter Bier und flandrischen Mädchen zu erzählen. Kurz, er gehört in die Wachtstube, wo er auch gewöhnlich von früh bis spät den Sorgenstuhl einnimmt. Nun hast Du das ganze Verzeichniß des Hofpersonals, mit dem Du jemals in Berührung kommen könntest. Deine Tante, der Marschall und Herr Daudowich, der Kassier, sind sehr zu berücksichtigen. Ich würde Dir nicht minder den Beich-

tiger der Markgräfin empfehlen, wenn der Mann nicht in der Residenz am Tode läge. Dieser Geistliche, ein Eiferer und bis zum Uebermaß dem blinden Glauben und Gehorsam anhängend, hat großen Einfluß auf das Gemüth der Fürstin gehabt. Gott gebe, daß sein Nachfolger milder sey, und ein heiteres Leben beginne, dem ähnlich, wie es zuvor gewesen! Doch die Zeit ist da, die Dich, dem Befehle Sr. Durchlaucht gemäß, auf Deinen Posten ruft. Kleide Dich; ich werde Dich geleiten."

Margarethe, welche die Gefälligkeit selbst geworden war, half der jungen Am Steig in die Prunkgewänder des Tags, und führte die, an allen Gliedern Zitternde, die Treppe hinab, in das erste, von der Markgräfin bewohnte Geschoß. Die mit der Oertlichkeit Vertraute, ließ den Treppensaal zur Linken liegen, und öffnete die Reihe von Zimmern, die so hell und prächtig eingerichtet waren, daß der bangenden Helene das Herz muthiger aufging. Da waren Gemächer, mit seidenen Tapeten verziert, von welchen Vögelgestalten in den buntesten Farben strahlten; Zimmer, mit beweglichen phantastischen Figuren verziert, wie die Mode sie aus Italien gebracht hatte: Chinesen auf Elephanten, der trunkene Bacchus auf dem Leoparden, Jonas im Rachen des Wallfisches, der heilige Ritter im Kampf mit dem Lindwurm waren hier, nebst hundert andern ähnlichen Erzeugnissen seltsamer Laune zu schauen. Vermittelst eines Zuges an den leitenden Schnüren nickte der Chinese, schnappte der Wallfisch, ringelte der Drache den Schweif, entfaltete der prächtige Pfau über dem Spiegel sein Gefieder. Margarethe zeigte diese Possen im Vorübergehen ihrer Freundin, öffnete dann die Seitenthüre, und sie standen im Vorzimmer des Cabinets.

„Dieses Tabouret ist Ihr Platz;" sagte die Eberstein, in Gegenwart der harrenden Kammerfrau die Etikette vornehmend, zu dem Fräulein Am Steig. „Sie haben die

Obliegenheit, der Dienste gewärtig zu seyn, welche Sr. Durchlaucht von Ihnen zu verlangen geneigt seyn möchten. Sie stehen — auf Befehl — Ihrer Tante bei dem Putztische der Fürstin bei. So lange diese Letztere Sie nicht zu sich beruft, weichen Sie nicht aus diesem Zimmer, und empfangen Diejenigen, die bei Sr. Durchlaucht Gehör zu finden wünschen. Sie werden, sind es Untergeordnete, nach ihrem Namen und Begehr sich erkundigen, und Beides durch die Kammerfrau hier Sr. Durchlaucht anzeigen lassen. Wünschen Damen vorgelassen zu werden, so haben Sie die Obliegenheit, dieselben zu unterhalten, bis die Audienz gewährt werden kann. Se. Excellenz der Herr Hausmarschall, und Se. Gnaden die Freifrau von Ehresheim haben den Eintritt ohne Meldung, und der Kammerdiener und Kassier Sr. Durchlaucht, Herr Daudowich, genießt desselben Vorrechts. Gräfin Heinrike von Werdenberg wird Sie in der Mittagsstunde ablösen, und Sie haben alsdann Sr. Durchlaucht zur Tafel zu folgen.

Mit einem freundlichen Augenwink verließ die so sehr geänderte Dame von Eberstein das Fräulein Am Steig, das, der Kammerfrau gegenüber sitzend, sich nun der Langeweile oder dem Spiel der Phantasie zu überlassen Erlaubniß hatte. Die schweigsame Dienstfrau, die mit den Augen dem Zeiger der Pendeluhr zu folgen, und mit dem Ohr jedem Geräusch im Cabinet der Gebieterin zu lauschen schien, war nicht sehr unterhaltend. Das Erstaunen über Margarethens Umgestaltung hatte sich Helenens Kopfe so sehr bemächtigt, daß er für keine andere Vorstellung Raum behielt, und es war der schüchternen Hofdame sehr angenehm, als es im Lakaienvorsaal lebendig wurde, die Flügelthüre aufging, und die Baronin von Ehresheim, unter dem Vortritt zweier Dienerinnen, die in Körben den für den Tag bestimmten Kleidungsbedarf der Fürstin trugen, einging. Die Freifrau, ohne außer einer leichten Verbeugung der Base nur ein Wort zu schenken, befahl der Kam-

merfrau, bei der Markgräfin einzutreten, die Fensterladen und die Vorhänge zu öffnen. Nachdem dieses geschehen, traten die Garderobedienerinnen hinein, um ihre Körbe abzulegen. Nachdem sie zurückgekehrt, ging die Schlüsseldame hinein; die Kammerfrau kam auf ihren Posten zurück, und die Stille, die nur von der gebieterischen Stimme der Ehresheim und dem Rauschen ihres Kleides unterbrochen worden war, stellte sich wieder ein. Bald folgten indessen abwechselnde Auftritte. Die Ankleiderin mit ihren Gehülfinnen kam, und wurde eingelassen. Bald nach ihrer Verrichtung ertönte die Schelle des Cabinets, und die Kammerfrau antwortete mit einem Zuge an der Glocke des Vorsaals. Das Frühstück wurde gebracht. Die Kammerfrau besorgte es in der Fürstin Gemach, und noch immer saß Helene da, ohne zu wissen, was ihr eigentlich hier zu thun obliege. — Die Scene wurde imposanter. Der Marschall im Klein-Galakleide trat, Helene leicht begrüßend, ein; die Kammerfrau riß, nachdem sie dreimal an die Thüre des Cabinets geklopft, dieselbe dienstfertig vor dem vornehmsten Manne des Hofstaats auf. Der Haushofmeister mit dem Küchenzettel des Tags, der Stallmeister mit der Anfrage, ob Se. Durchlaucht Wagen oder Pferde befehlen würde; der Trabantenhauptmann mit dem nichtssagenden Rapporte über das, was in verwichener Nacht vorgefallen, kamen nacheinander, und warteten auf den Eintritt, der ihnen gewöhnlich zusammen verstattet wurde. Der Hauptmann mit dem flachen, breiten, beschränkten Gesichte und der Rodomontade auf Schnurrbart und Unterlippe war der Einzige, der auf seine Weise einige nähere Notiz von der neuen hübschen Dame zu nehmen geruhte. Helene scheuchte indessen durch einige schroffe Antworten, wie Landmädchen sie häufig in der Gewalt haben, den dreisten Helden zurück, der nun, wie seine beiden Begleiter, zur Vorzimmerstatue wurde.

Zwischen den Wartenden ging ein kleiner, schwarzer,

unansehnlicher Mann hindurch, der sein gelbes Gesicht ein wenig vor Helene neigte, ihr dabei um so schärfer mit dem sprühenden kleinen Auge in das Antlitz schaute, und sich ohne weitere Förmlichkeit in das Cabinet der Markgräfin begab. — Daudowich! sagte Helene bei sich selbst, und wurde in ihrer Meinung bestärkt, als der Mensch wieder herauskam, ohne Umstände auf den Haushofmeister und den Hauptmann losging, ihnen Küchenzettel und Rapport schweigend aus den Händen nahm, und dem Stallmeister mit einem kühlen: Se. hochfürstliche Durchlaucht bedürfen heute des Marstalls nicht! die Thüre zur Treppe öffnete. Das Kleeblatt, der Trabanten-, Leibstall- und Küchenvorsteher entfernte sich alsobald; Daudowich besorgte die Papiere hinein, den Küchenzettel, wie er angenommen war, heraus, und sandte einen Lakai damit zur Behörde. Dann setzte er sich, Helenen gegenüber, in die Ecke, nahm mehrere Rechnungslisten aus der Tasche, stellte sich an, als wolle er sie durchstudiren, und beobachtete dagegen das Fräulein Am Steig auf das Schärfste, über die Papiere wegschielend. Helene, die das unverschämte Betragen wohl bemerkte, wurde roth vor Scham und Aerger, und wollte schon ihren Platz verlassen, von dem sie bisher nicht gewichen, als abermals die Thüren geöffnet wurden, und ein großer, schwarzgekleideter Mann, etwas verlegen, wiewohl nicht ohne Gewicht, erschien. Da die Kammerfrau sich nicht von ihrer Stelle rührte, und Daudowich dem Fremden nur einen forschenden Blick schenkte, so bemerkte Helene, daß nun an sie die Reihe des Handelns gekommen sey, und stand auf, um dem umherblickenden Manne einen Schritt entgegen zu gehen. Der sich vor ihr Verneigende schien an den Dreißigen zu stehen; sein Haar fiel schlicht gekämmt über den Nacken; sein Gesicht, von bildlicher, angenehmer Form, sah abgezehrt und gelblich, wie von tiefen Leiden oder von Bußkämpfen gefurcht. Die Augen, etwas matt schillernd,

lagen tief, und suchten häufig den Himmel, häufiger die Erde, selten die gegenüber stehende Person. Seine Kleidung hatte geistlichen Schnitt, in seiner Hand lag ein versiegeltes Paket.

„Mein Name ist Leodegar;“ sagte er mit sanfter Stimme; „ich flehe um die Gnade, Sr. fürstlichen Durchlaucht aufwarten zu dürfen. Ich komme im Auftrage des hochwürdigen Dechanten Adrian, und habe Sr. Durchlaucht ein Schreiben desselben in Ehrfurcht zu überreichen. Wenn ich mich daher dem Schutz des gnädigen Fräuleins empfehlen dürfte ....“

„Ew. Hochwürden belieben zu verziehen;“ erwiederte Helene. „Die gnädigste Frau ist in diesem Augenblicke beschäftigt; doch wird Ihr Stand und Ihre Sendung Ihnen den baldigsten Zutritt gewähren.“

Der junge Mann erröthete ein wenig, schlug die Augen nieder und versetzte: „Das Fräulein gaben mir einen Titel, der mir nicht gebührt. Ich bin nicht Priester.“

Nun war es an Helene, zu erröthen. Sie schwieg, peinlich, wie auf Nadeln stehend, und verwünschte innerlich die Gegenwart der eiskalten Kammerfrau und des lauernden Daudowich. Herr Leodegar hatte seine Fassung bald wieder gewonnen, und trat an's Fenster. Helene hatte Gelegenheit, von der Seite die edle Figur des Mannes zu bemerken, und den beinahe vornehmen Schnitt seines Gesichts, das durch seine leidende Physiognomie anziehender wurde. In seinen Augen that sich ein ganz eigenes Leben kund: ein verschlossenes und doch gewaltsam athmendes. Dasselbe verrieth auch das Benehmen des Körpers. Augen und Mund und Arme des Fremden hatten eben so viele strenge Hüter, die sie nicht über die Schranken gehen ließen. Von diesem Zwange vielleicht der Zug des Leidens auf Stirn und Wange; von dem peinlichen Zurückdrängen des Blutes nach dem verschwiegenen Herzen vielleicht die traurige Bläſſe des

Antlitzes! Helene verstand nicht diese Bemerkungen zu zergliedern; aber das Bild im Ganzen zog sie an, wie ein verwandtes Leben, wie eine bekannte Erscheinung, getragen auf den Fittigen geheimnißvoller Ahnung und schwärmerischen Sehnens. Helene vergaß ihre Umgebungen, in dem Anschauen des Mannes verloren, der ihr keinen Blick schenkte, und zürnte fast dem Marschall, der bald durch das Gemach schritt, der Tante, die ihm folgte, und der Kammerfrau, die sich jetzt mit der Frage, ob der Herr zu melden sey, an sie wendete. Das Fräulein konnte natürlich nur bejahen, und sah bald den Gemeldeten, der Erlaubniß der Fürstin zu genügen, im Cabinet verschwinden. — Während Helene ihm verlegen nachsah, stand er nicht weniger verlegen vor der Markgräfin, und stammelte kaum einige Worte der Huldigung.

Die Fürstin redete ihn sehr lebhaft an: „Ihr bringt mir Kunde und Schrift von meinem edeln Freunde? Gott wolle, daß Ihr Fröhliches zu berichten habet."

„So ist es in der That;" antwortete Leodegar. „Preis dem himmlischen Vater! denn seine Huld ist unermeßlich. Der Dechant, der schon mit dem Tode rang, ist erstanden vom Siechenlager, und würde vor Ew. Durchlaucht stehen, wenn ihn nicht die Schwäche, der Krankheit Folge, noch für einige Wochen an das Zimmer fesselte. Seine Feder spricht daher statt seiner zu Ew. fürstlichen Gnaden."

Die Markgräfin empfing das Paket aus Leodegar's Hand, öffnete es schnell, und las mit wachsender Freude: „Meine erlauchte Fürstin! Ich bin vom Tode erstanden, „und der Erste, den ich an Ew. Durchlaucht sende, ist „ein Engel des Herrn im Fleische, der mich durch sein „Gebet genesen machte. Er ist kein Mensch wie wir „Andere, und würde den herrlichsten Kirchenstuhl zieren, „wenn seine Demuth es zuließe. Seine Ahnungen sind „Wahrheit, seine Vorhersagungen dem Evangelium zu

„vergleichen. Er sucht eine Heimath auf dieser irdischen „Welt, und wird sie bei Ew. Durchlaucht finden, wenn „Dieselben Ihr Heil und das Wohl Ihres erlauchten „Hauses begehren, an welchem der Engelmensch Leode„gar mit voller Seele hängt. Er ersetze durch seine „Worte, was zu offenbaren meine schwache Hand mir „versagt. — Adrian."

Die Fürstin überlief das Schreiben zwei bis dreimal mit steigender Verwunderung, und dasselbe Gefühl malte sich auch in ihren Zügen, als sie den Mann betrachtete, den Gegenstand so vielen Lobes, der anspruchslos vor ihr stand, wie der Unbedeutendste aller Sterblichen.

„Euer Familienname, mein Herr?" fragte die Fürstin nach einer Pause.

„Ich führe keinen; ich bin dessen nicht werth."

„Euer Stand? ohne Zweifel der geistliche?"

„Nein, gnädigste Frau. Ich habe nur die ersten Weihen genommen. Der Vollendung bin ich unwürdig."

„Euer Vaterland?"

„Der Menschen allgemeine Heimath bei'm Vater. Die irdische habe ich vergessen. Wozu auch die Wiege wissen, da man das Grab nicht weiß?"

„Der Dechant empfiehlt Euch sehr."

„Ich verdiene diese Güte nicht."

„Können wir Euch in etwas zu Diensten seyn?"

„Euer Durchlaucht spotten meiner in meiner Niedrigkeit."

„Ihr habt unsern würdigen Beichtiger vom Tode errettet."

„Ich habe nichts gethan, als gebetet. Gott thut Alles."

„Ich will Euch, sein Werkzeug, belohnen."

„Verdiente ich in dieser Sache Lohn, so würden Ew. Durchlaucht mich nicht belohnen können."

Das Gesicht der Gräfin flammte bei dieser Entgegnung. „Was heißt das?" fragte sie rasch.

„Das Leben eines Käfers ist unbezahlbar in der wei-

ten Schöpfung;" antwortete Leodegar gelassen. „Wie vermöchte der gewaltigste Monarch auf Erden ein Menschenleben zu bezahlen?"

„Ihr habt Recht; wir haben den Ausdruck übel gewählt. Wir wünschen jedoch, Euch eine Freude zu machen."

„Erlauben mir doch Ew. Durchlaucht, in Ihrer Nähe einige Zeit zu verweilen?"

Diese rasche Zwischenfrage verwirrte die Markgräfin ein wenig; alsdann entgegnete sie:

„In meiner Nähe? Wie so? Warum?"

„Der Herr ist bei den Frommen. Ich bin dem Herrn nahe, wenn ich bei Ew. Durchlaucht bin."

Die Markgräfin überlegte einen Augenblick — „Ihr seyd ein räthselhafter Mensch;" sagte sie zögernd. „Ihr gebt Euch für einen wandernden Weisen." —

„Ach!" seufzte Leodegar. „Wo ist die Weisheit? Ich bin ein armer, unbedeutender, unwürdiger Mensch, der nur den Herrn und die Tugend sucht. Meine Lehrer, der Bischof, der Dechant haben mich unverdient gepriesen, weil ein Lahmer wandelte, den ich berührt, weil ein Kranker aufstand, mit dem ich gebetet hatte. Und ich weiß doch nur zu gut, daß der Herr Alles thut, und daß mir nichts frommt, als eine einsame Klause, im Schutze der Gottesfurcht; und bei Ew. Durchlaucht finde ich allein diese Tugend so herrlich prangend, so schön!"

Die Markgräfin fühlte sich geschmeichelt. Sie sah in ihrer Unschlüssigkeit noch einmal auf das Packet des Dechanten, auf die Schriften, die nebst seinem Briefe sich darinnen befanden. Ein Brief, offen und kurz, fesselte sie. Unwillen überzog ihren Mund, eine Thräne stieg in ihr Auge. Sie blätterte in den übrigen Papieren, legte dann Alles zusammen und sagte fest zu Leodegar:

„Eine Klause unter sicherm Schutze soll Euch werden, wenn Ihr die Bewahrung meiner Einsiedelei im Parke

übernehmen wollt. Der Aufenthalt ist der eines Anachoreten, ohne Bequemlichkeit; indessen ...."

„Mir ist der Ruf dieses Tempels der Gnade bekannt;" sprach Leodegar erfreut. „Ich werde stolz seyn, dessen Hüter zu werden. Was kann ich thun, um Ew. Durchlaucht zu vergelten, was Ihre Gnade thut?"

„Die Gelegenheit findet sich bald. Wenn Gott Euerm Gebete so viele Kraft verliehen hat, so wolle er sie bewähren an dem Körper- und Seelenheil einer Person, die uns sehr am Herzen liegt, und die ich Eurer Pflege wie Eurer unverbrüchlichen Verschwiegenheit empfehlen werde."

Die Audienz hatte somit ein Ende. Leodegar ging und die Markgräfin zog sich in ihr innerstes Zimmer zurück, um der sonderbaren Unterredung nachzuhängen, die sie so eben gehabt, und den Brief noch einmal zu durchlaufen, den sie in dem Paket vorgefunden.

„So ist sie denn noch nicht erloschen, die unglückselige Leidenschaft?" sagte sie wehmüthig zu sich selbst; „so darf ich denn nimmer aufhören, mein liebstes Gefühl mit den Waffen der Pflicht zu bekämpfen? Wahrlich, — ich weiß meiner ungerechten Gerechtigkeit kein Ziel zu setzen, — meinem angstvoll beunruhigten Herzen keinen Rath zu geben, — wenn der Himmel nicht hilft. Und — wäre dieser Leodegar das Werkzeug? Adrian's Empfehlung, — das Zeugniß des Bischofs — des Seminariums — dieser Mann, alle geistliche Würde verschmähend, so außerordentlich in seinen Gaben, in seinem Eifer, ... dessen Benehmen die Vornehmsten scheu macht, auf das Bekenntniß seiner frühern Verhältnisse zu bringen ....! Ich verliere mich in meinen Hoffnungen! aber der Versuch werde gewagt, mir und meinem Theuersten die Ruhe wiederzugeben. Mag die Jugend zürnen, mag sie aufbrausen gegen die grausame Gewalt! Wer ihr die Leidenschaft nimmt, raubt ihr den selbstmörderischen Dolch!"

Sie blickte bei diesen Worten um sich auf die hell er-

glänzenden, mit Spiegeln und kleinen sonderbaren Bildern eingelegten Wände, und legte, wie selbstbestrafend und warnend, den Finger auf den Mund.

„Hier spreche ich von Tödtung der Leidenschaft?“ sagte sie leise. „In diesem Zimmer, dem Tempel der Eitelkeit und leichtsinniger Erinnerung?“

Sie seufzte tief auf, rieb sich verdrießlich die Stirne, und läutete heftig. Auf ihren Befehl erschien das Fräulein Am Staig.

„Ist der Tagskurier aus der Residenz gekommen, und etwa ein Bote aus unserm Winterschlosse?“ fragte die Markgräfin.

Das Fräulein bejahte und händigte der Fürstin zwei Briefe ein.

„Der Markgraf kömmt morgen!“ rief sie erfreut, nachdem sie das Schreiben mit dem großen Wappensiegel erbrochen. — Die Freude verschwand indessen, als sie den zweiten Brief vom Winterschlosse gelesen. Sie sperrte denselben mißmuthig in eine prächtige Chatouille von Bronze und Stahl, die auf dem Kamine fest geschraubt stand, und überließ sich einige Augenblicke hindurch, auf das Marmorgesimse gelehnt, ihren Gedanken.

Das Fräulein stand verlegen vor ihr, und betrachtete, um sich zu zerstreuen, die sonderbar verzierten Wände des Zimmers. Zwischen, von goldnen Rauten durchflochtenen Spiegeln, erschienen viele kleine Bilder, aus welchen, vielleicht sechzigmal wiederholt, der Markgräfin Gesicht, in der hellsten Blüthe der Jugend erglänzend, hernieder sah; doch in jedem Gemälde in veränderter Form. Sie und ein Knabe an ihrer Hand zeigten sich in den verschiedensten Gestalten. Bald in der Tracht einer fantastischen Jägerin, Dianens Halbmond in den Haaren, und den Falken auf der Hand; bald in den Gewändern einer vornehmen Türkin, von Diamanten übersäet; bald in dem bunten Federputze einer Negerkönigin. Dann wieder als blühende Schä-

ferin, dann als Fortuna mit der goldenen Kugel des Glücks, als spanische Dame, als griechische Helena, als chinesische Kaisertochter und in vielen andern Verwandlungen, die ein Bild beschloß, auf welchem sie mit dem Knaben in völlig schwarzer Trauer- und Bußtracht dargestellt war. — Des Fräuleins überraschte Neugierde entging der aufblickenden Markgräfin nicht.

„Erkennst Du mich auf diesen Gemälden?“ fragte sie herablassend und lächelnd. Das Fräulein versicherte es mit dem Tone der Wahrheit. Die Fürstin verglich die Bilder verstohlen mit dem Bilde im Kaminspiegel, und versetzte mit einem leichten Seufzer:

„So war ich vor manchen Jahren. Die Zeit fliegt, mein gutes Fräulein. Diese Bilder stellen die Masken vor, worinnen ich auf dem Carneval am Hofe meiner seligen Frau Schwester, der Herzogin in Italien, erschienen bin. Der Knabe an meiner Hand ist der jetzt regierende, allergnädigste und durchlauchtige Markgraf, mein Sohn. Seine liebevolle Freundlichkeit hat diese Denkmale der Eitelkeit hier aufzustellen befohlen, und, so gerne ich sie entfernen möchte, so wage ich dennoch nicht, seine Liebe dadurch zu bekränken. Sie ist ja mein einzig Glück auf Erden!“

„Wie glücklich ist nicht der Herr Markgraf, in Ew. Durchlaucht seine Mutter zu verehren!“ rief Helene, von ihrem eigenen Waisenstande ergriffen, aus.

„Seine Liebe macht mir glaubwürdig, was Du sagst;“ versetzte die Fürstin voll Mutterempfindung: „diese Ueberzeugung erhebt mich auch über Manches; denn, was auch geschehen mag ... wie sagst Du, mein Kind? ... die Liebe hört nimmer auf?“

„Ja, Ew. Durchlaucht; so sagte meine Aebtissin, und mein Vater, als er ihr nachging, dahin, wo sie sich ewig lieben werden.“

„Die Unschuld, womit Du von diesem wohlthuenden

Gefühle sprichst, beweiset mir, daß Du Deine Eltern innig liebtest."

Helene konnte nur sanft weinen.

„Daß Du Deinem Bruder von Herzen zugethan bist;" fuhr die Fürstin fort.

„Ach! ich weiß mich seiner kaum zu erinnern, gnädigste Frau. Ich war noch kaum ein vierjähriges Kind, als er schon über den Rheinstrom nach dem Bisthum Lüttich gebracht wurde, um daselbst geistlich zu werden, wie meine Eltern um ihrer Sünden willen versprochen hatten. Ich habe jedoch jeden Morgen und jeden Abend für den Bruder gebetet; selbst dann noch, als der Vater einmal erzählte, der Leo sey der Schule entsprungen, und in den wilden Krieg gegangen. Seit der Zeit aber habe ich keine Nachricht von ihm erhalten, und er ist wohl schon längst verunglückt. Der arme verblendete Mensch, der durch seinen Schritt Mutter und Vater in's Verderben gerissen hat!" —

„In's Verderben? wie so?"

„Ei, gnädigste Frau; welch' ein Verbrechen, daß der Schwur der Eltern nicht erfüllt wurde! Gott zog seine Hand von ihnen ab, und die Frau vom schwarzen See bekam wieder alle Gewalt über sie, denn sie zürnte beständig, daß meine Mutter ihr die Seele meines Vaters abspenstig gemacht hat."

„Mädchen! Mädchen!" sagte die Markgräfin bewegt und bekümmert: „das ist verdammlicher Aberglaube befürchte ich. Glaubst Du denn, daß solche Geschöpfe in den Gewässern leben, wie jenes Weib, das Dein Vater im Traume sah?"

„Ich glaube es fest," erwiederte Helene eifrig, aber ehrerbietig: „der Beichtvater im Stifte hat uns gelehrt, daß es böse und gute Geister, Zauberer und Hexen gäbe, und er hat nie unterlassen, am heiligen Dreikönigstage die geweihten Buchstaben an alle Zellen, Säle und Ställe

des Gotteshauses zu schreiben, damit die bösen Gewalten außerhalb bleiben mußten."

„Euer Beichtiger hatte Recht;" sagte hierauf die Fürstin: „die geweihten Kreuze und Buchstaben helfen jedoch nur gegen die Geister jenseits der Schwelle. Was die Mächte im Busen des Menschen betrifft, so zeigen sie sich oft unüberwindlicher, als Teufel und Zaubersegen. Hüte Dich vor Deiner Einbildungskraft, Mädchen, und vor der Liebe, die Du so gefahrlos, so spielend im Munde führst, weil Deine Eltern in ihrem langen, kummervollen Ehe-Leben dieses, ihr einziges Glück stets begeistert priesen und erhoben! Hast Du nie noch einen andern Menschen von Herzen geliebt, als Deine Eltern?"

„Meine Eltern, meine Aebtissin, Schwester Hypolita und das Jesuskind von Wachs, das man mir schenkte, und das ich an Festtagen so glänzend herausputzen durfte, als mir es das geringe Taschengeld erlaubte." —

„Welche Einfalt!" sagte die Markgräfin für sich; drehte sich dann rasch zu Helene, und setzte laut hinzu: „Mache Dich gefaßt, mein Kind, morgen mit meinem Wagen nach dem Winterschlosse abzugehen. Mein Andachtsstübchen bedarf einer neuen Einrichtung, und Du sollst sie besorgen."

Helene folgte, von der Gräfin von Werdenberg abgelöst, der Markgräfin zur Tafel, und hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihrer Nachbarin Margarethe die Nachricht von des Markgrafen baldigem Eintreffen, und von ihrer kleinen Sendung nach dem Winterschlosse mitzutheilen. Diese Verkündigung machte nicht den besten Eindruck auf die Eberstein. Helene bemerkte, daß ihre Züge von einem Starrkrampfe befallen wurden, der erst nach einigen Minuten verging. Die plötzliche Unbeweglichkeit machte alsdann einer heftigen Unruhe Platz, und das Fräulein beklagte sich flüsternd gegen Helene über den Zwang des Hofwesens, der dem Kranken

kaum erlaube, seinen Platz an der Tafel zu verlassen. Endlich, endlich war die Tafel zu Ende, und Margarethe wußte mit ihrer Freundin eine Stunde der Freiheit zu erbitten. —

„In Gottes Namen!“ sagte die darum ersuchte Schlüsseldame: „Hütet Euch jedoch, Fräulein Eberstein, daß Se. Durchlaucht Etwas von der Unpäßlichkeit erfahren. Ihr wißt es, wie wenig sie Kranke um sich dulden mag, wie sie vor Recepten und Arzneien Abscheu hat, und behauptet, ein gut Gebet sey besser als Pulver und Mixturen. Weicht ihr demnach aus, bis Euer Unfall vorüber ist. Meine Base soll Euch Gesellschaft leisten dürfen.“

Die Damen richteten wieder ihre Schritte nach dem schattigen Park. In einem versteckten Wildgange warf sich die Eberstein auf eine Bank, faßte Helenens beide Hände, und rief mit unbegreiflicher Angst: „Der Markgraf kömmt morgen? und Du sollst mich verlassen? Du sollst nach dem Winterschlosse abgehen? Unmöglich. Du mußt mir Deine Stelle abtreten. Ich kann nicht hier bleiben. Ich will, ich muß an Deiner Statt fort. Dort, auf der Burg, ist mein Platz, wenn Er hier ist.“

Helene erschrack sehr bei diesem Ausbruche tief verschlossener Leidenschaftlichkeit, und fragte bestürzt nach der Ursache.

Margarethe versank gleich darauf in ein trübes Schweigen. Sie schien zu überlegen, und sagte alsdann: „Beruhige Dich: ich hatte Unrecht. Es ist eine weise Maßregel der Markgräfin, die Dich von hier entfernt, und ein Gewinn für mein Herz. Was liegt denn übrigens daran, wenn es einige Stunden hindurch blutet? Der Markgraf kehrt ja in der Abendstunde wieder heim, weil ihm die Räumlichkeit des Schlosses nicht erlaubt, nur eine Nacht darinnen zuzubringen; ... und dann ist seine Gegenwart nur ein Traum gewesen.“

„Was hast Du denn mit dem Fürsten?“ fragte He-

lene neugierig und gespannt; „was ist mit dem Herrn, den die ganze Welt als milde und gnädig schildert?“

„Verdienst Du Vertrauen, Helene?“ versetzte Margarethe mit durchdringendem Blicke auf die Freundin: „plauderst Du nicht Geheimnisse aus, um einem Lächeln Deiner Gebieterin zu vergelten? Gelobe mir, daß Du um Deines Seelenheils willen schweigen willst! schweigen von dem, was ich Dir sagen werde.“

„Gerne! bei meiner Seele, Margarethe;“ betheuerte, immer noch erschrocken, die unschuldige Am Steig. Die Eberstein zog sie hernieder, küßte sie, und sagte zu ihr, sanfter, denn zuvor: „Sieh'! ich auch bin voll Vertrauen gewesen, und habe mein Herz geöffnet; aber man hat mich grausam belohnt. Daher bin ich klug und mißtrauisch geworden. Nur eine Unschuld, wie die Deinige, kann mich mittheilender machen. Eben Deine Unschuld jedoch fordert mich dringend dazu auf. Du bist das reinste, kindlichste Geschöpf, das ich je gefunden. Die Blüthen Deines Körpers und Deines Gemüths sind zu schön, um nicht ewig unberührte Blüthen zu bleiben. Du bist nicht für diese Welt und darum hüte Dich vor ihr. Mißtraue der Markgräfin: sie würde Dich einst einem elenden Höflinge in die Arme werfen. Vertraue nicht Deiner Tante, die einst ihr Weltglück in einer freudearmen, aber geldreichen Ehe gefunden, und Dir dasselbe Loos aufzwingen möchte. Fürchte und entsetze Dich vor Allem vor dem Markgrafen, der ein erschreckliches Gemüth unter leiblicher Außenseite verbirgt. Jedes seiner Worte träufelt honigsüßes Gift; jeder seiner Blicke ist ein tückischer Dolch nach unbewachten Herzen; seine Arme sind Schlingen eines bösen Geistes, und seine Hände liebkosen und morden zugleich.“

Helene wagte es nicht, zu verstehen, was die Eberstein meinte, und ihre Sittlichkeit schien ihr verbieten zu wollen, nach dem nähern Sinn der Worte ihrer Freundin

zu fragen. Sie schwieg daher, jedoch überzeugt, daß Margarethe ihr Wohl aus voller Seele wünsche; und mißtrauisch gemacht gegen den Sohn ihrer Herrin. Die Eberstein fuhr fort:

„Halte es dagegen treu und redlich mit mir, Du, mein Herz, Du, mein einzig Licht in dunkler Welt. Achte ihn nicht gering, den Ersatz, den ich Dir biete. Mein Leben gehört Dein, ungetheilt, unverkümmert, so wie das Deinige mir angehören wird. Wer wäre wohl auf Erden reicher, als wir? Und endlich, wie entzückend die Aussicht, in einem stillen, den Heiligen geweihten Hause, zu beten, zu leben, vereint zu tragen, vereint zu sterben!"

Helenens Auge erglänzte, und sie sank begeistert an die Brust des Fräuleins von Eberstein. — „Wie erkenne ich Dich jetzt!" sagte sie mit vieler Rührung; „Du bist nicht kalt, Du bist nicht dem Ueberweltlichen fremd, wie die Markgräfin sagte, wie die Tante glaubt. Du siehst ein höheres Ziel im Himmel, und Deine Worte haben mich Dir eigen gemacht."

„Zeige Dich den Menschen nur so, wie sie Dich zu begreifen verstehen; dann hast Du meine Kunst gelernt;" versetzte die Eberstein: „die Welt hat mich zum Steinbild gemacht, worinnen aber eine warme Seele lebt. Ich bin fromm ohne Gepränge, und deßhalb um Vieles unterschieden von der Markgräfin, die jenes Gebäude" — sie wies auf die Einsiedelei, die zwischen Bäumen hervorleuchtete — „zum Tummelplatz ihrer düstern, blutgierigen Andacht macht, und sich in abergläubischem, rasendem Taumel einer zerfleischenden Buße hingibt, die sie in ihrem Leben wohl verdient haben mag. — Doch, schweigen wir hievon. Die Pforten unseres Freundschafttempels stehen offen, und wir wollen hindurch gehen, bis an die Pforten heiliger Abgeschiedenheit. Bevor wir aber dahin gelangen, bleibt uns ein Geschäft

zu vollenden übrig, das ich Dir jetzo noch nicht nenne, um Deine Standhaftigkeit zu prüfen, dessen Theilnehmerin zu werden Du jedoch von morgen an beginnst; unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Du mir bei Deinem Haupte gelobtest."

„Es trifft sich herrlich," sagte die Eberstein, „daß Du morgen nach dem Winterschlosse reisest. Ich werde Dir ein versiegeltes Schreiben zustellen, das Du auf folgende Weise an den gehörigen Ort zu bringen hast. Bei Deiner Ankunft im Schlosse lasse Dir alsobald von der Castellanin das Zimmer mit den purpurrothen ledernen Tapeten anweisen, das sich in dem neuern Anbau, gegen die Nordseite zu, befindet. Ich bewohnte früher dieses Zimmer während der Winterzeit, bis im letzten Frühjahr es auf Befehl der Markgräfin geräumt wurde. Du mußt jedoch ein Geheiß der Fürstin vorschützen, sonst wäre zu befürchten, daß Dein Begehren ohne Folgen bliebe. In diesem Zimmer angelangt, so horche zur Abendzeit mit Aufmerksamkeit, ob Du nicht etwa eine menschliche Stimme vernimmst, die einen Psalm singt. Sollte Dir der Zufall günstig seyn, und Deine Erwartung belohnt werden, so rufe durch den Kamin des Zimmers die lauten Worte: „Sancta mater!" in die Höhe des Schlots, und wiederhole sie einige Male. Es wird hierauf eine Schnur in den Kamin herabgelassen werden; an diese binde Du meinen Brief, und gib ein Zeichen, daß man ihn hinauf ziehe. Vielleicht erfolgt späterhin eine Antwort auf demselben Wege; vielleicht jedoch, wahrscheinlich sogar, keine. Jedenfalls, im ersten Falle, die Adresse sey gestellt, wie sie wolle, verlasse ich mich darauf, daß Du sie nicht liesest, und meinen Händen allein übergibst."

Helene versprach, ihr willig Folge zu leisten, aber fügte zärtliche Vorwürfe hinzu, daß man sie der Lösung dieses Räthsels noch nicht würdig halte. Sie konnte

sogar eine Bewegung des Schreckens nicht unterdrücken, der sie beisetzen machte: „Ich handle doch nicht, indem ich dieses thue, gegen den Eid, den ich gestern in die Hände meiner Tante geschworen, nichts zu beginnen, das meiner fürstlichen Gebieterin zum Schaden gereichen möchte?"

„Dein zartes Gewissen macht Dich zur Selbstpeinigerin!" versetzte Margaretha bitter. „Nimm indessen mein Wort, daß Du gegen die Markgräfin nicht freveln wirst, indem Du thust, was ich verlange."

„So bin ich befriedigt und Deiner Aufträge gewärtig," erwiederte Helene, that keine Frage weiter, und näherte sich, an Margarethens Arm, der Einsiedelei des Parks, die, von ziemlicher Größe und Höhe, rund, von festen Mauern aufgebaut, mit einem Glockenthürmchen versehen, in der Mitte eines kleinen Wiesenplans stand, auf welchem die sommerlichen Blumen des Waldes in solcher Fülle sproßten, daß beinahe der Pfad von Kies und Sand, der zur Kapelle führte, davon überblüht war. Eine reizende Waldgegend umgab das stille, grün und bunt funkelnde Plätzchen, das sich nur gegen das Schloß zu in einen labyrinthisch geschlungenen Waldweg öffnete. Früherhin, da der Wald noch nicht ausgerottet gewesen, war hier ein Mord geschehen. Ein Leibeigener, durch die Gewaltthätigkeit seines Herrn auf's äußerste gebracht, hatte ihn auf diesem Platze erschlagen und sich darauf in den unfern strömenden Waldbach gestürzt. Ein Kreuz, wie die Vorzeit es an solche blutgedüngte Orte zu pflanzen pflegte, war zum Gedächtniß der That errichtet worden. Tief in die lockere Erde gesunken, und von grünem Moose überzogen, ragte es kaum noch aus den üppigen Grashalmen empor. Jetzt saß ein Mann auf dem Steine, den Hut tief in die Stirne gedrückt, die Hände auf den Knieen gefaltet, niederwärts schauend auf einen Korb voll Blumen, der zu seinen Füßen stand. —

„Leodegar!“ flüsterte Helene ihrer Gefährtin zu, und diese erwiederte: „So? der Sonderling? der Heiland, der die Wunder der heiligen Schrift in der Residenzstadt erneut hat? Laß uns näher treten; ich muß ihn kennen lernen.“

Eben drehte der Genannte den Kopf nach den Damen um und grüßte sie freundlich, ohne sich jedoch von seinem Sitze zu erheben. Helene redete ihn freundlich an; die Eberstein schien von des Mannes Unhöflichkeit verletzt, und er bemerkte es. „Sie vergeben,“ sprach er, „wenn ich mich vor Ihnen nicht erhebe. Dieses Kreuz, das Denkmal einer wilden That, kann ich Ihnen nicht zum Ruheplatz empfehlen; was mich betrifft, so bin ich müde, und muß noch einige Augenblicke rasten.“

„Bleiben Sie immerhin;“ antwortete die gutmüthige Helene, „und sagen Sie uns, wie Ihnen die Audienz bei unserer gnädigsten Frau gefiel?“

Des Mannes Angesicht leuchtete. — „Se. Durchlaucht haben mich zu Ihrem Tempelwächter ernannt;“ sagte er zufrieden; „ich trete heute mein Amt an, und wollte nicht unterlassen, den Altar der gebenedeiten Mutter mit den Blumen zu schmücken, die hier so verschwenderisch sprießen. Ist es nicht seltsam und ein Beweis der hohen Güte unsers Schöpfers, daß, aus der Asche eines Tyrannen sogar, so viel Wohlgeruch und anmuthiger Glanz aufblühen kann?“

Die Eberstein wurde nun aufmerksamer.

„Und all' diese Blumen,“ fuhr Leodegar fort, eine Handvoll derselben emporhebend „all' diese bunten und lichtgewebten Geschöpfe haben ihr eigenes geheimnißvolles Leben, mit Empfindung wie wir, mit Leiden und Freuden wie wir. Wie welken die Blätter dahin unter'm Sonnenbrand! wie dürstet der Kelch nach dem erfrischenden Thau der Nacht. Wie stolz zeigt er sich dem aufsteigenden Tag, geschmückt mit den Perlen, heller als Krystall? wie erbebt die Blume, wenn die freche Biene sich an ihr

Leben wagt! wie stirbt sie dahin, wenn man sie ihrem Boden entriß! und ihre Bedeutung! wie einfach! wie prophetisch dem Knaben, der in der Sternblume die Zukunft frägt; dem Mädchen, das Hoffnung und Liebe auf den Matten sucht; den Freunden, die den Kranz der Unschuld auf das Grab des Vollendeten legen: den seltenen Frommen, die in der ganzen Schöpfung nur die Blätter einer großen Bibel sehen! diese gelben Blumen — sind sie nicht die goldenen Lampen der Jungfrauen? diese weiße Krone der Stern, der die Könige führte.... dieser dunkelrothe Kleezweig deutet die heiligen Blutstropfen des Herrn!"

Die Damen sahen sich verwundert an. Helene antwortete: „Sie sind ein freundlicher Lehrer, Herr Leodegar. Sie bevölkern die ganze Natur mit Leben und Deutung, und ferner wird mir nie eine Einöde traurig und wüst erscheinen."

„Die Erkenntniß des Allebens ist auch nicht für die Welt der Städte;" sagte Leodegar: „ich habe meine Schule in der Wüste offen gefunden. Meine Jugend war einsam; meine Gefährten waren die ewigen Sterne des Himmels und die vergänglichen Gewächse der Erde; durch sie habe ich gelernt, daß im Tode selbst das Leben liegt, daß die Luft redet, und die Fluthen leben, nicht bloß die stummen Fische auf ihrem Grunde."

„Das sind meine Gefühle!" versetzte Helene verwundert: „das ist mein Glauben. Wo liegt Ihr Vaterhaus?"

Leodegar lächelte etwas bitter. Alsdann stand er auf, bewegte die Arme nach allen Himmelsgegenden, und erwiederte: „Meines Vaters Haus ist groß. Es ist ein unfreundliches Fleckchen seines Gartens, auf welchem ich emporwuchs. Dürftige Tannen haben es beschattet, und ein schwarzer, geheimnißvoller See hat seine Gränzen bespült."

„Ein See?" fragte Helene, mit dem Athem innehaltend."

„Ein wunderbarer See," wiederholte Leodegar, „der

unter seiner trüben, unbewegten Fläche ein Geistervolk bergen soll, wie die Sage versichert. Der Nixenschwarm war vor Zeiten gefällig und zuthulich, und, gar oft, wenn eine tugendhafte Hausfrau in der Gegend früh aufstand, fand sie schon ihr Haus bestellt, die Flamme auf dem Herd, die Ziegen gemelkt, den Stall gereinigt, die Stuben gefegt. Das hörte jedoch auf, so wie die Leute schlimmer wurden, und seither ist das Seeufer traurig geworden; trüglich der unterspülte Torf auf demselben; und, wo sonst die goldne Enziane blühte, liegt alles öde. Wohl schwimmt die Seerose häufig auf dem dunkeln kleinen Meere, als ein harmlos Friedensbild; aber es täuscht. Gewitter schlafen in dem Schooße des See's, und brechen los, sobald nur ein Stein, von verwegner Hand geschleudert, in den schwarzen Spiegel fällt.

„Mein Gott! Sie beschreiben meine Heimath!" rief Helene außer sich, und ergriff unwillkührlich Leodegar's Hand. Diese wurde schnell zurückgezogen, und ein Druck vom Arme der Eberstein machte Helene aufmerksam, daß sie eine Unschicklichkeit begangen. Das unschuldige Kind erröthete sehr, und konnte nur betreten hinzusetzen: „Meine Heimath ist die Herrenwiese, Herr."

Leodegar antwortete hierauf nach einigem Besinnen: „Es wäre möglich, daß ich Ihr Landsmann wäre, mein Fräulein ..... darf ich Ihren Namen wissen?"

Helene nannte ihn, und den ihrer Freundin. Leodegar ging leicht genug über den Namen Am Steig hinweg; der Name Margarethens beschäftigte ihn mehr. „Eberstein?" wiederholte er langsam, und ließ einen langen glimmenden Blick, seiner Gewohnheit zuwider, auf dem Fräulein ruhen. Dann machte er eine kleine Verneigung, und sagte, zu beiden Damen gewendet: „Ich kann Sie nicht aus dem kleinen Gebiete, das mir anvertraut worden, scheiden lassen, edle Jungfrauen, ohne Ihnen eine schmucklose Gabe als Andenken darzubieten."

Sie befanden sich am Eingange des Waldpfads. Leodegar bückte sich zum Boden nieder, pflückte ein Veilchen vom duftigen Saume des Hains, und reichte es dem Fräulein Am Steig.

„Ich wünsche Ihnen das Loos dieser Blume!" sagte er verbindlich: „ihr bescheidenes Erblühen, geschützt vor Regengüssen und Blitz, vor Thränen und Leidenschaft, und ihr seliges Verwelken an unschuldiger, treuer Brust."

Helenens Hand zitterte, schnell, wie ihr Herz klopfte, da sie die Blume nahm. Leodegar wendete sich an die Eberstein. „Was gebe ich Ihnen, mein Fräulein?" fragte er langsam, bald sie anblickend, bald wieder die Augen senkend. „Dieses?" fragte er weiter, indem er rasch einen Büschel röthlicher Beeren von einem Ebereschenbaum nahm, und ihn mit den Worten: „Sind sie reif?" dem Fräulein darreichte. — Helene wußte nicht, wie Margarethe dieses Sonderlings-Geschenk aufnehmen würde. Sie empfing es jedoch hastig und gerne; schüttelte die Beeren, antwortete: „Noch nicht; aber sie reifen!" und gab sie, mit einem festen Blicke auf Leodegar, demselben zurück; worauf der Abschied folgte. —

Drittes Kapitel.

„Thut Buße in Sack und Asche!"

Das Abendglöckchen auf dem Thurme der Einsiedelei hatte geläutet, und die Markgräfin schritt, trotz dem von vielen Wolken umzogenen Himmel, im Gefolge weniger Frauen, dem Orte der Andacht zu. Wie gewöhnlich, blieben die Begleiter unfern der Kapelle zurück, und nur Helene genoß des Vorzugs, die Fürstin, die sich sehr angegriffen fühlte, in das Heiligthum führen zu dürfen. Das Fräulein zitterte zusammen vor frommem Schauder, als sie durch die Pforte ging. Das Gebäude war nach einem eigenthümlichen Plane der Markgräfin aufgeführt worden, und bestand aus vier Gemächern, die rund um die eigentliche Kapelle lagen. Jedes dieser Gemächer, öde und offen stehend, war mit Baumrinde ausgelegt, und wies einige Heiligenbilder und schlechte Schemel auf. Aus einem jeden ging ein großes Fenster in das Kirchlein, und ein kleines, sehr hochgelegenes, mit Drath vergittertes, hinaus in's Freie. Eines dieser Zimmerchen war zur Küche bestimmt, worin die Markgräfin, die einen großen Theil der Fastenzeit allein in dieser Behausung der Abgeschiedenheit zuzubringen pflegte, eigenhändig ihre Speisen bereitete. Ein anderes diente als Oratorium; in dem dritten saß die heilige Familie, durch lebensgroße Figuren versinnlicht, an einem Tische, wo die Fürstin ihr selbst die Speisen auftrug, die nachher

an die Armen vertheilt wurden. Das vierte war die Schlafkammer der Frommen, die auf einer elenden Matte zu den Füßen eines Muttergottesbildes ruhte. In der Kapelle, die den Mittelpunkt eines Gebäudes ausmachte, brannte ein ewiges Licht vor dem Altar. Große Heiligenbilder standen auf den Simsen und Thüren, und allenthalben sah man die Büßerin Magdalene mit lang herniederhängenden Haaren vor dem Kreuze und dem Herrn zu Boden liegen. Einige Betschemel erfüllten den Raum der Kapelle, zu welcher sich das Himmelslicht nur durch einige in der Kuppel angebrachte gelbe Fensterscheiben zu stehlen vermochte. Der trübe Schein in dieser Halle, erzeugt vom, durch Regenwolken brechenden Abendstrahl, und von dem matten Glanz der ewigen Lampe, die ernsten Bilder der Heiligen, wie die magere, abgezehrte Gestalt der Büßerin erhellend, füllte Helenens Herz mit Grausen; der Anblick einer, auf den Altarstufen ruhenden Drathgeißel, eines schweren Stachelgürtels und blutbefleckten Scapuliers von eisernen Dornen geflochten, erschütterte sie noch mehr, und sie dankte heimlich dem Himmel, als die Markgräfin ihr den Befehl gab, ebenfalls zu scheiden, wie die Uebrigen, und die Thüre der Kapelle zu verschließen. „Gib den Schlüssel nicht von Dir," sagte die Fürstin, „bis Du ein Zeichen von dieser Glocke vernehmen wirst. Alsdann aber hole mich ab."

Das Fräulein entfernte sich gehorsam, und die Markgräfin hörte mit der Freude einer Schmerzerfüllten, die gerne allein seyn will, wie das schwere Schloß der Pforte zuschnappte, und Alles still wurde. Sie warf sich, ihre Schleier von sich legend, auf den kühlen Steinboden nieder, faltete die Hände über dem, die Erde berührenden Haupte, und betete lange und leise; dann emporgerichtet und vernehmlicher: „Mutter aller Gnaden!" schluchzte sie aus thränenschöpfender Brust: „Herr alles Lebens! lasse doch meine Sünden von mir genommen

seyn! Erhöre doch mein Gebet in diesen feierlichen Tagen der Erinnerung an ein blühend vernichtetes, in Fehl dahingeschiedenes Leben. Mache mich theilhaftig der Huld, die an Magdalenen sich bewährt hat. Gib mir Ruhe und Frieden, und erfülle meinen süßesten Wunsch! Laß mich den Schatz wiederfinden, dessen Verlust mich mit Betrübniß erfüllt! den eine Stimme vom Himmel oder aus dem Fegfeuer stündlich von mir fordert, mit Wehmuth und schaurigem Mahnen! Laßt mich, ihr Heiligen alle, versöhnen eine Zeit der üppigen Eitelkeit und des Verderbens. Lasset mich büßen dafür, aber sie nicht entgelten meinem geliebten Sohne, dem das Glück allenthalben folgen möge: das Glück, zu überwinden seine mächtigen und heimlichen Gegner; das Glück, seiner selbst und dem Rausch der Sinne Meister zu werden; das Glück, in den Armen der Braut, die ich ihm erwählt, die Frömmigkeit und die Treue zu finden, deren Beispiel ich ihm nicht werden konnte! Sollte unserm Hause, das nur auf diesen einzigen Zweig seine Hoffnung gründet, Unheil bevorstehen — o so wälze es auf mich allein, Herr mein Gott, denn ich habe Strafe verschuldet, und will Deines Zornes Opfer seyn!"

Die Thränen, die heftig aus ihren Augen strömten, erstickten ihre Sprache, aber noch mächtiger that es eine Stimme, die sich hinter ihrem Rücken vernehmen ließ, und welche mit dumpfem, feierlichem Tone ausrief: „Ja wahrlich! wahrlich! diese ist eine Heilige, und Weihrauch ihre Rede!" —

Die Markgräfin sah sich bestürzt um, und eine schnelle Gluth überstrahlte ihre blassen Wangen, als sie Leodegar's gewahrte, der mit ausgebreiteten Armen und erhobenen Händen aus der Seitenthüre, die in eins der vier Gemächer führte, in die Kapelle trat. Von Zorn, Ueberraschung und Scham zugleich bemeistert, stand sie unbeweglich, fand sie keine Worte. Leodegar war in

Begeisterung, warf sich ihr zu Füßen, drückte ihr Gewand an seine Lippen, und fuhr fort: „Gesegnet seyst Du, die mit den Engeln wandelt! Gesegnet seyst Du, gesalbte und gekrönte Büßerin, welche nach der schönsten, nach der Krone des Heilands greift!"

„Wie kommt Ihr hieher?" stammelte die Markgräfin.

„Dort war ich verborgen, um Zeuge einer herrlichen Andacht zu seyn!" antwortete Leodegar, in seiner Stellung verbleibend.

„Unverschämt!" zürnte die Fürstin: „Steht auf, was soll das heißen?"

„Zertritt mich, Königin der Buße!" antwortete Leodegar zerknirscht: „Du vermagst dennoch nicht die Flammen zu löschen, die in meinem Herzen brennen!"

„Mensch! unsinniger Mensch! wenn meine Leute kommen, dieses Schauspiel sehen, das ich nicht begreife...."

„Begreifst Du den Sonnenstrahl, der die Aehre weckt? den Blitz, der den Brand erzeugt? Du hast meinen Busen in sengenden Brand gesetzt, und ich will zu Deinen Füßen vergehen! Hörst Du die Donnerschläge über unserm Haupte? Hörst Du den Regen auf das Dach in Strömen niederstürzen? Dein Gefolge ist fern, Schutz zu suchen vor dem Unwetter; aber Gott und Leodegar ist bei Dir: fürchte nichts." —

Das Gefühl, verlassen zu seyn, — den Großen der Erde das peinigendste, — schlug die Fürstin nieder. Sie versuchte, den Glockenstrang, der von der Decke hing, zu erfassen. Leodegar unterstand sich, sie daran zu hindern, und zu einem entferntern Betstuhl zu führen. Hier stand er vor der Herrin, die, hochathmend, mit starrem Auge, und im Unwillen verzogenen Munde, ihn stumm mit dem Blicke des Vorwurfs durchbohrte, und redete weich und leidenschaftlich zu ihr:

„Verdamme mich nicht, Du Verwandte der Heiligen! — Entferne jeden schimpflichen Verdacht, denn der Herr

selbst hat mich in Liebe zu Dir erweckt; Er hat mich hierher geführt; Er spricht durch meinen Mund. Ich muß Dir huldigen, Titel und Gepränge verschmähend. Ich habe in Dir eine Schwester gefunden, eine Führerin auf dem Pfade zum Licht! Wie weit habe ich noch bis zu Deiner Demuth! wie weit noch zu Deiner Hingebung! Mächtiger noch, als Deine Leibesschönheit meinen elenden Körper überstrahlt, — mächtiger fühle ich mein armseliges Streben von Deinen Tugenden überflügelt!"

„Um Gotteswillen!" rief die Markgräfin mit gerungenen Händen. „Welche Sprache! Sagt mir nur, ob Ihr plötzlich von Sinnen gekommen seyd, und was Ihr beabsichtigt?"

„Gott selbst redet durch mich!" entgegnete Leodegar mit finsterm Blicke und verzückten Mienen. „Wahrlich! stoße ihn nicht von Dir. Entferne mich nicht von Dir, um elender Ziererei willen, damit Dein Engel nicht weiche. Weib! Fürstin! Magdalene! Wie ich Dich liebe und verehre, so darf ich's. Dein Ruf hat mich begeistert, Dein Bild hat mich entzückt, Dein Anblick mich verklärt, und Deine Andacht mich entzündet! Ich bin Dir verwandt, und werde Dich fortan geleiten, treu und sorglich, wie ein geschlechtloser Seraph seine Pflegbefohlenen. Verweise mich nicht von Dir! Gott hat durch meine elende Hand Kranke geheilt, Sterbende erweckt; er hat durch meinen Mund prophezeit, und thut es jetzt im Augenblicke. Der Tag, an dem Du mich verbannst, bringt Unheil über Dich, bricht Dein Herz, tödtet Deinen Sohn. Ich vermag nur, Euer Haus zu erhalten, und wenn ich's thue, so befiehlt mir's nur meine heilige Liebe zu Dir!"

Ein heftiger Blitz erleuchtete die Kapelle. Die Markgräfin schrie auf. Ihre Stimme verhallte unter dem fürchterlichen Krachen des Donners, aber ihr Auge glaubte zu sehen, daß alle Bilder von den Wänden

Begeisterung, warf sich ihr zu Füßen, drückte ihr Gewand an seine Lippen, und fuhr fort: „Gesegnet seyst Du, die mit den Engeln wandelt! Gesegnet seyst Du, gesalbte und gekrönte Büßerin, welche nach der schönsten, nach der Krone des Heilands greift!“

„Wie kommt Ihr hieher?“ stammelte die Markgräfin.

„Dort war ich verborgen, um Zeuge einer herrlichen Andacht zu seyn!“ antwortete Leodegar, in seiner Stellung verbleibend.

„Unverschämt!“ zürnte die Fürstin: „Steht auf, was soll das heißen?“

„Zertritt mich, Königin der Buße!“ antwortete Leodegar zerknirscht: „Du vermagst dennoch nicht die Flammen zu löschen, die in meinem Herzen brennen!“

„Mensch! unsinniger Mensch! wenn meine Leute kommen, dieses Schauspiel sehen, das ich nicht begreife....“

„Begreifst Du den Sonnenstrahl, der die Aehre weckt? den Blitz, der den Brand erzeugt? Du hast meinen Busen in sengenden Brand gesetzt, und ich will zu Deinen Füßen vergehen! Hörst Du die Donnerschläge über unserm Haupte? Hörst Du den Regen auf das Dach in Strömen niederstürzen? Dein Gefolge ist fern, Schutz zu suchen vor dem Unwetter; aber Gott und Leodegar ist bei Dir: fürchte nichts.“ —

Das Gefühl, verlassen zu seyn, — den Großen der Erde das peinigendste, — schlug die Fürstin nieder. Sie versuchte, den Glockenstrang, der von der Decke hing, zu erfassen. Leodegar unterstand sich, sie daran zu hindern, und zu einem entferntern Betstuhl zu führen. Hier stand er vor der Herrin, die, hochathmend, mit starrem Auge, und im Unwillen verzogenen Munde, ihn stumm mit dem Blicke des Vorwurfs durchbohrte, und redete weich und leidenschaftlich zu ihr:

„Verdamme mich nicht, Du Verwandte der Heiligen! — Entferne jeden schimpflichen Verdacht, denn der Herr

selbst hat mich in Liebe zu Dir erweckt; Er hat mich hierher geführt; Er spricht durch meinen Mund. Ich muß Dir huldigen, Titel und Gepränge verschmähend. Ich habe in Dir eine Schwester gefunden, eine Führerin auf dem Pfade zum Licht! Wie weit habe ich noch bis zu Deiner Demuth! wie weit noch zu Deiner Hingebung! Mächtiger noch, als Deine Leibesschönheit meinen elenden Körper überstrahlt, — mächtiger fühle ich mein armseliges Streben von Deinen Tugenden überflügelt!"

„Um Gotteswillen!" rief die Markgräfin mit gerungenen Händen. „Welche Sprache! Sagt mir nur, ob Ihr plötzlich von Sinnen gekommen seyd, und was Ihr beabsichtigt?"

„Gott selbst redet durch mich!" entgegnete Leodegar mit finsterm Blicke und verzückten Mienen. „Wahrlich! stoße ihn nicht von Dir. Entferne mich nicht von Dir, um elender Ziererei willen, damit Dein Engel nicht weiche. Weib! Fürstin! Magdalene! Wie ich Dich liebe und verehre, so darf ich's. Dein Ruf hat mich begeistert, Dein Bild hat mich entzückt, Dein Anblick mich verklärt, und Deine Andacht mich entzündet! Ich bin Dir verwandt, und werde Dich fortan geleiten, treu und sorglich, wie ein geschlechtloser Seraph seine Pflegbefohlenen. Verweise mich nicht von Dir! Gott hat durch meine elende Hand Kranke geheilt, Sterbende erweckt; er hat durch meinen Mund prophezeit, und thut es jetzt im Augenblicke. Der Tag, an dem Du mich verbannst, bringt Unheil über Dich, bricht Dein Herz, tödtet Deinen Sohn. Ich vermag nur, Euer Haus zu erhalten, und wenn ich's thue, so befiehlt mir's nur meine heilige Liebe zu Dir!"

Ein heftiger Blitz erleuchtete die Kapelle. Die Markgräfin schrie auf. Ihre Stimme verhallte unter dem fürchterlichen Krachen des Donners, aber ihr Auge glaubte zu sehen, daß alle Bilder von den Wänden

nickten, daß eine glänzende Flamme über dem Haupte Leodegar's schwebte.

„Fürchterlicher!" sagte die Fürsten scheu zu Leodegar. „Ihr trefft mein Herz. Das Leben meines Sohnes, die Fortdauer seines Geschlechts .... sie hängen von Euch ab? Entdeckt mir Eure Sendung und haltet inne mit den bedrohlichen Worten einer Verzückung, die in ihren Ausdrücken meine Würde verletzt."

„Bedrohlich die Worte der Zuneigung, der Freundschaft, der Liebe?" fragte Leodegar gekränkt. „Wollen denn die Vornehmen der Erde, daß allenthalben der Aermere zu ihnen rede, wie der Knecht zum Tyrannen? Herrliche Fürstin! Wir sind hier vor Gott, und Er hört uns allein. Dulde also das Bekenntniß meiner Huldigung, und beschwöre mir auf Dein Leben, mich nicht zu hintergehen, der Welt nicht zu offenbaren, was ich mit Dir spreche, mich nicht um meiner Freimüthigkeit willen zu verdammen oder einkerkern zu lassen."

Die Margräfin sah ihn groß an, und er setzte schnell bei:

„Nein! nein! schwöre nicht. Dein mildes Frauenherz ist nicht grausam. Möchte es aber Deine Klugheit seyn, so denke daran, daß Deines Sohns Zukunft von der meinigen abhängt. Was Du mir thust, thust Du ihm, und — höre es noch einmal — nur um der Liebe zu Dir, die der Herr in meiner Brust entzündet, wird ihn, den Lauen, den Verächter, das Strafgericht verschonen, damit Du nicht leidest, liebevolle, herrliche Mutter!"

„Stimmen von Außen vernehmend, verschwand Leodegar plötzlich in seinen Schlupfwinkel. Das Gefolge der Fürstin, das, vom Platzregen gescheucht, in die Steinlauben geflüchtet war, kehrte, bekümmert, noch immer das Glockensignal nicht zu vernehmen, und um seine Gebieterin besorgt, zurück, und eröffnete die Kapelle. Die Fürstin kam ihnen erschöpft entgegen, stützte sich, ohne ein Wort

zu sprechen, auf die Ehresheim und deren Nichte, und wankte dem Schlosse zu, um sich alsobald in ihre Zimmer zu verfügen.

Auf dem Hofe standen Pferde, von Reitknechten in markgräflicher Livrée gehalten. „Se. Durchlaucht sind angekommen!“ rief Daudowich, der Markgräfin entgegenkommend, und am Fuße der großen Treppe empfing der Fürst, in ganz durchnäßten Reisekleidern, seine Mutter, die mit einem Laut freudigen Schreckens in seine Arme sank.

„Verzeihen Ew. Liebden,“ sprach der Markgraf lächelnd, daß der ungebetenste aller Gäste sich einfand. Im Begriffe, die große Schäferei zu besuchen, wurde ich vom Gewitter überrascht, und da die Residenz weiter entfernt liegt, als dieses Schloß, so wagte ich's, meinen auf morgen zugesagten Besuch heute schon anzuheben.“

Die Markgräfin drückte ihr Vergnügen, aber nicht minder die Besorgniß aus, daß der geringe Raum des Schlosses dem Markgrafen nur ein unbequemes Nachtlager erlauben würde.

Der Fürst lachte herzlich, und versicherte: in der Kastellanei bereits ein Unterkommen gefunden zu haben. „Ich bitte Ew. Liebden um die Erlaubniß, daselbst meine Kleider wechseln, und von meinen Strapatzen ausruhen zu dürfen:“ sagte er: „dem kindlichen Respekt ist genügt, und es würde sich kaum ziemen, daß ich länger in diesem klosterähnlichen Schlosse verweilte. Auf morgen also, meine gnädige Mutter.“

Die Markgräfin zeigte sich ängstlich ob der Entlegenheit der Kastellanei und wollte nach dem Hauptmanne senden, um eine Wache vor das Haus zu stellen. Der Markgraf verweigerte es, und sagte scherzend:

„Nicht doch, Ew. Liebden. Ich habe Muth, und einen guten Degen. Was die nicht ausrichten, thun im Nothfalle diese wackern Edelleute, Baron von Westemberg

und Herr de la Montée, den ich morgen Ew. Liebden anständiger vorstellen werde, wenn er Ihnen noch nicht bekannt seyn sollte."

Er zeigte auf einen jungen Mann von kriegerischem Aussehen und Anzuge; von hübschem keckem Angesichte, blonden Haaren und röthlichem Bart, der sich mit zierlichem Anstand vor der Markgräfin verbeugte, zierlich, und doch stolz, wie die markgräfliche Cocarde an seinem Hute. Die Fürstin grüßte ihn, den Unbekannten, wie den ihr bekannten Westemberg, leutselig und wohlwollend, ersuchte Beide, für die Sicherheit ihres Sohnes zu wachen, und bemerkte im Scheiden, es sey ihr nicht unangenehm, der Ruhe genießen zu dürfen, da ihre Gemüthsstimmung nicht zu einer fernern Unterhaltung mit dem Markgrafen tauge.

So trennten sich also die fürstlichen Personen, und der Markgraf ging mit seinen Begleitern nach der Kastellanei, wo einige Zimmer nothdürftig zu seiner Aufnahme eingerichtet worden waren. Die Edelleute blieben im Erdgeschosse. Der Fürst machte sich's im Oberstocke bequem und befahl der Kastellanin, nicht zu säumen, ihm den Kammerdiener der Markgräfin zu senden, sobald er in die Kastellanei, seine Wohnung, zurückkehre.

„Herr Daudowich wartet bereits im Vorzimmer;" erwiederte die tief knixende Frau. — Der Markgraf verlangte seinen Eintritt.

Daudowich kam; die Kastellanin ging. Nachdem Se. Durchlaucht sich versichert hatte, daß Thüren und Fenster verschlossen, so befahl sie dem Kammerdiener, näher zu kommen, und das überflüssige Ceremoniel zu unterlassen. —

„Sage mir jetzt geschwinde," redete der Markgraf den Dalmatier an: wie es hier im Hause steht? was sich verändert, was sich neugestaltet hat?"

Daudowich zuckte die Achseln. „Bis auf einen jun-

gen halb verrückt aussehenden Schwarzrock, den Se. fürstlichen Gnaden zum Sacristan Ihrer Einsiedelei ernannten, — und einer neu angekommenen Hofdame — nichts Besonderes."

„Ich weiß," lächelte der Markgraf, „der Welt- und Gottweise Leodegar. Der Mensch hat in der Residenz seine Wunderpossen aufgeführt, und mir war es recht, daß der Dechant sich seiner für meine Mutter bemächtigte. Sie liebt nun einmal das Mystische: in Gottesnamen: ihre Frömmigkeit mag der meinigen, worüber alle frommen Unterthanen die Achsel sorglich zucken, und sogar mein würdiger Oheim sehr beängstigt ist, nachhelfen. Der Schwärmer hat nichts Gefährliches, so lang er nicht zum Werkzeug in den Händen der Clerisei wird, und dafür sorgt die Einsamkeit des Wittwensitzes." —

Daudowich verneigte sich schweigend und billigend.

„Wie steht es mit dem Wichtigern?" fuhr der Fürst fort: „Noch keine Nachricht, wo die Lafare hingekommen?"

„Es wird allgemein geglaubt, das Fräulein sey bei den Ihrigen," versetzte der Kammerdiener.

„Es ist nicht wahr," entgegnete der Markgraf: „ich habe mich erkundigt, ich habe Boten gesendet: ich bin meiner Sache gewiß. Irgend eine Teufelei hält das Mädchen — Gott weiß wo? — verborgen. Meiner Mutter traue ich nun allenfalls Schwachheiten, nimmermehr jedoch eine Teufelei zu. Eher hätte ich Verdacht auf eine gefährlichere Person an diesem Wittwenhofe. Gnade ihr jedoch der Himmel, wenn ich sie ertappe. Gnade er Euch Allen, wenn ich unter Euch, wie Ihr da seyd, eine Verschwörung gegen mich und die Unschuldige entdecke!"

„Wir sind Ew. Durchlaucht Alle ergeben!" betheuerte Daudowich.

„Ich könnte strengere Maßregeln ergreifen, um zum Zwecke zu gelangen," sprach der Markgraf weiter: „ich

könnte die Umgebungen meiner Mutter mit Gewalt säubern, und nach meinem Wunsche gestalten; doch liebe ich die Mutter zu sehr, und kenne die Zärtlichkeit, womit sie an mir hängt, zu genau, als daß ich ihren Lieblingsneigungen und ihren Handlungen störend in den Weg treten sollte. Aber — ein Wurm frißt an meinem Leben, und diesen sollst Du tödten helfen; — der Du seit meiner Kindheit meine Schritte schütztest, und seitdem ich Mann geworden, mit aufrichtiger Ergebenheit an mir hängst."

„Ew. Durchlaucht würdigen mich zu hoch. Was kann ich jedoch thun?"

„Höre. Der Augenblick, wo Du mich mit Gefahr Deines Lebens vom Verderben zurückgerissen, als des Balkons Geländer zu Florenz unter dem leichtsinnigen Knaben wich, erheischt meine Dankbarkeit. Eine größere jedoch verlangt das uneigennützige Bekenntniß, das Du mir bei meinem Regierungsantritte machtest: das Bekenntniß von der Schuld meiner allgeliebten Mutter, das Du mir so schonend entdecktest, als es die Schwäche einer Frommen verdiente, und dennoch sorglich, wie es dem für das Wohl seines Herrn bekümmerten Diener zukommt. Ehe ich jedoch im Stande seyn kann, Dein Vertrauen zu vergelten, bedarf ich Deiner weitern Unterstützung. Die Verhältnisse haben sich geändert. Jener Knabe, den Dir die Markgräfin zu Florenz vertraut, den Du nach Deutschland brachtest, ihn dem in Ruhe versetzten Burkard zu übergeben, — jener Bube, der an dem Todestage seines Pflegers so schnell abhanden gekommen ist — er ist nicht im Treiben der ungestümen Welt umgekommen; er lebt; ich ahne — ich weiß es, und er lebt in meiner Nähe."

Daudowich schlug die Hände verwundert zusammen, und sein Auge fragte: Wie? und Wo?

Der Markgraf fuhr fort: „Es sind kaum ein paar Wochen verflossen, seit der Freiherr von Westemberg mir

einen Cavalier vorstellte, den er vordem in Diensten des Statthalters der vereinigten Staaten gekannt hatte; den er als tapfer, geschickt, unternehmend und arm schilderte. Diese Eigenschaften gewannen dem Fremdling meine Gunst. Ich gab ihm eine Lieutenantsstelle in meiner Garde, und hatte in den ersten Tagen Gelegenheit, mir zu der Wahl Glück zu wünschen, indem Herr de la Montée einen Schurken entdeckte, der im Begriff gewesen war, Feuer in mein Schloß zu legen. Ein Abgeordneter des Pfaffenthums ohne Zweifel, das mich haßt, weil ich auf seine Albernheiten nichts gebe. Etwas Gewisses konnte aus dem Burschen nicht gebracht werden, weil er Mittel fand, dem Kerker zu entspringen. Ich zeichnete den Lieutenant aus, und mußte mich alsobald über die Kälte wundern, womit er meine Freudschaftsbezeugungen aufnahm; gleichsam, als wären sie ein ihm schuldiger Tribut gewesen. Hierauf erfuhr ich aus dem Munde eines seiner Vertrauten, des Kammerjunkers von Teck, daß der Lieutenant einst, zum Befremden Aller, die es hörten, geäußert habe: der Markgraf thue ganz wohl daran, ihn auszuzeichnen und freundlich zu behandeln, denn es werde in aller Kürze eine Zeit kommen, die ihm einen weit höhern Platz anweisen werde. Er werde dem Herrn näher stehen, als dessen Oheim, und es werde nur auf des Letztern Betragen ankommen, ob er ihm freundlicher nahe zu stehen hätte, als der Letztere es thut." —

„Ei, ei!" versetzte Daudowich sinnend.

„Meine erste Sorge war, mich nach der Herkunft des de la Montée genauer zu erkundigen," fuhr der Markgraf fort; „aber des Räthselhaften bot sich nun gar vieles dar. Dem Einen sagte er: er stamme aus Lothringen; dem Andern: er sey ein flandrischer Edelmann. Dieses Letztere behauptete er auch gegen mich. Indessen ging aus seinen Ergüssen an seine vertrauteren Freunde hervor, daß er in meinen Landen bekannt sey, und von dem rauhesten

Gebirgslande desselben spreche, wie von einer Heimath. Sein Alter, — diese Aeußerungen, — dieses geheimnißvolle Wesen! — Daudowich! ich betrüge mich nicht. De la Montée ist jener Isidor, dessen Geburt ein Fehltritt war, so wie sein Leben ein gerechter Gegenstand meines Kummers geworden ist."

„Was können Ew. Durchlaucht besorgen? — fragte Daudowich. — „Ihre rechtmäßige Herkunft und Successionsbefugniß ...."

„Die Zeit, Daudowich, ist gefährlich. Die Ruhe, die allenthalben herrscht, ist eine Kampf und Umwälzungen brütende. Der Tod des Kaisers, der ohne männliche Erben versterben wird, wenn nicht Wunder geschehen, wird Flammen des Kriegs erwecken. Gehe ich unter den Angriffen eines raubgierigen Nachbars unter so ist meines Hauses Stamm gefallen, dessen Hoffnung auf mir beruht. Mein Oheim, der Held der zweiten Linie, ist mein bitterster Feind, weil ich nicht seinen Aberglauben theile, und nicht die mindeste Lust habe, ihm, den Ländersüchtigen, mein Erbe abzutreten. Welch' ein Werkzeug in den Händen dieses Mannes, wäre ein kecker, unternehmender, seiner Abstammung sich bewußter Halbbruder? ein bigotter, von Aberwitz entflammter Mensch, der den Bruder erwürgt, weil dieser glücklicher scheint, als er, indem er einen Hermelin trägt! Ich verliere mich in Möglichkeiten, aber die eiserne Nothwendigkeit, den Gefährlichen mir vom Hals zu schaffen, ist gekommen."

„Die Weisheit Ew. Durchlaucht ist Dero bester Führer;" bemerkte Daudowich. „Befehlen Sie über Ihre Untergebenen."

„Du sollst mir beistehen, in dieser Sache auf's Reine zu kommen, denn ich will hell sehen, bevor ich irgend eine Maaßregel ergreife. Erinnerst Du Dich noch der Züge des Buben?"

Daudowich zuckte abermals die Achseln und erklärte

sein Gedächtniß unzuverlässig, da eine lange Zeit vergangen, und er nie bemerkt, daß Burkard den Knaben an Hof gebracht hätte. Der Kammerdiener versicherte nebenbei, nicht zu wissen, wer mit dem Nähern, Isidor's Erziehung und Kostgeld betreffend, beauftragt gewesen, und ob jemals die Markgräfin den Knaben besucht habe. Er glaubte sogar, für das Letztere verneinend entscheiden zu dürfen.

Der Markgraf ging verdrüßlich hin und her, und brach endlich in die Worte aus: „Wenn ich in Gottes Namen nur allein darum wüßte; aber der Mensch weiß selbst zu viel — scheint Alles zu wissen. Welche Unordnungen bereiten sich vor! Welch' ein Verdruß für mich! welch' ein Gram für meine liebe Mutter, auf welche ich, ihres Fehltritts ungeachtet, nimmer einen Stein zu werfen gesonnen bin! Da sich jedoch in dem engen Kreise, den das Geheimniß halten muß, kein besseres Mittel finden läßt, die Sache aufzuklären, so muß meine Mutter selbst die Entdeckung mitbereiten helfen, ohne es zu wissen. Ich will ihm und ihr Gelegenheit geben, Kindesliebe und Stimme der Natur sprechen zu lassen. Ich will diese Stimmen belauschen, und habe darum de la Montée hieher gebracht. Unter irgend einem Vorwande lasse ich ihn hier zurück, um, vorgeblich, eine weitere Reise anzutreten. Du wirst alsdann Sorge tragen, mich zu verbergen, und mir Nachricht zu geben, wann ein Zweigespräch zwischen der Fürstin und dem Lieutenant vorbereitet wird. Dein Einfluß auf meine Mutter, und das Vertrauen, dessen Du genießest, werden Dir es leicht machen, den Ort des Gesprächs unvermerkt dahin zu verlegen, wo meine Person, ohne entdeckt zu werden, den dritten Mann abgeben kann?"

„Sehr wohl, Ew. Durchlaucht!" versetzte Daudowich; „und alsdann?"

„Dann ist Deine Lektion zu Ende," antwortete der

Markgraf stolz, „bis es mir gefallen möchte, Dir eine neue aufzugeben. Zuletzt nur noch dieses, mein Freund: Schweige, wie das Grab. Wenn die Markgräfin eine Sylbe erführe! . . . . ."

„Nimmermehr, Ew. Durchlaucht! — "

„Oder irgend ein Mensch, der da athmet! . . . . Deine Strafe würde die härteste seyn. Fremde dürfen nie erfahren, welche Schwächen unser Haus zu verbergen hat, und ich will meiner Mutter Herz vor jedem Kummer bewahrt wissen. Welch' ein Gedanke mir aber jetzt durch den Sinn fährt! Hast Du nicht die heftige Bewegung bemerkt, worin die arme Frau gerieth, als ich ihr den Lieutenant vorstellte? Sollte schon der erste Blick vielleicht? . . ."

„Ew. Durchlaucht gehen im Argwohn zu weit. Ihre fürstl. Gnaden kamen bereits in solcher schwermüthiger Stimmung aus der Kapelle zurück." —

„Die übertriebene Frömmigkeit wird die Fürstin noch zu Grunde richten. Der Dechant hat sie auf dem Gewissen. Ich hoffte, der Tod würde sie von diesem düstern Peiniger befreien, aber er hat ein zähes Leben, wie die Schlange; und eine zähe Aufrichtigkeit obendrein, denn er ließ ein Billet unbeantwortet, das ich ihm sandte, da er auf dem Sterbebette lag, und worin ich ihn bei allen Todesengeln beschwor, endlich sein Schweigen zu brechen, mir zu bekennen, daß er an dem Verschwinden der Lafare Theil gehabt, und wo sich die Unglückliche befinde?"

„Ich glaube," daß weder Ihre fürstliche Gnaden, noch Se. Hochwürden der Dechant davon Wissenschaft haben," antwortete Daudowich.

„Nun beim Himmel!" rief der Markgraf, dem eine Thräne schmerzlicher Wuth in's Auge stieg. „So weiß ich nur Eine auf Erden, geeignet und willig, an jenem Engel ein schlechtes Stück zu verüben, und — so wahr der Herr lebt! — ich werde sie zur Beichte zwingen!"

Des Fürsten Züge gingen schnell von dem Ausdruck der Wuth zu dem einer tiefen milden Betrübniß über. —

„Warum muß ich gerade so unglücklich seyn?" fragte er, halb sich selbst, halb den zuhorchenden gebückten Dalmatier: „Warum bin ich dazu bestimmt, auf einem Fürstenstuhle zu sitzen? Um wie viel glücklicher ist Isidor! Sein Herz darf doch wählen, sein Herz darf lieben, während ich, im Kampfe mit raubsüchtigen Verwandten, heuchlerischen Pfaffen und der stürmischen Zeit, ein Opfer meiner Verhältnisse werde! während ich meine Hand und Freiheit an ein Geschöpf verkaufen muß, das ich nicht lieben kann!"

Er richtete sich empor, und sagte dem Kammerdiener: „Du kannst gehen!" Als sich jedoch derselbe beeilte, dem Befehle zu folgen, rief ihn der Fürst zurück, und fragte: „Berichte mir doch, Schlaukopf, wer das hübsche, blonde Mädchen ist, das meiner Mutter zur Linken ging?"

„Das neue Hoffräulein, Ew. Durchlaucht; Helene Am Steig."

„Ein schönes Frauenbild, mit himmelklaren Augen!" fuhr der Markgraf mit beifälliger Erinnerung fort: „schlank wie der Hals eines Edelhirsches, und taubengut, wie es schien! Bei meiner Seele! ich weiß nur Eine, die ich schöner fand, als diese. Gute Nacht, Daudowich!"

Der Kammerdiener ging, heimlich lächelnd, von dannen.

Die Treppen zu seiner Stube emporsteigend, summte er, einen Vers Petrarca's parodirend, die Worte zwischen den Zähnen:

Dov'è la donna eletta?
Lontano paese, turre oscura,
Voi possedete, ed io piango 'l mio bene!

Daudowich war verdrüßlich, einige Papiere nicht in seiner Tasche zu finden, die er sich vorgenommen hatte,

zu sich zu stecken, die er jedoch, wie er sich nun besann, bei dem Haushofmeister vergessen. Die Ungeduld des cholerischen Menschen war zu heftig, als daß sie ihm Ruhe gelassen hätte. Er machte sich wieder auf die Beine, um die vergessenen Papiere noch zur Stunde zu holen. Die Kastellanin war so eben im Begriff, die Thüre ihres Hauses zu schließen, und verwunderte sich höchlich über Herrn Daudowich's Vorsatz.

„Wohin, wohin, Herr Cassier?' fragte die Frau mit der Lampe und dem gewaltigen Schlüsselbunde: „die Nacht ist schwarz, und keines Menschen Freund. Ein Gewitter steht wieder im Niedergang, und ich wette der Geist geht schon wieder um."

„Der Geist, Frau Kastellanin? welcher Geist? —"

„Als ob Ihr nicht darum wüßtet, Herr Cassier. Gott steh' uns bei! Seit Jahren wandelt er hier herum; seitdem das Schloß völlig ausgebaut und bewohnt ist. Ich habe das Gespenst, oder besser die Gespenster oft mit eigenen Augen gesehen, wenn das dunkle Paar aus dem Walde bei der Einsiedelei kam, und Gutes hat sich nie begeben, so oft man die Gestalten spürte."

„Zwei Gespenster also? Ich entsinne mich, davon gehört zu haben, jedoch sah ich sie noch nie."

„Ihr Glücklicher! der höchstselige Herr ist der vornehmste Geist, und neben ihm wandelte immer ein weiblicher, der die Herzogin vorstellen soll, die vor einigen Jahren hier verstorben ist."

„Auf dem Winterschlosse, Frau Kastellanin." —

„Nun, gleichviel. Die Beiden sind's, und noch zittre ich, denke ich daran, wie sie mir zum ersten Male entgegenkamen, bei des Fasanwärters Häuschen zu mondheller Nachtzeit; Er rabenschwarz, mit langen schwarzen Federn auf dem Hute, und dem Commandostab in der Hand; sie, in einer grauen oder braunen Kutte, wie sie sich hatte in den Sarg legen lassen. Ich meine, ich ließ

sie scheu vorübergehen, und vor der Grabesluft, die von ihnen ausdampfte, sträubte sich mein Haar empor.“

„Das ist schaurig, Frau Kastellanin. Herrendienst geht aber vor Geisterfurcht. Laßt mich immerhin auspassiren. Ich komme in ein Paar Minuten zurück.“

Das Thor öffnete sich vor diesem Begehren, und Daudowich lief nach dem Schlosse, denn die schwüle Gewitterluft, die draußen war, so wie der Kastellanin Erzählung, machten dennoch Eindruck auf den Mann, der sich herzhafter anstellte, als er in Beziehung auf überirdische Wesen wirklich war.

Er hatte indessen kaum das Blumenparterre im Rücken des Schlosses erreicht, als plötzlich die Angstidee in seinem Kopfe einen Schein von grauser Wirklichkeit anzunehmen drohte. Denn, als er sich's am wenigsten versah, erschienen zwei Gestalten, unfern von ihm, aus den Steinlauben tretend, die er nur einen Augenblick anstarrte, um alsdann schnell umzukehren, und einen hastigen Rückzug nach der Kastellanei zu nehmen. Seine Einbildungskraft sah ohne Weiteres den verstorbenen Markgrafen mit den langen Hutfedern und die graue Büßende an seiner Seite. Während dem er nun, schimpflich genug, die Flucht ergriff, zog sich auch das gespenstige Paar wieder in die Steinlaube zurück. Sie sprachen zusammen flüsternd:

„Wer war der Mensch?“

„Daudowich.“

„Warum erschrack er so heftig?“

„Gespensterfurcht.“

„Hat der Gefährliche diese schwache Seite?“

„Wie wir sehen. Indessen hat diese Furcht, die, wie ich erfuhr, von Trabanten und Gesinde getheilt wird, viel Gutes für unsere Plane.“

„Ich hatte, indem ich Sie begleite, und im Gespräch vertieft, vergessen, daß wir hier wieder in der Nähe von

Menschen sind. Meine Unvorsichtigkeit hätte uns verrathen können."

„Nicht doch, mein Freund. Die Markgräfin, besorgt für ihres theuern Sohnes Sicherheit, hat von ihrem eigenen Hause die Trabantenwache entfernt, um sie in der Umgebung der Kastellanei aufstellen zu lassen, weil sich Se. Durchlaucht die Wache an der Pforte des Hauses verbeten. Diese Maßregel erlaubte mir, allein und unbemerkt zu so später Stunde das Schloß zu verlassen, und Euch aufzusuchen, an dem Orte, den mir Euer Wink bezeichnet hat. — Welche Gelegenheit böte sich jetzo, heute noch, zur gänzlichen Erfüllung unserer Absicht dar! Er hier, schlafend in der Nähe des Verderbens! in dessen Klauen, wenn wir nur wollen! Vor unserm Anblick fliehen, gleich jenem Schurken, alle Wachen in's Weite. Die verschlossene Thüre öffnet dieser Hauptschlüssel, den ich vor langer Zeit mir zu verschaffen wußte. Die Kastellanin zittert und schweigt vor jedem Geräusche. Ihr geht zu ihm; Ihr vollendet's! ....."

„Welch' ungeheurer Plan eines leidenschaftlichen Weibes! ....."

„Aber, Ihr wollt ja nicht! Ihr versagt Euern Beistand! Ihr wollt zögern, und ich — so blutig, so sehr ich ihn hasse, ich bin ja doch nur ein Weib!" —

„Mich friert neben Ihnen. Gute Nacht, mein Fräulein. Ich muß mit Gott reden, damit Er meine Seele bestimme. Sein Fingerzeig hat mich entwaffnet; vielleicht bewahrt mich die Wiederholung seines Begehrens: sein erneuerter Ruf!" —

Viertes Kapitel.

„Das eigene Herz ist der gefährlichste Feind."

Es schlug auf dem Thurme des Schlosses acht Uhr, als Helene, von der zärtlichen Freundin Margarethe mit Tüchern und Schleiern gegen den unangenehmen Nebel des Gewittermorgens geschützt, von einem einzigen hintenaufsitzenden Bedienten begleitet, in einem Wagen der Fürstin nach dem Winterschlosse abfuhr. Obgleich die Gegend, die das schnell rollende Fuhrwerk durchschnitt, dem Fräulein eine fremde, niegesehene war, die sich in einer gar seltsamen nebelfalben Beleuchtung darstellte, so gab die Reisende, in ihre Gewänder tief eingehüllt, weniger auf die Gegend Acht als auf ihre eigenen Gedanken. — „Lebe wohl," hatte ihr die Eberstein beim Scheiden gesagt. „Lebe wohl, Du mein bestes unschuldiges Herz! Du lässest mich in einem Kerker der Unruhe zurück, worinnen mich nur der Gedanke an Deine Liebe zu trösten vermag. Denke meiner mit gleicher Liebe, entledige Dich pünktlich Deines Auftrags, und kehre bald zurück, wann die Luft rein geworden seyn wird!"

Helene überlegte den Sinn dieser Worte, gedachte des Ausdrucks, womit sie gesprochen wurden, und der räthselhaften, welche Margarethen's Lebewohl beschlossen: „Vergiß nicht, auf den Psalm zu horchen, und ein Vaterunser zu beten, wenn Du am See des Schloßgartens vorübergehst!" — „Thue mir's zu Trost und Liebe!" hatte die Eberstein mit fast erstickter Stimme hinzugefügt,

und bei diesen Worten, bei dem Kuß, der sie begleitete, war sogar etwas in Margarethens Augen aufgegangen, das einer Thräne ähnlich sah. — Dieser Schimmer eines menschlichen Gefühls in dem finstern, starren Auge, hatte Helene mächtig erschüttert. Die Eberstein schien ihr dadurch erst geboren zu werden. Endlich ein Zeichen inniger Bewegung, das der Stein gab. Margarethens Liebe zu Helene schien selbst dieser Letztern mehr das wilde Sehnen eines tobenden Herzens, das sich in den Fluthen einer stürmischen Leidenschaft zerstreuen will, als die edle Freundschaft, die das Gemüth überhaupt schöner ahnt, als sie der Mensch im Leben findet. Helene hatte oft gebebt in den Umarmungen der Eberstein; sie glichen nur dem von Grabesgestalten erborgten sinnlichen Leben; unwillkührlich dachte Helene dabei an ein Opfer, und dieses Opfer glaubte sie zu seyn. Und nun auf einmal jene Thräne! Helene bat der Freundin, ob sie wohl deren Geheimnisse nicht begriff, in ihrem Gewissen den Verdacht ab, den sie, der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft ungeachtet, gegen sie gehegt; womit sie auf dem Punkt gewesen war, von ihr zu scheiden. Helene hatte wohl bemerkt, wie Margarethe sich noch zu später Nachtzeit entfernte; sie war aufgestanden, und hatte das Fräulein über den Hof gehen und unter den Bäumen des Parks verschwinden gesehen; sie hörte sie später zurückkehren, in aller Stille ihr Zimmer verschließen, an der Thüre horchen, ob die Nachbarin auch wohl schlummere, und hatte sich schlafend gestellt; hatte am Morgen strenge über die nächtlichen Bemerkungen geschwiegen, obgleich ihr Herz ungeduldig der Lösung so vieler unbegreiflichen Dinge entgegen schlug. Margarethe sprach mit tiefer Verachtung von den Männern, und der Liebe zwischen Mann und Weib; sie brach unerbittlich den Stab über diejenigen Frauen, denen der Leumund der Welt eine entschiedene Neigung zum andern Geschlecht Schuld gab.

Helene konnte es daher nicht über sich gewinnen, dem nächtlichen Ausgange ihrer Freundin eine sittenwidrige Deutung unterzulegen; ihr keusches Gemüth, ihre reine Seele ahnte kaum das Verderbniß. Aber beengend, schreckend, blieb die Vorstellung in ihrem Kopfe haften: Margarethe hege unerlaubte, gefährliche Geheimnisse, und werde sich unglücklich machen. Die Thräne beim Abschiede jedoch hatte Alles gut gemacht, und je höher die Sonne stieg, und je kräftiger sie den Nebel des Himmels niederdrückte, je heiterer wurde es in Helenens Brust, je unbefangener gab sie sich den Eindrücken des Tages hin.

Der Wagen war schon seit geraumer Zeit langsam gefahren, weil der Weg an einem ziemlich steilen Hügel hinlief, besäumt von einer wildüppigen Ginsterhecke, und einem dahinter verborgenen Abgrund, der sich unten in ein liebliches Thal entfaltete, mit silbern bewässerten Matten, mit traulichen Dörfern und einer Einfassung von romantischen, violettblauen Waldgebirgen. Auf der äußersten Höhe des Hügels stand, von der Zeit schräg nach dem Abgrund zu eingesunken, ein Bildstock der Jungfrau Maria, von Kränzen umflattert, welche gutmüthige Einfalt, die Frömmigkeit der Fröhlichen, und der Aberglaube der Heuchler daran aufgehängt hatten. Vor diesem Bilde, den Rücken gegen den Wagen gekehrt, kniete ein Mann in einen großen grauen Sommermantel gehüllt, und Helene hörte, wie der Kutscher zu dem neben her gehenden Lakaien sagte: „Sieh doch, Ludwig, den gottesfürchtigen Mann, der den hochwürdigen Herrn Dechant wieder zum Leben gebetet hat!“

Helene beugte sich aus dem Wagen; sah, wie Leodegar vom Boden aufstand, sich gegen sie wendete, — wie betroffen seinen Hut abnahm, verlegen grüßend. Sein Anblick war für das Fräulein dieses Morgens schönster Sonnenstrahl.

„Herr Leodegar!“ rief Helene verwundert. „Sie

hier? eine Stunde von dem Schlosse der Fürstin entfernt? Was führt Sie auf diese einsame Höhe?"

„Der Weg des Lebens;" erwiederte Leodegar, in dessen Miene dießmal etwas Offenes lag; eine Begeisterung, die sein Gesicht mit Muthes-Röthe überkleidete. „Seine Durchlaucht beschieden mich auf Morgen nach dem Winterschlosse; da jedoch Jehu bei ihr weilt, so war es besser, ich ging heute schon."

„Jehu?" fragte Helene, nicht begreifend, und bat, da Leodegar schwieg, denselben, im Wagen seinen Platz zu nehmen, und mit ihr die Reise fortzusetzen. Leodegar nahm den Vorschlag alsobald an.

„Sie versetzen mich in den Himmel," sagte er mit ernstem Lächeln; „ich will Ihnen keine Schmeichelei damit sagen, aber die Sache hat ihre Richtigkeit. — Sie sind ein Engel, mein Fräulein."

Helene verstummte in ängstlicher Bangigkeit bei dieser unerwarteten Anrede.

„Ein Engel," fuhr Leodegar fort; „ein Wesen, wie es, doppelgestaltig, hienieden im irdischen Leibe, — jenseits im ewigen Strahlenglanze, am Throne des Herrn steht, ein Verkündiger seiner Macht und Gnade."

„Mein Herr," — stammelte das Fräulein in äußerster Verlegenheit, und verwünschte beinahe die Höflichkeit, womit es den Sonderling zu seinem Nachbar gemacht.

Leodegar bemerkte Helenens Angst, und beeilte sich, sie zu beruhigen.

„Fürchten Sie nichts;" sagte er sehr milde. „Ich bin nicht der Feind, nicht der Versucher. Ich kämpfe selbst gegen die Versuchung, und Ihre Nähe soll meine Kraft heiligen und stählen."

„Ich bin keine Heilige;" versetzte mit demüthigem Vorwurf das Fräulein. Leodegar versetzte rasch:

„Mehr als das, Helene Am Steig! Sie sind die über jeden Kampf erhabene Unschuld. Auch ich bin

rein, auch mein Ohr ist keusch, auch meine Seele ist schuldlos; aber die Sünde wagt es, mir zu nahen, und bietet mir die Scharlachtraube des Bluts, während Ihnen die Seraphim, Ihre Brüder, nur der Tugend Silberlilie als Erkennungszeichen bieten! — Sie schweigen? blicken mir fragend in's Auge? Die Scene des gestrigen Tages steht vor Ihnen, wo ich die blutigen Beeren darbot? Ach! ich gab sie mir zurück! Gestern brach sich der Bann des Bösen an der herrlichen Macht, und wenn auch heute der Versucher an seinem Mutterbilde zu mir trat, so hat ihn doch meine Frage an die Zukunft bezwungen, und Ihr Erscheinen den Dämon in den Staub geschmettert."

„Sind Sie sich wohl bewußt," fragte er ernsthaft nach einer Pause, „daß Sie heute schon einen Menschen gerettet haben? durch Ihr Kommen allein, wie einst im heidnischen Rom die Vestalin, und im christlichen Rom noch jetzo der Cardinal den Verbrecher vom Tode befreit? O der wunderbaren Kraft, die sich in der Weltschöpfung, wo Alles Gott ist, kund gibt, schlummernd in den Werkzeugen, die das Rechte vollbringen, ohne es zu ahnen!"

„Schonen Sie meiner!" bat, beinahe durch Thränen lächelnd, mit gefalteten Händen, das Fräulein. „Wahrhaftig ich will nicht glücklich werden, wenn ich Sie verstehe."

Leodegar sprach wie in einer Verzückung weiter: „Wie unendlich klar und weise ist Deine Unschuld und Einfalt, gottgeliebtes Mädchen! Wie beruhigend für mich Deine Sendung! Während ich mit dem Versucher ringe, der mich an ein, wie im Traume geleistetes Gelübde mahnt, falsch und tückisch, wie er immer ist, — während er eine schwere Sünde von mir verlangt, unwiderruflich begehrt, — während meine geängstete Seele zum Allbarmherzigen die Bitte sendet: Er möge hier entscheiden, und mir einen seiner Engel sichtlich senden,

wie einst dem Patriarchen, wenn ich inne halten sollte in der That, — während dessen erscheinst Du, — und der Herr hat gesprochen, und meine Seele ist gesundet!..."

„Doch genug," fügte er bei, „von der Sünde, in Deiner Gegenwart, Du Reine, in deren Augen der Himmel ist. Sie ist überwunden; aber ich fürchte, es schon naht eine Andere, mir den Kampf anzubieten, damit ich nimmer raste. Werde Du meine Verbündete, Helene! hilf Du mir mit Schwesterliebe gegen die Feindin!"

„Spotten Sie meiner?" fragte Helene mit Sanftmuth. „Man nennt Sie einen Seher und Liebling des Himmels. Wie käme mir es zu, — mir, die nicht versteht, was Ihre prophetischen Worte deuten, — Ihnen beizustehen; dem alle Waffen gehören? zeigen Sie mir den Weg zur Seligkeit! ich vertraue Ihnen lieber, als allen Menschen; so viel Ehrfurcht empfinde ich vor Ihrer Rede und Ihrer Frömmigkeit! Gelehrter Herr! Mein sehnlicher Wunsch wäre, einst dem Kloster anzugehören. Wären Sie ein Bischof, mit Freuden wollte ich von Ihren Händen den Schleier nehmen!" —

„So unwürdig ich bin, die Weihen der Kirche zu tragen," versetzte Leodegar ernsthaft, „so sind Sie zu vollkommen, um sich in dem Kleide der Buße verbergen zu müssen. Bleiben Sie der Welt, daß diese sich an der Seltenen erbaue!"

„Läugnen Sie den Vorzug eines gottgeweihten Altarlebens?" —

„Nein, mein Fräulein. Ein Diener des Altars zu seyn, ist ein erhabenes Loos! Dazustehen vor der Welt, im Ehrenkleide der Unschuld und des Herrn, ist ein beneidenswerther Vorzug und der Tempelschänder, der die Priesterrechte mit Füßen tritt, erregt meinen Haß, bewaffnet meinen Arm — wenn es seyn muß — mit Fackel und Dolch — wenn nicht ein Engel Gottes mir befiehlt, die Waffen abzulegen. — Sie jedoch, Helene,

verdienen auch die Freuden dieser Welt zu genießen, dieser engen, doch paradiesischen Welt, die aber auch nur vor dem Demüthigen und Fleckenlosen ein Paradies bleibt."

„Ich bin wohl fromm, und habe nie etwas Uebles gethan;" erwiederte Helene. „Wie mache ich's aber, um nicht böse zu werden? Wer wird mir dazu helfen?"

„Ich; wenn Sie anders meinen Rath nicht verschmähen!" rief Leodegar mit Wärme.

„Nun?"

„Fliehen Sie den Hof der Gewaltigen," fuhr er fort, „und, wenn Ihre Verhältnisse dieses nicht erlauben, so panzern Sie Ihre Brust gegen Verführung, bis ein Beschützer Sie aus den Reihen der Gewissenlosen nimmt, von denen Sie jetzt umgeben sind."

„Ein Beschützer? Welcher fände sich für mich armes Mädchen?" —

„Der geborne Schützer des Weibes, der Mann, der Liebende, der Erkohrne, der Bräutigam, der Gatte."

Helenens Gesicht wurde Purpur. — „O .... was sagen Sie?" stotterte sie.

„War ich je der prophetischen Gabe Besitzer, so war ich's in diesem Augenblicke!" sprach Leodegar. „Deine Schönheit — die zarte Liebe, die in Deiner Brust schlummern muß, rechtfertigt, was ich sage. Wahrlich, ich sage Dir, Du hast Anspruch auf die Wonne dieses Lebens, auf die Freuden der Mutter! Wohl Dir, wenn Du einst, fern von Jehu's Pallästen, in traulichem Hause waltest als Herrin, als Gärtnerin in dem Garten eines liebevollen Gemahls, der keine schönern Pflanzen kennen wird, als Dich und Deine Kinder. Stirb dann den Tod des stillen Veilchens an stiller, treuer Brust! Du hast dann mehr gelebt, als alle Fürsten der Welt; mehr als wir, die nur die Mühen tragen hier, und eine ungestillte Sehnsucht nach Jenseits."

„Ist Ihr Loos so hart?" fragte Helene mitleidig,

und von dem geheimen Gefühl erregt, das sie freud- und leidvoll in ihrem Innern empfand. „Ihr, dem Herrn, unserm Gott, so wohlgefälliges Leben wäre so traurig? Wer hält Sie ab, selbst zu genießen, was Sie mir so reizend schildern, und was ich in meiner Eltern Hause gefunden: die reine unwandelbare Liebe?"

Leodegar wurde finster, verzog den Mund bitter, und erwiederte:

„Ich trage keinen Namen auf der Erde; mein Loos heißt jedoch: Entsagung. Beten Sie für mich, daß ich dieß Geschick erfülle! daß ich stark genug sey, mich zu erwehren gegen den süßen Zauber Ihrer Unschuld, wie gegen den gefährlichen Reiz ....."

Er schwieg plötzlich. Lebhafte Röthe trat auf sein Gesicht. Seine Augen schimmerten, und schienen nicht wahrzunehmen, wie Helenens Blicke vor ihnen zu Boden flogen. Nach einer langen Stille, während welcher Helene einigemale verlegen gehustet hatte, fuhr Leodegar mit veränderter Stimme fort:

„Der Rath, den ich Ihnen jetzo geben werde, verdient schnellere Berücksichtigung als der erste. Sie sind in übeln Händen. In Magdalena's Hause umarmt der Satan den Cherub. Lassen Sie von der Eberstein, da es noch Zeit ist."

Helene erschrack heftig.

„Der Satan will sich an dem Cherub unschuldig fangen;" fuhr Leodegar wärmer fort; „er will in Lilienarmen von seinem Aussatz genesen, aber seine vergiftete Brust wird selbst vom Odem der Heiligen nicht gesund werden. Engel, lasse von ihr, der Unreinen!"

„Woher wissen Sie ...?" fragte Helene. „Was sagen Sie? Erklären Sie mir ..."

„Ich kann mich nicht deutlich erklären, wie der Buchstabe spricht, oder der Zeuge vor dem Richter;" antwortete Leodegar mit ängstlichem Nachdruck. „Aber meine Em-

pfindung, meine Ahnung .... ich schwöre es .... sie sind heilige Wahrheit! Kennen Sie nicht den geheimen Zug des Herzens, mein Fräulein, der Gleichgestimmte vereint, beim ersten Blick, wie der Blitz das Leben trennt?"

Helene erglühte. Sie verschwieg ängstlicher, als Leodegar sprach, die keusche Sehnsucht ihrer Brust. Leodegar redete ferner:

„Kennen Sie dagegen das gewitterschnelle Gefühl, — nennen Sie es Haß? nennen Sie es Furcht? — das uns von Andern abstößt, die wir zum Erstenmale gesehen? O diese Furcht, diese Beklemmung, — dieser Haß, möcht' ich sagen — lebt in meinem Herzen, seit ich die Eberstein erblickt. Mir ist's gegeben, zuweilen in die Zukunft zu schauen, und gerade jetzo sehe ich hinein. Die Eberstein ist Ihr Unglück, wenn Sie dieselbe nicht fliehen auf immerdar."

Helene war von ihrem Entsetzen noch nicht zu sich gekommen, als der Wagen über einen gepflasterten Weg rollte. Die Erschütterung weckte sie auf. Die Pferde liefen aber einen steilen Abhang hinab in das Thor des Winterschlosses. Der Zwinger floh eilends vorüber, Brückengeländer und Graben schwankten vorbei: der innere Hof that sich groß und umfassend auf. Ein trostloser Anblick, winterlich selbst zur Sommerszeit, bot sich dar. Die weißgrauen Granitsteine des Pflasters, häufig von dürrem Gras und vergelbtem Moose überwachsen, stellten eine öde Fläche vor. Die Ställe und Lakaienwohnungen längs der Ringmauer waren einsam und leer. Im Hintergrunde des Hofs stand das Wohngebäude der Herrschaft; so alterthümlich, als das Sommerschloß freundlich, und italienisch-modern war. Thürme mit schrägen Wendeltreppenfenstern ragten daran empor; hohe Schornsteine, steile Dächer und zinnengeschmückte Giebel krönten das Gebäude, von hundert Fenstern und vielen Pforten und Thürchen geschmückt. Schwerfällige Gitter schlossen zu beiden Seiten an das Schloß an, und eröffneten eine Aussicht in den Garten,

voll hoher Bäume und stillwuchernden Gesträuchs. Hof und Schloß, von der Brücke an bis zu dem dunklen Auffahrts-Schwibbogen, von den traurigfinstern, mit verrostetem Drahte überzogenen Kellerössnungen, bis zu dem verlassenen Storchneste auf verwittertem Rade, der Krone des höchsten Thurms, gaben das vollendete Bild einer trüben Einsamkeit, melancholischer Verlassenheit. Ein sonderbares Widerspiel zu dieser Einöde machten die Klänge einer tollen Musik, die aus dem ersten Stockwerke herab schallte, von übelstimmenden Instrumenten aufgeführt. Ein kräftiges Jauchzen, unterbrochen von Gläserklang, schallte einigmal dazwischen, und zum Altanfenster heraus geschahen mehrere Schüsse in's Blaue, von Gelächter begleitet. Helene war furchtsam in die Ecke des Wagens gesunken, und Leodegar schwieg ebenfalls überrascht. Der Kutscher murmelte ein brummiges: „Was ist denn nun da für ein Teufelslärm!" in den Bart, da der Wagen vor den Schwibbogen des Gebäudes rasselte, und der Diener auf dem Rückbrette ließ von seinem „Halloh" die Gewölbe ertönen. Das Gejauchze schwieg; plötzlich entstand oben ein Laufen und Rennen, wie von bösen Geistern. Schlüssel klirrten, Tritte kamen schwer und eilig die finstere Treppe hernieder; Gestalten leuchteten durch die Dämmerung der Pfortenflur, woran sich Helenens Augen erst gewöhnten: eine ansehnliche Frau mit breitem Gesichte und gemeinen Zügen, aber außerordentlich geputzt, den mächtigen Schlüsselring an der Seite, trat heran, und öffnete mit allen Zeichen großer Verlegenheit die Wagenthüre.

„Ihrer fürstlichen Gnaden Hofdame Excellenz!" rief ihr der Markgräfin Lakai barsch und die Backen voll nehmend entgegen: „Allerhöchste Sendung von Seiten Ihro Durchlaucht."

Die Kastellanin macht Knix auf Knix, und stammelte, Helenen heraushelfend, eine Menge von Worten, denen nichts mangelte, als der Sinn.

„Welch' einen Lärm gibt es denn hier, gute Frau?“ fragte Leodegar.

Die Kastellanin, verlegner werdend, entgegnete: „Der Himmel und die allergnädigste Herrschaft verzeihen mir die Sünde und den Frevel. Ich ahnte nicht .... ich wußte nicht, daß Ew. Gnaden, im Namen unserer durchlauchtigsten Frau, hier ankommen würden .... und da heute die Hochzeit meiner Tochter gefeiert wird, so habe ich mich unterstanden, den großen Saal zum Morgen- und Mittag-Imbiß einzuräumen.“

Helene versetzte ernsthaft: die Fürstin werde es sehr übel nehmen, daß man ihre Zimmer zum Schauplatz eines Schmauses gewählt.

„Ich weiß es;“ sprach die Kastellanin schluchzend. „Ich bin verloren, wenn Ew. Excellenz mich angeben wollen. Das strengste Verbot der Allerdurchlauchtigsten ist's, was ich übertreten habe. Wer da steht, sehe zu, daß er nicht falle! Dieses Hochzeitsfest bringt mich an den Bettelstab!“

Leodegar nahm Abschied von Helene, dankte für ihre Güte, und wendete sich zu dem Kaplan des Schlosses, der, sehr alt und gebeugt, aber vom Frühstücksweine munter, schwankend die Treppen herunter stieg. Während Leodegar dessen Bekanntschaft zu machen suchte, ging Helene an der Kastellanin Seite, umgeben von einem Schwarme neugieriger Gäste, in das obere Stockwerk. Das Innere des Schlosses war um Vieles freundlicher, als die Außenseite. Doch war die darin herrschende Pracht veraltet, und der Bequemlichkeit nicht viel zu haben. Hie und da standen in den Gängen gaffende Hochzeitsgäste, aus der Classe des niedern bürgerlichen Standes, und in dem offenstehenden großen Saale, woraus man eben eiligst die Tafelreste schaffte, hatte sich ein Trüppchen von geputzten Leuten in eine Ecke gedrängt. Mehrere junge Weibspersonen, mit glänzenden Miedern und grünen Kränzen; mehrere junge Leute in grünen Röcken, Hirschfänger an der Seite, und

Hut und Büchse in Händen. Einer von ihnen, ein langer und robuster Mensch, mit lebhaft gefärbten Wangen, hellen grauen Augen und starkblonden Haaren, trug einen gewaltigen Blumenstrauß im Knopfloch, der ihn als Bräutigam beurkundete.

„Das ist der Unterförster Steinsatz, mein Schwiegersohn!" sagte die Kastellanin mit demüthiger Verbeugung, und der Jäger fügte einen ungeschickten Bückling hinzu. — Helene, ohne sich lange bei ihm zu verweilen, fragte nach der Braut. Das Mädchen hatte sich verschämt hinter ihre Kranzjungfrauen versteckt, und trat nur auf wiederholtes Bitten hervor: ein schmales, blaß aussehendes Geschöpf, schon über die Jahre der Blüthe hinaus, und blöde zum Umsinken.

„Welche Furcht, mein Kind?" sagte Helene, sie ermuthigend: „Sey lebhaft und freimüthig und unverzagt, denn um Deinetwillen könnte es wohl geschehen, daß Ihre Durchlaucht die Markgräfin nichts von Euerm Vergehen gegen ihr Gebot erführe."

„Wenn Ew. Gnaden das wollten! . . ." rief die Kastellanin, plötzlich verklärt; auch die Mienen der Brautleute und Gäste erheiterten sich.

„Ich will Euern Leichtsinn verschweigen;" fuhr Helene fort: „wenn die Bedienten nicht plaudern . . . . ."

„Für die stehe ich!" erwiederte der Bräutigam: „wenn Ew. Gnaden erlauben, daß wir sie zum Schmause einladen, der im Freien fortgesetzt werden soll, so bürge ich für ihre Verschwiegenheit."

„Wohl;" sagte Helene: „doch unter einer Bedingung gebe ich das Wort für die Verheimlichung. Ich habe den kurzen Weg ohne Kammerdienerin gewagt, weil mir die gnädigste Frau Eure Tochter, Frau Kastellanin, zu dem Dienste während meines Hierseyns vorgeschlagen. Ich wünschte nun zwar nicht, daß das Fest gestört werde, aber . . . . ."

„Wie Ihre Durchlaucht, wie Ew. Gnaden befehlen!“ unterbrach sie die Beschließerin: „Die Frau Markgräfin haben vollkommen Recht gehabt. Wäre Alles gut gegangen, wäre schon vor einer Woche die Trauung gewesen. Da ist jedoch eine Laune meiner Tochter in's Mittel getreten, und ich habe, wie immer, nachgegeben, und erst heute konnte etwas aus der Copulation werden. Unsere allergnädigste Frau hatte selbst den versäumten Tag bestimmt, und ich getraute mir nicht, Ihrer fürstlichen Gnaden zu berichten, daß er versäumt worden; hoffend, in aller Stille die Sache abzuthun; aber nun .... freilich .... Ew. Gnaden sollen jedoch nicht zu klagen haben. Verena soll ihren Dienst bei Ihnen verrichten, als ob sie schon seit einem Jahre Frau Steinsatz hieße. Wir können Ew. Gnaden nicht genug für Ihre Milde danken, und ich hoffe, mein Schwiegersohn wird gleicher Meinung mit mir seyn, da sein und mein Amt auf dem Spiele steht. Se. Excellenz, der Herr Marschall, sind ein jähzorniger Mann, der ...“

Helene unterbrach mit einem Male die Schwätzerin mit dem Begehren, endlich aus der von Weindunst und Pulverdampf verderbten Atmosphäre nach einem andern Gemache geführt zu werden. Die Beschließerin raffte sich zusammen, und bat Helene ihr zu folgen. Auf einen Wink dieser Letztern blieben alle Uebrige zurück.

„Schließt mir das Zimmer mit den purpurrothen Ledertapeten im neuen Anbaue auf!“ begehrte Helene.

Die Kastellanin stutzte mit einem Male, und sagte alsdann: „Ew. Gnaden! Wer Ihnen auch von dem Zimmer gesagt haben mag: das geht nicht an.“

„Warum nicht?“

„Ohne ausdrücklichen Befehl der Frau Markgräfin darf ich das Zimmer Niemanden zur Verfügung stellen. Ueberdieß ist es öde, unfreundlich, und zur Andachtsstube Ihrer Durchlaucht bestimmt.“

„Ganz recht, eigensinnige Frau!" versetzte Helene lebhaft, da der Zufall ihre Wünsche begünstigte: „ich bin gesandt, um der Fürstin Oratorium neu und schön auszuschmücken; darum darf und muß ich auf der Oeffnung des gedachten Zimmers beharren, wenn ich schon keinen schriftlichen Befehl Ihrer Durchlaucht bei mir trage. Oder solltet Ihr im Ernste meinen Worten nicht glauben?"

„Allen Respekt vor Dero Reden..." sagte die Kastellanin kopfschüttelnd: „wenn nur nicht ein Versehen..."

„Wohl;" sprach Helene listig und leicht: „so will ich versuchen, ob Ihre Durchlaucht, in Bezug auf das Scandal, das ich hier erleben mußte, meinen Worten bessern Glauben schenken. Auf der Stelle soll mein Wagen wieder angespannt werden!"

Die Kastellanin wurde blaß. Sie zitterte; sie bat, um aller Himmelsmächte willen, sie nicht in's Unglück zu bringen. Sie sey bereit, Alles zu glauben, Alles zu thun, Alles zu befolgen, sogar auf der Stelle das Zimmer zu eröffnen, und Alles zu dessen Einrichtung anzuordnen, wie die Hofdame es befehlen würde.

Demzufolge begab sich Helene mit ihrer Führerin in den neuen Anbau an der Nordseite. Treppen, Gänge und Gemächer waren hier heller und freundlicher als im ältern Gebäude; die Verödung jedoch bemerklicher noch. Die Kastellanin stand endlich vor dem fraglichen Zimmer still, öffnete etwas zögernd die Thüre, und ließ Helene eintreten. Die Stube war geräumig, lang und schmal, von einer Reihe von Fenstern erleuchtet, wie eine Gallerie. Die Tapeten waren, wie Margarethe sie beschrieben; das Geräthe einfach. In einem in der Wand angebrachten Alkoven stand eine breite Bettstelle. Unfern von dem Cabinetchen befand sich der geräumige Kamin, verschlossen von dem schwerfälligen Schirm, worauf, nach dem schwärmerischen Geschmack der Besitze-

ein dieses Hauses, eine geflügelte Sanduhr, auf einer Sense ruhend, abgebildet war. Helenen's erster Blick richtete sich auf diesen Kamin, und unwillkührlich fühlte ihre Hand nach der Stelle auf ihrer Brust, wo sie das Schreiben der Eberstein verborgen hatte. Der zweite Gegenstand, der sie beschäftigte, war eine kleine Treppe von drei bis vier Stufen, die, der Fensterreihe gegenüber, in ein anderes, benachbartes Gemach zu führen schien. Helene fragte nach demselben. Die Kastellanin, die Gefälligkeit selbst, eröffnete auch diese Pforte, alterthümlicher gebaut, als das Zimmer. Helene sah sich hier mit Verwunderung in einem hohen, viereckigen Gewölbe. Die Wände waren von grauem feuchtem Moder überkleidet; der Boden mit Ziegelsteinen gepflastert. Bis auf einige Schränke, war das Gemach leer, und erhielt sein Licht durch ein einziges Fenster, das in der sechs Schuhe dicken Mauer angebracht war. In der äußersten Höhe des Gewölbes waren einige runde Oeffnungen bemerkbar, mit gekreuzten Eisenstäben beschlagen, aber nicht des Himmels blaues Zelt blickte durch sie in das Gemach; trübe Finsterniß lag hinter den Gittern.

„Dieses Gewölbe," sagte die Kastellanin, welche den prüfenden Blicken Helenen's gefolgt war, „ist das zweite Geschoß der Seewarte, wie man den dicken viereckigen Thurm nennt, der gegen Norden steht. Er war von Anbeginn dazu bestimmt, die Habe der Besitzer dieses Schlosses vor Feuersgefahr und Räubern sicher zu stellen. Diese Bestimmung ist auch unverändert dieselbe geblieben. Man trägt sich mit allerlei Sagen von diesem Thurme, die meine Tochter Verena vollkommen weiß, und Ew. Gnaden einmal erzählen mag. Hieher gehört indessen bloß, daß wir von hier aus durch jene kleine gelbe Pforte in das bisherige Oratorium unserer allergnädigsten Frau Markgräfin gelangen, welches sie jedoch, weil es finster und feucht gelegen, gegen die rothe Stube zu vertauschen gesonnen

Auch die gelbe Thüre entriegelte sich, und Helene stand in dem klösterlichen Andachtzimmer der Fürstin. Es war im Geschmack der Waldeinsiedelei eingerichtet: dürftig und klein. Die Behänge des Altars, des Betschemels, die Gewänder der lebensgroßen Bilder der heiligen Familie, der Büßerin, die auch hier nicht fehlten, waren von dem Schimmel, der sich in diesem feuchten Winkel allenthalben ansetzte, in den traurigsten Zustand gebracht worden. Das Ordnung liebende Fräulein sah augenblicklich die Nothwendigkeit ein, diese geheiligten Gegenstände und die kostbare Gesundheit der, oft in diesem Oratorio verweilenden Fürstin vor dem Untergang zu retten, und zurückdenkend an den reinlichen Glanz ihres Klosters, versprach sich Helene mit der neuen, ihrer Sorgfalt übertragenen Schöpfung, bei der erhabenen Pflegerin Ehre einzulegen.

Nachdem sie der Kastellanin Befehl gegeben, aus den Vorräthen des Schlosses die nöthigen Linnen und Zeuge herbeizuschaffen, begab sie sich in die rothe Stube zurück, und ruhte, in einen weiten Armstuhl geworfen, von der Beschwerlichkeit der Fahrt und der Wanderung durch das Schloß aus. Nachdem die Kastellanin, mit dem Versprechen bald wiederzukehren, hinausgegangen, eilte Helene auf den Kamin zu; aber .... der Schirm war, mittelst eines Schlosses fest gemacht, nicht von der Stelle zu bewegen. Dieses Hinderniß machte das Fräulein verdrüßlich. Es horchte an den Ritzen des Schirms. Oben im Schlot war Alles ruhig. Kein Laut störte die Stille; und von diesem Lauschen, mit innegehaltenem Athem und pochender Brust, unheimlich angeregt, flüchtete sich Helene wieder in ihren Stuhl. Nun traten vor ihre Sinne all' die räthselhaften Worte, welche die Eberstein zu ihr gesprochen, die wunderlichen Aufträge, die sie ihr gegeben, die Bemerkungen, die Leodegar gemacht, die geheimnißvollen Rathschläge, die er ihr ertheilt. Vor ih

rer leicht erregten Einbildungskraft tauchten abenteuerliche Vorstellungen auf und nieder, und ein Blick, den sie von ungefähr nach dem Gewölbe warf, das offen geblieben war, und die Aussicht auf das ebenfalls offen stehende Oratorium der Fürstin erlaubte, hätte sie beinahe furchtsam gemacht, allein in diesem Gemache zu bleiben. Schon stand sie auf, schon wollte sie gehen, als sich Schritte hören ließen, und Verena mit einigen Mägden hereintrat, für die Hofdame den Mittagstisch zu rüsten.

„Meine Mutter läßt sich bei Ew. Gnaden entschuldigen," sagte die junge Frau mit kaum hörbarer Stimme: „sie wird sich Nachmittags mit den verlangten Sachen einstellen, die zum Theile aus dem Städtchen, eine Viertelstunde von hier, geholt werden müssen, und deren Anschaffung sie selbst besorgen will. Indessen gibt sie sich die Ehre, Ew. Gnaden mit dem Mittagsmahle zu bedienen."

„Erwünscht;" versetzte Helene, „gleichwohl ist mir's unlieb, daß Deine Mutter mir ihre Gesellschaft bei Tische entzieht."

„Wenn ich die Ehre haben dürfte, sie zu ersetzen ...." erwiederte Verena äußerst schüchtern.

„Gar gerne, Verena; aber einer Braut ist nicht zuzumuthen, daß sie am Ehrentage den Bräutigam und die Gäste verlasse."

Verena schüttelte den Kopf, und sagte mit einiger Bekümmerniß: „Der Dienst geht vor der Freude, Ew. Gnaden. Mein Herbold ist just vom Amte nach dem zwei Stunden weit entfernten Reviere geschickt worden, um eine Bande von Holzfrevlern aufzuheben, denen man schon lange vergebens auf den Fersen saß. Vor einer Minute ist er mit der Streife fort. Das Fest ist aus, und ich bin ganz zu Dero Befehl."

„Ach, Du armes Försterweibchen!" klagte Helene,

und lud dann die Blöde ein, sich zu setzen, und Theil am Mahle zu nehmen. Nach manchen Wiederholungen der Einladung nahm endlich Verena ein Eckchen des Stuhles ein, berührte jedoch die Speisen nicht im Geringsten, und nicht den Wein, den ihr die Hofdame bot. Helene, — während sie die junge Frau bemitleidete, einen Mann zu haben, der dem Joch des Dienstes immer unterliege, und bei'm Ausgang gar oft nicht gewiß sey, ob er wieder heimkehren werde, lebendig, gesund und mit geraden Gliedern, — bemerkte, daß Verena kaum auf ihre Worte hörte, sondern wie auf einem glühenden Stuhle saß, die Augen lebhaft und scheu herumschweifen ließ, und öfters die Farbe wechselte.

„An all' dem Unglücke Deines Hochzeittags," schloß die Dame lächelnd und mit erhöhter Stimme, „ist nur Dein Eigensinn schuld, liebes Weibchen. Hättest Du zugegeben, daß er vor acht Tagen gefeiert worden . . . ."

„Ach Jesus nein!" unterbrach sie Verena schnell und heftig: „Heut vor acht Tagen war der fünfzehnte des Monats, und Gott bewahre, daß ich mich an demselben Tage verheirathet hätte!"

„Der fünfzehnte? Wie so, meine kleine Frau?"

„Er ist ein böser Tag;" versetzte Verena gemäßigter.

„Sagt's der Kalender? oder . . . .?"

„Es ist mir schon oft am fünfzehnten Unangenehmes begegnet;" sagte Verena wieder ganz gelassen: „ich traue ihm nicht." —

In dem Gewölbe geschah ein starker Schlag. Helene sprang erschrocken auf, eilte dahin, und fand, daß die Zugluft durch die geöffneten Fenster die schwere Thüre des Oratoriums zugeworfen. Sie kam beruhigt zurück. Verena, vor Schrecken unbeweglich auf ihrem Stuhle, starrte mit Augen, verlöschenden Kohlen gleich, das Fräulein an.

„Ei, Frau Försterin!" rief Helene mit gezwungenem Lächeln, obgleich ängstlich bewegt ob Verena's Aussehen:

„Sie ist nicht herzhaft genug für Ihren Stand. Kann ein Windstoß Sie so heftig erschrecken?“

„Nehmen es Ew. Gnaden nicht übel;“ antwortete Verena, nachdem sie sich umgesehen, ob auch Niemand weiter im Zimmer sey: „ich bin schwächlicher Natur. 's ist viel, daß der liebe Gott mir nur das Leben gefristet, denn ich kam beinahe ohne Lebenszeichen zur Welt. Darum greift mich jedoch Alles an wie einen Kranken. Da ich nun überdieß noch weiß, welche Gerüchte von Alters her von diesem Thurme im Umlauf gewesen, und noch sind ....“

„Deine Mutter sagte mir ...“ äußerte Helene neugierig; „Ich ahne hier einen willkommenen Zeitvertreib. Trinke diesen Becher aus! ich befehle es Dir, Furchtsame, und erzähle dann frisch und freudig, was Du weißt.“

Verena, die der Erzählung nicht ausweichen konnte, trank, im Widerspruch mit ihrer frühern Zierarei den Wein aus, rückte ihren Stuhl näher an den des Fräuleins, und hob etwas muthiger, denn zuvor, an:

„Ew. Gnaden müssen wissen, daß vor grauen Jahren am Platze dieses Schlosses ein großer See gewesen, der das ganze Thal eingenommen, und all' die Waldströme aufgefangen, die sich von den Felsen heutzutage noch herniederstürzen in den Fluß. Da ist ein Graf, weit über'm Meer von seiner Insel weggefahren, um Abenteuer aufzusuchen, und, nachdem er die Meereswellen beschifft, ist er einen großen Fluß aufwärts gefahren, durch schöne Waldgebirge, an fröhlichen Feldern vorbei, und vorüber an reichen Städten und lustigen Dörfern. Aber in all' diesen Bergen und Geländen, diesen Städten und Dörfern gefiel es dem Grafen nicht, denn er war jung und wählig, und hoffte immer noch, das Paradies zu finden, wie man es in der heiligen Schrift beschrieben finden soll. Je weiter er nun fuhr, je größer wurde sein Verlangen und seine Unzufriedenheit. Endlich trug ihn der Fluß auch in dieses

Thal, das dazumal, wie schon gesagt, ein See war, durch welchen der Fluß dahinging, wie ein Fremder. Und auch der Graf wäre wieder wie ein Fremder hindurchgefahren, denn es gefiel ihm auch in diesen Bergen nicht. Da geschah es, daß eine schöne Wasserrose, die auf der Fläche des Spiegels schwamm, sein Verlangen reizte. Er wollte sie pflücken, um damit sein Schiff zu schmücken. Wie er jedoch nach der Seite zu gefahren war, wo die Rose schwamm, stand plötzlich sein Kahn still, und ging nicht weiter, und rührte sich nicht; der Graf mochte das Ruder führen, oder das Segel aufziehen. Was ihm eine Weile hindurch ein Räthsel war, das erklärte sich ihm bald. Es rauschte auf im Wasser, und ein spiegelglattes Weib mit einem schönen Schlangenleib und wunderschönen weißen Armen richtete sich aus dem See empor, schaute in das Schiff, und langte nach dem Grafen, und sagte zu ihm: „Komm hinab mit mir, Du holder Knab'! Unten ist's schöner, als oben in der Sonne! Ich liebe Dich, ich lasse Dich nicht, und meine Knechte mit den grünen Haaren halten Dein Schiff und lassen es auch nicht von dannen!“ — Der Graf entsetzte sich, sträubte sich aber wider das Ansuchen der Fürstin vom See, und wollte nicht zu ihr hinab, weil ihm plötzlich das Heimweh ankam nach dem Vaterlande, das er vordem mit gleichgültigen Augen betrachtet hatte. Die Wasserfrau schmeichelte und bat; dann weinte sie, daß es fast des Grafen Herz gerührt hätte; dann wurde sie böse und drohte, und endlich fuhr sie zürnend in die Fluthen zurück, daß der Graf meinte, sein Kahn müsse zu Grunde gehen. Keineswegs jedoch.“

„Das Schiff blieb unbeweglich,“ fuhr Verena fort, „und die grünhaarigen Knechte, die manchmal zähnefletschend aus dem Wasser blickten, hielten das Schifflein mit unermüdeter Hand. Die Nacht kam, und der Morgen kam, der Thau, der Nebel, der Regen und der Sonnenbrand, und der Winter mit dem Eise, und der Frühling,

der die Erde wieder frei macht. Aber den Grafen machte er nicht frei, und viele Sonnen und Monde waren über dessen Scheitel weggezogen, und hatten seinen Entschluß nach und nach erschüttert. Die Nahrung war ihm ausgegangen, und am Ufer nickten aufstrebende Blüthen, und am Himmel zogen freie Vögel, und unfern vom Kahn lief der freie Fluß dahin, und murmelte: „Wärst Du nur nicht von meiner Straße in den See gegangen — Du wärest ungebunden, wie ich!" und nur er allein, der junge Graf, der darnach dürstete, frei zu seyn, wie die Blüthe und der Vogel, und der Fluß, nur er allein war gefangen: da legte sich sein Starrsinn. Hungers wollte er nicht sterben; eben so wenig begehrte er, sein junges Leben selber sich zu rauben, und dachte am Ende: „besser ist's, im grünen Wasserschlosse frei zu seyn, als oben ein Gebundener." Er rief die Wasserfey, und die Liebende kam, und zog ihn freudig in ihr schönes Schloß hinunter. Da haben sie nun lange gelebt, wie es heißt. Darauf ist dem Grafen wieder eine Sehnsucht nach der Oberfläche gekommen, und seinen Bitten nachgebend, hat die Wasserfrau diesen Thurm aus dem Grunde wachsen lassen, aus welchem der Graf die Ferne sehen konnte, und die Gestirne und die Zeiten des Jahrs. Hierauf verlangte er einen Garten um den Thurm, und die liebeblinde Gattin gewährte ihm es. Alsdann forderte er Felder und Weinberge: Alles geschah. Die Wasserfürstin machte ihren See immer kleiner, bis er zu einem Teiche einschrumpfte, der noch im Garten zu schauen ist. Als der listige Graf es so weit gebracht hatte, und den Fluß weit aus den Gränzen des See's ausgeschlossen sah, so benutzte er eine Vollmondsnacht, eine von den dreien, welche die Wasserfrauen unter ihrem grünhaarigen Volke zuzubringen genöthigt sind. Er entwischte bei Nacht aus dem Thurme, schleppte seinen Kahn, der im Gewölbe lag, mit unsäglicher Mühe an des Flusses Strand, nahm das Ruder,

und fuhr wohlgemuth von dannen. Der dankbare Fluß trug ihn schnell abwärts, und noch waren die drei Vollmondsnächte nicht herum, so landete der Graf an seiner Heimathinsel, wo er sich bald darauf verehlichte und in Freuden lebte. Die Wasserleute lassen aber ihre Tücken nicht. Der Graf fiel einmals, auf einer Entenjagd begriffen, unversehens in einen See seiner Insel, und der Nix jenes Wassers, ein Verbündeter der Wasserfey, hielt ihn fest, nahm ihm das Leben, und sendete ihn auf unterirdischen Kanälen in den Teich, der von dem See der Wasserfürstin übrig geblieben war. Felsstücke wurden auf seinen Körper gewälzt, und das Volk sieht in dem Steinbilde, das in jenem Weiher liegt, die Riesengestalt des Ahnherrn jenes Hauses. Die Wasserfrau soll aber häufig in diesem Thurme spuckend umherwandeln, und die Untreue des geliebten Mannes wie seinen Tod, beweinen. Viele Leute, — worunter ich selbst, Ew. Gnaden — haben manches Mal, zur Tag- und Nachtzeit, von der Höhe des Thurms, einen Gesang vernommen, klagend, lieblich und fromm, als ob ein Psalm gesungen würde. Das ist die Klage der untröstlichen Wasserfrau; sie wird dauern, meint man, bis die letzte Grundfeste dieses Thurms vom Erdboden verschwunden seyn wird."

Helene, die Worte der Eberstein und Verena's zusammenhaltend, glaubte eine schlaue List in den Letztern zu entdecken. Sie lenkte daher, lächelnd ihr Behagen über die mitgetheilte Sage zu erkennen gebend, das Gespräch auf einen andern Gegenstand.

„Wie gut Sie sich ausdrückt, Frau Steinsatz!" sagte sie belobend. „Sie hat Ihre Erzählung so gut vorgebracht, als man sie nur der Markgräfin vortragen könnte. Ich wette, Sie mußte dieses Letztere schon einmal thun, und der Kaplan hat Ihr die Worte, die Sie auswendig lernte, so gut gesetzt. Gestehe Sie nur."

„Ew. Gnaden verzeihen;" sagte Verena ohne Befan-

genheit: „Ihre Durchlaucht begehren nie, von ähnlichen Historien zu hören, und ich bin zu schlecht, um nur vor Ihrer fürstlichen Gnaden den Mund aufzuthun. Wenn ich jedoch gelernt habe, mich ein wenig besser auszudrücken, als meine Schulgefährtinnen im Stande sind, so verdanke ich's lediglich dem Hochwohlgebornen Fräulein von Eberstein."

„Von Eberstein?" wiederholte Helene rasch, und übersah somit, daß Verena ihrer Rede Schluß mit einem kaum merklichen Seufzer begleitet hatte.

„Ja, Ew. Gnaden;" fuhr Verena leise und mit niedergeschlagenen Augen fort: „das hochedle Fräulein haben immer eine besondere Güte für mich gehabt, und sich die Muße genommen, mich in Diesem und Jenem zu belehren. Ich war ein unwissendes Mädchen, von beinahe sechszehn Jahren, als das Fräulein zu dem Hofstaat der Frau Markgräfin kam. Man nannte die neue Hofdame insgemein nur die schöne Heilige vom Wald, weil in jener Wallfahrtskapelle ein Bild der heiligen Sophia hängt, — so schön, so weiß und herrlich, wie damals das Fräulein von Eberstein gewesen. Einsmals stehe ich am Brunnen, und glotze recht unverständig das Fräulein an, das vorüberging; da bleibt sie stehen, neigt sich gegen mich, und sagt: „Was siehst Du an mir, meine Tochter? Du könntest Besseres thun, als mich angaffen." Ich wurde blutroth. Da faßte sie mich beim Kinn, ermunterte mich, und sagte: „Du bist wohl nicht ganz so albern, wie die andern Hofmägde. Komm zu mir, wenn Du willst; bediene mich, und ich will sehen, ob etwas Vernünftigeres aus Dir zu machen ist."

„Nun? weiter? was ferner noch?"

„Ich stellte mich denn beim Fräulein ein, und blieb bei ihm. So oft es nach dem Sommerschlosse reis'te, weinte ich; so oft es wiederkam, war ich glücklich. In diesem Zimmer .... ja in diesem Zimmer," — setzte sie,

wie niedergeschlagen bei: „hier habe ich mit dem Fräulein gelebt, gegessen, gelernt, geschlafen ...!"

Verena stand plötzlich auf, wie von der Angst eines Schwermüthigen ergriffen.

Helene sah ihr verwundert in's Gesicht.

„Was hat Sie nun wieder, Försterin? Weiß Sie wohl, daß Sie eine launenhafte Gesellschafterin ist? Wenn Sie sich in dem Zimmer fürchtet, wo Sie so lange Zeit und so fröhlich verkehrt .... was soll ich, die Fremde, thun, die dieser Umgebungen ungewohnt ist? Komme Sie; wir schlendern in den Garten. Führe Sie mich. Eine Stunde vergeht auf dem Spaziergange schneller als in der Stube. Erzähle Sie mir noch ein Mehreres von dem Fräulein von Eberstein. Von der Nixe hier nebenan wollen wir schweigen."

Verena war mit dem Spaziergange wohl zufrieden, und auch Helene, als sie durch die Thüre ging, mochte sie sich's nicht verhehlen, daß sie im Freien auch freier athme, als in den öden Gemächern. Sagte ihr gleich ihr natürlicher Witz, daß wohl nicht zu bezweifeln sey, wie Verena nur ein Mährchen ersonnen, — aus eigenem Antrieb, oder auf Befehl der Mutter, — um sie über ein Geheimniß einzuschläfern, das in diesem Schlosse obwalte, so war doch ihr innerstes Gemüth zu sehr von dem Glauben an die Einwirkungen übernatürlicher Gewalten auf's Menschenleben eingenommen, als daß sie an dem Daseyn jener klagenden Wasserfrau gezweifelt hätte; eines Gespenstes, das, in die Geschichte ihrer Eltern verflochten, auch in ihrem Leben einen Platz einnehmen zu wollen schien. —

In dem Schlosse war der Jubel der Hochzeit verstummt. Ein eisgrauer Saalwärter überreichte der Hofdame den schweren Schlüssel zum Gartenthore. Dieser Mann und einige Hunde hüteten allein das Haus. Die Diener der Markgräfin hatten sich nach dem Städtchen

gewendet. Die übrigen männlichen Hausgenossen waren mit der Streife gezogen. Die Mägde plauderten unter den Lindenbäumen am Schloßthor, und die Kranzjungfrauen von Verena's Feste hatten einen Spaziergang auf den Berg unternommen. Wie verlassen gingen Helene und ihre Führerin über den Hof zum schwer und prächtig verzierten Gitterthor; durch dasselbe in die Anlagen um das Schloß. Der weitläufige Gartenplatz war noch nicht in Le Notre's Art und Weise umgewandelt worden. Er hatte noch vollkommen das Ansehen eines Wildparks, in dem man nur einige Wege gehauen, um den Forstlaufern ihre Pflicht, und dem Wilde den Zugang zum Futterhause zu erleichtern. Die Wege waren nicht gesäubert; die Bäume und Hecken unbeschnitten. Die Markgräfin, die sich in dem Chaos wilder Natur gefiel, hatte hier jede Ordnung untersagt. Hie und da befanden sich Pfade, die, von Alters her betreten, ein reinlicheres und behaglicheres Fortkommen versprachen. Einen dieser Pfade schlugen die Frauen ein, an kühnen Baumgruppen vorüber, und an Strauchgehägen, bevölkert von zahlreichen Vogelgeschlechtern.

Die grüne Wölbung der Bäume ließ Helenen anfänglich nicht bemerken, daß das Sonnenlicht sich hinter grauen Wolken verborgen, die in ihren gelben und weißen Rändern des Hagelschlags Vorbedeutung trugen. Das ängstliche Emporflattern des Gefieders machte Verena zuerst aufmerksam. Sie erinnerte das Fräulein bescheiden an die Rückkehr. Helene warf einen flüchtigen Blick gen Himmel, und rief:

„Das Wetter ist nicht so nahe. Fürchte Sie sich nicht, Frau Försterin. Im Gegentheile, eile Sie ein Bischen, daß ich noch den fabelhaften Weiher zu sehen bekomme, der einst das ganze Thal eingenommen.“

„Wenn Ew. Gnaden befehlen .....“ entgegnete Verena, zögernd und betreten; „der Weg ist jedoch weit.

Erst dort, am Ende jener Erlenreihe, gelangt man an die Ufer des Teichs." —

„Geschwinde also! den Regen fürchte ich nicht; nur das Dunkel, schaurige Gespenster, und böse Menschen."

Sie gingen schweigend voran. Helene schritt munter und geschwind. Verena folgte langsam, als ob sie Blei an den Sohlen trüge. Das Ende der Erlenreihe war bald erreicht; einige Schritte rechts, und die verwilderten Gestade des Teiches lagen vor den Frauen. Der kleine See war wie ein erblindeter Stahlspiegel anzusehen, worüber noch die grauen Wolken des Himmels einen molkigen Flor warfen. Kein Lüftchen, kein Wellenzug regte das trübe Wasser, eingefaßt von einem Kranze mastigen Schilfs. In der Mitte des See's ragten Felsstücke, kühn auf einander geworfen, empor, und ein riesenhaftes Steinhaupt mit gräßlichen Zügen, von bemoos'ten gewaltigen Schultern getragen, reckte sich mühsam hervor aus der Last der wilden Felsen. — Es war leicht, in dieser Gestalt einen der vom Himmel niedergeschleuderten Titanen zu erkennen, wie er unter den Felsstücken der Hunderthändigen erliegt; — eine Darstellung, wie sie zu damaliger Zeit von Künstlern gebraucht zu werden begannen, um Springbrunnenbecken und Teiche damit zu schmücken. Helenens Phantasie jedoch war mit mythologischen Bildern nicht bekannt, und die aus der Heimath mitgebrachte Vorstellung von einem Nix, der grollend aus dem Gewässer nach den gehaßten Menschen sieht, erfüllte bei diesem Anblick ihre Seele mit Grausen, das von der wilden, einsamen Lage des See's noch gesteigert wurde. Zugleich erinnerte sie sich, daß ihr Margarethe aufgegeben, an diesem See ein Vaterunser zu beten, und ihr Grauen wuchs. Jetzt, in diesem Augenblicke hätte ihre erschreckte Seele der frommen Aufforderung nicht Genüge zu leisten vermocht. Sie sah scheu und bebend nach der Begleiterin, aus Furcht, derselben ihre innere Schwäche verrathen zu haben. Allein sie bemerkte,

daß Verena noch weit heftiger angegriffen schien. Die Glieder der jungen Frau zitterten, wie vom Fieber geschüttelt; ihre Augen stierten in den Teich, als ob sie auf den Grund bohren wollten; das furchtsame Geschöpf bebte zusammen, als Helenens kalte Hand die seinige berührte; beide entfernten sich eiligst, schweigend, hochathmend, und befanden sich in der rothen Stube, ohne zu wissen, wie schnell sie dahingekommen, wie sehr sie der fallende Regen durchnäßt; ohne ein Wort gewechselt zu haben.

„Hu! mich schauert und friert!“ war Helenens erste Rede; „und kälter als draußen, wo der Sturm weht, und der Regen stäubt, scheint mir's in der öden Stube. Ein gelindes Kaminfeuer würde wohlthätig seyn. Besorgt es mir, Frau Steinsatz.“

Verena schaute die Hofdame lange an, wie mit den Augen einer Wahnsinnigen, wollte einige Worte hervorbringen, that aber, da ihre Zunge den Dienst versagte, mechanisch, wie ein todtes Werkzeug, was ihr geheißen worden. Sie zog langsam aus einer unter dem Spiegel des Kamins befindlichen Lade den Schlüssel des Schirms. Langsam sperrte sie das Schloß des letztern auf, schlug den Schirm zurück, und kauerte sich vor dem Kamine nieder, um die darinnen noch befindliche Asche auf die Seite zu räumen. Während dieser Beschäftigung jedoch fiel sie unversehens mit dem Kopfe in den Aschenhaufen, raffte sich, ehe Helene ihr beispringen konnte, mit einem Laute des Entsetzens, daraus empor, und flüchtete sich, auf den Knieen rutschend, mit beiden Händen die Asche aus ihren Haaren schüttelnd, und ein dumpfes Gewimmer ausstoßend, nach dem Lehnstuhle, woran sie sich klammerte, in dessen Kissen sie das Haupt verbarg, und in ein halberstictes Schluchzen ausbrach.

Helene stand versteinert bei diesem Auftritt.

„Verena!“ sagte sie milde, zu der Armen niedergebeugt. „Erhole Dich! Sage, was ist Dir? Welche beunruhigende

Krankheit hat Dich ergriffen? Willst Du, — kannst Du Dich mir erklären?"

Verena weinte wie ein Kind. Sie deutete auf ihren Kopf, bezeichnete, daß sich Alles darinnen drehe, und sagte halblaut: „Es wird vorübergehen, Ew. Gnaden, aber ich kann dort das Feuer nicht anmachen. Es war mir, als ob mein Herz springen wollte, und mir funkelte es vor den Augen."

Helene sprang an's Fenster und rief einer Magd, die über den Platz wandelte.

„Du mußt Dich in's Bette bringen lassen!" sagte sie zu der Kranken.

Verena stand jedoch schnell auf, und versetzte eben so hastig: „Nein, Ew. Gnaden, um Gotteswillen nicht! An meinem Hochzeitstage darf ich nicht erkranken! Das wäre eine üble Vorbedeutung! Ich bin schon wieder munter! O ja, ich bin es. Der Schwindel ist vorbei. Ich will sorgen, daß Alles geschehe, wie Sie befohlen!"

Das Weib ging mit der heraufgekommenen Magd davon, um Holz, Kohlen und Feuer zu schaffen. Helene sah der sonderbarsten Erscheinung, die ihr jemals vorgekommen, mit Unruhe nach. Ihre Begriffe und Vorstellungen schwankten durcheinander. Plötzlich .... horch! die überraschenden Töne! ist es eine Aeolsharfe, worüber der Windzug gleitet? ist es die Wasserfey, die ihre Klage singt? ist es ein über dem Hause schwebender Engel, der Psalmen zum Lobe Gottes anstimmt, ehe er den Christsegen durch den Schlot heruntergleiten läßt?

Helene näherte sich ohne Zaudern dem Kamin. Töne eines geistlichen Liedes, aus einer weiblichen Kehle drangen herab in die Stube, schwach vernehmbar, wie aus schwindelnder Höhe. — „Horch! Margarethens Psalm!" waren Helenens erste Worte. Ihre zweiten: „**Sancta Mater!**" die sie mit der vollen Kraft ihrer Stimme in die Höhe rief. — Eine Pause; — dann ein matter Schrei von oben;....

dann wieder eine Stille; dann das Rauschen niederfallenden Steingebröckels; dann ein kleiner Stein, der an einer Schnur auf den Boden des Kamins niedergelassen wurde. Schnell zog die gespannte Helene Margarethens Brief hervor; — schon hörte sie auf der Treppe Verena's Schritte ... im Nu war das Papier auf dem Steine befestigt; ein Zug an der Schnur ..... rasch glitt sie in die Höhe zurück. Kaum hatte Helene einen Schritt vom Kamin gethan, als Verena und die mit Holz belastete Magd eintraten. Das Feuer wurde nun lustig angeschürt, und die Magd ging, nachdem sie angezeigt, daß man von ferne schon, auf der Höhe, den Wagen der rückkehrenden Kastellanin unterscheide.

„Ich freue mich," sagte Verena, die sich völlig erholt hatte, zu dem Hoffräulein, „daß die Mutter kömmt, Ew. Gnaden Gesellschaft zu leisten. Ich bin ein armes blödes Geschöpf, das Gespenster und Unheil in jeder Ecke sieht. Bei dem Teiche ist's aber auch fürchterlich; nicht wahr, Ew. Gnaden? Ich darf Ihnen jetzt gestehen, daß ich meinen armen Herbold darinnen liegend zu sehen vermeinte, und mir einbildete, die Strauchdiebe müßten ihm ein Leid angethan haben."

Helenen schien nun die Bestürzung und die Ohnmacht der Armen hinlänglich gerechtfertigt. Sie tröstete die junge Frau, wie es nur in ihren Kräften stand, und bat sie, sich zu beruhigen, und auf den Himmel zu hoffen, der ein unschuldiges Mädchen an seinem Freudentage nicht in's Elend zu stürzen geneigt seyn würde.

Verena seufzte bitter und schwer bei diesen Worten. Indessen kam die Kastellanin an, übernahm den Gesellschaftsdienst bei dem Hoffräulein, und brachte der jungen Frau die angenehme Kunde: die Waldfrevler seyen unfern vom Städtchen erwischt, die Streife dadurch unnütz geworden, und Steinsatz befinde sich bereits mit seinen Gefährten auf dem Heimwege.

Fünftes Kapitel.

„Aus Liebe wird leicht Haß,
Argwohn aus Vertrauen.“

Das Vorzimmer der Markgräfin war weniger belebt als sonst, am Morgen nach der Ankunft des regierenden Herrn. Die Fürstin, von den Auftritten der verwichenen Nacht außerordentlich bewegt, hatte erst gegen die Frühe hin einen erquickenden Schlaf gefunden, und ihr Sohn, obgleich er bei guter Zeit sich zum Besuch gemeldet, hatte befohlen, den Schlummer der geliebten Mutter um seinetwillen nicht zu stören. Das Fräulein von Eberstein hatte bald nach dem Abschiede der jungen Freundin den Dienstplatz im Vorgemache eingenommen, und hing hier, das Erwachen der Gebieterin erwartend, ungestört seinen Erinnerungen und Planen nach, als der Markgraf unerwartet zum zweitenmale erschien, und, nachdem er von der Kammerfrau vernommen, daß die Fürstin noch ruhe, der Eberstein mit kaltem, herrischem Tone die Einladung machte, ihm in den Nebensaal zu folgen, indem er ein Wort mit ihr zu reden habe. Das Fräulein gehorchte schweigend, und stellte sich mit unveränderten Zügen und Blicken dem Gebieter gegenüber. Dieser betrachtete sie mit funkelnden Augen eine Weile; dann sagte er mit unterdrückter Heftigkeit: „Hätte ich je gedacht, daß wir einmal so uns gegenüber stehen würden? Ich, als ein Richter vor Ihnen? Sie, als eine Schuldige vor mir?“

„Soll dieses dem Vergangenen gelten, gnädiger Herr?“ fragte Margarethe mit vieler Kälte, aber ohne Trotz und Verachtung: „Mich dünkt, damit wären wir fertig, und wenn ich mich entschloß, die Hälfte der Schuld zu tragen, so habe ich Alles gethan, was man vom Weibe fordern kann.“

„Sie haben wahr gesprochen;“ versetzte der Fürst mit schmerzlicher Bitterkeit, zugleich wie von Abscheu durchdrungen: „Mit der Vergangenheit sind wir auf eine fürchterliche Weise fertig geworden. Mein Herz fleht indessen Gott, und ich trage kein Verbrechen an mir; die Schwäche nur, daß Sie noch leben, daß Sie noch an diesem Hofe sind.“

„Bemeistern Sie jetzt noch diese Schwäche;“ entgegnete die Eberstein herausfordernd, wiewohl eiskalt: „es kostet Ihnen nur ein Wort, Ew. Durchlaucht. Sprechen Sie! Richten Sie mich! Das Uebelste haben Sie mir schon zugefügt. Vollenden Sie Ihr Werk!“ —

„Weib! Weib!“ brach der Markgraf heftig aus; er bezwang sich jedoch schnell, um kein Aufsehen zu erregen, und fügte hinzu: „Der Himmel weiß, daß meine Furcht vor eigener Beschämung, und der Gedanke, ich möchte meiner würdigen Mutter einen Todesstreich in die zarte Seele senken, mich abhielten, das Richteramt zu üben, als es Zeit dazu war, als meine innigsten Empfindungen mich dazu aufforderten. Vielleicht sprach auch noch ein Rest zartern Gefühls für Dich: für Dich .... die ich nicht nennen kann, wie sie es verdient. Ich will indessen mehr thun, als verschweigen, Eberstein! ich will vergessen, wenn Sie ein einzigmal wahr gegen mich seyn wollen!“

„Sie wären der Unnatürlichste auf Erden, wenn Sie je vergessen könnten, was Sie aus meinem wahren und strengen Munde erfuhren!“ entgegnete die Eberstein schnell und finster: „so lange mich ein Band, selbst ein

verhaßtes und beweintes, an Sie kettete, so lange gab ich Ihnen Wahrheit, wenn auch die rauheste. Heute bindet mich nichts mehr. Rechnen Sie nur auf meinen Haß." —

„Auf Ihren Haß, der mir das Liebste geraubt, das ich auf Erden besaß!" rief der Markgraf mit erstickter Stimme. „Was soll mir der Fürstenhut, wenn ich die Perle der Schönheit und der Liebe nicht mehr mein nennen darf? Welcher Dieb hat mir das Kleinod gestohlen? Gestehen Sie es, Eberstein! Sie waren der Dieb!"

„Nein!" antwortete die Eberstein fest, und ohne Bewegung.

„Bekennen Sie;" fuhr der Fürst wie oben fort: „bekennen Sie, an welchem Ort Sie die Unglückliche verborgen, die keinen Fehl besitzt, als daß sie die Wunde heilte, die Sie, Grausame, mir geschlagen ..."

„Wenn ich auch den Ort wüßte, Ew. Durchlaucht," — lautete Margarethens Antwort — „erwarten Sie jetzo keine Wahrheit mehr von mir. Ihr Leben der Reue zu weihen, war mein Vorsatz. Ich weiche nicht davon. Sie gaben mir die Hölle: ich bin nicht aufgelegt, Ihnen dafür den Himmel zu bereiten." —

Sie entfernte sich, gleichgültig, wie sie gekommen, und die Kammerfrau, die so eben berichten wollte, daß die Fürstin erwacht, fand keine Veränderung in den Zügen der Hofdame. Der Markgraf war weniger Meister, seine Bewegung zu verbergen, und seine erfahrene Mutter las sie auf seinem Gesichte, als er bei ihr eintrat, und sich neben ihr am Frühstückstische niederließ.

„Ich dachte, Dich fröhlicher willkommen zu heißen, mein Sohn Erich;" sagte die Markgräfin: „ich wünschte, Dich heiter zu sehen, denn ich habe Manches mit Dir zu reden, das mir nicht von der Brust will, wenn Du finster schaust."

Der Markgraf entschuldigte sich mit Vorschützung

ernster Sorgen, und bat die Mutter, ihn über ihr eigenes Uebelbefinden zu beruhigen, das aus ihren Zügen sprach.

Die Fürstin erwiederte sanft: „Darf ich Dir gestehen, daß Sorge für Dein Wohl mich erschüttert hat? Erich! Du hast Dich noch immer nicht erklärt, ob Du die Braut zu wählen gedenkst, die Dir meine mütterliche Liebe bestimmt hat. Schon gab ich gestern der Hoffnung Raum, Du würdest kommen, mir Deine Zustimmung selbst zu bringen, und sah mich getäuscht."

Der Markgraf schwieg, starr vor sich hinsehend.

Die Fürstin fuhr sanft, wie sie begonnen, fort: „Es ist der letzte Wunsch, den Deine Mutter mit ihrem Ansehen gerne unterstützen möchte: das Verlangen, Dich an der Seite der liebenswerthen Eugenia zu sehen, deren Stand, wie ihre Reize, wie ihre Geistesgaben, unsers Hauses vollkommen würdig sind. Sieh, mein Erich: wir haben bisher treu zusammengehalten. Was Dein so früh geschiedener Vater Dir nicht werden konnte, habe ich mich bemüht, Dir zu werden; ich wurde Deine Führerin, Deine Freundin; die steife Förmlichkeit unserer Höfe staunte das zarte, liebe Verhältniß an, das sich hier zwischen Mutter und Sohn entsponnen. Die Etikette hat uns nie getrennt. Das kalte „Sie" trat nicht zwischen die Wittwe und den Regenten. Ich darf Dich Du nennen, wie einstens in Deinen Kinderjahren. Folge meinem Rathe dieses einzige Mal noch, wie damals. Der Empfang Deiner Braut ist die letzte Handlung des öffentlichen Lebens Deiner Mutter. Gib zu, daß meines Herzens Gefühl mir die Pflicht erleichtere. Wähle Eugenien."

„Meine Mutter!" begann seinerseits Erich: „Es ist weltbekannt, wie ehrfurchtsvoll ich stets Ihre Befehle empfing. Gestatten mir Ew. Liebden nun auch, daß ich dießmal Aufschub eintreten lasse. Ich bin jung, und Sie, geliebteste Mutter, sind in dem schönen, kräftigen Alter,

das nicht fürchten darf, hinweggerafft zu werden, ohne meine Ehe zu segnen, ließe ich diese Handlung auch noch zwanzig Jahre anstehen. Ich habe nichts gegen Eugenia. Aber ich will frei seyn; frei vom Zwang von Außen, frei von eignen Launen; selbstständig und stark, ehe ich zur Ehe schreite."

„Deine Vermählung macht Dich frei von Deinen Leidenschaften, mein Sohn;" erwiederte die Markgräfin nachdrücklich: „selbstständig und stark wirst Du lediglich durch den Sohn, der Dir, mit Gottes Hülfe, im Ehebund bescheert seyn wird. Dann erst darfst Du Dich rühmen, daß Dein der Reichthum, Dein die Macht geworden: daß Du für Dein Haus schaffest und sorgst; und nicht für fremde, lauernde Verwandte."

„Hm! der Oheim!" sagte der Markgraf trübe vor sich hin: „Der Habsüchtige wird sich täuschen: ich will's beschwören!"

„O, mein geliebter Sohn!" rief die Markgräfin ängstlich. „Täusche Du Dich nicht, im Traume jugendlicher Zuversicht! Nicht leicht zählt ein Fürst mehr der Feinde in seinem eigenen Staate, als Du, mein Erich! Du hast mit dem, was Du Vorurtheil nennst, auch Deine Ruhe abgeschüttelt. Es ist eingetroffen, was ich Dir warnend vorhersagte: Die Religion läßt sich nicht ungestraft verachten, und Deine Kälte gegen ihre Gebräuche ist im Begriff, Gottes Hand gänzlich von Dir abzuziehen. Deine Fehler entfesseln die bösen Geister, die außerdem in den Banden der Heiligen fort und fort geschmachtet hätten. Ich weiß, Erich, daß Dir Gefahr droht .... daß sie Dir nahe ist, und daß nur Fürbitte der Frommen, und Deine Rückkehr in Dich selbst das Unheil zu wenden vermögen."

„Sie wissen das, meine Mutter?" fragte Erich mit gerunzelter Stirne. „Nennen Sie mir den Boten, der Ihnen es verkündete!"

Die Markgräfin schüttelte schweigend den Kopf.

„So bin ich also verrathen im Hause meiner Mutter;“ versetzte der Fürst mit kalter Bitterkeit. „Sie verschweigt mir den Vertrauten des Verderbens, das mich bedroht!“

„Erich!“ rief die Markgräfin, warnend — gekränkt — und ihr stand das Weinen nahe. „Ich darf nicht .... der Himmel hat zu mir geredet, ... ich darf nicht weiter reden; .... es wäre Dein Unglück!“

„Der Himmel?“ sprach Erich wieder mit bitterm Lächeln. „Nun bin ich befriedigt. Mit diesem Worte ist Alles am Ende, und ein gläubig Gemüth fügt sich dem Rathe einer frommen Seherin, wenn deren Gesichte auch nur dem boshaften Gehirne ihres Beichtvaters entsprungen wären!“

„Ich antworte Dir nicht mehr;“ sagte die Markgräfin schmollend und sich abwendend.

Den Markgrafen gereute die harte Rede. Er suchte die Grollende zu versöhnen, bewies ihr seine Liebe mit dem zärtlichsten Händedruck, und sagte mit aller Weichheit, deren er fähig war:

„Ich will ja gerne, beste Mutter, Ihren Worten glauben, — denselben gehorchen! Ich will behutsamer gehen, um meine Feinde kennen zu lernen und zu bezwingen; ich will die Kirche fleißiger besuchen, um dem Volke kein Aergerniß zu geben; ich will die Anstalten zu meiner Vermählung treffen, und den Freiwerber an Eugenia's Hof senden; — für Alles dieses verlange ich nur Antwort auf eine einzige Frage, auf eine arme Frage nur: Wo ist Isaura hingerathen? Mutter, — ich beschwöre Sie. — Wenn Sie mich jemals liebten, und Ihnen nur das Mindeste von dem Schicksale der Aermsten bekannt wurde, — sagen Sie mir: Wo lebt Isaura?“

Die Markgräfin erhob sich stolz von ihrem Stuhle, sah den Sohn ernsthaft und mißbilligend an, und ent-

gegnete: „Du verbindest mit der Einwilligung zur Vermählung mit Eugenia, die Begierde, Isauren wieder zu finden? Hat mir diese Leidenschaft, die mir ein Zufall entdeckte, nicht schon genug des Kummers und der Angst verursacht? Und heute — in dieser Stunde, — eine solche Frage .... ein solcher Verdacht gegen mich, — neben Eugenia's reinem Bild das Bild der leichtsinnigen Französin! Dein Vater sollte Dich jetzt sehen, um zu bedauern, daß Du auf seinem Stuhle sitzest; ich fürchte, Du verdienst es nicht, ein Fürst zu seyn!"

„Weil ich liebe, wie ein Mann?" fragte Erich mit glühendem Auge. „Weil ich frei mein Herz verschenkte, — das Vorrecht meines geringsten Knechtes übe? O meine Mutter! Strenge, harte Mutter! Sagt in Ihren Vorwürfen Ihre Seele Wahrheit? Hat Ihre Seele nie die Liebe empfunden, die den Schranken des Stands zürnt?"

Die Markgräfin wendete sich wieder, im Innern verletzt, ab. Der Spiegel jedoch, dem sie sich zuwendete, zeigte dem Sohne die Verwirrung der edeln Frau. Diese Verwirrung schnitt ihm durch's Herz. Er brach schnell seine Rede ab. Er ging einigemal, im Kampfe mit sich selbst, in dem Gemache auf und nieder. Dann sagte er — kalt und ruhig, wie es schien: „Wir wollen nicht ferner rechten mit dem Gefühle und dem Herkommen, beste Mutter Mein Besuch soll nicht schmerzliche Empfindungen in Ihrer Seele zurücklassen. Ich hege keinen Verdacht gegen Sie. Ich widerstrebe auch Ihrem Wunsche nicht. Eugenia wird meine Gemahlin werden; doch nur dann, wann ich über das Schicksal der armen Lasare beruhigt seyn werde. Ihre Verwandten jammern um sie, fordern sie von mir zurück, und ich bin in der völligsten Ungewißheit; ich, die Ursache ihrer schnellen Entfernung von Ihrem Hofstaate, meine Mutter. Es ist indessen Grund vorhanden, zu glauben, daß meine Macht

die Fäden dieses dunkeln Gewebes entwirren werde. Darum kein Wort mehr davon. Erlauben Sie, meine gütige Mutter, daß ich von Ihnen Abschied nehme."

„Du willst mich schon verlassen?" fragte die Markgräfin unschlüssig und schwankend. „Kaum angelangt, willst Du schon scheiden?"

„Ich muß. Ich kehre nach der Residenz zurück, um meine Reise nach den Bergwerken anzutreten. Das Hüttenwesen geht einen faulen, schläfrigen Gang, wenn das Auge des Herrn nicht zuweilen ernst und prüfend hineinsieht."

„Wenn Deine Pflicht ruft," versetzte die Fürstin zerstreut, „so halte ich Dich nicht. Aber, hüte Dich, mein Sohn, vor Deinen Feinden. Deine Bergwerke sind der Grenze Deines Oheims nahe ...."

„Keine Sorge. Ich werde sein Ländchen nicht betreten, und gegen Mörder auf dem eigenen Gebiete mich zu schützen wissen. Ein heller Blick hilft dazu mehr, als eine Schaar von Leibwächtern. Mein treuer Westenberg verläßt mich nicht. Für den Herrn de la Montée, meinen Lieutenant, habe ich indessen eine Bitte einzulegen. Er ist dazu bestimmt, den Lauf des Flusses, sein Bett und seine Ufer auf's Genaueste aufzunehmen, und einen Plan davon zu fertigen. Ich lasse ihn daher hier zurück, und wünschte, Ew. Liebden möchten ihm erlauben, sich Ihrem Hofstaat anzuschließen. Der junge Mann, der nicht allein ein tapferer Degen und geschickter Zeichner ist, hat den besten Ton erlernt, und wird Ihre Zirkel durch seine Laune erheitern."

„Obschon ich nicht gerne Franzosen oder Niederländer an meinem Hofe sehe," entgegnete die Fürstin, nicht ohne Beziehung, „so mag's darum seyn, Dir, mein Erich, zu gefallen. Ich wünsche, Dich wenigstens in dieser Rücksicht zu befriedigen."

„So soll de la Montée eintreten. Ich habe ihn in's

Vorzimmer beschieden, damit er aus Ihrem Munde die Gunst erfahre, die ihm gewährt worden ist."

Erich öffnete die Thüre, und auf seinen Wink erschien der, schon seines Gebots harrende Offizier, mit tiefer Verbeugung, im Gemache der Markgräfin. Während er seine ehrfurchtsvolle Begrüßung mit den gewähltesten Worten begleitete, und die fürstliche Wittwe diese Huldigung mit der ihr eigenthümlichen Güte und Anmuth annahm, beobachtete der Markgraf Beide auf das Genaueste. Die Haltung seiner Mutter zeigte nicht Ueberraschung, nicht Verwirrung; wohl aber verrieth sich in dem Benehmen de la Montée's eine gewisse gespannte Neugierde, womit er die Züge der Fürstin musterte: ein dreisteres Zusammennehmen, als ob dieser Augenblick ein, von ihm schon lange erwarteter gewesen; ein Verlangen nach Annäherung an die Person der Markgräfin, — zugleich die versteckte Ungeduld, einen wichtigen Zeugen dieser Unterredung dulden zu müssen.

Der Fürst konnte den neuaufwallenden Argwohn nicht mehr schweigend ertragen. Er zerriß schnell den Faden des Gesprächs, indem er Abschied nahm. De la Montée zog sich, der Schicklichkeit zufolge, zurück, und nach einigen zärtlichen Umarmungen trennten sich Mutter und Sohn. An de la Montée vorübergehend, der im Vorzimmer sich dem Gefolge des Markgrafen anschließen wollte, sagte dieser Letztere: „Leben Sie wohl, Lieutenant. Bleiben Sie. Ich hoffe, bei Ihrer Zurückberufung in meine Nähe nichts Uebles von Ihnen zu vernehmen."

De la Montée begleitete nach einer demüthgen Verbeugung den Fürsten an das Schloßthor, wo die Pferde schon bereit standen. Der Markgraf schwang sich in den Sattel und flog gestreckten Galopps mit seinem Gefolge davon. In der romantischen Waldallee verschwanden die Reiter, wie der Blitz. De la Montée, müßig und der Zerstreuung bedürftig, ging auf den Trabantenhauptmann der

Markgräfin zu, der eben seine Leute, die dem Landesherrn die Honneurs gemacht hatten, wieder entließ.

„Guten Morgen, Herr Bruder!“ redete er den Hauptmann an.

Dieser drehte sich rasch gegen ihn um, begrüßte den Lieutenant freundlich, aber etwas vornehm, und ermangelte nicht, in seinem Gegengruß den Lieutenanttitel gewichtig klingen zu lassen. De la Montée ließ es sich nicht hindern, ihn als Kamerad auf gleicher Linie zu behandeln, klopfte ihm vertraulich auf die Schulter, und fragte mit der Miene eines Gönners:

„Haben da ein gutes Plätzchen, Hauptmann. Wenn wir die päbstlichen Soldaten ausnehmen, so hält wohl nicht ein Offizier in der Christenheit ruhiger Garnison, wie Sie.“

„Kann seyn;“ erwiederte der Hauptmann kühl; „ich mußte jedoch meinen Grad verdienen, und das kann heut zu Tage nicht ein Jeder sagen.“

„Verdienen?“ wiederholte de la Montée lächelnd: „Hätten Sie Pulver gerochen, bester Freund?“

Der Hauptmann machte ein fürchterliches Gesicht. Die Augen gingen ihm weit und drohend auf.

„Herr Lieutenant ....“ stotterte er überrascht und ergrimmt; aber der Gedanke, daß ein Günstling des regierenden Herrn vor ihm stehe, machte ihn wieder, trotz seinem Grimme verstummen.

„Nun, nun! nur nicht böse!“ versetzte de la Montée lachend, und schüttelte ihm die Hand. „Werden ja doch Spaß verstehen. Da ich hier verweile, müssen wir zusammen halten, Freund. Wo haben Sie gedient?“

„In den Niederlanden unter dem Helden Eugen. Ich habe zu Oudenarde die Standarte der Carabiniers-Compagnie gerettet, bei welcher ich stand. Der Generalissimus hat mich öffentlich belobt. Schwere Blessuren haben mich zum Felddienst untauglich gemacht, aber in

diesem Ehrendienste bin ich vollkommen auf meinem Posten."

„Ich zweifle keineswegs;" entgegnete de la Montée nachgiebig. „Es ist eine Freude, zu sehen, wie Ihre Leute exercirt sind, lieber Hauptmann. Das können Sie nur unter Eugen gelernt haben. Die Niederlande sind überhaupt der schönste Exercier= und Manoeuvrir=Platz, der sich denken läßt. Schöne weite Felder, — reinliche Dörfer zu Cantonirungen geeignet ....."

„Ha! man merkt, daß Sie ebenfalls dort gedient haben!" rief der Hauptmann, den das Lieblingsthema geschmeidiger machte. „Vivat Flandern, Brabant und die vereinigten Staaten! Der köstliche Gerstensaft! die geduldigen und füllereichen Dirnen! Käse und Tabak, die vortrefflichen Dinge! Das Land wäre ein Paradies, wenn nicht so viel Französisch darinnen gesprochen würde!"

De la Montée antwortete hierauf mit feinem Spotte: „Jene Göttergenüsse alle müssen Sie ohne Zweifel in diesem Schlosse vergessen! Trunk und Liebe sind im Wittwensitze verpönt, wie der Geruch des Tabaks und des Edamers! Sie haben Ihre Freuden hingegeben, und nur Ruhe dafür eingetauscht!"

Der Hauptmann seufzte schwer, und sank in den Sorgenstuhl vor dem Wachtgebäude. De la Montée fuhr leise, zu ihm gebeugt, fort: „Und diese Uniform, wie steif und geschmacklos! Welch' schwerfällige Pracht in diesen Litzen und Schärpenquasten. Die schwere Reiteruniform mit den lästigen metallbeladenen Bandelieren und den ungeheuern Stiefeln muß Ihnen unangenehm seyn. Den Pallasch scheint der Pappenheim vor Magdeburg geführt zu haben, und vielleicht steckte Altringer in dem veralteten Kaskett!"

Dem Hauptmann stieg wieder bei dieser unbescheidenen Musterung die Galle. De la Montée sprach indessen weiter: „Sie sind gewiß in den allerbesten Manns-

jahren, mein Lieber; aber das altfränkische Zeug macht Sie zum verrosteten Klopffechter. Ich werde das nicht länger dulden. Ein Mann von Ihren Verdiensten ...! Ich werde Sorge tragen, daß Vieles — unter Andern auch Ihre Uniform anders werde. Wahrhaftig, Hauptmann; es wird sich Vieles ereignen, das blöde Augen nicht voraussehen. Andere Zeiten, andere Herren, mein Guter. Merken Sie sich das. Ich rechne auf Ihre Diskretion und Ihren guten Willen. Ihre Gage und Ihre Verdienste sollen sich gleich gut dabei stehen!"

Der Hauptmann stierte den Propheten mit dem Frageblick eines aus allem Zusammenhang gekommenen Menschen an, und wußte nichts zu entgegnen.

Mittlerweile trat Daudowich mit dem Stallmeister auf die Stufen des Peristils, und sprach vernehmlich zu demselben:

„Ew. Hochwohlgeboren haben demnach nur für eine — für die Kutsche Sr. fürstlichen Gnaden zu sorgen. Die Frau Markgräfin wird sich mit einer Ihrer Hofdamen allein nach dem Winterschlosse verfügen, und versagt sich, zwei reitende Diener ausgenommen, jedes weitere Gefolge. Morgen, gleich nach sechs Uhr, wollen Se. Durchlaucht abreisen."

„Ganz wohl;" versetzte der Stallmeister: „es soll besorgt werden. Was nur auf dem alten Schlosse vorgefallen seyn muß, daß die gnädigste Frau es mitten im Sommer besuchen mag? Ich habe mir, aus pflichtschuldigem Gehorsam, bereits alle Mühe gegeben, das Schloß hübsch zu finden, um mich dem Geschmack unserer Gebieterin gleichzustellen; aber — wie mir denn jede Tugend abgeht, so sehr ich nach einer jeden strebe — ich habe es kaum erträglich gefunden."

„Haben Recht;" sprach der Hauptmann: „ein Eulennest; ganz gemacht zu Geisterspuk und Räuberhistorien: zudem in der Nähe des Gränzforstes, wo es vom kühnsten Gesindel wimmelt!"

„Ei!“ nahm de la Montée hastig das Wort: „so wär' es ja Gott- und pflichtvergessen, die vortreffliche Frau Markgräfin ohne Gefolge nur der Möglichkeit einer Gefahr auszusetzen. Wenn Sie, meine Herren, durch Ihren Dienst zurückgehalten werden, Ihrer Gebieterin zu folgen, so will ich's, als Freiwilliger thun, und Ihre Sicherheitswache vorstellen, ohne von Ihr dazu beauftragt zu seyn.“

Daudowich antwortete überrascht und grämlich: „Ew. Gnaden haben vernommen, daß Ihre Durchlaucht ohne Cavalier seyn wollen; sonst möchten sich allerdings in diesen Herren hier Männer von Geburt gefunden haben, die unserer Allergnädigsten Frau näher stehen, als ...“

„Ich bitte Euch, zu schweigen, Monsieur;“ unterbrach ihn de la Montée geringschätzend, „und zu glauben, daß ich weiß, was ich zu thun habe. Ich dringe mich Sr. Durchlaucht nicht auf; aber mir steht's frei, mich hinzubewegen, wo ich immer will, ohne auf die Bemerkungen eines Kammerdieners zu achten.“

Er drehte sich auf dem Absatz um, und hüpfte die Stufen hinab, sich nach der Kastellanei begebend, wo er wohnte. Daudowich sah ihm nach, sprachlos ob der Kühnheit, womit der Jüngling gegen ihn, den Vielvermögenden, geredet hatte. Der Stallmeister ging lächelnd hinweg, und freute sich der Demüthigung des verhaßten Faktotums. Der Hauptmann musterte stupid bald sein Degengefäß, bald des Kammerdieners Gesicht, das für ihn seit Langem ein Wetteranzeiger geworden war. An der Stelle des Stallmeisters erschien indessen ein neuer Gesprächsfreund auf dem Schauplatze: der Pfarrer des nahen Dorfes, ein unbedeutender Mensch, der an des Dechanten Stelle das Amt eines Beichtvaters im Schlosse versah, und damit die Sorge eines Arztes verband, weil die Markgräfin eine zu entschiedene Abneigung gegen die Doktoren der Medizin hegte, um einen derselben bei

ihrem Hofstaate anzustellen, oder in ihrem Hause, selbst in schwierigen Krankheitsfällen, andere als Hausmittel und die Sakramente der Kirche zuzulassen.

„Trefflich, daß ich Ew. Hochwürden begegne!" rief dem Pfarrer der Cassier entgegen; nicht unzufrieden, sich in einer neu beginnenden Unterredung von dem Aerger zu zerstreuen, den Ihm de la Montée verursacht. „Se. Durchlaucht senden mich im Augenblicke an Sie, um zu erfahren, ob Herr Leodegar, der gottgefällige Mann, Ihr Hausgenosse, bereits nach dem Winterschlosse abgegangen, oder bereit sey, mit der Allergnädigsten Frau dahin zu verreisen."

Der Pfarrer bestätigte das Erstere, und fügte einige Worte der Neugierde bei, um zu wissen, was Leodegar eigentlich dort zu schaffen habe. Als Daudowich hierauf geheimnißvoll die Achseln zuckte, und schwieg, versetzte der Geistliche mit mißbilligendem Kopfschütteln: „Es ist unerhört, wie schweigsam und mysteriös sich alle Erscheinungen bei Hofe gestalten! Welcher Verstand kann sie enträthseln, durchschauen? Dieser Leodegar ist eine neue Aufgabe, und ich glaube, daß er eine gute ist, nur deßhalb, weil Se. Hochwürden, der Herr Dechant, ihn empfohlen. Denn andererseits gibt er so sonderbare Andeutungen von sich, daß ich geneigt wäre, ihn für einen Rosenkreuzer, verdammten Freimaurer, oder ähnlichen Bundesgenossen zu halten, der uns ein unsauberer Geist seyn dürfte, vermummt in einen frommen Rechtgläubigen."

„Erzählen Sie uns doch etwas Näheres von der Herkunft dieses Menschen," begehrte Daudowich; „er ist mir selbst noch niemals vorgekommen."

Der Pfarrer rieb sich die Stirne, und antwortete: „Hm! es möchte schwer fallen, etwas Genaues von seinem curriculo vitae anzusagen. Für's Erste, was gewiß ist, lautet es dahin, daß er aus dem Seminario zu Lüttich in unsere Lande gekommen; ein der Theologie Be-

stissener, aber nur mit den kleinen Weihen Versehener. Schon auf der Schule manifestirte er, kurz vor seinem Abgange, den Vorsatz, jede weitere geistliche Würde abzulehnen, weil ihm in einer schwärmerischen Verzückung die Sendung gekommen, als ein frommer Weiser in Staub und Demuth die Welt zu durchziehen, zu lehren, zu rathen, zu helfen, zu heilen. Auf einem Spaziergange der Alumnen soll sich zum ersten Male seine Heilkraft bethätigt haben. Derjenige, der neben ihm wandelte, wurde urplötzlich von einem heftigen Starrkrampfe befallen, und lag wie todt darnieder. Alle Hülfsmittel der Kunst waren vergeblich. Der Student erwachte nicht. Da kniete Leodegar an seinem Bette nieder, und betete still zu Gott und den Heiligen, des Freundes starre Hand in der seinigen haltend. Siehe! nach einigen Minuten belebte sich der Leichnam wieder, wurde gesund, und konnte nicht genug erzählen von den Freudigkeiten des Paradieses, das er von ferne gesehen, und von des Fegfeuers Qualen, in denen er gesessen, bis ihn Leodegar durch sein Gebet zurückberufen und erlöset. Nun strömten dem jungen Gebetarzt viele Kranke zu. An Vielen soll sich seine Wunderkraft bewährt haben, und wenn es an Andern wieder nicht geschah, soll ihr Unglaube die Schuld getragen haben. Er prophezeite auch Dinge, die nachher richtig eingetroffen sind. Er hielt Betstunden mit vielen Gläubigen, und lehrte die Liebe zu Gott, vor Allem jedoch die Ehrfurcht vor den Dienern der Kirche, und stellte uns arme Geistliche dem Volke dar, als leibhaftige im Erdenlichte wallende Engel, als Träger einer fürstlichen Würde, deren er sich selbst völlig unwürdig erklärte. Bis daher war nun Alles gut. Aber die Fak..ltät der Heilkünstler wurde ihm aufsäßig; und da er hin und wieder vermerken ließ, dieser oder jener mit Barett und Inful sey der Weihen eben so unwürdig, als er selbst, ging es ihm auch von der Clerisei aus nicht am Besten. Der

Fürst-Bischof Georg Ludwig indessen war dem Leodegar günstig, und hielt ihn über der Fluth, bis dem jungen Manne einst einfiel, in seiner stillen Gemeinde zu behaupten: „jeder Fürst, wenn auch erwählet und gesalbt, sey des Todes schuldig, wenn er sich gegen den Altar verginge und gegen die Diener desselben; und jeder Fromme sey berufen zu dessen Vernichtung, weil es vor Allem heiße: „Gebet Gott, was Gottes ist!" Dieser häßliche Grundsatz wurde dem Bischof hinterbracht, der den Leodegar hinweg wies, und den Rektor des Seminariums, von dem ruchbar wurde, daß er mehrere Jünglinge in Leodegar's Sinn unterrichtet, seines Amts entsetzte. Nun ist Leodegar nach Deutschland gekommen, und endlich, nach vielen Wanderungen, die man nicht kennt, in unsere Residenz wie aus der Erde gewachsen, um den hochwürdigsten Herrn Dechant durch sein Gebet von der Todeskrankheit zu befreien, deren der Mann Gottes beinahe unterlegen. Wie er hieher gekommen, wissen wir. Ob jedoch der Herr Dechant den Geist des Lichts empfohlen, weiß ich nicht. Leodegar ist finster, abstoßend; kaum daß er zehn Worte mit mir geredet. Er schweift umher in Feld und Wald, und ist gestern in später Nacht erst heimgekommen. Ein klein Büchlein mit der Passionsgeschichte unsers Heilands, ein Ecce-homo-Bild und ein scharf geschliffenes Messer sind die Habseligkeiten, die ich bei ihm bemerkte. Ein Crucifix trägt er auf der Brust. — Was aus diesem Allen zu schließen, will ich meinen hochgeehrten Zuhörern überlassen, zu errathen."

Daudowich hatte mit finstergefalteter Stirne, verschränkten Armen und gesenktem Kopfe zugehört. Ein leises: „Hm! so? ei?" war der einzige Laut gewesen, der seinen Lippen entschlüpfte. Nachdem der Pfarrer geendigt hatte, fragte er mit listigem Blicke und scharfer Betonung. „Wie können Sie so viele Beschuldigung

und Argwohn auf einen Mann werfen, den, wie ich vermuthen darf, die Frau Markgräfin ihrer Gnade und ihres Vertrauens würdig hält? Wären Sie im Stande, zu beweisen, wo Sie die Data schöpften, die Sie uns mitgetheilt?"

Der Pfarrer, obgleich verlegen geworden, erklärte, der Brief eines Freundes aus der Residenz habe ihn am heutigen Tage erst von dem Wiederholten in Kenntniß gesetzt, und er sey erbötig, den Schreiber zu nennen und für dessen Wahrhaftigkeit zu bürgen.

Daudowich nahm sodann eine mildere Miene an, und versetzte: „Wenn ich Ihnen guten Rath geben soll, so verschaffen Sie sich über obige Umstände Gewißheit, und halten Sie reinen Mund. Es dürfte die Zeit kommen, wo Ihnen die höchsten Personen für Ihre Erläuterung Dank wissen werden. Gott befohlen, Herr Pfarer. Der arme Lakai Anton, der am Fieber leidet, wird Ihnen für einen Besuch sehr erkenntlich seyn."

Der Pfarrer machte sich eilfertig auf den Weg. „Mich wundert," sagte er mit der spöttischen Bosheit, die auch dem Beschränkten gegeben ist: „mich wundert, daß man nicht Leodegar's Gebet meinen einfachen Remediis vorzieht!"

„Das hätte nicht so viel auf sich;" rief ihm Daudowich nach: „wenn aber plötzlich der Weltweise wieder nach der Stola griffe, und sich einfallen ließe, Sr. Durchlaucht Beichtvater zu werden? ...."

Der Pfarrer rannte eiligst und ärgerlich davon.

Der Hauptmann nahm nun das Wort, und sagte mit wichtigem Gesichte: „Der Herr hat Recht. Es geht bunt und blau an unserm Hofe zu. Wenn ich dürfte ... heute noch säße der saubere Leodegar im Thurme. Was hat der Bursche mit dem blanken Messer zu thun? Ein Rosenkranz und eine Nachtmütze nur dürfen der Hausrath eines wandernden Philosophen seyn. Eine

Arrestation in forma wäre mir ein gefundener Bissen. Seit ich in der Fürstin Dienst bin, habe ich mein Geschick bei solchen Anlässen nicht zeigen können. Ich wollte mit dem verdächtigen Menschen alsobald fertig seyn, wie man eine Hand umdreht; trotz seinem Messer!"

Daudowich unterdrückte mit Mühe das Lachen, und entgegnete so ernsthaft, als es nur anging: „Wahrlich, Herr Hauptmann, der Verdächtigen gibt es in Hülle und Fülle in unserm Hause. Wie gefällt Ihnen, zum Beispiel, der Herr Garde-Lieutenant?"

„Der Gelbschnabel mit den vollen Backen und dem windigen, schwachleinigen Leibe? Ganz und gar nicht, Herr Cassierer. Der Mensch ist entweder verrückt, oder ein Windbeutel, dem man nur, weil ihn der Herr lieb hat, keine Ohrfeigen gibt. Alle Wetter! der Bursche hat keine Lebensart. Den hätte mein seliger Rittmeister nicht auf der prima plana seiner Compagnie geduldet, und wenn er noch zehnmal in Flandern gewesen wäre!"

Der Hauptmann berichtete nun in allem Eifer, wie hochmüthig der Lieutenant sich gegen ihn benommen, und welch' verwunderliche Redensarten er ausgestoßen.

Daudowich hörte aufmerksam zu, nickte beifällig zu den zahlreichen Drohungen des Soldaten, und sagte sodann, ihn einige Schritte weit von der Thüre wegführend, leise zu ihm:

„Hat es denn seine Richtigkeit mit der Sage, Herr Hauptmann, daß Sie einstens aus den Niederlanden gingen, um einer Rencontre willen, worein Sie mit einem Officier, der Sie beleidigt hatte, gerathen waren?"

Der Hauptmann starrte ihn mit offenem Munde an.

„Der böse Leumund," fuhr Daudowich kaltblütig fort, „der auch nicht von dem Gerechtesten läßt, behauptete dazumal: es sey bei der Rencontre von Ihrer Seite gerade nicht am Richtigsten zu- und ein Bischen

Vorbereitung vorausgegangen, ehe Sie den Gegner niedergestreckt? ...."

„Pah!" fuhr der Officier mit zorniger Geberde auf. Daudowich machte ihn jedoch schweigen, und setzte hinzu. „Warum so ärgerlich, mein Freund? Gegen den Beleidiger gilt bei mir zu Lande jedes Recht, und ein Schurke ist nur Derjenige, der sich nicht getraut, eine Beleidigung zu rügen, mit dem Eisen in der Faust. Ich habe Hochachtung vor Ihnen, Herr, und will Ihnen nur vorläufig mittheilen, daß eine gewisse vornehme Person auf Ihre Hand rechnet, wenn es erforderlich seyn sollte, den Schwindeleien des Garde-Lieutenants ein Ziel zu setzen."

„Wie? eine vornehme Person?"

„Nicht schwer zu errathen. Sie, als alter Hofbeamter, könnten wissen, daß mancher geliebt scheint, der insgeheim tödtlich gehaßt wird: aus Gründen. Ich will nicht hinzufügen, daß der Gescheidte, der den Hohen seinen Arm bei entscheidenden Gelegenheiten leiht, niemals unbelohnt davon geht! Ihnen, lieber Hauptmann, müßte der Majortitel gar nicht übel stehen?"

Der Officier schmunzelte und dachte mit roher Sinnlichkeit an die leckeren Trunkfreuden, die im Geheimen die Majorsgage gestatten würde.

„Mich dünkt nicht minder, gehört zu haben, daß Sie von einigen, im Grunde unbedeutenden, Schulden gequält werden?" fuhr Daudowich freundlich fort.

„Vierhundert Thaler. Gott verdamme mich! nicht einen Pfennig habe ich verschwiegen. Ich stand im Begriff, Sie um einen Vorschuß anzusprechen, damit ich im Stande wäre, meinen Halunken von Gläubigern die Zinsen zu entrichten."

„Sollen ihn haben. Ich glaube sogar, man würde geneigt seyn, die ganze Summe für Sie zu bezahlen, ohne Rückforderung, wohl zu merken, wenn Sie ..."

„Genug!" fiel dem Cassier der Hauptmann in's Wort.

„Meinen Empfehl an die vornehme Person, und ich stehe zu Diensten, wann und wie sie befiehlt. Ich weiß, was Subordination heißt, und wasche darum meine Hände. Es ist nur zu wissen, ob ich den französischen Kauz nur halb, oder ganz auslöschen soll."

„Das wird sich finden;" versetzte Daudowich: „mäßigen Sie Ihren Eifer. Keine Unbesonnenheit! weder gegen den Lieutenant, noch gegen den Herrn Markgrafen. Sie werden von mir allein Ihre Verhaltungsregeln empfangen, und mit mir zufrieden seyn, wie ich voraussetze, daß wir es, mit Ihnen zu seyn, Ursache haben werden."

Sie trennten sich freundschaftlich, und gingen — der Hauptmann, um seinen Pallasch zu schleifen — Daudowich, um der Markgräfin zu melden, daß Leodegar bereits verreiset.

Die Fürstin befahl dem Diener, im Vorgemache ihrer ferneren Weisung zu harren, und setzte sich nachsinnend an den Tisch, einige offene Briefe durchmusternd, die vor ihr ausgebreitet lagen. Sie verweilte indessen nicht lange bei dieser Beschäftigung, sondern verlor sich in Gedanken und halbbewußtloses Selbstgespräch.

„Leodegar schon fort?" fragte sie sich, wie verstohlen: „Hat ihn die Furcht vor meinem Mißfallen so schnell entfernt, oder — der Wunsch, mir durch die pünktliche Erfüllung meiner Wünsche angenehm zu seyn?"

Das Lächeln, das sich nun über ihre verdüsterten Züge ergoß, ließ errathen, daß es ihr nicht unlieb seyn würde, in der letztern Vermuthung auf die Wahrheit gestoßen zu seyn. Sie überdachte nun mit aller Ruhe den gestrigen Auftritt in der Capelle, lebte noch einmal die Schauder desselben durch, und dennoch erfaßte kein neues Beben ihre Glieder, und ihr Geist gefiel sich, jenes Auftritts Schrecken zu durchwandeln.

„Wie er da stand!" sagte sie vor sich hin; „ein von himmlischer Flamme beleuchteter Gottes-Herold, ein Bote

des versöhnenden Heilands! Wie er schreckte durch seinen Anblick, entsetzte durch seine Drohung, beruhigte und heilte durch seine Friedensworte! Gewiß! der Dechant hat wahr geredet! Dieser Geist ist nicht von dieser Welt! Dieses Entsetzen und diese Besänftigung bringt Keiner, der nicht aus den Wolken käme! dem nicht ein himmlischer Odem in der Brust wohnte! Wäre er der Gemeinen einer, — er hätte niemals gewagt, was er gethan! Wäre er ein Alltagsmensch . . . ich müßte ihm ewig zürnen, ihn hassen, ihn bestrafen! Aber diesen zu strafen — wer vermöchte es? Ich glaube an seine Sendung: . . ich danke dem Herrn dafür, und die Zuneigung, welche das seltene Wesen mir beweis't, ist — wie ich ahne — der sichere Grundstein meines Hauses! Wenn er, der Fürchterliche, will, so stirbt mein Sohn! so fällt unser Geschlecht! Weh' mir! O, daß es mir gelänge, Leodegar's drohende Macht mit dem Bande der Freundschaft zu fesseln, — auf ewig zu binden. Daß ich's erreichte, meinen Erich zur Frömmigkeit zu bekehren, ehe das Strafgericht hereinbricht! Nur Leodegar, für den seine eigenen Seherworte sprechen; für den mir Adrian's felsentreues Wort bürgt, nur Er vermag das Unheil zu wenden, und er will's, wenn ich schweige, ... wenn ich ihm erlaube, mir zu dienen!" —

Die Markgräfin stand nun unruhig auf, trat zum Fenster, warf den Blick nach der Thurmspitze der Kapelle, und sagte so leise, daß kaum der Hauch ihres Mundes die Scheiben berührte: „Der grausame wunderliche Fremdling! Sprach er nicht von Zärtlichkeit? . . . wagte er es nicht, mein Ohr mit dem Namen der innigsten Leidenschaft zu verletzen? Wie, sollte der Himmel mir, der Matrone, eine Prüfung senden, die nur eine junge sehnsuchtsvolle Brust nicht überwindet? Waffne Dich mit Ernst und sanfter Hoheit, Auguste! Der Jüngling lerne in Dir eine Freundin achten, und werde also mein und meines Sohnes Engel!"

Die Markgräfin näherte sich unvermerkt dem Bildnisse ihrer Schwester, blickte schnell auf zu demselben, und weinte. „Solche Reize auch verschlang des Todes Rachen!“ seufzte sie bitter. „Auch sie, die Schöne, herrlicher als Helena, ging dahin? In der härenen Kutte wurde sie, die Fürstin aller Lust und Pracht, zur Erde bestattet? Und gerade gestern, an dem Tage ihres Verscheidens in meinen Armen, gerade gestern sprach mir, — während ich mein Gebet der Verstorbenen opferte — Leodegar von der Leidenschaft, die ihr Leben war, — die, erlaubt, mich einst beglückte; — unerlaubt, mich jetzt noch quält? O, welch' ein Zusammenhang in traurigen Dingen!“

Der Markgräfin Blick gleitete vom Bilde über den Spiegel, wurde sanfter; mit ihm die Worte der klagenden Zunge.

„Ich soll ihr nicht unähnlich gewesen seyn!“ sagte sie, zufrieden, und betrachtend. „Auch auf meiner Wangen Roth, und meiner Augen Klarheit machten einst deutsche und wälsche Dichter Verse! Man pries meinen Reiz, wie Andromachens neben der siegenden Schönheit der Gattin des Paris! Und mein Gemahl war auch Hector, stark und würdevoll, und er verließ mich um den Ruhm und das Vaterland, wie Jener es gethan, aber mein Sohn war glücklicher als Astyanax, — der vom Thurme geschleuderte! Ihn erhielt das Schicksal zu meinem Troste, zu meiner Freude, ... obschon ich auch Vieles — Vieles verloren! — Die Verlornen kehren nicht mehr wieder, wie die Gestorbenen! Isidor ist dahin, wie sein Vater, der Getreueste aller Liebenden!“

Sie faltete bekümmert die Hände, und sah vor sich nieder, wo ihr die Einbildungskraft einen Grabeshügel zeigte.

„Boncampo!“ seufzte sie; „was Du mir gewesen... wie Dein Bild im Wachen, wie im Schlummer mir gegenwärtig geblieben!...“ Sie riß sich gewaltsam aus

dieser Erinnerung. „Höre es nicht, Geist meines Gemahls!“ rief sie schmerzlich, „einen Schleier über diese Bilder einer Freudenzeit, deren Qualen mich, die Schuldige, verfolgen! Welch' eine Kette von verhängnißvollen Tagen, seit dem Beginn jenes Carnevals, bis auf den Gedächtnißtag meiner Schwester, an welchem Leodegar.....!“

Sie raffte sich heldenmüthig zusammen, und scheuchte Leodegar's Gestalt grollend von sich. Tief in der Seele mißbilligte sie des Jünglings kühne Geständnisse, aber, obwohl ihn fürchtend, zürnte sie ihm nicht.

Sechstes Kapitel.

Ketten sind Ketten; wären sie auch von Gold;
die schwersten aber sind die der Sünde.

„Verena!“ rief die Hofdame von Eberstein verwundert, als sie in den Gängen des Winterschlosses der jungen Försterfrau plötzlich begegnete. „Verena!“ beim Blute des Heilands! Du hier? was machst Du in diesem Hause?“

„O, mein gnädiges Fräulein;“ versetzte die Bleiche, ebenfalls von der Begegnung erschreckt; „ich kann ja nichts dafür. Gestern war erst meine Hochzeit, und meines guten Herbold's Haus ist im verwichenen Frühlingssturme dermaßen baufällig geworden, daß die Mutter uns im Schlosse, bis das Häuschen hergestellt, Quartier gegeben.“

„Hm! So?“ sprach die Hofdame etwas begütigt; „ich wünsche Dir Glück zum neuen Stande, gute Verena; vor allem Geduld und Arglosigkeit eines Lamms. Wenn es der Himmel gut mit Dir im Sinne hat, so macht er Dich wohl bald zur Wittwe.“

„Ach du lieber Gott!“ seufzte entsetzt und halblaut das arme Weibchen, das nur eine Gelegenheit suchte, los zu kommen von dem Fräulein und dessen finsteren Gesprächen.

Die Eberstein nahm eine Schnur von Perlen aus ihren Haaren, und warf sie der Verena um den Hals.

„Das Dein Hochzeitsgeschenk!" sagte sie stolz. „Erinnere Dich jedoch, so oft Du diese Perlen — kostbare Kleinodien — betrachtest, daß Du stumm seyst, wie die nasse Gruft, woraus der Taucher die Muschel holte."

Verena küßte beschämt und von dem köstlichen Geschenke erfreut, Margarethens Hand und Kleid, und sagte leise: „Wie können Sie nur glauben, gnädiges Fräulein? ..."

Die Eberstein legte ihr gütig den Finger auf den Mund, und fragte dann: „Wo ist die junge Hofdame, die gestern angekommen?"

„Im Garten, Ew. Gnaden."

„Hat Sie mit Dir gesprochen?"

„Ich habe sie bedient." —

Die Eberstein sah lange forschend und starr in Verena's Augen und entfernte sich dann, nach dem Garten zu gehen. Als sie durch die Eisenpforte schritt, stand plötzlich Helene vor ihr, wie Verena im Schlosse; überrascht, ängstlich, kaum vermögend, einen Gruß zu stammeln.

„Grüße Dich Gott, mein bestes Herz!" sagte die Eberstein ermuthigend. „Erschrickst Du vor dem Anblick Deiner Freundin?"

Und mit einer eifersüchtigen Heftigkeit, als ob man ihr einen Schatz hätte rauben wollen, zog sie das Mädchen an ihre Brust, küßte sie auf Stirne, Augen und Mund, und Helene schien zu erstarren, unter ihren kalten Lippen.

„Du hier, Margarethe?" flüsterte die Am Steig endlich. „Allein? mit der Gebieterin?"

„Mit der Markgräfin, mein Herz. Sie wartet oben Deiner. Ich suche Dich auf ihr Geheiß. Zuvor jedoch eine Frage. Hast Du gethan, wie ich verlangt?"

Helene schöpfte mühsam Athem, zog indessen alsobald ein Blatt graues Papier, sorgfältig zusammengelegt, aus dem Mieder, und gab es der Eberstein mit den Worten:

„Deinen Brief an die Unbekannte habe ich bestellt, und heute Morgen durch denselben Kanal dieß Papier empfangen; ohne Zweifel eine Antwort auf Dein Schreiben."

Margarethe betrachtete aufmerksam das mit einer vielfältig verknüpften Nestelschnur verschlossene Päckchen, und fragte lächelnd und langsam: „Hast Du gelesen, mein Herz?"

„Nein! auf mein Wort!" entgegnete Helene eifrig und betheuernd. „Glaube es mir, liebe Eberstein! Ich lüge nicht. Ich habe das Papier nicht eröffnet, aber gewähre mir die Bitte, hinfüro niemals Aehnliches mir aufzutragen. Ich fürchte solche Heimlichkeiten, und wahrhaftig! ich glaube — seitdem ich Dein Geschäft übernommen, ist ein großer Theil meiner Ruhe verschwunden."

„Das glaube ich auch!" sprach Margarethe mit durchdringendem Blick und schwerer Betonung. Sie verbarg jedoch den bittern Zug um den Mund in ihrem Schleier, und setzte dumpf hinzu: „Folge mir aber jetzt, mein Kind. Die Markgräfin zählt die Augenblicke!"

Helene folgte der Pflicht, und der zitternden Hand ihrer Freundin, die sie stürmisch mit von dannen riß. Aber Helenens Herz zitterte mehr als die Hand der Eberstein, und ihre Verwirrung stieg auf's Höchste, als sie vor die Markgräfin trat, die gerade, finster vor sich hinsehend, in ihrem Gemache auf und nieder ging, und ein unfreundliches Gespräch mit der Kastellanin abzubrechen im Begriff war. Der Fürstin Miene erheiterte sich ein wenig, da sie Helenens ansichtig wurde; sie duldete mit Güte die Huldigung des Fräuleins.

„Ich sollte Sie mit Vorwürfen empfangen," sagte die Markgräfin zum Fräulein Am Steig; „doch weiß ich, daß nur ein Mißverständniß Sie bewogen, mein Oratorium an einen andern Platz zu verlegen, was ich nicht gemeint haben wollte. Da ich übrigens mich überzeugt habe, daß mein Altar besser an dem neuen Orte stehen

werde; so mag's darum seyn, und ich willige jetzt ein, in die Verlegung, während ich noch vorgestern nur von neuen Ornamenten sprach."

Helene bat stammelnd um Vergebung, deren sie die Worte der Fürstin im Voraus schon vergewisserten. Die Markgräfin redete ihr Muth ein, und ging mit ihr, durch das ausgeräumte Betstübchen, nach der rothen Stube, um die hier getroffenen Einrichtungen zu beloben.

„Du hast Geschmack;" sagte sie hier in einsamer Vertraulichkeit zu Helene. „Man sieht, daß Du im Kloster erzogen worden. Was aber noch mehr ist: Du hast Muth. Du hast, wie ich vernehme, hier die Nacht zugebracht? trotz der schauerlichen Sagen von dem anstoßenden Thurme?"

„Eine Magd des Schlosses schlief auf dem Boden, neben meinem Bette, Ew. Durchlaucht;" antwortete Helene schüchtern.

„Du hast nichts Gespenstiges gesehen, noch gehört?" fragte die Markgräfin wieder mit Vertraulichkeit.

„Nicht das Geringste;" entgegnete Helene, unbefangener als zuvor.

Die Markgräfin küßte sie mit dem Ausrufe: „Der Himmel erhalte Dir den Muth und das Vertrauen des Kindes zu dem mächtigen Vater. Bist Du diesem gehorsam, so kann Dir keine Gewalt der Nacht etwas anhaben. Bleibe hier, mein Kind, an Deinem Geschäfte. Ich sende Dir die Eberstein. Die Gute sehnte sich nach Dir, und ich mußte sie, obschon meine erste Wahl auf die Werdenberg gefallen, als meine Gesellschafterin herüber nehmen. Du hast es der kalten Marmorbrust angethan, mein Mädchen. Verena soll auch hier mit erscheinen, und Euch helfen. Seyd hübsch fleißig und rührt Euch nicht von der leichten Arbeit, während ich meine schwerere abthue."

Nach diesen Aeußerungen herablassender Freundschaft

begab sich die Fürstin hinweg, ohne zu wissen, daß Helenens Busen unruhiger zu schlagen fortfuhr, als ihr eigener. Und Augustens Brust war dennoch nichts weniger als ruhig; sie ging dem Wiedersehen Leodegar's entgegen. Der junge Mann harrte in der That bereits im Vorzimmerchen, und trat vor die Herrin, nachdem die Eberstein zu Helene, die Kastellanin nach ihren Schlüsseln entsendet worden. Leodegar bückte sich verlegen; die Fürstin, am Fenster stehend, halb ihm den Rücken zuwendend, bezähmte mit einiger Mühe die Stürme des Grolls und der überraschenden Erinnerung. Endlich sagte sie, schnell auf Leodegar zugehend, trocken und fest: „Ich setze voraus, daß Euch die Beschämung angetrieben, Herr, meine Gegenwart zu meiden, und allein dieses Schloß zu besuchen, ehe ich Euch eingeladen, es in meinem Gefolge zu betreten. Ich halte dafür, daß Euer Bewußtseyn Euch hinlänglich für das Aergerniß strafte, das Ihr mir in der Kapelle gegeben, und befehle Euch — obschon ich vergebe — nimmermehr solchen Auftritt wieder zu erneuern, bei Verlust meiner Gnade und meines Schutzes. Ihr habt mir nun zu folgen, wie ein frommer Diener seiner Gebieterin, und Euer Trachten dahin zu wenden, daß meine Wünsche an das billige Ziel gelangen, das ich beabsichtige. Verschwiegenheit und Gehorsam sind die Eigenschaften, die ich von Euch fordere. Folgt mir."

Leodegar, ohne eine Sylbe zu erwiedern, bezeigte mit kummervollem Gesichte seine Bereitwilligkeit zu gehorchen, und ging, wohin die Markgräfin ihn führte, Treppe auf, Treppe an; auf langen Wendelstiegen, durch manche Thüren, welche von der vorschreitenden Kastellanin immer wieder sorgfältig hinter den Aufsteigenden verschlossen wurden. Leodegar bemerkte, daß diese Treppen auf die Höhe eines Thurmes führten. Sie hörten vor einer schmalen Pforte auf, durch welche der Eingang in ein Zimmerchen gewonnen wurde, das sich unter dem Dache des Thurms befand.

Das Stübchen wäre nicht unfreundlich zu nennen gewesen, aber das Tageslicht fiel nur durch in der Höhe angebrachte Fenster herein, die der Bewohner dieses Raums nur allenfalls mit Anstrengung zu erreichen vermochte; auf den Tisch oder den Stuhl kletternd, die zu dem Geräthe des Zimmers gehörten. In der Ecke, neben einem kleinen Schranke, stand ein Vorhangbett. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen, und auf dem schneeweißen Lager, in grüne Decke eingehüllt, lag ein Frauenzimmer, dessen Schönheit wenig zu der dürftigen, gefängnißartigen Umgebung paßte: ein herrlich, von dunkeln Locken umwalltes Haupt, mit zartgerötheten Wangen und brennenden, lebensvollen Augen. Leodegar, an der Thüre bleibend, lauschte überrascht und gerührt dem Auftritte, der sich nun begab. Die Kastellanin war vor dem Zimmer geblieben; die Markgräfin näherte sich dem Lager der holden Gefangenen, gütig, ohne Stolz und Härte; die Gefangene erwiederte nicht ihren Gruß, sondern starrte sie ernst und schweigend an.

„Ich glaubte, Sie krank zu finden;" sagte die Fürstin milde: „die Kastellanin hat mir solches berichtet. Doch blüht Gesundheit auf Ihren Wangen, und ich freue mich dieses Wohlseyns. Mit demselben steigt ohne Zweifel die Sehnsucht nach Freiheit, und verliert sich der Starrsinn, der sich Ihrer Freiheit entgegenstemmt. Hat Sie der Vernunft Raum gegeben? Will Sie endlich, durch ein verständiges Entsagen, meiner Milde erlauben, meine Strenge zu entwaffnen?"

Die Gefangene verzog die Lippen bitter, und erwiederte kalt: „Ihre Milde, gnädige Frau, hat mich hier eingeschlossen. Ich bin der Zuversicht, daß Ihr Besuch mir den Tod ankündigen werde. Ist jener der Beichtvater, der mich darauf vorbereiten soll?"

„Lafare!" sagte die Markgräfin schmerzlich, „habe ich das um Sie verdient? Erinnert Sie sich nicht mehr

der vielen Wohlthaten, womit ich Sie an meinen Hof gebunden? Wie hat Sie mir dieselben vergolten? Durch den schreiendsten Undank; durch Verführung meines Sohns!"

„Madame!" rief die Lafare entrüstet, und erhob ein wenig das zürnende Haupt: „unser Verhältniß war rein wie das Sonnenlicht: das beschwöre ich bei Allem, was mir je heilig gewesen; meine Ehre war mein höchster Stolz; und, hält sich ein Weib für gut genug, nach einem Fürstenmantel zu greifen, so beginnt es nicht mit der eigenen Entwürdigung."

Die Markgräfin schlug verwundert und gekränkt die Hände zusammen, und verharrte in dumpfem Schweigen.

„Ja, gnädigste Frau," fuhr die Lafare ruhig fort; „ich, die Enkelin eines großen Hauses, durfte darnach streben, neben Ihrem Sohne meinen Platz vor aller Welt als Fürstin einzunehmen, und diesen Plan verfolgte ich offen. Diese Offenheit ist mein Verbrechen, aber dennoch eine größere Tugend, als Ihre Heuchelei, gnädige Frau. Sie stellen sich schlimmer, als Sie sind, und erregen dadurch mein Mitleid. Sie geben sich für eine selbstständige Tyrannin, während Sie nur die Kerkermeisterin Ihres Sohns sind. Sie wollen mich überreden, als ob nur mütterliche Sorge Ihnen Strenge gegen mich zur Pflicht mache, damit ich entsage, damit ich mich meiner Ansprüche begebe, während Ihr Sohn es ist, der, untreu und undankbar, seine Fesseln gebrochen zu sehen, und dennoch die Liebesmaske vorzubehalten wünscht. Verabredung, Ew. Durchlaucht; abgekartete Auftritte! ich durchschaue Alles. Aber darum eben bedaure ich Ihre Stellung, und fürchte Sie nicht!"

„O des Leichtsinns, o des Wahnsinns einer leidenschaftlichen Französin!" rief die Fürstin, heftig aufgeregt „Ihr mißbraucht meine Langmuth und Güte, Mademoiselle. Welche Gedanken! welche Plane! Ihr, eines lothringischen Edelmanns Tochter, die Gemahlin meines

Sohns? .... eine Markgräfin des Reichs? Ehe ich dieses zugebe .....!"

„Lassen Sie mich auf Befehl Ihres Sohns umbringen!" fiel die Lafare heftig ein. „Welche Winkelzüge, Ew. Durchlaucht! Warum in dem Dunkel eines Kerkers? warum nicht vor allem Volke, nach dem Urtheil eines unredlichen Fürsten? Aber dieser Fürst zittert vor der Stimme des Volks, vor dem Schrei ganz Europa's."

„Isaura!" sprach nach einer Pause die Markgräfin mit mühsamer Fassung. „Verbannt wenigstens diese Einbildung. Selbst auf dem verirrten Sohne kann ich nicht den Vorwurf der Unredlichkeit lassen. Unglückliche! Er will nicht Euer Elend! Er ... ach, das ist ja eben mein Kummer! Würde ich Euch in Haft halten? würde ich Euch nicht lieber in's Vaterland zurückgehen lassen, um dort Eure Thorheit zu vergessen?"

„Im Vaterlande?" sagte Isaura mit triumphirendem Lächeln. „Ew. Durchlaucht wissen wohl, daß mein Bruder die Schmach seiner Schwester rächen würde. Madame, die Lafare haben nie einen Gegner gefürchtet, — wäre er auch ein König gewesen. Die Lafare sind Ihnen am Range gleich. Ich bin eine Marquise. Land und Leute, Reichthum und Güter machen keinen Unterschied, und der Degen meines Bruders würde Ihren Sohn nichts desto weniger aufsuchen, mich zu rächen. Das weiß er; das wissen Sie, darum ward ich verhaftet, darum von aller Mittheilung an meine Familie ausgeschlossen; ... darum ...."

Der aufwallende Stolz der Markgräfin funkelte in ihrem Auge.

„Sie vergißt sich, Lafare:" sagte sie niederdonnernd. „Sie spricht im Wahnwitz; nicht mein Sohn fürchtet sich vor der Rache eines wälschen Marquis; nicht ich. — Auf diese Gefahr hin, Mademoiselle, öffne ich Ihr heute noch die Thüre dieses Thurms!"

„Thun Sie es;“ antwortete die Lafare gelassen; „ich bleibe jedoch, Madame. Dieser Bastillenhandel soll öffentlich werden. Jetzt, — heute — Ihro Hoheit, gehe ich nicht mehr von hinnen, ... es kämen denn die Stände des Landes selbst, zu meiner Rechtfertigung mich abzuholen.“

„Sie ist in der That von Sinnen!“ rief die Fürstin bestürzt und ergrimmt. „Sie tritt meine Barmherzigkeit mit Füßen. Nicht zufrieden, meinen Sohn umgarnt zu haben, zu einer Zeit, wo das Wohl des Landes seine Vermählung fordert; nicht zufrieden, Zwietracht zwischen ihn und mich gesäet zu haben, häuft Sie jetzo noch, in Ihres wohlverdienten Kerkers Einsamkeit, Schmach auf Schmach, Beleidigung über Beleidigung auf mein Haupt! Sie fordert mich heraus. Die Schonung weiche nun. Sie besitzt ein Eheversprechen meines Sohns; ich weiß es. Läugnen hilft nicht. Daudowich hat mir's betheuert. Gebe Sie dieses heraus, und gehe Sie dann nach Ihrer Heimat zurück.“

„Ich habe das Eheversprechen nicht mehr!“ entgegnete die Lafare gelassen, wie oben; „dem spitzbübischen Dalmatier gehört jedoch der Strick an seinen Spionhals. Ich habe ihm den Strang schon einigemal versprochen, und ich wette, er entläuft ihm nicht.“

„Ich werde Sie durchsuchen lassen, Lafare!“ rief wieder die Markgräfin erbittert. „Sie zwingt mich, alle Schicklichkeit hintanzusetzen.“

„Ich habe das Eheversprechen nicht mehr!“ erwiederte Isaura wie oben. „Wozu eine Nachsuchung, die ich nicht dulden würde? In meinen Effekten hat der elende Daudowich bereits gewühlt, aber nicht den äußersten Saum meiner Handkrause soll irgend ein Mensch berühren! Vergebens auch! Wenn ich nun das Papier verschlungen hätte? oder in Stücke zerrissen dem Winde übergeben? Seyn Sie jedoch über diesen Punkt

ruhig, Ew. Hoheit! Die Schrift ist in guten Händen! ist unverloren, wird für mich zeugen, zu Ihrem und Ihres Sohnes Schrecken!"

„Lasare! es spricht ein Teufel aus Euch!" rief die Fürstin erstaunt und empört; „was ist aus Euch geworden? Ihr wart eitel, hochmüthig, leichtsinnig, unbesonnen, aber böse glaubte ich Euch nie!"

„Ew. Hoheit!" antwortete Isaura mit einem Gefühl, das sehr von ihrer vorigen Kälte abstach: „Böses kann nur wieder Böses gebären. Obschon hier dem Himmel ziemlich nahe, hat doch kein Engel noch mit mir geredet, weil ich in der Gewalt des Bösen bin!

Sie wendete sich von der Fürstin ab, und begann mit leiser und rührender Stimme einen Psalm zu singen. Die Markgräfin drehte sich erschüttert nach der Thüre, und bemerkte den daran lehnenden Leodegar, dessen sie, von der Unterredung ergriffen, nicht mehr gedacht hatte. Sie trat zu ihm und sagte ihm kurz und leise: „Der Himmel hat Euch zum Zeugen eines Auftritts gemacht, der Familiengeheimnisse schnöde entschleiert. Ich vertraue jedoch der Ergebenheit, die Ihr mir betheuert habt, und bitte Euch, die Kraft des Gebets und der Ueberredung, die Euch Gott gegeben, anzuwenden, jene Unglückliche wieder zum klaren Bewußtseyn ihrer Pflicht zu bringen. Rechnet auf meine Gnade, wenn es Euch gelungen, das Fräulein zur Entsagung zu bewegen, und dadurch einen großen Kummer meines Herzens von mir zu nehmen. Ich lasse Euch bei ihr allein."

„Was thäte ich nicht meiner Gebieterin zu Liebe?" versetzte Leodegar demüthig, und die Markgräfin verließ die Stube rasch. Leodegar näherte sich Isauren, die erschreckt in die Höhe fuhr, und rief: „Welche Unanständigkeit, mein Herr Abbé? Sind Sie hier geblieben, um mich auf meine letzte Stunde vorzubereiten, so treten Sie einen Augenblick vor die Thüre!"

Leodegar that es. Nach einer Minute rief ihn Isaura. Sie saß ganz angekleidet am Tische, die Vorhänge des Bettes waren zugezogen. Alles war in Ordnung. Sie lud den jungen Mann ein, sich neben ihr niederzulassen. Dann blickte sie ihn an, und er war betroffen, ihre Augen voll Thränen zu sehen. —

„Ach, Herr Abbé," rief sie ausbrechend: „meine Lage fordert mehr als menschliche Geduld. Ich bin jung, ich habe geliebt, ich habe gehofft, und Alles ist nur ein Traum gewesen, ein schaler, leerer Traum."

„Ergebung würde Sie schnell zur Ruhe, zum Glück der Freiheit führen!" meinte Leodegar.

„Ergebung, mein Herr! Nimmermehr! Der Anblick meiner Feinde schnürt mir die Brust zusammen, und ich werde so hart, so rauh, als mich die Natur im Grunde zart geschaffen hat. Diese Fürstin ... ihr Sohn ....! welche Barbaren!"

„Vergeben Sie der Muttersorge der Einen, und mißkennen Sie den Andern nicht!"

„Herr Abbé!" sagte Isaura bestimmt. „Ich weiß, daß er mich verrathen, hingeopfert hat. „O, es wird zur Sprache kommen! — Aber ..." setzte sie betrübt hinzu: „es wird zu spät seyn, wenn man mich so bald und im Stillen aus der Welt schaffen will!"

„Um Gotteswillen, mein Fräulein! Verbannen Sie diese Gedanken! Die Markgräfin denkt nicht daran, die mindeste Gewaltthat gegen Sie zu verüben, viel weniger..."

Isaura sah ihm forschend, Beruhigung suchend, in das Auge. Dann versetzte sie: „Sie scheinen gut zu seyn, mein Herr! Sie sind vielleicht unbekannt mit dem Vorhaben, womit man sich trägt. Wenn Sie jedoch nicht den Auftrag hätten, mich zu bereiten auf das Letzte, so wäre dieses noch hinausgeschoben; denn ohne Beichte werden sie mich doch nicht sterben lassen?"

„Sie werden leben, mein Fräulein, und glücklich

leben, wenn Sie nur wollen! Ich bringe nicht den Tod Er weicht sogar manchmal, wo ich erscheine!"

Isaura sah ihn forschend an. Er fuhr fort: „Ihr Bruder, mein Fräulein, weiß davon zu sagen."

„Mein Bruder? Kennen Sie ihn?"

„Ich habe ihn gekannt; Gott hat auf mein Gebet das Leben ihm wiedergeschenkt, als er, vom Starrkrampf getroffen, neben mir ohne Besinnung und Bewegung hingesunken."

„Ach!" schrie Isaura auf: „Sie . . . Sie haben ihn gerettet? Sie sind jener gottgeliebte Leodegar, von dem er tausendmal geschrieben, tausendmal gesprochen in dankbarer Wonne? Empfangen Sie auch meinen Dank, Mann des Himmels! Hören Sie meinen Jubel über das Glück, das Sie gerade zu mir führen mußte! Nun fürchte ich nichts, da der Retter meines Bruders den Weg zu mir gefunden, Sie werden nicht dulden, daß man mich mißhandle, . . . daß . . . . ."

„Nicht auf Menschen, auf den Himmel bauen Sie. Er verläßt die Seinigen nie!"

„Wissen Sie auch von dem spätern Leben meines Bruders?" fragte Isaura in ihrer Freude weiter; „daß er eine Pfründe erhalten . . .?"

„Ich weiß."

„Daß aber kurz darauf unser ältester Bruder René gestorben, und der Vater den guten Dieudonné von seinen Weihen dispensiren ließ, damit er Stammhalter werde?"

„Auch dieses, mein Fräulein, weiß ich."

„Daß er alsdann mit derselben Freudigkeit den ehrenvollen Stand der Waffen ergriffen? daß er, von dem Pabste für dessen Dispens zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen verpflichtet, sich als Volontär auf ein Maltheserschiff begeben?"

„Auch dieses, mein Fräulein."

„O gewiß ist er siegreich bereits zurückgekehrt in un

fers Vaters Haus;“ sagte die Lafare mit Begeisterung: „wehe dann dem Markgrafen, wenn Dieudonné vernommen, wie man seine Schwester behandeln durfte Er wird kommen wie ein Blitz, der Rächer meiner Schmach, und nur seine Hand kann mir Genugthuung verschaffen gegen den treulosen Fürsten. Ich will nicht mehr seine Hand und seinen Thron, aber gedemüthigt will ich ihn seine Schuld bekennen hören unter meines Bruders Faust!“

„Mein Fräulein;“ begann Leodegar düster: „wie soll ich's anfangen, Ihnen zu sagen, was Sie wissen müssen, ob es Sie gleich aus den Himmeln Ihres Ehrgeizes schleudern wird? Dieudonné's Faust rührt sich nicht mehr; heimgekehrt ist er vor einem Mond zum Hause seiner Väter; ... als eine Leiche; denn unweit Candia erschlug den Tapfern, in einem wüthenden Entergefechte ein tunesischer Schiffshauptmann, bevor er sich an die Galeere des Ordens ergab!“

Isaura stürzte mit einem Schrei vom Sessel. Leodegar hob sie auf, wendete alle Mittel an, sie zu sich zu bringen. Sie erwachte unter Thränenströmen. Leodegar sagte weich und besänftigend: „Beten Sie für Deodat's Seele, dessen Tod ich durch einen seiner Kriegsgefährten erfuhr. Denken Sie aber in Ihrem Schmerze daran, daß Sie jetzo die einzige Stütze Ihrer Eltern sind, daß diese Ihre Hülfe erwarten, und daß ein verständiges Entsagen eitler Hoheitsträume Sie schnell in die Arme der Trauernden zurückführt, belastet von dem Segen und den Gaben einer getrösteten und vergebenden Mutter; vergessen von dem Unbestand eines leichtsinnigen Fürsten, der niemals Ihrer Liebe würdig gewesen!“

Er verließ die Gebeugte, Weinende, und folgte der bleichen Verena, die an der Mutter Statt gekommen war, die Thüren zu verschließen.

„Das gnädige Fräulein von Eberstein wünscht sehn-

lichst, Sie auf einen Augenblick zu sprechen, gelehrter Herr;" sagte die Försterin leise und vertraulich auf dem letzten Treppenabsatze zu Leodegar, der mit einem unwilligen Blicke erwiederte: „Schon gut; doch verdient die Gebieterin den Vorzug." —

Somit trat er zu der Markgräfin ein, die am Fenster stand, in den Hof sah, und sinnend an den Franzen des schweren Vorhangs spielte. Sie drehte sich langsam nach dem Kommenden um, und die schwärmerische Wehmuth, die auf ihrem Gesichte lag, ergriff zaubermäßig den schwärmerischen Leodegar. Auf der Fürstin Frage: „Was bringt Ihr mir von der Unglücklichen, von der Verblendeten?" antwortete er:

„Die Aussicht auf Versöhnung und Ausgleichung, hohe würdige Frau. Ich habe — der Himmel flößte mir den Gedanken ein — eine Saite in des Fräuleins Brust berührt, die durch ihren Klageton volle Harmonie in Isaurens Seele bringen wird. Ich hoffe, Ihnen gnädigste Frau, Beruhigung, vollen Trost verheißen zu dürfen, und fordere Sie auf, Ihrerseits das zu thun, was Ihres Herzens würdig ist."

„Das wäre?" entgegnete die Fürstin aufmerksam.

„Ew. Durchlaucht werden nicht säumen, denke ich," fuhr Leodegar fort, „Isauren augenblicklich frei zu geben, um durch diese Handlung der Gerechtigkeit das Gemüth der Erbitterten völlig zu gewinnen."

„Meine Sanftmuth sträubte sich stets gegen ein Verfahren, das mir die Sorge für meinen Sohn und seine Würde zur Pflicht machte;" antwortete die Markgräfin langsam: „jedoch, einmal begonnen, soll es sein Ziel erreichen. Ich würde mich eine launenhafte Despotin schelten, wenn ich, wie zum Spiele, einen Menschen seiner Freiheit beraubt hätte, um ihn dann, gerade nur weil es mir so gefällt, wieder loszulassen. Isaura gebe das Eheversprechen zurück, das sie meinem Sohne abge-

schmeichelt, — sie schwöre, ihn nicht mehr sehen zu wollen, und ich bin bereit, ihr zu vergeben, sie reich entschädigt heim zu senden."

„Womit wollen Ew. Durchlaucht die Aermste für mondenlange Kerkerqual entschädigen?" fragte Leodegar mit aufblitzendem Auge: „Sollen die Goldstücke der Gewaltigen die vermißten Sonnenstrahlen, die verlornen Tage der Unschuldigen bezahlen? Kann diese Brust voll Huld und Liebe, kann sie vom Vorurtheil des Rangs sich nicht losreißen? Du bist eine Heilige in Deiner Andacht, Du entfaltest alle Demuth einer Büßerin, und willst dennoch in Deinem Schlosse die kalte, harte Fürstin bleiben, die verdammt, was sich mit ihren Wünschen gerade nicht vereinigt?"

„Welch ein Ton schon wieder?" fragte die Markgräfin staunend.

„Die Worte Deines Engels!" fuhr Leodegar begeisterter fort: „Du hast mich zu Deinem Vertrauten gemacht; ich bin dieser Stelle würdig, denn ich verehre, ich liebe Dich. Ich bin neidisch auf Deine Reinheit, auf Deinen Heiligenschein! So schön als Deine Gestalt vor mir steht, so schön soll auch Deine Seele bleiben. Auch Du hast Gefühle der Liebe empfunden! verdamme nicht Isaura, die nichts Schlimmeres that. Auch Du hast Fehler zu sühnen; vergib der Fehlenden. Decke die Schmach Deines Sohns nicht mit Tyrannei; lösche sie aus durch Deine Tugenden! Bedenke den Zustand Isaurens! Erwäge Dein Unrecht! Wenn sie Gott heute zu sich riefe! wenn der Kerker heute ihren Verstand verwirrte? welche Vorwürfe für Dich? welche Waffen in den Händen des Geschicks gegen Deinen verführerischen, lüstenfröhnenden Sohn!"

Die Markgräfin stützte sich erschüttert auf eine Console. Leodegar sprach heftig weiter:

„Wie herrlich Du vor mir stehst! wie himmlisch diese

Verwirrung! Und sollte sich vor mir die Hölle öffnen, ich müßte Dich anstarren, weil ich Dich liebe! ich müßte Dich retten, weil ich Dich liebe! — Du, die Mutter des abscheulichen, gottesläugnerischen, priesterverachtenden Sohns? Nimmermehr! Es kann nur eine Täuschung des Bösen seyn! Du bist rein und hell wie eine Jungfrau! Lust des Lebens und Jugend des Lebens lächeln von Deiner Stirne! Du bist werth, einem Seraph zu gehören, und ein überselig Ziel winkt mir, wenn ich, der Schwache, Sündige, nach Deinen Reizen strebe! Nenne es nicht Wahnsinn, was mich hinreißt zu Deinen Füßen! Es ist die Gewalt des Himmlischen, die mich vor Dir niederstürzt! Gesegnet seyst Du, Bild meiner Ahnungen, Bild meiner Träume! Königin der Tugenden und meines Lebens! Oeffne Isauren das Gefängniß, und binde mich in Deine Fesseln! Lebe in meiner Liebe ewig, ewig in Deiner Tugend! Deinem Sohne, dem Schänder des Altars, lasse den Tod!"

„Entsetzlicher!" schrie die Fürstin voll Angst und Schrecken; riß sich aus den Armen des Sinnlosen, der seinen brennenden Mund auf ihren Hals gedrückt hatte, und eilte nach der Thüre. Da ihr Leodegar wild den Weg vertrat, rief sie mit von Zorn erstickter Stimme: „Ihr seyd ein unheilbar Rasender, und Raserei ist, was das Volk in Euch als Göttliches verehrt. Ihr sollt mich ferner nicht beschimpfen! fort! Auf der Stelle hinweg: Nimmer vor meinen Augen laßt Euch sehen!"

Die Schönheit der Fürstin, bis jetzt erhöht durch die weibliche Angst und blöde Verwirrung, verwandelte sich unter diesen Worten in den zürnenden Affekt einer schwerbeleidigten Herrscherin. Ihr Auge blitzte, ihre Geberde drohte, und der zu sich kommende, entmuthigte Leodegar sah den Engel vor sich, der ihn aus dem Paradiese verwies. „Kaum hörbar entgegnete er die Worte: „Heilige die Sünde hatte mich übermannt, aber gewaltiger ist Dein

Unwille, und gerecht. Ich gehe, um Dir zu gehorchen, und zu dienen." Mit erhöhter Stimme setzte er hinzu: „Ich vergelte Dir die Verbannung nicht mit Haß; mit Wohlthaten lohne ich Dir. Wenn Einer Deinen Sohn, Dein Höchstes, retten kann, so bin ich es, und tilge also meine Schuld!"

Er entfernte sich, ohne einen Blick auf die Markgräfin zu werfen; er entlief, wie ein vom Fluch Verfolgter, nach dem düstern, wilden Garten, wüst wie sein Gemüth. Er warf sich in dichtes Laubgebüsch, ein Reh aus dem Lager scheuchend: er zerschlug seine Brust, er weinte Thränen des Vorwurfs, doch das liebe helle Bild der fürstlichen Frau erwuchs auf's Neue in der wunden Brust, zeigte sich lockend auf's Neue durch den Schleier seiner Zähren.

Er hatte lange geklagt in öder Einsamkeit; seine brennende Stirne war trocken geworden von Tropfen der Angst, seine glühenden Augen von Perlen des Kummers: er raffte sich auf, und schlich unter den in schwüler Nachmittagshitze welkhängenden Blättern, unter dem, abermals mit Donner- und Regengewölke umzogenen Himmel, einher, dem Schatten eines gefallenen Engels ähnlich. Unfern vom wüsten See kam ihm unvermuthet Helene entgegen. Er kannte sie kaum, so hatte heftige Bewegung ihre Züge verändert. Starke Röthe strahlte von den sonst feingefärbten Wangen, zerstreut war ihr Blick. Mit einem Schrei der frohesten Ueberraschung warf sie sich jedoch ihm entgegen, und faßte seine zitternde Hand.

„Welch' ein Glück, daß ich Sie finde; Herr Leodegar!" rief sie leidenschaftlich: „Ich habe die Arbeit und Gesellschaft verlassen, um Sie aufzusuchen. Dank sey dem Himmel, der mich den guten Geist finden ließ, während mir der Böse begegnen konnte!"

„Der Böse?" sagte Leodegar bitter: „Sie verließen ja die Eberstein im Schlosse, und da ....."

Helene war schnell erbleicht, und unterbrach den Freund mit den Worten:

„Nicht doch, Leodegar. Ich meine einen Schlimmern, der ....“ sie sah sich schüchtern um, „der mich heut' am Morgen hier verfolgte; und mit dem Abend wiederzukehren versprochen hat. Ich soll nicht von ihm reden, — ich soll ihn nicht nennen, aber die Angst läßt mir nicht Ruhe, und wem entdeckte ich mich lieber, als Ihnen?“

„O, mein Fräulein!“ seufzte Leodegar: „Ich bin heute zum Tröster verdorben, doch ist Ihre Bewegung so auffallend, so beunruhigend, daß ich Ihnen die Mittheilung Ihrer Bedrängniß, die schon erleichtert, nicht wehren mag.“

Er führte sie auf eine Steinbank, unfern vom See, umdüstert von rauh verflochtenem Geisblatt, und bat sie, zu reden. Sie stammelte in kurzen Absätzen: „Stellen Sie sich vor: der Markgraf ist hier, verborgen und verkleidet.“

„Der Markgraf?“ seufzte Leodegar finster und schnell.

„Was er will, was er beabsichtigt, weiß ich nicht;“ fuhr Helene eilig und verschämt fort, „doch ahnt mir Böses. Ich lustwandelte heute früh in dem Garten; plötzlich stand er vor mir, in eines Jägers Tracht. Er hatte mich kaum einen Augenblick bei Fackelschein im Sommerschloß gesehen, und erkannte mich dennoch auf der Stelle. Er sprach mit mir; ich hörte kaum vor Schrecken. Er faßte meine Hand; noch, glaube ich, brennt sie von seinem Drucke. Er nannte mich .... ich darf's nicht sagen, die Scham schließt mir den Mund; aber ich bin unglücklich, weil er mir zugelächelt, weil er versprochen, wiederzukommen — heut zu Abendzeit — weil er befohlen, daß ich käme, — weil er verboten, streng verboten, seiner Mutter, irgend Einem oder Einer zu entdecken, daß er hier ...., daß ....“

Sie verstummte, und sah, ängstlich athmend, unter

den gesenkten Wimpern scheu empor zu dem theilnehmenden Freunde, der mit gefalteter Stirne anhob:

„Aermste! so schnell trat der Augenblick ein, den ich befürchtete? So hastig greift Jehu's Geierkralle nach der Taube? Wehrlose Unschuld! deßhalb klopfte Deine Brust in Angst und Noth? Wahrlich: der Verführer ist Dir nahe, und die höchste Zeit, dem brüllenden Löwenrachen zu entgehen!"

„Ich armes Mädchen!" klagte Helene: „ich begreife nun, daß mir an diesem Hofe Unheil droht! Wie aber, Freund, Vater, wie entgehe ich den Schlingen des Bösen? Soll ich die Fürstin in Kenntniß setzen, und sie betrüben, und den Zorn des Herrn auf mich laden?"

„Besser seinen Zorn, als seine Liebe. Der Jungfrauendieb, der Verführer vergiftet mit seinem Hauche. Oder hätte er Sie bereits bethört mit dem Schmeichelworte, doppelt gefährlich in dem Munde eines Gewaltigen? Hätte er Ihnen einen Purpurmantel über die Zukunft gelogen, die nur Schmach für Sie im Schooße trüge? — Hätten der Eberstein Einflüsterungen Ihre reine Unschuld bereits hoffähiger gemacht?"

„Die Eberstein hatte selbst mich vor dem Markgrafen gewarnt, ihn geschildert wie einen Engel des Abgrunds; darum fürchte ich ihn so sehr, und weiß von dieser Furcht nicht klare Rechenschaft zu geben. Er ist Bräutigam, wie ich gehört, und Sünde wäre seine Liebe zu mir, und, wenn er auch frei, und nicht Markgraf — ich könnte ihm ja doch nicht gut seyn, weil ..."

„Diese Worte richten mich wieder auf!" unterbrach sie Leodegar feierlich: „Er verdient nicht Ihre Neigung! er verdient kein tugendhaftes Herz. Seine Brust ist eine schwarze Tiefe. In sein falsches Herz gehört nicht der Pfeil der Liebe, sondern der Dolch verschuldeter Strafe — und — bei Gott! — gälte es einen Engel, — Sie Helene zu retten — ich führte den Dolch!"

„Ach!“ rief Helene und bedeckte, erschrocken vor dem häßlichen Bild, mit beiden Händen die Augen. Leodegar's erhobenes Haupt sank erschlafft zur Brust nieder, sein Arm in den Schooß, und er setzte mit niedergeschlagenen Augen, wie bereuend, bei: „Aber Sie haben ihm ja am Muttergottesbilde das Leben gerettet! und der lebendigen Himmelskönigin habe ich ja heute erst geschworen, für, nicht wider ihn zu seyn! Voreiliger Eid, den nichts zurückkauft, so wie meine Sehnsucht sich nicht abkaufen läßt! Sie müssen aus Jehu's Häusern; das ist das Dringendste! Nicht der Verrath an die Mutter, die den Sohn abgöttisch verehrt; nicht Vertrauen zu einer feindlichen Freundin, noch zu eigener Stärke kann Sie retten: die Flucht allein!“

„Wohin?“ jammerte Helene: „Ich habe keine Eltern mehr; keinen Bruder. Die Tante wird mich verstoßen, wenn ich ihr nicht entdecke....“

„O nimmer! rief der Schwärmer: „Sie wären nicht das erste Opfer, das die erste Kammerdienerin dem Götzen gebracht. Wozu auch Menschen? Lebt nicht Gott? Kleidet er nicht die Lilien des Feldes? Hält er nicht unsere Tage in seiner Hand? Auch ich, Helene, auch ich bin wieder hinausgestoßen in die Welt, und weiß nicht, wo ich mein Haupt hinlege, welcher Rabe mir die Speise bringt... und doch will ich nicht sterben, sondern ferner leben und ferner athmen, und ich werde es!“

„Sie scheiden von hier?“ fragte Helene rasch: „Wie könnte ich hier noch länger leben, — allein unter diesen Menschen? Nicht allein des Fürsten Verfolgung, — andere Geheimnisse noch, die mich erdrücken, heischen meine schnellste Entfernung. Ich will Ihnen folgen, mich Ihnen anvertrauen. Wir sind beide gut, beide fromm: der Himmel wird uns nicht verlassen, und mir einen Theil der Gnade schenken, die Ihr Haupt bekrönt!“

„Mein sündig Haupt!“ versetzte Leodegar bitter: „Sie

schließen sich nicht der Tugend an, wenn Sie mir folgen, Fräulein. Ich habe verdient, was mir so bitter widerfährt. Ich bin ausgestoßen vom Glücke, und kann mich wieder nicht von seines Reiches Gränzen trennen. Ich war gekommen, um das Schwert zu bringen, nicht den Frieden. Engel haben geredet, und ich habe das Schwert weggeworfen und die Palme genommen. Eins muß ich vollenden, darum bleiben und den Frieden schaffen."

„Sie, der Friedenlose?" fragte Helene mit ausbrechender Schwärmerei: „Ach, ich fürchte, Sie suchen den Streit, und meiden die Ruhe, die Ihnen Frömmigkeit und Gottvertrauen sichern würde. Sie bergen gewiß ein trefflich Herz unter der wunderbar wechselnden Hülle. Mein halbes Leben gäbe ich darum, das Ihrige versöhnend umzugestalten!"

Wie Blitze fuhren diese Worte an Leodegar hernieder. Er sah sprachlos die Begeisterte an, die ihrerseits nicht daran dachte, — wie stets die Unschuld offen ist — die Gefühle zu bemänteln, die ihr Mund rücksichtslos ausgesprochen. Helenens Rechte lag betheuernd auf ihrem Herzen, Verklärung auf Stirne, Wangen und Lippen, und leise, aber zärtlich wie ein liebender Geist berührte ihre Linke die Schulter Leodegar's. — Dieser gewann endlich wieder die Sprache, Bewegung und Gefühl, das Glück zu begreifen, das sich ihm in Helenens Rede aufgethan.

„Ahne ich das Höchste?" stammelte er, kaum seiner mächtig: „Sehe ich den Fingerzeig des Allmächtigen? Will er sein größtes Wunder an mir thun? das sündige Verlangen mit dem reinsten Gefühle vertauschen? unter diesem traurigen Wetterhimmel einen schönen Frühling aufblühen lassen um mich her? Helene! Engel der Klarheit! ..... Du willst mir gehören .... dem Unwürdigen?" —

Und bei diesen Worten entschwand sie von seiner Seite, wie ein Schatten, und kaum vernahm im Laube

der Einsame ihren verhallenden, flüchtigen Schritt. Begeistert, die Hände auf der Brust gekreuzt, stand Leodegar auf, blickte stolz in die Wolken, und redete mit dem Schicksal, forderte die Gewalt der Sünde heraus zum Kampfe, langte nach dem Urbilde der Klarheit mit den Armen seines Geistes, und sank trostlos zurück. Helenens Worte waren tauber Samen auf steinigem Felde; doch nebenan trieb das Verbotene mastige Frucht, und nach dem Zauberbilde, dessen die trunkenen Sinne begehrten, verlangte immer und immer das schwache Herz, das schwärmerisch brennende Gehirn. —

Wild und verdrossen aufblickend aus diesem Kampfe, gewahrte er des Fräuleins von Eberstein, das, die prüfenden Augen auf ihn geheftet, plötzlich vor ihm stand, als wäre es aus dem See gestiegen. Unmuth und Schrecken entlockten ihm eine abweisende Geberde. Margarethe sagte dagegen mit spitzem Tone:

„Die Höflichkeit des Weltweisen ist nicht die größte, mein Herr. Ich ließ Sie ersuchen, mir einen Augenblick zu schenken, und Sie vergaßen der Freundin des Bundes, um Ihre Zeit einer liebenswerthern Schülerin zu weihen."

Sie deutete nach der Gegend, wo Helene verschwunden war. Leodegar entgegnete kalt:

„Das harmlose Kind bedarf keines Lehrers. Sein Schutzengel vertritt die Stelle, und wir Beide könnten, dünkt mir, von Helenen lernen."

„Wie es Ihnen gefällt;" antwortete Margarethe spröde, „doch kann ich Sie nicht meiner Gegenwart überheben, weil wir einmal in unsern Planen und Geschäften uns nahe zu stehen das Unglück haben. — Ein Bote des Herzogs war bei mir. Der alte Herr ist ungeduldig, zu erfahren, ob und wie Sie gehandelt haben, Freund. Er liebt schnelle Maßregeln; zu der schnellsten haben Sie sich verbindlich gemacht, jedoch den Augen-

blick versäumt. Was soll ich dem Herzog für die Folge melden? Zeit ist's, daß der geheime Zorn mit einem Schlag sich öffentlich entlade. Des Markgrafen Vermählung ist vor der Thüre. Jetzt muß er den Platz räumen, wenn überhaupt; später ist's zu spät."

Leodegar nickte unschlüssig und schweigend mit dem Kopfe.

„Ein Vorwand ist gefunden, der dem Herzog erlaubt, mit Einemmale das Land mit Truppen zu besetzen: ein schreiender Zug von Unmenschlichkeit ist am Tage. Jener Thurm verbirgt das arme Fräulein Lafare, das der Markgräfin Härte und des Sohns Untreue, nachdem er sie verführt, dort eingekerkert haben. Im Begriff, nach Hause zu reisen, hat Daudowich die Arme gefangen genommen, und bei Nacht hieher zurückgebracht. Ich bewohnte noch das rothe Zimmer. Der Schlot des Kamins desselben steigt bis unter die Fenster des Thurmkerkers empor. Indem die Lafare zu ihrem Gitter emporkletterte, konnte sie eine Schnur, mit einem Briefe versehen, zu mir herniederlassen, als wir unsere Nähe zufällig durch Stimmenlaut erkannt, und ein Losungswort gegeben. Ein Bleistift und das Eheversprechen, womit Isauren der Tyrann bestochen, waren, von der Kerkermeisterin nicht gefunden, ihre einzigen Schätze geblieben. Sie hielt noch immer den Geliebten für unschuldig an der Gewaltthat, aber endlich ist mir's gelungen, sie aufzuklären, und das Eheversprechen als Beweis, und eine beredte Bittschrift um Erbarmen und Hülfe, an den Herzog, des Markgrafen Oheim gerichtet, kam mir zu Händen, nachdem ich Isauren längst dieß Mittel zur Befreiung vom Kerker — vielleicht von einem geheimnißvollen Tode — angegeben. Das Packet ist bereits durch mich an den Herzog abgesendet, und dem Boten ein Wink gegeben, daß Erich zur Zeit sich in den Bergwerksdörfern an der Gränze befinde, wo es leicht sey, ihn zu entführen, aufzuheben, oder aus dem Wege zu

räumen. Darf ich jedoch dem Herzog die Versicherung zukommen lassen, daß Sie, Leodegar, thätiger seyn werden, als bisher, wenn die Umstände und unvorhergesehene Begebenheiten den Fürsten wieder in Ihren Bereich bringen sollten?"

„Ich werde selbst dem Herzog eröffnen, wie ich es zu halten gedenke;" entgegnete nach kurzem Besinnen Leodegar: „ich werde zu ihm gehen, da mich die Markgräfin entlassen."

„Schon? die Andächtige den Frommen?" sagte die Eberstein mit finsterm Lächeln. Dann setzte sie, gekränkt von Leodegar's schnödem Abweisen, hinzu: „Sie brauchen sich jedoch nicht weiter zu bemühen. Morgen erwarte ich den Herzog, der an seinen Gränzen weilt, in der Nähe dieses Schlosses. Heute erreicht ihn mein Schreiben. Morgen ist er sicher hier."

„Sie sind schnell, mein Fräulein!" entgegnete Leodegar bedeutend: „Ihre Streiche sind dicht und besonnen, wie die des geschickten Fechters. Doch — was bewaffnet so unerbittlich diese Hand, geschaffen zu friedlicherm Thun? Was entzügelt in Ihrer Brust so grimmigen Haß, dem Weibe sonst so fremd? Wenn ich beschworen, den zu opfern, der die Religion mit Füßen tritt, und ihre Diener, die ich beide hoch verehre, so ist's kein Wunder: ich bin ein Mann, wild in meinem Verlangen, wild in meinem Unmuthe; — aber Sie ...? was hat er Ihnen gethan, das Sie ihm nicht vergeben könnten?"

Margarethe blickte, bis jetzt zu Boden starrend, schnell und zornig und von Schmerz zerrissen, auf, hob die Arme gen Himmel, und versetzte mit dumpfem, schauerlichem Tone: „So wahr ich eine Seele habe! Nicht das Licht aller Sterne löscht die Schmach aus, die der Elende mir angethan; und eher löschen die Gestirne aus, als der Rachedurst, der meine Seele verzehrt, während der Jammer meine Brust versteinert hat."

Sie wendete sich, um ihre Besinnung zu sammeln, von Leodegar, und schrie heftig auf, da sie den wüsten Seespiegel hinter sich erblickte. Sie fuhr zurück, und sagte, sich heftig an Leodegar's Arm hängend: „Weh' mir! war Ihnen nicht auch, als ob die Erde wanke, und der Teich sich rühre?"

„In der That;" erwiederte Leodegar, ernst um sich blickend: „ich fühlte, sah es auch."

Im nämlichen Augenblick spürten Beide wieder die nämliche Erschütterung. Die Fluth des Teichs erzitterte; der Titanenkopf hob sich rauschend, sank wieder also nieder.

„Weh' mir!" kreischte die Eberstein. „Das gräßliche Haupt!"

„Ein Erdbeben!" rief Leodegar: „Kommen Sie! kommen Sie in die Nähe von Menschen, wenn auch nicht in die Häuser, die einstürzend uns begraben könnten!"

„Ach!" seufzte Margarethe, keuchend, fliehend, mit der Angst einer Sünderin: „steht denn das Gewölbe des Himmels so fest, daß es uns nicht zerschmettern wird?"

Dann liefen sie, schweigend, doch von Angst gepeinigt, dem Schlosse zu. Die Erdstöße ruhten. Keiner schreckte mehr, und ein Platzregen prasselte hernieder, die in Schwüle und Angst verdorrende Natur zu erfrischen.

Siebentes Kapitel.

„Der Himmel öffnete all' seine Schleusen;
zugleich der Abgrund seine Tiefen!"

Im Schlosse herrschte große Bestürzung. Ein baufälliges Stallgemäuer im Hofe war zusammengestürzt, und mit Todesangst richteten sich Aller Augen auf die Thürme und Dächer des Fürstenhauses. Das furchtbare Unwetter von Hagel und Stromregen verhinderte die Flucht in's Freie, und mit Herzpochen warteten die Bewohner des Schlosses der Dinge, die da kommen sollten. Glücklicherweise war die Furcht umsonst. Die Erde beschwichtigte sich unter dumpfem Murren, und auch das Klagegeschrei der Weiber schwieg nach und nach, um einer schauerlichen Stille Platz zu machen. — Die Markgräfin lag mit ihren Frauen und dem Schloßgesinde vor dem Altar ihres Betzimmers, und betete inbrünstig zu den Heiligen, während der Sturm durch den Schlot pfiff, und Jammertöne aus hoher Luft heulten. Die Fürstin erinnerte sich der Unglücklichen im Thurme, und sendete behutsam und verschwiegen die Kastellanin hinauf, Isauren zu beruhigen, und ihr alle Hülfe zu geben, die ihr Zustand erfordern möchte. So kam der Abend dunkel heran, und die Fürstin war allein in der rothen Stube geblieben. Sie ging von Fenster zu Fenster, und sah hinaus in die still gewordene Dämmerung, die bleiern und brütend über dem Hause hing. Die vergangenen Zuckungen der Erde, das Zimmer selbst — ihre Schwester war vor

Jahren darinnen gestorben — regten Augusta's Einbildungskraft auf, und mahnten sie an die Ungerechtigkeiten, die sie sich vorzuwerfen. „Wäre die Strafe des Himmels im Anzuge," sagte sie grübelnd zu sich selbst, „weil ich Isauren gewaltthätig behandelte? weil ich den fürchterlichen Leodegar verwiesen? Wäre es möglich, daß dieser Mensch, der zügellos Sinnliche, ein mächtiger Geist sey, dem zu Liebe der Himmel die Waffen ergriffe, und die Elemente verwirrte? Gäbe es drohende Dämonen, denen das Geschick der Menschen unterthan ist, wie sie es gerade gestalten wollen, in Haß oder Liebe? Wäre dieser Leodegar ein solcher? — Nein!" sagte dagegen ihr Herz. „Er stammt wahrhaftig nicht aus dem Abgrunde, wenn ihn gleich verderbliche Leidenschaft bethört; zeugte er nicht durch seine Wunderheilungen von der Gnade des allmächtigen Vaters? spricht er nicht so milde von der ewigen Liebe? Haßt er nicht Zwang und Tyrannei? Warf er mir nicht strafend vor, wie ich mich gegen Isaura vergangen? Hat er nicht, selbst im Augenblicke, da ich ihn wild aus meiner Nähe wies, Worte des Friedens gesprochen, und mir für Haß, Schutz und Wohlthaten verheißen? Er ist kein böser Geist, er hat irdisch nur gefehlt, und nicht seinen Beschwörungen gehorchte die zürnende Natur. Deßhalb will ich ruhig schlummern, und morgen versöhnend vor Isaura treten, — thun, was meine Seele will, und nicht, was die Klugheit der Fürstenmutter gebieten möchte!"

Es sprengten mehrere Reiter in den Hof. Ihr Hufschlag drehnte hell herauf. Helene meldete der Fürstin, daß Leute von ihrem Sommersitze angekommen seyen, wünschend Ihr ihre Ergebenheit noch heute zu bezeigen. — Die Markgräfin willigte ein, die Herren zu sehen, und es traten zusammen ein, in durchnäßten Kleidern, und von dem Ritt erschöpft, der Haushofmeister, der Stallmeister, der Trabantenhauptmann, und der Herr de la Montée, der bescheiden hinter den Uebrigen stehen blieb, arglistig ge-

messen und beobachtet von dem einführenden Dalmatier Daudowich, der — bereits mit der Markgräfin gekommen, — schon wieder im Winterschlosse alle Fäden des Hausregiments an sich gerissen.

Der Haushofmeister, ein gewiegter Schwätzer, machte die Einleitung des Gesprächs mit der Versicherung, daß bei dem so überraschend eingetretenen Erdbeben alle treue Diener im Sommersitze mit kummervoller Seele das Unglück empfunden hätten, die Gebieterin nicht in ihrer Mitte zu besitzen; daß Besorgniß für Ihr Wohl und Leben sie sammt und sonders angefaßt, und bewogen, die Angesehensten an die Fürstin abzusenden, um ihr Schutz und Beistand anzubieten, — um sie, wo möglich, zur schleunigen Rückkehr nach der hoch und geschützt gelegenen Favorite, zu bewegen. Die Markgräfin erwiederte dem Sprecher huldvoll, daß sie mit dem größten Danke die Treue und Anhänglichkeit ihrer Diener erkenne; sich jedoch wundern musse, wie der Vornehmste derselben, der Marschall, nicht an deren Spitze gekommen. —

Der spitzbübische Haushofmeister, ein Feind des Marschalls, der ihm Manches in den Rechnungen strich, zuckte vielsagend die Achseln. Der Stallmeister nahm indessen für ihn das Wort, und berichtete, daß der Marschall, im Begriff, gleich ihnen, zu Pferde zu steigen, gefallen sey, und den Fuß verrenkt habe. Deßhalb sey auch der Hauptmann an des Marschalls Statt mitgekommen, und der Ueberbringer eines Briefs, den ihm die Schlüsseldame für die Markgräfin anvertraut.

Der Hauptmann übergab das Schreiben mit steifem Complimente, und die Markgräfin las es lächelnd durch. Nachdem sie geendet, dankte sie den Herren noch einmal, lud sie ein, sich zur Ruhe zu verfügen, und versprach, ihrem Wunsche zu genügen; morgen, am Nachmittage, nach dem Lustschlosse zurückzukehren.

Unter Bücklingen und wohlgesetzten Redensarten em-

pfahlen sich die Hofbeamten, bis auf de la Montée, der allein zurückblieb, und nicht Miene machte, denen zu folgen, mit welchen er gekommen. Die Markgräfin gab ihm wiederholt das Zeichen der Entlassung; er näherte sich ihr jedoch, mit freiem Anstand sagend:

„Es mochte mir wohl ziemen, gnädigste Frau, mit jenen Herren einzutreten, weil ich nur auf diese Weise hoffen konnte, Ew. Durchlaucht Angesicht zu sehen. Nun jedoch Jener Sendung zu Ende, wage ich es, meinen bescheidenen Glückwunsch, ob der bestandenen Gefahr, darzubringen, und mich nicht minder, als Ihre Diener, Ew. Gnaden ergeben zu bezeigen."

„Schon gut, Herr de la Montée," versetzte die Markgräfin, wenig unterhalten von dem weitläufigen und geschraubten Eingang; „ich danke Ihm, wie allen meinen Getreuen. Mir thut es jedoch leid, wenn Ihn die Sorge um mich bewogen, Seine Station, die Ihm der Herr Markgraf angewiesen, zu verlassen. Gedenke Er in Zukunft, daß Er sich mir am angenehmsten macht, wenn Er meines Herrn Sohnes Befehle hinfüro pünktlicher, wie bisher, versieht. Sey Er indessen meiner Gewogenheit versichert."

De la Montée lächelte verschmitzt, und erwiederte, nicht blöde, sondern keck genug: „Für Ew. Durchlaucht Diener ist diese Versicherung ein Kleinod von unschätzbarem Werthe. Verzeihen Ew. Gnaden, wenn ich noch nicht damit zufrieden bin."

Die Markgräfin maß ihn mit verwunderungsvollen Augen. Er fuhr fort:

„Ich verstehe mich auf Hofmanieren nicht, Ew. Durchlaucht. Ich bin im Felde groß geworden, und spreche gerade heraus zu denen, die mich nicht gerade behandelt haben. Ich weiß wenig mit Worten zu künsteln. Noch stehe ich Ihnen freilich ferne, gnädigste Frau; aber bald — bald werde ich Ihnen innig verwandt seyn, wenn

mein Mund nur aussprechen will, was Sie — so schmeichle ich mir — nicht betrüben wird." —

„Mein Herr .... Er führt eine seltsame Sprache!"

„Seltsam?" fragte de la Montée bitter. „Seltsam, wie mein Schicksal, wie mein Leben, das ich erst finden, wie mein Name, den ich erst lernen muß. Ja, gnädigste Frau, dieses Leben, diesen Namen habe ich von Ihnen zu gewinnen. Nur in Ihren Armen finde ich Beide."

„Herr Lieutenant! ... stammelte die Markgräfin.

„Nicht leicht wurde eine Stunde besser gewählt, um zu einem schlummernden Herzen und Gewissen zu reden," fuhr de la Montée fort. „Draußen die verschwiegene Nacht, hier ein verschwiegener Zeuge, und Sie gnädigste Frau, mit dem Bewußtseyn in der Brust mir gegenüber! Aber die Stimme der innig verschwisterten Seelen wird nicht schweigen! ich darf zu Ihren Füßen bekennen ..."

„Mensch!"

„Läugnen Sie es, gnädige Frau, daß Ihr Busen einst Liebe empfunden ...! daß Sie schon gewagt haben, glücklich zu seyn an der Seite selbst eines rauhen, untheilnehmenden Gatten ....!"

„Jesus im Himmel!" rief die Markgräfin, die einen zweiten Leodegar vor sich sah, und deren Herz in bangen Erinnerungen schwoll. „Welche Reden! Unsinniger! haltet ein!"

„Nicht eher," rief er dagegen, vor ihr niederstürzend, und ihre Hände an sich reißend; „bis Sie meine Gefühle erwiedert, bis Ihr Herz mich aufgenommen in seine Liebe, ... bis diese schönen Arme mich umschlungen, — bis ...."

Die Markgräfin stieß den Wilden grimmig von sich; indessen ertönte im Nebenzimmer der laute Schrei eines Mannes. Die Fürstin, sich von Verräthern umgeben glaubend, eilte zur Thüre, rief Daudowich's Namen überlaut. Der Dalmatier war nicht zu finden — das Vorzimmer leer. Die von Schrecken bleiche Helene kam aus ihrer

Kammer herbei, sah die Markgräfin ringend mit dem Officier, der, wie ein Verzweifelter, sie nicht lassen wollte, und — gleichsam wie wüthend — auf die Kommende eindrang, sie zum Schweigen zu vermögen. Die Fürstin sprang die Stufen hinauf, in das Thurmgewölbe, wo sich der Schrei hatte vernehmen lassen, doch war es darinnen öde, stille, kein Mensch zu sehen noch zu hören. Inzwischen veränderten sich im rothen Zimmer die Dinge durch den raschen Eintritt Leodegar's, der, im Vorübergehen an dem neuen Anbau, den Lärm vernommen hatte, und der Fürstin, die er in Gefahr glaubte, zu Hülfe kam. Er sah Helene in den Händen des Wüthenden, schleuderte ihn von ihr zurück, und donnerte ihm den Befehl zu, das Gemach zu verlassen. Der Lieutenant wollte, französisch, holländisch und deutsch durch einander redend und fluchend, nicht von dannen weichen. Die Erscheinung der Markgräfin, die, aus dem Gewölbe tretend, zum Letztenmal, strenge und zornig, Ruhe gebot, brachte ihn zum Weichen. „Ihr werdet's bereuen!" waren seine letzten Worte; „mich so zu behandeln! wenn ich reden wollte . . .! vor tausend Zeugen will ich's thun . . .! Vernehmt, Fürstin . . .!"

„Hinweg mit ihm!" befahl Auguste. „Erweis't mir den Dienst, Leodegar! Entfernt diesen!"

Leodegar riß ihn mit überlegener Kraft hinaus. Noch unter der Thüre rief de la Montée sich sträubend: „Ich heiße Isidor! Fürstin! Isidor!"

Leodegar sah, durch die zufallende Thüre, wie die Markgräfin plötzlich darnieder sank, und zog den schäumenden Officier mit sich hinweg, an gaffenden Bedienten vorüber, nach seinem abgelegenen Zimmer. —

„Unseliger! was haben Sie gethan! was haben Sie gemacht?" fragte Leodegar hier, nachdem er die Thüre verriegelt, den Officier, der, wie außer sich, in einem Stuhle lag; „ein Angriff auf die Person Ihrer Fürstin! Was wollten Sie? was beabsichtigten Sie?"

„Fluch der Welt! meiner Geburt! Fluch der Boshaften, die mich verwirft, ehe sie mich gehört!" knirschte de la Montée; „aber ihr Lasterleben wird aufgedeckt werden vor aller Welt. Der Wittwenschleier birgt nicht alle Missethaten!"

„Mensch!" sagte Leodegar empört und besorgt. „Ihr redet Euch um den Hals! In einem Augenblicke, wo Ihr erwarten müßt, die Wache eindringen zu sehen, die Euch in den Kerker zu schleppen kommt . . ."

„Die Wache?" antwortete de la Montée bitter lachend. „Mir die Wache? mir Gefängniß? Die Gnädige wird sich hüten, mir diese Schmach anzuthun. Ich habe mich ihr genannt, und mich schlägt man fortan nicht in Fesseln!"

Vor der Prahlerei verstummte Leodegar und betrachtete mit gehässigem Gefühle den Lieutenant. Es war Eifersucht, die sich in dem Herzen des verblendeten Schwärmers aufthat. Der Anblick, in welchem er jetzt wieder die Fürstin gesehen, in dem reizenden Nachtkleide, — Zorn und Schwermuth — verschönernde Regungen — auf ihrem Gesichte — hatte ihn wieder in der Sinne gefährlichsten Taumel gestürzt. Und nun — vor seinen Augen — saß ein Mann, — durchglüht, wie es schien, von denselben Flammen, denselben Empfindungen für denselben heißgeliebten Gegenstand; verworfen von der begehrten Frau aber sich stützend auf frühere Gunst...! Leodegar kannte sich selbst kaum mehr. Es wirbelte in seinem Kopfe auf und nieder. Den Verhaßten wollte er nicht sehen, an die im Matronenkleide so Verführerische nicht denken. Zum Kreuze wollte er den Blick, zum Gebete die Gedanken erheben; umsonst; immer sah er auf den Nebenbuhler, immer dachte er an die Geliebte zurück. Dahin war sein Vertrauen auf Weisheit und göttliche Gnade; dahin jene Stärke des Geistes, deren er sich so schwärmerisch, alles Andere verachtend, gerühmt.

„Was werden Sie nun beginnen?“ fragte er nach langem Zaudern und Kämpfen den Lieutenant, der den Kopf nachdenkend in die Hand hatte sinken lassen.

„Noch einmal mit ihr reden!“ antwortete de la Montée: „reden, reden, schreien, wenn's Noth thut. Ich bin kein Einfaltspinsel. Ich weiß, was ich will, und sie soll mich kennen lernen.“

„Sie werden die Markgräfin nie mehr sehen.“

Der Officier schlug ein Schnippchen. „Wozu bin ich auf der Welt?“ fragte er hastig und verschlagen: „Das Schicksal hat mich zu Höherm bestimmt, als zu diesem Rock, der nur eine Borte vor dem Lakaienmantel voraus hat. Mein Lieber! man weiß oft nicht, was hinter dem Kleide steckt. Und ich — der ich mich fühle, — ich, der mehr weiß, und beweisen kann, als daß es jetzt zehne vom Thurme schlägt, — ich soll schweigen, mich im Staube schleppen lassen, weil meine Geburt ein Klex im Stammbaume ist? Pardieu und Goddam! das lasse ich bleiben und sollte ich vor Kaiser und Reich treten, und aus dem Aktenzimmer zu Regensburg ein Legitimationsdiplom stehlen!“

„Wer Sie nur verstände!“ rief Leodegar ungeduldig.

De la Montée sah schnell zu ihm empor, nahm eine schlaue Miene an, und sagte alsdann locker und eitelklug: „Und warum, hochmüthiger Herr, zaudere ich, Ihnen Alles zu sagen? Sie sind ja, wie ich hörte, ein Lebendigmacher, ein Wunderkopf, ein Auserwählter, obendrein der Beichtvater und Almosenier Ihrer Durchlaucht, wie die arge Welt behauptet, trotz Ihrer Demuth? Dem Clerus die Ehre. Sie sollen Alles erfahren. Noch mehr: Sie sollen, von Rechtswegen, mein Bote seyn; der Herold der Versöhnung, die Stimme vom Himmel, weil die Stimme der Natur schweigt, obschon sie nirgends vernehmlicher reden sollte, als zwischen der Markgräfin und mir; denn ich bin ihr allernatürlichster Sohn!“

„Wie? Sprechen Sie wahr, oder im Rausche, oder im Wahnsinn?“

„Ha, ha! Ew. Ehrwürden sollen vernehmen, ob mein Wissen, ob meine Combinationen die des Wahnsinns oder eines Trunkenen sind. Haben Sie nie von dem Carneval gehört, dem die Fürstin einst am Hofe ihrer Schwester in Italien beigewohnt? Nie von einem guten Manne Buoncampo, der ihr dort zufälligerweise besser gefiel als ihr Eisenfresser von Gemahl? So wissen Sie denn, daß Buoncampo mein Vater ist, daß ich jenes Carnevals Frucht gewesen; daß meine Mutter, die so lange am Hofe zu Wälschland verweilt, als nöthig war, mich in die Welt zu setzen, mich, ehe sie noch die Rückreise angetreten, nach Deutschland in die Kost geschickt, zu einem guten Knasterbart, der, die Einfalt selbst, mich leidlich auferzog und starb.“

„Wären Sie nicht so außerordentlich bestimmt in Ihren Angaben, Herr Lieutenant — ich würde glauben, Sie erzählten mir ein Mährchen.“

„Diese Beweise,“ — de la Montée zog ein Päckchen aus der Tasche — „machen das Mährchen zum bündigsten Evangelium. Gehen Sie, hochwürdiger Gottesmann! Sagen Sie der sündigen Wittwe, was ich Ihnen vertraute, und, sollte sie läugnen, so geben Sie ihr die in dieser Büchse verschlossenen Documente, damit sie nicht ferner schweige, sondern thue, was Rechtens ist.“

Leodegar nahm staunend das Etui von gefärbtem Blech, worauf ein Wappen und Spuren von Siegeln, mit demselben Wappen aufgedrückt, zu sehen waren. Er gerieth, dieß Behältniß in seinen Händen haltend, in die heftigste Bewegung, seine Hand zitterte sehr, sein Gesicht färbte sich hochroth, er drückte, die Augen gen Himmel gewendet, das Etui, als befürchte er, es wieder zu verlieren, fest an seine Brust, und rief dem Lieutenant mit abschreckendem Tone zu: „Herr! woher nahmen Sie diese

Büchse? Sie ist nicht, die darinnen verschlossenen Papiere sind nicht Ihr Eigenthum!"

De la Montée sprang grimmig auf, und wollte den ausgelieferten Gegenstand wieder erfassen. Leodegar stieß ihn aber zurück, und wiederholte drohend: „Dieß ist nicht Ihr Eigenthum. Lüge ist gewesen, was Sie sagten."

„Nichtswürdiger Pfaffe!" schäumte de la Montée, und griff zum Degen. „Welche Beleidigung! Heraus mit dem, was mir gehört."

„Du bist der Räuber im Seminarium zu Lüttich!" donnerte Leodegar. „Gestehe, elender Mensch! Du hast des Rektors Schreibpult erbrochen, sein Geld, und diese Büchse entwendet, worinnen Du wohl Geld oder Wechselbriefe zu finden glaubtest! Sieh, Elender ....!" hier öffnete Leodegar das Etui, alsdann mit einer Hand den auf die Tafel Starrenden davon zurückhaltend: „diese Papiere, ich kenne sie nicht, ich habe sie nie durchlesen. Aber dieses Bild — dieses Engelbild kenne ich! Es strahlt mich an, so glänzend und erkennbar, wie in dem einzigen Augenblicke, in dem mir es gezeigt wurde. Das — Lügner — das ist meiner Mutter Bild! ich bin der, für den Du Dich gegeben!"

Wie niedergedonnert sank de la Montée zusammen in den Stuhl. Sein Beben, seine Blässe verriethen die Schuld seiner Seele, die Wahrheit von Leodegar's Vorgeben. Mit der Feigheit des Verbrechers umfaßte er Leodegar's Kniee, bettelte um Verzeihung, um Erlassung jeder Strafe, um Hülfe und Vorschub.

Leodegar schob auf einen Augenblick das ihm so theure Bild sammt den Papieren zurück, und sagte dringend und zerstreut zu dem Bebenden: „Gehen Sie mit Gott, mein Herr! Ich vergebe Ihnen; Gott verzeihe Ihnen, daß Sie vielleicht durch die Nennung Ihres erlogenen Namens die beste Frau in Todesangst und Bekümmerung versetzt haben. Aber, bleiben dürfen Sie hier nicht. Der

Befehl der Fürstin — hoffentlich Ihr eigenes Gewissen treibt sie hinweg. Gehen Sie. Bald schlägt die eilfte Stunde. Noch ist das Schloß offen. Werfen Sie sich auf Ihr Pferd, und fliehen Sie, ehe ein Zufall dem Markgrafen verräth, was Sie gewagt. Ihren Raub — mein Eigenthum — behalte ich. Sie sollen es nie mehr mißbrauchen, wenn ich es auch schon nicht zu benutzen gedenke."

Er faßte den ganz verstörten Betrüger bei den Schultern, und schob ihn aus der Thüre, die er schnell wieder hinter ihm verriegelte. Mit hochathmender Brust und banger Erwartung trat er sodann zum Tische, und drückte das Etui an die Lippen. „Sehe ich Dich wieder, geliebtes Pfand?" fragte er voll schmerzlicher Freude. „Zaubert mich wieder Dein Anblick in Burkard's Hütte zurück? in den Kreis meiner Jugend? Du, das versiegelte Heiligthum, das Burkard mir oft als meines Lebens einzige Hülfe gezeigt, — Du, das ersehnte Gut, erinnerst Du mich doch so lebhaft wieder an den Todestag des alten Pflegers! Wie ich erwachte, unbefangen wie immer, ein rüstiger Knabe! wie ich hinschlich, um den Vater zu wecken, wie gewöhnlich! wie ich ihn fand, kalt, starr, leblos, ihn, der sich, gesund wie ich, auf's Lager gestreckt! O welche Erinnerung, wie ich mit sträubendem Haar, — noch nie hatte ich den Tod gesehen, — zurückwich, und zu fliehen beschloß aus der verödeten Hütte, aus der Einsamkeit unserer Halde, — der Verwais'te, der mit dem Vater Alles gestorben glaubte! Wie da mein Blick auf diese Büchse im Schranke fiel, wie ich sie — der Worte Burkard's gedenkend, — einsteckte und lief, so weit mich die Füße trugen; hinab den Rhein, an die Maas, in Lüttich's Thore! wie mich da der würdige Rektor gefunden, aufgenommen! Er entsiegelte das Behältniß, das ich ihm anvertraute. Er zeigte mir — nicht die Briefe, die er weislich mir vorenthielt — aber

das Bild — dieses Bild ...! Deine Mutter ist's! sagte er; ich küßte es, und er nahm es wieder zu sich. Aber im Wachen und Träumen sah ich's lange, und nur um das Bild weinte ich, als ein zügelloser Bursche aus den Schulen des Rektors Geld und meinen Schatz mit sich genommen. Das Bild war mir mehr werth, als die Papiere, die ich nicht kannte, und deren Inhalt mir der Rektor nach dem Raube wohlwollend verschwieg. „Sehne Dich nicht, Deine Herkunft zu wissen!" sagte er; „sie ist böse!" Und ich dachte nicht mehr daran. Und heute steht vor meinen Augen das Heiligthum, und offen liegt das Geheimniß vor mir! Hier der Taufschein Isidor's Buonacampo, hier die Anweisung an Burkard, daß Fürstin Auguste ewig für Isidor sorgen werde; hier endlich das Bild .... in der Blüthe der Jugend ....! das Bild der Mutter! Und Isidor ward ich gerufen, und nannte mich nur seit meiner Flucht Leodegar, nach dem Patron unseres Kirchdorfs! und Burkard war mein Pflegevater — und die Markgräfin — wäre — meine Mutter?"

„Jesus!" setzte er dumpf und verzweifelnd hinzu. „Ich habe sie geliebt — ich liebe sie — sinnlich, sündlich! meine Mutter? Weh und Fluch über mich!" Er warf sich, heulend und in Schmerz vergehend, zu Boden.

Achtes Kapitel.

„Das Gefährlichste auf Erden: Dummheit
im Solde der Schlangenlist.“

Der bestürzte de la Montée hatte sich aus Leodegar's Stube mit dem Vorsatze entfernt, alsobald das Haus zu verlassen, wo ihm die übelsten Folgen seiner gescheiterten Vermessenheit drohten. Er schlüpfte wie ein geschmeidiger Aal durch die Räume des Schlosses. Auf einem erleuchteten Treppenvorsprung begegnete ihm Verena. Sie näherte sich ihm hastig, und sagte: „Ew. Gnaden, das Fräulein der Markgräfin hat mir aufgetragen, Ihnen, wenn ich Ihrer ansichtig werden sollte, zu sagen, daß Ihre Durchlaucht Befehl gegeben haben, Sie anzuhalten, Sie nicht aus dem Schlosse zu lassen. Ihre Durchlaucht seyen auf's Aeußerste ergriffen, und das Fräulein besorgt das Schlimmste für Sie. Retten Sie sich daher, so schnell Sie es vermögen. Verlieren Sie keine Zeit. In wenig Augenblicken werden alle Thore geschlossen seyn.“ —

„Aber, alle Wetter!“ versetzte de la Montée erschrocken. „Wie soll ich in dem mir unbekannten Gebäude ....?“

„Wenn Sie hier links einbiegen und gerade aus fortgehen wollen,“ hieß Verena's Antwort, „so gelangen Sie zu einer Seitenthüre; die letzte Thüre daran, rechts, ist das Zimmer meines Mannes, des Försters Steinsatz, der erst vor einer Viertelstunde von einem Gange zurückgekommen, den ihm das Fräulein Eberstein aufgetragen.

Sagen Sie ihm, daß ich Sie schicke, daß er Sie zur Seitenpforte hinauslasse, und über den Hof zum äußersten Thore geleite. Gott behüte Ew. Gnaden!"

Sie ging rasch nach den Zimmern der Markgräfin zurück. De la Montée, ohne sich weiter zu besinnen, schlug die bezeichnete Straße ein. Die Furcht, angehalten zu werden, jagte ihn jedoch wieder zurück, als er unfern männliche Stimmen hörte. Er sprang in einen Durchgang zur Seite, eine enge Treppe hinan und öffnete auf gut Glück die Thüre, welche die Treppe schloß. Er stand in einem schwach beleuchteten Zimmer, dessen Cabinetsthüre gerade heftig zugeschlagen wurde. Ihm kam ein Mann entgegen: Daudowich.

„Was wünschen Sie? Was begehren Sie?" war dessen erste Anrede, und de la Montée glaubte aus dem unruhigen überraschten Wesen des Menschen errathen zu können, daß er hier eine galante Stunde gestört. Um so überzeugter, daß Daudowich von dem in dem Zimmer der Fürstin Vorgefallenen noch nicht unterrichtet, wollte der Flüchtling hier noch den letzten Akt seiner Comödie aufführen. — Stürmisch warf er sich in des Kammerdieners Arme, und rief mit dem Tone der innigsten Wahrheit:

„Mensch! Freund! Du allein kannst mich jetzt glücklich machen, indem Du mein Leben, indem Du meine Freiheit rettest!"

„Herr Lieutenant? Ich, Ihr Leben? Wie verstehe ich das?"

„Tritt hier an's Licht, mein Freund! Betrachte mein Gesicht genau. Kennst Du diese Züge nicht mehr? Hat sich der Knabe so ganz verwachsen, daß Du Isidor nicht mehr erkennst? das Kind, das Du aus Wälschland nach diesem Lande geführt, das Du dem alten Burkard anvertrautest?"

„Herr Gott! so wäre es denn wahr?" fragte in

tiefster Seele überrascht der Dalmatier, und bohrte seine glühenden Augen in die Züge des Officiers. „Sie, der kleine Isidor? Und dennoch diese Angst ..? wie reime ich's zusammen ..?“

„Errathe, was mich hieher führt, Daudowich! Ich habe mit meiner Mutter geredet, .. Freund; ich habe .... Du kennst sie ja ... ich habe gebettelt zu ihren Füßen, und sie hat mich verstoßen! Sie verläugnet mich, um des Andern willen! Ich bin verfolgt, ... meine Beweise sind in ihren Händen zurückgeblieben, aber nicht mein Blut, nicht meine Freiheit will ich der unnatürlichen Mutter, dem gehaßten Bruder zurücklassen! Hilf mir aus diesem Schlosse; mir bleibt nur die Flucht!“

Daudowich schüttelte, wie überlegend den Kopf, und entgegnete fragend: „Die Markgräfin läßt Sie verfolgen, junger Herr?“

„Sie verfolgt mich!“ rief de la Montée; „aber Du, ich zweifle nicht, Du wirst mich retten. Erwarte von der Zukunft den herrlichsten Lohn! Die Zeit wird mir nicht beständig eine feindliche seyn: der Markgraf ist gehaßt von dem Kaiser und seinen Verwandten, ungeliebt von seinem Volke, verdammt von den Priestern und dem Adel; ... er muß — über kurz oder lang — fallen, und sein Sturz kann mir nur Vortheil bringen, mein Daseyn auf eine glänzende Weise sichern, und die Hälfte meiner Habe gehört alsdann Dein, mein Freund und Wohlthäter. Alle Schätze der Welt wiegen ja den Dienst nicht auf, den ich von Dir verlange; öffne mir eine Thüre dieses verdammten Schlosses, und sey meiner Dankbarkeit ewig versichert!“

Daudowich maß ihn mit schlauem Blicke, und erwiederte: „Ich weiß all' das Vertrauen gebührend zu schätzen, das Sie mir erweisen, gnädiger Herr! Wenn ich es jedoch auf meinen Kopf hin erfüllen wollte, würde ich mich der Gefahr allzu bloß stellen. Ich bin nur ein

armseliger Diener. Hier jedoch, Herr, ist ein Anderer, dessen Wort und That mehr Gewicht haben, als die meinigen."

Er stieß, ohne de la Montée Zeit zur Besinnung zu lassen, die Thüre des Cabinets auf, und drängte den Officier hinein. Dieser wäre fast zu Boden gesunken. Vor ihm stand, düster und mit funkelndem Auge, der Markgraf, sein Kriegsherr und Gebieter. De la Montée wollte fliehen, doch trat so eben der Trabantenhauptmann, benebelt von einem Schmause, den die Herren, ihrem Ritt zu Liebe, eingenommen hatten, in das Zimmer.

„Alle Wetter!" sagte der rohe Held. „Cassier? Ihr steckt hier? Im ganzen Schlosse ruft man nach Euch, und..."

„Stille doch!" unterbrach ihn Daudowich verdrießlich, und schlug die Thüre des Cabinets zu, daß der Markgraf und de la Montée sich allein befanden.

„Elender!" sprach Erich zu dem Officier. „Was mußte ich von Ihm hören? Welches Mährchen wagt Er, meinen Leuten aufzubinden? Er ist ein Hochverräther an mir und meiner Mutter, und verdient den Strang!"

Vernichtet schwieg de la Montée, und stierte gedankenlos den Boden an.

„Er untersteht sich, einen Flecken auf die Ehre der Markgräfin zu sudeln?" fuhr der Fürst mit unterdrücktem Zorne fort: „Er wagt es, von meinem Sturz zu reden, auf meinen Tod zu hoffen? Niederträchtiger!"

„Ew. Durchlaucht!" rief de la Montée, zu Erich's Füßen sinkend. „Vergebung, Barmherzigkeit! Ich wußte nicht .... ich ahnte nicht ... ich weiß, daß ich des Todes schuldig bin ... aber, Gnade, mein Fürst! Mein unseliges Geschick hat mich verblendet ....!" wenn ich's aber je gewagt, mich Ihren Bruder zu nennen ....!"

„Halt' ein Mensch!" fiel ihm der Markgraf in die Rede. „Du zerschneidest mir das Herz mit diesem Namen!"

Da nun de la Montée erschrocken schwieg, und in sei-

ner Stellung verharrte, ging Erich zweimal an ihm vorüber, blieb dann vor ihm stehen, sah ihn lang und brennend an, und versetzte: „Frucht der Sünde! Du trägst mit Unrecht die Schmach Deiner Erzeuger. Obgleich mir erlaubt ist, Dich zu hassen, und zu verabscheuen, obgleich mein Herz sich bei Deinem Anblick empört, — ich will im Namen meiner Würde und meines beleidigten Vaters ehrlicher an Dir handeln, als die, die Dich verstießen! Du hast gesehen, wie gefährlich die Zudringlichkeit eines Sündenkindes ist, ... Du hast in den Rachen des Löwen geschaut, ... geh' hin! auch im Bastard ehre ich die Mutter und die Natur. Geh' hin, der Du nach meinem Blute dürstest: und daß Du nicht Hunger sterbest, will i ch sorgen."

Der Edelmuth des Markgrafen bewegte de la Montée's verdorbenes Herz; die Wahrheit saß auf seiner Zunge; er wollte sie aussprechen, da herrschte ihm Erich zu:

„Kein Wort! keine Sylbe, Mensch! die Stimmung der Betrübniß und schauerlicher Ahnung, worinnen Du mich fandst, war Dein Heil! Zerstöre sie nicht, und geh'! Geh aber weit von hinnen, und wage nicht noch einmal meinem Hofe Dich zu nähern, um mir Dein gehaßtes Antlitz zu zeigen, und die geliebteste der Mütter an eine Schwäche zu erinnern! Auf aus dieser sündlichen Stellung! fort! fort!"

Die scharf bezeichnende Geberde des Markgrafen ließ kein weiteres Zögern zu: de la Montée merkte wohl, daß ein ferneres Mißverständniß ihm für den Augenblick nützlicher seyn würde, als ein freimüthiges Bekenntniß, und er sprang auf, dem Herrn zu gehorsamen. Eine flüchtige Verbeugung gegen Erich, und er stürmte dann durch die Stube, wo sich Daudowich und der Hauptmann befanden, ohne diese anzusehen, hindurch, und fort.

Der Markgraf trat, einen Augenblick nachher, auf

die Schwelle des Cabinets, und winkte Daudowich zu sich heran, sagend:

„Der Mensch weiß nicht Weg noch Steg im Hause; sorge Du; schaffe ihn weg!" Dann verschwand er wieder, und riegelte sich ein.

„War das nicht der Markgraf?" flüsterte der trunkene Hauptmann.

„Ja wohl;" entgegnete eben so, und verdrießlich die Stirne reibend, Daudowich; „doch Se. Durchlaucht sind incognito, und Sie kommen um den Dienst, wenn Sie es ausplaudern."

„Gott behüte;" meinte der Hauptmann; „aber der Windbeutel, der Franzose, was hatte der Herr mit ihm?"

„Den gräulichsten Verdruß;" flüsterte Daudowich. „Ich soll ihn aus dem Wege schaffen."

„Bah!" sagte der Hauptmann. „Warum nicht ich? Ich bin nicht so fertig, daß ich den Bengel nicht finden, und mich nicht erinnern sollte, daß ich gern Major wäre."

„Nun so gehen Sie an meiner Stelle, Herr;" schloß Daudowich. „Aber schnell, damit er Ihnen nicht entkomme."

Ohne ein Wort zu sagen, duselte der Hauptmann vom Stuhle auf, drückte den Pallasch fest an sich und taumelte aus der Thüre, über die Treppe.

Zu seinem Unglück mußte de la Montée, der von einem vergeblichen Gange zu dem Hauptthore zurückkam, dem Spadassin begegnen, in einem Corridor, nur von einer verlöschenden Lampe erhellt.

„Halt! Milchbart! ich stelle Dich!" rief ihm der Hauptmann trotzig entgegen.

„Platz da!" entgegnete de la Montée schnell und legte die Hand an den Degen.

Schon aber saß ihm ein heftiger Stoß in der linken Schulter. Indem der Hauptmann den Degen zurückzog, schlug er die Lampe aus. Der Lieutenant, wüthend, um der Verletzung und des Angriffs willen, stürzte sich mit

Riesenkraft auf den taumelnden Mörder, und warf ihn zu Boden, entsprang, schnaubend vor Zorn und Angst, über den Fallenden nach einer dunkeln aber breiten Treppe. Oben rannte ihm ein Mann in die Hände. De la Montée packte ihn wüthend. „Ha, Verdammter!" knirschte er: „Halt da! Bist Du auch einer von des Markgrafen Banditen, der mich zu tödten kommt? — fahre zur Hölle!"

Er wollte den Erfaßten über die Treppe schleudern. Dieser jedoch, ein baumstarker, vierschrötiger Mann hielt sich am Geländer und den Verwundeten bei der Kehle, ohne ein lautes Wort zu reden. Wohl aber raunte er ihm zu: „Gut Freund, Patron. Stellt Dir der Markgraf nach, so bist Du Einer, wie ich ihn brauche. Wo willst Du hin?"

„Das weiß der Teufel!" antwortete ebenso und aufmerksam de la Montée, ohne seinen Mann loszulassen: „Weißt Du, Nachtvogel, wie man aus diesem Hause kömmt? Geschwinde nur; meine Wunde brennt, und ich verblute mich höllisch."

„Alle Thüren sind zu;" sagte der Andere, in der gleichen Stellung verharrend: „ich wäre sonst wohl auch nimmer hier. Komm' aber; ich führe Dich an sichern Ort. Rechne jedoch auf den Tod von meiner Hand, wenn Du nur eine Miene machtest, mich zu verrathen." —

„Dummes Zeug!" sprach de la Montée: „Ich bin Jedermanns Freund, den Markgrafen ausgenommen, und den Schurken, der mich auf seinen Befehl meuchelmorden wollte. Komm', Kamerad."

Er ließ sich eilig von dem Fremden, der im Hause bekannt war, durch einige Winkelgänge führen. Es wunderte ihn, daß der Mann, den er für einen Räuber zu halten veranlaßt war, ihn nicht abwärts, nach den Kellergewölben führte, wo Leute seines Gelichters allenfalls ihre Schlupfwinkel zu nehmen pflegen. Indessen

folgte er, von Schmerz und Zorn erschöpft, hoffend auf Sicherheit und vorläufige, wenn auch noch so geringe Pflege. Endlich stand der Mann still, und klopfte leise an eine Thüre. Eine weibliche Stimme fragte von innen: was man wolle.

„Ich bin's," sagte der Mann mit einer besondern Betonung. Der Riegel ward hierauf weggeschoben, Lampenhelle wurde sichtbar. De la Montée's Führer trat entschlossen in die Thüre.

„Herr Jesus! Ew. Durchlaucht ...." sagte das öffnende Frauenzimmer, und schwieg plötzlich, als es den nachtretenden, von Blut überströmten Lieutenant erblickte. Dieser sah voll Staunen bald auf das Fräulein von Eberstein, in dessen Zimmer sie sich befanden, bald auf den breitschultrigen Fünfziger an seiner Seite, der, seiner Jagdlivree ungeachtet, Durchlaucht genannt worden.

Der Räthselhafte verschloß das Zimmer sorgfältig, und sagte zu Margarethen: „Hier bringe ich Ihnen einen Verwundeten, der eines Verbands bedarf. Mein Wiederkommen erkläre Ihnen die verruchte Hausordnung, nach welcher ich jetzt schon — noch ist es nicht eilf Uhr — alle Thüren und Thore geschlossen gefunden."

„Herr de la Montée?" fragte die Eberstein, kaum ihren Sinnen trauend: „Und Sie, mein Herr," setzte sie, mit einem bedeutenden Augenwinken auf den Andern, hinzu, „wie konnten Sie einen Garde-Lieutenant des Markgrafen ...?"

„Garde-Lieutenant?" fragte der Andere nun mit einem Tigerblicke: „Wie reime ich das? Und der Markgraf stellt Ihnen, seinem Offizier, nach dem Leben?"

„Der Markgraf, ... der in diesem Augenblicke seine Bergwerke bereist?" fügte die Eberstein hinzu.

„Der Markgraf ist hier!" betheuerte de la Montée, der etwas Heilloses, aber in seine Plane Passendes, ahnte: „er ist incognito hier. Ich habe das Unglück, ihm ver-

wandt, der Fürstin Sohn zu seyn. Heut' enthüllte ich das Geheimniß ...."

„Ha!" rief die Eberstein sich erinnernd: „der Auftritt dieses Abends im Gemach der Markgräfin! Erst vor einer halben Stunde kam die Markgräfin zu sich. Man suchte Sie überall ...."

„Während dessen war ich bei meinem Bruder!" versetzte de la Montée: „Er verwies mich aus seinen Augen, und mit demselben Hauch befahl er seinem Mörder, mir nachzueilen und mich zu tödten. Doch schwöre ich, bei allen Heiligen, ich tränke es ihm ein, und er geht nicht lebend mehr aus diesem Hause!"

De la Montée sank erschöpft auf den Sessel. Sein Führer beschäftigte sich, wild lächelnd zwar, aber geschickt, damit, seine Wunde zu verbinden, und Margarethe flüsterte ihm zu: „Wie nun, Herr Herzog? Wäre dieser nicht ein Stellvertreter des feiggewordenen Heiligen?"

Der Herr nickte ihr zufrieden zu, und erwiederte bei schicklicher Gelegenheit: „Es war doch nicht übel, daß ich mich, gleich nach Empfang Ihres Boten, mit demselben auf den Weg gemacht, um mich mit Ihnen selbst wegen des Abtrünnigen zu besprechen. In diesem hier finden wir einen bessern Arm und Interesse für die Sache."

„Lernen Sie mich kennen," sagte er hierauf zu dem Lieutenant mit falscher Zärtlichkeit. „Ich bin Erich's Oheim, und der Ihrige. Ich habe nicht Ursache, sehr mit meinem Neffen zufrieden zu seyn; Sie nicht minder. Gefällt es Ihnen, wollen wir gemeinschaftliche Sache machen, und unser Beider Recht gewinnen!"

De la Montée, entzückt, hier einen Beistand seiner Racheentwürfe gefunden zu haben, legte sich mit allem Anstande eines gerührten Neffen an des Herzogs Brust, und es wurde beschlossen, daß beide Männer morgen mit dem Frühesten das Schloß verlassen, und in glücklicher Verborgenheit ihre weiteren Plane berathen sollten. —

Neuntes Kapitel.

„Der Zorn des Himmels reißt den Schleier von der Unthat, und beschämt die Gewaltigen.“

Helene hatte die Markgräfin erst spät allein gelassen. Von den Thränen und der heftigen Aufregung der geliebten Fürstin ergriffen, ohne jedoch deren Ursache begreifen zu können, hatte sie selbst an Augusta's Lager geweint, geklagt, und gutmüthig mißverstehend, heimlich die Verena fortgeschickt, um den Lieutenant zu warnen, weil sie sich einbildete, die Fürstin habe nur nach ihm ausgesendet, um ihn zur härtesten Strafe zu ziehen. Endlich — es war in der zwölften Stunde der Nacht — war dem Fräulein Am Staig vergönnt, nach dem Kämmerchen zu gehen, das in der Nähe der Fürstin für das Mädchen, von dem sich diese vorzugsweise bedient sehen wollte, eingerichtet worden war. Nach dem frommen Nachtgebete für der Fürstin und der Tante Wohl, wie für das eigene, nach andächtiger Anrufung des Schutzengels, daß er über seiner Pflegbefohlenen Herzensreinheit wachen, und Leodegar — den geliebten Leodegar — beschirmen möge, hatte sich Helene hinter fest verriegelter Thüre und sittsam vorgezogenen Vorhängen zur Ruhe begeben, und war, ermüdet, bald entschlummert und in die Welt der Träume versunken. Zuerst ging sie auf einer Straße mit Leodegar und dem Markgrafen, — diesen fliehend, — jenem nacheilend, der sich ihr ver-

sagte; und auf zwecklosen Irrwegen gelangte sie sodann in jenes Traumgebiet, wo die blassen Gestalten zu bestimmten werden, und nicht mehr ein wüster Taumel herrscht, sondern ein, wie symbolisch geordnetes Leben. Da kam es ihr vor, als wandle sie plötzlich mit der Eberstein dahin durch ein ödes Gelände, und von ferne sprudle ein Quell aus dem Boden. „Laß' uns trinken von dem Quell!“ sagte schmeichelnd die Eberstein, und langte über die Ebene hinüber, weit, weit nach der Fluth, und schöpfte davon in eine goldene Schale. Helene verweigerte jedoch den Trank, sagend: „Ich will nicht trinken, Eberstein, denn ich traue Dir nicht, und fürchte, das sey ein Liebestrank, damit ich gebunden würde an Dich.“ Die Eberstein lachte sodann, und redete scherzend: „Hat Dir Dein Geliebter nicht dieses in Kopf gesetzt? Arme Betrogene! Du thätest besser, mich zu lieben, obgleich mein Herz, und die Brust darüber, kalt sind wie Stein, als jenen Leodegar, der nicht von dieser Welt ist. Willst Du aber nicht aus meinen Händen den Trank empfah'n, so nimm ihn aus den Händen der Fey.“ —

Bei diesen Worten verschwand die Eberstein, und das Weib aus des Vaters Traum trat aus der Fluth mit einem Schritt über die Haide, und stand vor Helenen. „Sieh, sieh, mein Kind,“ sagte die gekrönte Wasserfrau mit grollendem Lächeln: „Kommst Du, um des Vaters Wort zu lösen, der nicht meine Perlen wollte, und nicht den Kranz? Armes Fischlein! was soll ich mit Dir machen? der Jungfern bedarf ich nicht. Willst Du mir wohl Deinen Bräutigam geben? Thue es geschwind, damit ich wieder jung werde in seinen Armen!“

Da sich hierauf Helene weinend sträubte, so hob die Wasserfrau wieder an: „Glaubst Du, daß Dein Schatz nicht gut bei mir aufgehoben wäre? Gutes Forellchen! komm'! ich zeige Dir mein Haus, und Du sollst Wunder sehen!“

Die Nixe nahm Helene federleicht auf ihren Arm, und trug sie, einem Wirbelwinde gleich an Schnelle, an dem Schlosse mit dem Seethurme vorüber, in eine Gebirgsschlucht. „Hier wohne ich, Kind," sagte sie, auf ein Gemäuer deutend, das die Schlucht verschloß, und mit einer Pforte versehen war. „Ich hasse den Thurm am See und den Teich, weil mein Herr darinnen liegt, und habe mich hier gebettet. Komm'! und fürchte Dich nicht!"

Die Pforte ging auf, und Beide schwebten hindurch. Da sah Helene einen weiten, runden Platz, wie den gewaltigsten Hof der größten aller in Trümmern liegenden Ritterburgen. Rings umher stattliche Mauern mit Fenstern und Thüren und Gesimsen, aber die Fenster und Pforten waren leer, und die Steinbilder gefallen von den Simsen. „Gib Obacht jetzt!" sagte die Fey, und winkte mit der wolkigen Hand hoch in's Firmament hinauf, das überall grau und gelb wurde, wie von Regen und Hagel schwer. Plötzlich begann ein Toben in der Erde, und der Boden riß sich auf, nach und nach, daß die entsetzte Helene, von einer Scholle zur andern springend, endlich keinen Fußbreit festen Stützpunkts unter sich hatte, und, an den Schleier der Wasserfrau geklammert, mit ihr schwebte über der kühl und naß ausdünstenden Gruft. „O wie schaurig ist's doch hier!" klagte sie, zu der Beschützerin gewendet; diese jedoch zeigte nach oben, und erwiederte: „Sieh' hin, mein Kind! Dort bricht's hervor, was, mehr als Gold, mein Schlößlein schmückt!"

Und wie Helene die, nach angenehmeren Eindrücken dürstenden, Blicke nach oben wendet, so erſieht sie das Grausendste, das sie niemals sich gedacht. Aus allen Fensterlücken und Pfortenbogen, von jeder Zinne der ringsum aufstrebenden Mauern brechen wüthende Bäche herein; Sturzfälle, donnernd und rauschend, übertanzt von schäumendem Gischt. Das ganze Rund scheint sich in ein ungeheures Becken zu verwandeln ..., aus dem

Schlunde brausten aufperlende Fluthen, und ein Strudel rasender, pfeilschneller Zerstörung umgibt die, von der hohnlachenden Fey verlassene Helene, wechselweise niedergezogen von der stürzenden Strömungen Gewalt, und wieder aufgeschleudert von den bäumenden Wogen. —

Aus diesen Qualen gepeinigter Einbildungskraft erweckt ein heftiges Pochen die Schlummernde. Sie fährt auf, — entsetzt — und weiß kaum ihre Sinne zu sammeln. Das Poltern an ihrer Kammerthüre läßt nicht nach; Verena's angstheisere Stimme ruft ihren Namen.

„Da bin ich, Verena! Was gibt's? was willst Du von mir?"

„„Ach Jesus und die heilige Mutter stehen uns bei; wir sind verloren! das Unglück!""

„Um der Ewigkeit willen! wäre die Markgräfin erkrankt... gestorben?"

„„Schlimmer als dieses, Ew. Gnaden. Wir alle sind des Todes!""

Eine heftige Erderschütterung bewegte die Grundfesten des Hauses. Die Geräthschaften in Helenen's Kammer stürzten zu Boden. Verena ließ, schwankend und schreiend, die Lampe fallen, und floh, außer sich, davon.

„Weh' uns!" schallte es aus dem Hofe: „Das Schloß stürzt, und die Wasser kommen!"

Ein bleicher Morgenstrahl erleuchtete das Gemach. Die erschrockene Helene riß das Fenster auf: ein fürchterliches Rauschen stieg empor, und im Hofe wogten hundert, zu einem sturmbewegten See zusammengefluthete Ströme: grüne, graue und rothgelbe Wellen mengten sich hier, und zeigten ein traurig Bild unvermeidlicher Zerstörung. Blaß wie der Schein des Morgens, der vom aschgrauen Firmamente, gleich einer Todtenlampe, das allgemeine Weh' beleuchtete, entfloh Helene zu der Markgräfin, die, halbgekleidet, händeringend in ihrem Gemache saß, umgeben von den Frauen und Dienerinnen des Schlosses.

Der Thürmer berichtete just, wie vor wenigen Minuten das Unglück angehoben. Einige schwere Erderschütterungen hatten sich schreckhaft kund gegeben, und, zumal mit ihnen, war der Fluß schnell aus seinen Tiefen gestiegen, und von Berg und Hügel strömten nie gesehene Quellenmassen und Bäche. Die tiefe Ebene um das Schloß, mit Städtchen, Dörfern und Einöden, war im Nu ein reißend Meer, jede Höhe ein Wasserfall geworden. — Die rings tönenden Nothglocken der Thürme in Nähe und Ferne, die Schüsse aus den einzelnen Wohnungen am Berge bestätigten die traurige Kunde. Die Markgräfin trat, obwohl erbebend, auf die Altane ihres Hauses und sah, was genügend keine Feder schildert und keines Mundes Rede.

Die wildreißende Wasserwüste, donnernd in ihren Tiefen, drohte, scheußlich leckend, wie ein schnaubendes Ungeheuer, an den Erdgeschoßpfeilern des Hauses empor. Die Kähne und Fähren des Flusses waren weit entführt, denn Schwereres, Unglaubliches vermochte die steigende Fluth.

Ganze Wälder entriß sie den Höhen, und führte die Stämme, Mauerbrechern gleich, mit Riesenungestüm gegen Häuser und Schloß, die Wände oben durchlöchernd, deren Wurzeln unten der geschäftig fressende Strom ausnagte, bis sie stürzten. Auf diese Weise fiel die Ringmauer theilweise ein, und zum Theil die Häuser des Hofs. Die Schrecknisse traten dadurch um so näher an das trostlose Auge der Fürstin. Die Straße nach der Höhe, die rettende, war zerrissen durch einen ungeheuern Erdfall, der einen Abgrund gebildet hatte: das Bett wild donnernder Wogen. Jenseits war der sanft ansteigende Weg in einen schroff abgewühlten Absturz verwandelt. Von der andern Seite des Schlosses war der Anblick, wo möglich, noch trauriger. Die Thiere aus den Ställen, brüllend, wiehernd, blöckend, trieben auf den Todbringenden Wel-

len; Leichname, wie ein Spielwerk geschaukelt, kamen daher; Häuserdächer mit jammernden Menschen zogen pfeilschnell vorüber, und zwischen all' diesen Bildern des Todes, gleichsam höhnend durch lebendigen Glanz, stürmten die zu grünenden Bauminseln zerrissenen Schollen des Parks, wie in tollem Tanze umher, — aus ihren Wurzeln geschleudert von dem mächtig anschwellenden und verheerenden Teich. Noch zwitscherten Vögel in den wandernden Gebüschen, noch girrten Ringeltauben auf den Wipfeln der schwimmenden Bäume, und an ihren Stämmen lehnten, scheu angeschmiegt und ängstlich schreiend, friedliche Rehe. Aber bald sollten sie verstummen, niedergezogen in's Wassergrab, wie der kühn springende Hirsch, dessen Krone im Wasser dahinfährt, wie ein ungeheures Korallen- oder Meergewächs.

Von Zeit zu Zeit zuckte noch die Erde auf, und neue Strömungen brachen aus den Bergen nieder; dann beruhigte sich der Grund, aber die Gewässer stiegen, als müßten sie Thürme und Schloß verschlingen. Die grauen, zusammengeballten Wolken hingen dagegen hernieder, wie Hauben, auf den Bergen, wie Wasserhosen in das brüllende Thal; als hätte nie ein Strahl der Sonne den Himmel erhellt, als habe er nie, blau und mild, der Erde gelächelt. Ein kalter Rieselregen thränte durch die qualmende Luft, und da die Markgräfin das Schauspiel des Elends um sich sah, so vermischte sie, laut weinend, ihre Zähren mit denen vom Firmamente. Minder die eigene Gefahr, als das Elend des Volks bekümmerte ihre erhabene Seele. Helene folgte dem Beispiele der Gebieterin. Schluchzend stützte sie sich auf den Rand des Altans. Finster schauend, aber mit trocknem Auge, lehnte neben ihr das Fräulein von Eberstein. Eine peinliche Unruhe verzog ihre Mienen; ihre Hand zerrte ungeduldig an der Gürtelschleife. „Wenn ich in der Wasserwüste läge," murmelte endlich ihr Mund, „dann wäre Alles

gut, und endlich dieses Herz zufrieden Doch — Geduld, zuerst — und dann ...!" Helene sah sich scheu nach der Nachbarin um, und bemerkte erschreckend ein triumphirendes Lächeln auf dem Gesichte der Eberstein. Diese wendete den stieren Blick nach der Freundin, und fragte spottend: „So blaß und thränenbenetzt, mein Herz? Wo weilt der Retter, der mit seinen Gebeten den Sturm beschwören kann, und die Wassernoth? Wo ist Leodegar, Dein Freund?" Helene wurde zu Eis, da sie das Geheimniß ihrer zartesten Empfindung in so rauhen, ungetreuen Händen sah, und antwortete nicht; aber wie ein Schwert fuhr der Gedanke durch ihre Sinne: Leodegar möchte, dem Schlosse entwichen, in den Kampf der Elemente gefallen seyn. Mit einem halberstickten Laut des Entsetzens sah sie nach der Seite, wohin der Eberstein Finger deutete; ein schwarzes Gewand schwamm auf den Wellen. „Ha, Leodegar!" seufzte Helene schmerzlich. — „Der Pfarrer vom Dorfe!" riefen Andere neben ihr. Die Markgräfin entsetzte sich nicht minder.

„Isidor!" lispelte ihr Mund still vor sich nieder, und, die Brust von Thränen angeschwellt, ging sie, auf Helene gestützt, eilends in ihre Gemächer, wo sie sich dem heftigsten Schmerze überließ.

„Was ich verlor," klagte sie, ihre Thränen an Helenens Brust vergießend: „Du begreifst es nicht, Du reines, gutes, unschuldiges Kind! — O, zürnet ihr mir nicht, ihr Engel, die ihr den Himmel bewohnt! Zeiht mich nicht der Herzlosigkeit, des Gleichmuths! — Ach, Helene, wenn Du wüßtest....! ich bin elend, die Unglücklichste auf Erden...! und — Jesus.... mein Sohn! euer Herr! wie erhalte ich Nachricht, ob er lebt, ob ihn das Unglück verschonte...? ob....! o, ich sterbe bis dahin, ohne von ihm zu hören! Und ich gäbe doch," setzte sie dumpf hinzu, „gerne mein Leben darum, zu wissen, ob er und Isidor nicht todt! Isidor, den ich verstieß, der

davon geeilt ist, in Nacht und Graus! Ihn hat sicherlich der Tod erreicht! Schneller als sein fliehendes Roß war die Welle! Gott stehe mir bei!"

Sie schwieg eine Weile, dann begann sie wieder mit rührender Wehmuth:

„Und auch Dich, meine Tochter, Dich, der kaum des Lebens wunderheller Tag erblühte, auch Dich reißt mein Geschick, in meinem Gefolge, in den Tod! Denn diese Veste wird stürzen, uns begraben, ehe noch Hülfe zu uns reichen kann, über das empörte Element! Und auch Dein Leben, Deine Schönheit, Deine Jugend! —"

Helene erinnerte sich nun des Markgrafen, der sie in dem Park überrascht; aber um keinen Preis hätte sie der Fürstin nun verrathen, daß er hier gewesen; ihre Angst wäre verdoppelt worden. Nur seine Entfernung tröstete sie. Helenens Seele zagte für Leodegar's Schicksal.

„Deine Tage, so kurz und lieblich, sollen jetzt schon von den tückischen Wassergeistern verschlungen werden?" fuhr die Markgräfin fort. „Das ist ein Vorwurf, der auf meinem Herzen brennt. Noch gestern — ich vergaß, in meiner Erkrankung Dir es mitzutheilen — noch gestern schien das Schicksal Dir freundlich zu lächeln. Deine Tante schrieb, der Marschall habe sich vorgenommen, Dir seine Hand zu bieten; der reiche behagliche Mann! ein glücklich Loos hätte Deiner an seiner Seite gewartet."

Helene vernahm staunend die Nachricht; erinnerte sich indessen plötzlich der Worte Margarethens: „Sie werden Dich an einen Höfling verkaufen!" und erwiederte, obgleich blöde und erröthend: „Das Andenken an solch' verscherztes Glück würde mir den Abschied von der Welt nicht schwerer machen, gnädigste Frau. Ich könnte nie des Marschalls Gattin werden, ob uns auch der Himmel aus unserer großen Noth befreite."

„Nicht, meine Tochter?"

„Zürnen Sie mir nicht, durchlauchtigste Frau! Ich

müßte den Mann lieben; dem ich die Hand reichte, und den Marschall lieben kann ich nie."

„Klösterliche Ziereteien, mein Fräulein;" versetzte die Markgräfin, nicht ohne üble Laune; „das heißt nichts; Sie wird doch nicht den Schleier nehmen wollen?"

Helene schüttelte betreten mit dem Kopfe. Die Fürstin fuhr lebhafter fort:

„Oder eine alte Jungfer werden? Oder — hätte Sie bereits einen Liebsten?"

Helene wurde flammroth, und sagte wieder keine Sylbe.

„Ich hab's errathen, mein Fräulein;" sprach die Markgräfin. „Wer ist's? einer meiner Hofleute? außer dem Marschall paßt jedoch Keiner für Sie. Gestehe Sie."

Helene wußte nicht, wie es kam, aber unter den unzusammenhängenden Worten, die sie der Markgräfin entgegnete, nannte ihr Mund auch den Namen: Leodegar. — Sie erschrack alsobald, heftete einen besorgten Blick auf die Fürstin, die stutzig ihr gegenüber stand, und bald den Ausdruck der Ueberraschung auf ihrem Gesichte mit dem der tiefsten Mißbilligung vertauschte.

„Mein Fräulein!" sagte sie gezogen, beinahe verächtlich, und wendete sich ab.

Die Noth des Augenblicks, — unter obigen Reden vergessen — nahm schnell ihre Rechte wieder ein. Ein rauhes Geschrei wurde im Hofe vernehmbar. Die Fürstin und Helene eilten an's Fenster. Aus den Fenstern des Erdgeschosses wurde ein schlecht zusammengefügter Floß, von elendem Holz gemacht, in's Wasser gelassen. Einige rüstige Bediente trieben sich darauf, mit Stangen rudernd, hinaus, nach einer Linde zu, an deren Knorren das schon vorhin bemerkte, schwarze Gewand hängen geblieben war. „Wohin, ihr Leute?" rief die Markgräfin ängstlich. „Des Pfarrers Leichnam retten!" war die Antwort der andächtigen Beichtkinder desselben. Andere schrieen dagegen: „der schwimmende Gegenstand sey

nicht eine Leiche, nicht ein Priestertalar; ein Bündel scheine er zu seyn, und sey vom Teiche aus herangetrieben worden.“ Die kühnen Ruderer ließen nicht nach, und hielten auf den Gegenstand zu. Indessen kam die Kastellanin ganz verstört herein, und meldete der Fürstin, ihr leise in's Ohr raunend: „Die Gefangene des Thurms sey nirgends zu finden.“

„Unglückliche!“ fragte die Markgräfin die Wächterin aufgebracht. „Deine Nachlässigkeit ließ sie entspringen?“

„Ew. Durchlaucht!“ versetzte die Kastellanin leise. „Ich betheure, daß ich verwichenen Abend, zwar, nach Ihrem Befehl, die drei oberen Thüren offen gelassen; aber die beiden untersten verschlossen. Das Erdbeben hat die Letzteren aufgesprengt.“

„Arme Isanra!“ sprach Auguste für sich. „Heute, wo ich Dich freilassen wollte, — heute gerade Deine Flucht, die Dich vielleicht in's Verderben führte.“ — Zu der Kastellanin sagte sie, wie oben: „Man suche nach dem Fräulein im Schlosse, so wie in den mit Wasser angefüllten Gewölben. Entfloh sie erst diesen Morgen, so muß sie, lebendig oder todt, noch in unserer Nähe seyn.“

„Die Fluth steigt!“ schrie man aus den Ergeschossen des Hauses, und nach dem obern Stocke wurde die Flucht allgemein.

„**Dies irae, Dies illa!**“ schallte es zu gleicher Zeit durch die Gänge. Eine Procession der Weiber des Schlosses nahte sich, schlurfend und singend; an der Spitze der Kaplan mit dem aus der Kapelle geretteten Allerheiligsten, und Leodegar, kaum mehr kenntlich vor Blässe und wildem Gram in dem eingefallenen Gesichte, baarfuß, das Crucifix in der Hand, und die Haare über die Stirne, einem Wahnsinnigen gleich niederstürzend. Helene erbebte im Innersten, da sie den Trauerzug, durch die Reihe der Gemächer, langsam nach dem Zimmer der Markgräfin schreiten sah.

Die Fürstin wählte ihr neues Oratorium, um die Bittenden und Büßenden zu empfangen, und ihre Andacht mit den Gebeten der Diener zu vereinigen. Im Begriff, dahin zu gehen, trat ihr ein Schwarm von Leuten aus einer andern Thüre entgegen; Knechte und Jäger des Schlosses, an ihrer Spitze der Förster Steinsatz, mit verwirrten Gesichtern und verwirrtem Geschrei. Die Noth hatte die Bande der Unterwürfigkeit gelös't, die Schranken zwischen Herrin und Dienern niedergerissen.

„Was wollt ihr, Leute?" fragte die Markgräfin, etwas Böses ahnend.

„Ew. Durchlaucht!" begann Steinsatz erschüttert, erschöpft und durchnäßt; — seine Kleider trieften: — „'s ist kein Wunder, wenn der Himmel der Hölle erlaubt sich aufzuthun und uns zu verschlingen. Es hat sich so eben ein heimlich, fluchwürdig Verbrechen offenbart, und heimliche Missethaten straft der liebe Gott fürchterlich in seinem Zorn, an Menschen und Vieh."

„Sehen Sie her, Ew. fürstliche Gnaden, was wir fanden, als wir glaubten, nach dem Pfarrer vom Dorfe zu fischen!" riefen die Anderen, und stellten eine mit schwarzem halb vermodertem Tuche bedeckte Lade vor die Fürstin nieder, rissen Tuch und Deckel — den verschimmelten und in Stücken gehenden — hinweg, und die, der Verwesung schon verfallenen, bis auf's Skelet entkleideten Reste eines Kindleins, halb noch eingewickelt in einen Lappen weiß gewesener Leinwand, boten sich plötzlich der schreiend zurückfahrenden Beschauerin dar.

„Um Gotteswillen!" rief Auguste außer sich, kaum von der zitternden Helene aufrecht gehalten. „Wie kommt ihr zu diesen entsetzlichen Gebeinen?"

„Vom Teiche schwamm die Lade her," hieß die Antwort. „Gott selbst ließ uns den Frevel entdecken. Wir leiden den Fluch desselben, weil in diesem Hause er geschehen. Am Hofe wurde der Mord am unschuldigen

Kindlein gethan. Das Tuch, das hier als Windel diente, trägt das rothgestickte Wappen, und die Nässe hat das Zeichen nicht zerstört."

Die Markgräfin erkannte mit Schaudern die Wahrheit des Gesagten. Die Kastellanin wurde plötzlich weiß wie Schnee, da sie den schwarzen Umschlag, der ein Weiberrock gewesen, lüftete.

„Jesus! Maria!" jammerte sie unverständig und wenig besonnen. „Dieses Kleid hat meiner Verena gehört!"

„Der Betzug trat so eben singend ein, und sammelte sich mechanisch um das hier enthüllte bedauerliche Schauspiel. Ein Schrei ertönte aus der Mitte der Weiber. Verena schlug besinnungslos zu Boden.

„Die Verbrecherin! ein Gottesurtheil! Recht! Gerechtigkeit! daß wir erlös't seyen vom Uebel!" schrieen wilde Stimmen durch einander.

„Mein Weib!" rief Steinsatz außer sich, und sprang der Ohnmächtigen bei. „Verena! Verena! erwache! sage, ob Du eine Mörderin gewesen, oder nicht!"

„Mein Kind war fromm und tugendhaft!" schrie die Kastellanin dazwischen. „Sie hat die Männer geflohen, wie die Pest. Die Sündenfrucht war nicht die ihrige. Sie ist keine Unzüchtige gewesen, keine Mörderin!"

Verena schlug die Augen auf, und machte eine verzweiflungsvolle Geberde bei dem erneuerten Anblick der Leichenüberreste.

„Unselige!" donnerte ihr Steinsatz in's Ohr. „Wer hat jene Lade, jenes Kind in den Teich geschleudert?"

„Ich!" jammerte Verena unter einem Strome von Thränen. — Allgemeine Bewegung des Entsetzens. Der Förster riß sich schaudernd von dem Weibe los.

„Dieß Dein Kleid, Verena?" riefen Andere, ihr das schwarze Gewand vorhaltend.

„Das meinige!" —

Zwanzig Fäuste ballten sich gegen die Selbstanklä-

gerin. „Reißt sie hinaus auf den Altan!“ riefen Viele; „sie hinunterzustürzen in die Gewässer, damit wir gerettet seyen!“

Die Todesangst gab der Verena wieder Worte. — „Warum mich umbringen?“ — schrie sie; „hab' ich doch das Kind nicht umgebracht! war es doch nicht das meinige!“

„Du lügst!“ erscholl die Antwort. Der Förster zerraufte sich die Haare. Der Kaplan hielt der Läugnenden die Monstranz vor. „Bei dem Leibe des Heilands!“ sagte er feierlich; „sage die Wahrheit!“

„Ich habe sie geredet!“ betheuerte Verena lebhaft.

„Bei dem Leibe des Heilands! Wenn Du nicht die Mutter und Mörderin bist — wer ist's gewesen?“

Verena wollte sprechen; so wie sie jedoch den Mund öffnete, fiel ihr Blick wieder auf das Heiligthum in den Händen des Priesters, und sie schluchzte, vergehend in Qual: „Ich darf nicht ... ach, ich darf nicht reden ... ich bin unschuldig, aber auf den Altar selbst habe ich's schwören müssen!“

„Ausflüchte!“ murrte die wilde Schaar der Umstehenden, am lautesten die Weiber. „Sie hat gesündigt! Wir büßen um dieser Sünde willen! Hinab in's Wasser mit ihr!“

„Ohne Urtheil? ohne Recht?“ fragte die Markgräfin, empört dazwischen tretend.

„Wo ist der Richter, Ew. Durchlaucht?“ fragten die Rädelsführer der abergläubischen Parthei ziemlich keck. „In der Lage, worin wir uns alle befinden, ist nicht zu zögern. Die Wasser steigen von Minute zu Minute. Wir kommen um im Zaudern, während dieses Opfer uns vom Uebel erlös't!“

Die Grausamen griffen wieder nach der schreienden Verena. Plötzlich trat Leodegar, der bis dahin schweigend und nachdenkend, im Vorzimmer gestanden, unter

die tobenden Menschen, begeistert, erhoben, muthig und Ehrfurcht gebietend.

„Laßt ab von dem Weibe!“ befahl er den Schergen. „Laßt ab, sage ich euch! Auf dem Weibe liegt keine Schuld; so spricht der Herr durch meinen Mund. Laßt ab von der Reinen! Ich verbürge mich für sie!“

Während Einige verduzt schwiegen, spotteten Andere mit ängstlichem Trotze, und riefen: „Seyd Ihr ein Prophet, so saget uns, wie es mit dem Kinde zugegangen! Seyd Ihr ein Bote des Herrn, so macht, daß die Gewässer weichen! Alles geht unter; nirgends ein Kahn, der uns zu Hülfe käme!“

„Kleinmüthige!“ zürnte Leodegar mit Kraft und Hoheit. „Weil der Herr in seiner Weisheit zögert, das Gericht von euch zu nehmen, wollt ihr ihn herausfordern durch ein Verbrechen, durch unschuldig vergossenes Blut? Ich bin kein Engel, aber des Herrn Stimme wird nicht schweigen, seine Macht nicht ruhen. Hier ist mein Haupt; hier ist mein Wort; fallen in vier und zwanzig Stunden nicht die Gewässer, — wird binnen dieser Frist des Weibes Unschuld nicht sonnenklar, so will ich sterben an Verena's Statt, und alle Sünde, die sie und ihr begangen, auf mich nehmen für die Ewigkeit! Gönnt ihr aber Frist und Einsamkeit, daß sie sich berathe mit ihrer Seele, und vernehme, was diese ihr zu thun befehlen wird.“

„Der weise Herr hat redlich und gerecht gesprochen!“ setzte die Markgräfin entscheidend hinzu. „Man führe Verena in eine wohlverwahrte Kammer, und lasse sie daselbst mit ihrem Manne allein. Seine Worte werden, hoffe ich, ihren Starrsinn beugen.“

Die Leute gehorchten, beinahe unwillkührlich. Weinend ging Verena hinweg. Stumm und grollend folgte ihr der Förster. Die Kastellanin entfernte sich händeringend. Die Markgräfin ließ die bleichen Reste des Kin-

des nach ihrem Gebetzimmer bringen, und in dem anstoßenden Gewölbe verschließen. Sie blieb mit dem Kaplan allein. Leodegar wollte, wieder in sein tiefes Sinnen sich verlierend, dem Schwarm der abgehenden Schloßleute folgen, als Helene ihn hastig und ängstlich zurückhielt.

„Haben Sie kein Wort für mich?“ fragte sie muthig, heftig sogar.

Leodegar lächelte schmerzhaft.

„Fordern Sie vom Leben die Stimme; der Tod ist stumm, und ich bin ein Sterbender, Helene!“

„Wir alle sind's, mein Freund. Ich rechne auf Ihren Trost im letzten Augenblicke.“

„Sie werden leben, Helene! Ich nur allein muß fort, und es ist hohe Zeit. Mein Daseyn glich stets nur einer trüben Dämmerung. Gestern ist es zur dunkeln Nacht geworden, und es muß enden, enden, sobald es nur geschehen kann. Der Geist sagt mir jedoch, daß ich noch E i n e n sehen muß, bevor es mit mir aus wird.“

„Sie machen mich schaudern;“ versetzte Helene trostlos. „Wer ist der Eine, von dessen Kommen Ihr Leben, wie Sie sagen, abhängt?“

„Der Markgraf. Er muß — Sie sagten's selbst — in der Nähe seyn. Ich hoffe, ich bin gewiß, daß ihn die Wellen nicht erreichten, daß er der Erste seyn werde, der auf dem schnell gezimmerten Schiffe heran schwimmt, um die geliebte, ach! die geliebteste Mutter zu retten! Da will ich zu ihm reden, will ihm entdecken, welche Gefahren seinem Haupte drohen, denn — ich bin ja aus einem Feinde sein Freund geworden, und muß, der Natur zu gehorchen, sein Engel seyn. Dann gehe ich hinüber, und — wahrlich — bin ich hinweg, mit meinen schweren Sünden, — wird auch dieß Schloß mit den darin Zitternden frei von Noth und Qualen seyn.“

Helene erbebte, wiewohl schweigend, vor diesen Worten. Leodegar sah sie eine Weile ernst und schwärme-

risch an, faßte dann, was er noch nie gethan, ihre beiden Hände, und redete:

„Du hast gestern mein Ohr erquickt, fromme, reine Jungfrau. Deine Worte — fern sey es von mir, ihren Sinn nach seiner ganzen Ausdehnung zu deuten — waren balsamischer Thau für meine vertrocknete Brust. Sie ließen mich errathen, daß ich nicht ganz ein Fremdling gewesen auf der Erde; daß ein Wesen, das reinste, das sich mir genaht, freundlichen Antheil an mir genommen. Ich danke Dir; Du siehst jedoch, daß ich Deiner unwürdig bin, wie überhaupt des Lebens, wenn ich Dir mittheile, was ich nur gerade Dir vertrauen kann, um es dem Fürsten — nicht seiner theuern Mutter, es würde sie tödten — zu hinterbringen, wenn der Herr über mich gebieten sollte, bevor der Markgraf gekommen. Sage ihm dann, und schaudere nicht, meine Freundin: das Schwert des Mordes hänge über seinem Haupte. Adrian, der Markgräfin Beichtiger, habe ihn und seine Gebieterin schändlich verrathen, und sich mit dem Herzoge, dem wilden Oheim, verschworen. Man habe mich, hörst Du? — mich überredet, des jungen Fürsten Mörder zu seyn. Ich hätte den Schwur auf die Hostie abgelegt, und sey in des Fürsten Nähe gekommen, um ihn, voll von Eifer für die Religion und deren Diener, zu erwürgen. Aber Gott hat mein Herz gerührt; die Tugend, auf dem Wege der Sinnlichkeit, hat mich überwunden. Ich habe meinen Dolch zerbrochen ... ich bin aus einem Mörder ein Verwandter des Schlachtopfers geworden! ..."

„Leodegar! ist's möglich?" fragte Helene, vor dem Geständnisse erbleichend.

„Noch ist jedoch die Gefahr nicht vorüber;" fuhr Leodegar finster und drohend fort: „was ich unterlassen ... Hunderte sind bereit, es zu thun." Wohl dem Markgrafen, daß er nicht nach seinen Bergwerken ging; dort lauern Dolche auf ihn. Aber wehe ihm nicht minder,

kömmt er, wie er muß, hieher. Der Herzog ist in der Nähe. Längs der Gränze wachen, spüren seine Söldlinge, und ihr Oberhaupt ...., die Furienseele des Ganzen ..... ist die Eberstein!"

„Jesus! Margarethe!" fuhr Helene erschreckt empor, „und ich war vielleicht ein unschuldiger Bote ihrer Verruchtheit! .... O, Leodegar, furchtbarer Freund, den ich scheue, wie ich ihn ehre! welche Ahnung steigt in mir auf! Ihnen nur vertraue ich sie. Das gräßliche Schauspiel von vorhin .... Verena's Verstummen .... ich sollte auf Margarethens Geheiß ein Vaterunser am Teiche beten .... Herr Gott! wenn die Eberstein ...."

„Halt' ein!" rief Leodegar: „sprich die Sünde nicht aus, reiner Mund. Auch mein ist diese Ahnung, und ich bin auf dem Wege, die Gräßliche aufzusuchen, ihr Herz zu zermalmen, den Schleier vom Geheimniß zu ziehen, und eine Unschuldige zu retten! Wo ist die Eberstein?"

„Sie hat sich auf ihr Zimmer zurückgezogen, hat Unpäßlichkeit vorgeschützt;" entgegnete Helene. „Leodegar, wenn Sie Ihr verbrecherisches Gelübde durch diese gute That vergüten könnten .."

„Ach ich bin sündiger, als Du weißt!" versetzte Leodegar kummervoll und zerrissen: „Glaube mir; nur das Grab hat Ruhe für mich!"

Er ging gebeugten Haupts von hinnen. Helene sah ihm nach, wischte eine Thräne — heiß und schwer — aus ihrem Auge, und lispelte: „Er will sterben, und ich liebe ihn so unendlich? Aber — darf ich ihn lieben, mit seinen Sünden, seinem Fehl? Diesen Zwiespalt löst nur der Tod, und schon braust er draußen an die Mauern. In Leodegar's Armen sterben ..... welche Freude! nur nicht in Margarethens, deren Frevel, gleich dem Fluche der Wasserfrau, alles Unheil heraufbeschworen!"

Leodegar stand unter der Thüre still, winkte Helenen. Zögernd nahte sie sich ihm, und er sagte ihr leise: „Ich

sah Thränen in Deinen Augen, und Deinem Mitleid will ich ein Kleinod vertrauen, das ich heute im Tumulte des Morgens gefunden: ein Mädchen, dessen Kerkerthüren der Himmel selbst geöffnet hat. Mir zufällig begegnend, gab sich die Aengstliche in meinen Schutz; doch wie lange werde ich sie schützen können? das Leben ist so kurz! Nimm Du, Du Milde, Dich der Schwachen an, und sage, wenn ich gestorben, der Gebieterin: Isaura und die Schriften, die man auf meiner Brust finden wird, seyen mein Vermächtniß an sie. — Daß Du nicht vor meinem Ende mich verrathen wirst, — dafür bürgt mir Dein Gehorsam und das Geschick. Komm' indessen nur einige Schritte von hier, daß ich Dir die Unglückliche übergebe!"

Helene folgte ihm, neugierig auf die Entdeckungen, die sich kund geben würden. Vor der Thüre seiner Kammer rief Leodegar der schönen Unglücklichen, und legte sie in die Arme der Barmherzigkeit, in Helenens, die Isaurens Hand ergriff, und sie schnell nach ihrem Gemache zog.

Mit erleichtertem Herzen machte sich Leodegar auf den Weg, die Eberstein aufzusuchen. Der Theil des Schlosses, wodurch er ging, war ziemlich einsam. Nur wie aus weiter Ferne drang das Geräusch der Pumpen aus den untern Geschossen der Burg zu ihm; das Schreien der, sich gegen den Andrang der Fluth Wehrenden, der Knall der vom Söller abgefeuerten Büchsen, und das einförmige Dröhnen der Glocke auf dem Thurme. — Leodegar war unschlüssig, welchen Weg er in den weit verzweigten Gängen zu halten, als ihm Daudowich, der häßliche Dalmatier, entgegenkam, verstört und zerrüttet. Als dieser Leodegar's ansichtig wurde, so lief er auf ihn zu, faßte ihn bei den Händen, und sagte dringend: „Herr Pater, Herr Philosoph, oder, was Sie sonst seyn mögen; retten Sie, helfen Sie mir aus einer dringenden Verlegenheit! Sie sollen Todte wieder in's Leben gebetet haben: beten Sie heute einen Kranken in die Gesund-

heit. Ein vornehmer, wichtiger Kranker liegt in meiner Stube, dort, links um die Ecke, über die Treppe hinauf. Es ist Alles verloren, wenn ihm nicht bewiesen wird, daß seine Phantasie nur geblendet ist. Er glaubt den Geist eines ehedem von ihm geliebten Mädchens gesehen, seine drohende Stimme gehört zu haben; er ist außer sich, kann nicht das Bett verlassen! Helfen Sie, rathen Sie ihm, und halten Sie reinen Mund. Ich muß zur Markgräfin, und hoffe, bei meiner Rückkehr die Genesung da zu finden, wo ich jetzo das Fieber verließ." —

Daudowich, nachdem er den Helfer noch einmal seiner Dankbarkeit versichert hatte, eilte, wie athemlos, davon. ... Leodegar, den Zusammenhang nicht begreifend, aber, sich in seinem Berufe glaubend, wollte der angegebenen Richtung folgen; doch aus der bestaubten Tapete eines zur Seite angebrachten Verschlags traten zwei Männer mit bloßen Degen hervor, ihn aufhaltend, der sie schaudernd erkannte; der Herzog, Erich's Oheim, und de la Monsée, den Arm in der Schlinge, aber verzerrte Wuth im Gesicht.

„Halt!" sagte der Herzog, mit dem wilden Blicke, der manchmal den unerschrockensten vor ihm einschüchterte. „Kennt Er mich, Herr?"

„Ja, Ew. Durchlaucht!"

„Ist es wahr, was mir die Eberstein berichtet, an welche ich Ihn gesendet, wie an eine Verbündete, mit Zeichen und Losungswort? Hat Er Lust den Eid zu brechen, den Er auf des Heilands Leib geschworen?"

Den Eid, zu morden? Wenn ihn der Himmel hörte, muß er sich erfüllen."

„Das heißt vernünftig gesprochen. Er erspart uns die Mühe, Ihn niederzustoßen, und wird — jetzo — auf der Stelle — unser Führer zur That seyn."

„Zu welcher, Herr Herzog?

„Der Kranke, von dem Ihm Daudowich gesagt, ist der Markgraf."

„Der Markgraf?“

„Die Bedrängniß der Elemente, die Krankheit, die den Wilden niederhält, begünstigen unsere Plane. Dieser Jüngling hat einen Treubruch zu rächen; ich will der Tyrannei des Gottlosen ein Ende machen. Sein Volk soll unter meinem Sohne glücklich seyn.“

„Herr Herzog! Ihren Neffen .... Ihren kranken Neffen ...?“

„Schont der Himmel die Krankheit? Der dorrende Baum muß fallen!“

„Diese unerhörte Kühnheit ....? mitten unter'm Getümmel der Noth ...? unter den Leuten, dem Gefolge des Markgrafen selbst, mit ihnen eingeschlossen ...?“

„Gerade diese Gefahr reizt mich, es zu vollenden! Das Schicksal warf mich in seine Netze. Ich zerreiße sie. Dem andächtigen Weibe und dem Gewimmer ihres Gesindes setze ich Kraft und Trotz entgegen. Die Hälfte der Dienerschaft tritt auf meine Seite, die andere hält mein Degen im Zaume, und die Furcht vor den Hunderten meiner Soldaten, die jenseits der Gewässer stehen. Tod darum dem Kirchenfeinde! So wie seines Blutes Welle fließt, vertrocknen die Wellen der Schlünde. Voran! führt uns, Herr! und sprecht ihm die Absolution im Sterben!“

Leodegar, die Arme auf der Brust gekreuzt, den Kopf gesenkt, hörte zu, prüfte, überlegte. Endlich erhob er die Augen, klar wie Sterne, holte, durch einen Blick, vom Himmel den entscheidenden Entschluß, und sagte, muthig: „Wohl denn, ihr Herren! lassen Sie uns gehen!“

Sie gingen. Der Herzog, de la Montée winkend, bezeichnete ihm mit den Augen den Wunsch, den Führer fallen zu sehen, nachdem der Markgraf vollendet haben würde. De la Montée lächelte bejahend und tückisch, erfreut, noch einen Feind zu vernichten, und sich in Besitz der Papiere zu setzen, von denen er das Wohl seines Lebens hoffte.

Zehntes Kapitel.

„Wahrlich! Du wirst noch heute mit mir
im Paradiese seyn!“

Die Markgräfin saß niedergeschlagen in ihrem Lehnsessel, neben dem Altare ihres Oratoriums. Am Kamin lehnte mit finsterem Auge der Förster Steinsatz, und das Fräulein von Eberstein war eben eingetreten, mit fragendem, dunkelm Blicke auf die Gebieterin:

„Verena schmachtet im Kerker;“ begann die Markgräfin zu ihrer Hofdame: „Sie hat davon gehört, Eberstein?“

„So eben, Ew. fürstl. Gnaden.“

„Die Försterin, eines Kindermords beschuldigt, hat geläugnet halb, und halb bekannt. Sollte Sie, Eberstein, uns nicht nähern Aufschluß geben können?“

„Frau Markgräfin! ... Ich ... und — Verena?“

„Die Zusammenstellung scheint fremd; jedoch — die Försterin, die ihrem Gatten bekannte, was sie mir verschwiegen, hat Ihren Namen genannt, Fräulein.“

„Den meinigen?“ Die Eberstein bebte sichtlich zusammen.

„Verena schien einst Ihre Pflegetochter, Fräulein von Eberstein. Sie ward mehr: Ihre innigste Vertraute. In diesem Zimmer lag Sie einst, und hatte ein Kind geboren, heimlich, stille, — eine Frucht sündiger Umarmung. Verena hat Sie überrascht. Der arme Wurm lag in jenem Kamin, von der Asche wohl erstickt. Ve-

rena mußte das Kind herausnehmen, unter einem alten Kleide bergen, in jene Lade legen, und nach dem Teiche tragen, wo sie es im Wasser watend, in eine Abzugrinne versteckte, tief am Grunde, doch geschützt vor möglichem Ausspülen der Fluth. Hierauf nahm Sie dem Mädchen an dem Altar der Kapelle den schrecklichsten Schwur ab, Alles zu verheimlichen; und die Missethat blieb verborgen."

Die Eberstein athmete tief und schwer. Sie schauderte, und antwortete trocken und eintönig: „Verena hat unwahr geredet!"

„Eberstein!" warnte die Fürstin, dem Förster zuwinkend, der wild losbrechen wollte: „Ihr Wort spricht über einen Menschen das Todesurtheil: Verena muß durch den Henker sterben!"

Margarethe zuckte die Achseln, und starrte vor sich hin, wie leblos.

„Wie?" sagte die Markgräfin, majestätisch aufstehend: „Soll, um Ihre Bosheit zu retten, ein zweites Opfer bluten, nachdem schon dieses erwürgt worden?"

Sie stieß die Thüre des Gewölbes auf. Die Gebeine des Kindes lagen auf einer schwarzen Tafel.

Ein Blick nach dem furchtbaren Gegenstande und die Eberstein stieß einen Schrei aus, wovon die Hallen gellten. Sie wendete sich, wie zur Flucht, aber ihre Gestalt, ihr verzerrtes Antlitz im Spiegel des Kamins erblickend, schrie sie noch einmal heftig auf, schlug beide Hände vor das Gesicht, und stand, regungslos, wie ein Fels. Die Markgräfin ergriff stark und besonnen ihre Hand, winkte dem Förster, sich zu entfernen, und sagte hierauf gemäßigt, aber ernst, zu der Erschütterten:

„Wird Sie noch länger läugnen, Eberstein, da Sie doch vor Ihrem eignen Bilde schon erschrickt, wie eine rechte Verbrecherin? Ein freies Bekenntniß wird Ihre Schuld und Pein mildern. Wir sind alle zumal Men-

schen, und Sie hat, wie mir bedünkt, die Eitelkeit, ein Tugend- und Ehrenspiegel vor der Welt zu seyn, theuer bezahlt. Gestehe Sie Alles: Wer ist der Liebste, dem Sie Alles geopfert? der Unselige ohne Zweifel, der auch jetzt noch von Ihr nicht abläßt? jener fremde, in Jägertracht verkleidete Mann, an den Sie gestern den Ihr ergebenen Förster mit einem Briefe geschickt, den Steinsatz bei Abendzeit hieher begleitet?"

Die Eberstein sah stolz und verneinend zu der Markgräfin auf. Sie hätte ihre Fassung wieder gewonnen, und antwortete: „Der Schleier mag fallen. Warum auch jetzt noch das Geheimniß? Zittern Sie vor meinen Worten, Fürstin: Ihr Sohn ist der Vater jenes Kindes!"

Das Entsetzen der Markgräfin war gränzenlos. „Verführerin! . . . Mörderin! . . ." stammelte sie empört.

Die Eberstein fuhr mit grausamer, aber bestimmter Kälte fort: „Ich bin nicht das Eine, nicht das Andere, Ew. Durchlaucht. Ihr Sohn hat durch Schmeichelworte mir, der Widerstrebenden, der Tugendstolzen, die Ehre geraubt, und seit dieser Zeit haßte ich ihn mehr noch, als ich ihn je geliebt. Haß gegen ihn, gegen unser Kind entflammte mich; stärker war nun die Sorge, den Schein zu bewahren. Ich verbarg meisterlich meinen Fehltritt; erwartete allein die Schauerstunde, — die mir ein entseeltes Kind brachte. Ich hätte es vielleicht getödtet: Gott ersparte mir das Verbrechen; aber dem Prinzen ersparte ich nicht die Verzweiflung. Ihn und seinen Schmerz herausfordernd, schrieb ich ihm, daß ich im Wahnsinne den Kleinen getödtet, daß es bei ihm stehe, mich zur Strafe zu fordern. Der Entsetzte, der Geängstigte wagte es nicht, aber seitdem trägt er den Wurm der Reue im Herzen, neben der quälendsten Furcht vor mir, und dieß war meine Vergeltung für die Blüthen meines Lebens, die Er niedergetreten."

„O grausame Rache!“ schluchzte die Fürstin: „gräßlicher, als ein Mord selbst gewesen wäre!“

„Sein Leichtsinn riß ihn bald in Isaurens Arme!“ sprach Margarethe bitter weiter: „meinem Scharfblick entging das Verhältniß nicht; ich wußte von den nächtlichen Gängen durch Park und Hain, und verrieth Ihnen Alles, um seine Lust zu stören.“

„Genug!“ rief die Markgräfin: „Fräulein! wenn ich hier das empörte Gefühl reden lassen wollte — fürchterlich würde Ihre Strafe seyn!“

„Können Sie mein Urtheil sprechen?“ fragte die Eberstein mit Beziehung: „Sie, meine Fürstin, wollten einen Fehltritt der Liebe strafen? Ich nenne den Namen Isidor, und ....“

„Was soll das, Fräulein?“ fragte die Fürstin heftig entgegen.

„Ich bedarf dessen nicht;“ fuhr Margarethe fort, indem sie die Thüre des Gewölbs zuzog, um den gräulichen Anblick nicht länger zu haben: „Möchte auch jetzo das Leben dahingehen, nachdem mein einziger Schatz, meine Ehre, gerächt worden! und das Geräusch, das sich nähert, verräth mir, daß die Rache gänzlich vollbracht worden!“

Daudowich stürzte athemlos in das Gemach. „Um des Ewigen willen!“ schrie er: „ich kann nicht länger im Vorzimmer harren. Frau Markgräfin! Ihr Sohn .... der Herr Markgraf ... er lag krank zu Bette — ich sollte Ew. Durchlaucht nicht melden, daß ....“

„Mein Sohn? krank? wo? Rede, Daudowich!“

„Er ist verborgen hier gewesen .... er wollte vernehmen, was Ew. Durchlaucht mit dem Herrn de la Montée redeten ..... ich mußte ihn in dieß Gewölb verbergen .... er glaubte, den Geist der Lafare durch die Gitter des Gewölbs gesehen, gehört zu haben .... er mußte fliehen, verfiel in Fieber .... Leodegar ist bei ihm

.... und jetzt.... fürchte ich.... ist Schreckliches geschehen: vom Mordgeschrei erschallt das Schloß!"

„Jesus im Himmel!" schrie die Fürstin auf.

Zu derselben Zeit nahten harte Tritte. Die Thüre wurde aufgerissen, und der Herzog trat, wie ein finsterer Dämon, in das Zimmer. Mehrere eingeschüchterte Diener folgten dem herrischen Gaste. Die Markgräfin traute ihren Augen kaum.

„Euer Reich ist zu Ende, Andächtlerin, die einen Apostaten gezeugt hat!" rief der Herzog mit Donnerstimme, an seinen Degen schlagend. „Gott hat durch seinen Zorn in diesem Hause seine Freunde und Feinde zusammengedrängt. Seine Feinde müssen unterliegen. Tyrannin, in deren Kerkern arme, von Deinem Sohne verführte Jungfrauen schmachten — gib die Schlüssel heraus. Isaura fordert mich zum Rächer auf, und ich will es seyn, indem ich vor allen Ständen des Reichs Euch die Gewalt nehme. Ihr habt Euch ihrer zu begeben, wie Euer Sohn sich seines Leben begab, ein zweiter Julian!"

„Mein Sohn?" kreischte die Fürstin; „der Markgraf todt?"

„Jetzt wird's gethan seyn!" lächelte der rohe Oheim: „Ein Edelmann, den er morden lassen wollte, — Dein Sohn Isidor, Abscheuliche — hat ihn, den Degen in der Faust, aufgesucht; Leodegar, der Weise, hat diesen geführt. Der Oheim war bei dem Auftritte überflüssig, und nimmt Euch indessen gefangen!"

Schreiend stürzten Helene und Isaura in das Zimmer.

„Mord! Mord! ruft man überall im Schlosse!" jammerte die Erstere: „ich kann diese nicht beschützen, Fürstin! Mutter! nehmt sie gnädig auf! Laßt ihr nichts geschehen!"

Isaura warf sich wimmernd zu der Markgräfin Füßen. „Will man mich morden? Gnade!" schluchzte sie.

„Was sucht Ihr Schutz bei mir?" fragte die Fürstin

verzweifelnd. „Ich bin selbst eine Gefangene. Mitten im Wellengraus ermordete dieser Wüthrich meinen Sohn, Euern Herrn, und schlägt mich in Fesseln!"

„Wer in Fesseln? wer ermordet?" rief der hereinstürmende Stallmeister, den Degen in der Hand, an der Spitze mehrerer Jäger, worunter Steinsatz: „Es lebe der Markgraf! nieder mit Euch Hunden!"

Die Diener, die dem Herzog gefolgt waren, wurden gebunden, niedergeworfen. An den Fürsten, der erschrocken sich bewehrte, wurde keine Hand gelegt.

„Der Markgraf ist nicht todt!" jubelte der Stallmeister: „Sein Mörder ist jedoch gefangen, und wird so eben gebracht!"

De la Montée, mit wilden Augen und gebundenen Händen, erschien zwischen Bewaffneten.

„Elender!" rief ihm die Markgräfin mit erstickter Stimme entgegen.

Der Herzog wendete sich beschämt ab; die Eberstein verschränkte mit grimmigem Blicke die Arme, und starrte vor sich hin.

„Leodegar hat mich verrathen!" grollte de la Montée, mit den Zähnen knirschend: „Wären Sie mit eingetreten, Herzog: Alles wäre anders. Der Bube drängte jedoch den Markgrafen in das Cabinet, schrie ihm zu, sich zu retten, und verwahrte den Eingang mit ausgespreizten Armen. Ich mußte den Niederträchtigen durchbohren, und mit sieben Stößen niederwerfen, um Platz zu gewinnen; aber nun hatte schon der Markgraf sich bewaffnet, und Leute herbeigerufen. Man band mich. Schmachvolle Fesseln! Wenn Ihr Fürwort mich nicht rettet, Herzog ..."

„Schurke! ich kenne Dich nicht!" versetzte dieser, sich wegwendend.

„So erkenne Du mich! Schwester!" rief de la Montée außer sich, seinen Wächtern entspringend, und zu He-

lenens Füßen niederfallend: „Erbarme Du Dich meiner. Ich bin Leo, der entsprungene, mißrathene Leo. Am Staig ist der Name, den ich gering schätzte, den ich mit einem höhern, gestohlenen vertauschen wollte. Das wird mir die Fürstin nie vergeben. Der Markgraf wird mir den Mord nicht verzeihen, obschon er ihn, selbst ein Mörder, an mir verschuldet; bitte Du jedoch für mich! Helene! bitte für Deinen Bruder!"

„Hast Du nicht Leodegar getödtet?" fragte empört und voll Abscheu Helene, ihn von sich stoßend. Im nächsten Augenblicke aber neigte sie sich weinend zu ihm hernieder, und streichelte, ihn erkennend, wehmüthig seine Wangen.

Der Markgraf trat aufgeregt mit hochrothem Gesicht unter die Anwesenden. Der Herzog war vernichtet. Bei seinem Anblick bekam die Eberstein wieder Leben. Mit fürchterlichem Geschrei raffte sie sich zusammen, stürzte zum Fenster, und schleuderte sich in die unten wogende Fluth, ehe nur eine Hand ihre wehenden Schleier berühren konnte. Der Markgraf kehrte schaudernd den Blick ab, und stürzte in der erbebenden Mutter Arme.

„Der Himmel hat mich wunderbar beschützt! sagte er, erschöpft von der Krankheit, erhoben jedoch durch seine Errettung. „Sie waren übel berathen durch Adrian, meine Mutter; ... ich war es durch meinen Leichtsinn. Die fürchterlichen Lehren des heutigen Tages werden mich auf gemäßigtere Bahnen führen. Mein Oheim! Leodegar hat Alles bekannt: Sie vergeben, wenn ich Sie nicht an mein Herz drücke. Noch mehr: die Gewässer fallen bedeutend; schon sieht man aus weiter Ferne helfende Nachen heranschwanken. Sie werden wohl thun, den ersten, der hier anlegt, zu Ihrem Rückzuge zu benützen."

Der Herzog entfernte sich wüthend, ohne ein Wort zu entgegnen.

„Ihr aber, jämmerliches Werkzeug jämmerlicher Plane!"

fuhr Erich zu de la Montée gewendet fort: „Dankt es der Nichtswürdigkeit dieses Menschen,“ — auf Daudowich deutend — „daß ich Euern Hochverrath nicht mit dem Tode bestrafe. Er wollte Euch tödten lassen; sein Helfer hat mir's reuig eingestanden. Weil Ihr aber glauben mußtet, daß ich Euch an's Leben wollte, weil Leodegar, der unschuldig Gemordete, für Euch gebeten, so verzeihe ich Euch die elende Rache, und sende Euch in unbestimmte Kerkerhaft. Von Eurem Betragen wird Ferneres abhängen.“

„Dank Ihnen, Ew. Durchlaucht!“ rief freudig Helene, des Fürsten Hand küssend. Er entzog sich der Dankbaren erröthend, sagend: „Tugendhafte Schwester eines Nichtswürdigen! Vergeben Sie mir den Antrag, den ich Ihnen gemacht. Er hat sich bestraft. Isaura! der Ton, mit dem Sie gestern mir von jenem Gewölbe das Wort: „Meineidiger!“ zugerufen, hallte in meiner Seele wieder, wie Gespensterruf. Er warf mich in heißes Fieber nieder. Doch der heutige Tag schrieb unsern Scheidebrief. Ich murre nicht mehr gegen Geschick und Muttersorge, und so wie Sie der veränderte Sinn jetzt nach der Heimath, so ruft er mich zur Erfüllung meiner Pflicht als Sohn und Landesfürst!“

Schwere Schritte wurden draußen vernehmbar. Durch die Pforte schwankte eine Bahre. Leodegar, bleich und mit blutbefleckten Kleidern lag darauf.

„Er wollte — er mußte Sie noch einmal sehen!“ sagte der Markgraf erschüttert, und winkte Allen, sich hinweg zu begeben. Alle gingen. Im Gewölbe, neben den mit schwarzer Hülle bedeckten Kindesresten, verweilten die weinende Isaura, und die tröstende Helene, deren Herz sich zu sehr von Schmerz geschwellt fühlte, als daß es Thränen erlaubt hätte. —

Die Markgräfin stand verwirrt und kummervoll neben Leodegar, dessen Blick mit Himmelsruhe und Himmels-

sehnsucht auf ihr ruhte. Der Markgraf küßte bewegt Leodegar's Stirne, der Mutter Hand, und sagte sanft: „Mutter! sieh' ihn an. Nicht jener lügnerische Verräther — er ist Dein Sohn! Dein Sohn, und, im Namen meines Vaters, ich verzeihe ihm! ihm und Dir! und ich liebe ihn im Tode, wie ich im Leben ihn lieben würde!"

Die Markgräfin trat, wie zürnend, einen Schritt zurück, maß Leodegar und den Fürsten mit Staunen, und schwieg, gleichsam erwartend.

Leodegar sagte ermattet: „O Du, die ich sinnlich liebte, indem ich sie nur geistig umfassen durfte! vergib mir! Mein Tod löscht die Schuld aus, der ich unterlegen wäre. Dich geliebt zu haben, und Dich Mutter nennen zu müssen! ... ich hätte es nicht überlebt! aber wohl mir, daß mein Tod das Leben des Bruders erhalten, daß ich ihn gerettet, den ich gehaßt, dem ich den Untergang geschworen. Eine finstre, schwärmerische Macht führte mich durch's Leben: ein Engel schließt mir die letzte lichte Pforte auf! Aber in Deinem Schooße, Mutter, möchte ich sterben! Erkenne Deinen Isidor!"

Mit erzitternden Fingern nahm die Markgräfin, heftig bewegt, das Behältniß mit den Documenten aus des Sterbenden Hand, küßte Papiere und Bild mit glänzenden Augen und aufquellenden Thränen, und sagte, tief ergriffen: „So mußte ich Dich, Verlorner, finden? So Dich als Retter meines Sohnes begrüßen? und darf Dir nicht sagen: „Du hast wahr gesprochen?" Besser ist's jedoch, Du gehest — klarer Geist — auch ohne Täuschung. hinüber. Magdalena's Schatten! sieh herab! Dieses Bild — Isidor — ist meiner Schwester Bild — sie war Deine Mutter!"

Mit schmerzlichem Lächeln sank Isidor zurück: „Letzter Wermuth des Lebens!" stöhnte sein Mund. — Erich betrachtete halb freudig, halb neugierig die Mutter, die also fortfuhr:

„Die Herzogin, in böser Ehe Banden, hatte Buon-Campo geliebt, sich mit ihm vergangen. Ich ward, während des Carnivals, ihre Vertraute: ich versprach, sie und Buon-Campo vor dem Argwohn des tyrannischen Gemahls zu retten. Ich blieb in Italien, an jenem Hofe. Ich gab endlich eine Krankheit vor. Die Schwester sollte nicht von meinem Bette weichen. Sie wurde Mutter in meinem Pallaste, in der tiefsten Verschwiegenheit. Ich sendete den Knaben nach Deutschland, und hatte nicht nur Magdalenen gerettet, sondern, was mir mehr schien, das Haupt des treuen Buon-Campo, den ich selbst im Stillen geliebt, aber mit einem Feuer, das, was nur mir allein bewußt, mir stets ein Verbrechen gegen den abwesenden Gemahl geschienen, das ich jetzt noch zu büßen Ursache zu haben glaube. Ich sollte den Knaben versorgen. Wie wurde mir jedoch, als ich im Begriff, diese Pflicht zu erfüllen, Burkard's Tod, Isidor's Flucht vernahm? als nach mehreren Jahren meine Schwester in Trauerkleidern um ihren Gemahl, und in größerem Kummer um den Verlust Buon-Campo's, der durch Mörder gefallen, zu mir kam, bei mir ihre Tage zu beschließen, und ihrem Sohne zu leben? Ihre Verzweiflung um dessen Verlust beschleunigte ihre Krankheit, und ihren Tod. Sie starb — eine Büßende — in diesem Zimmer, auf dieser Stelle, und ihre letzte Bitte war: Verlasse meinen Isidor nicht, wenn Du je ihn wiederfindest! — Himmel! wie erscheine ich vor Dir, geliebter Geist?" —

„Gib mir der Mutter Bild!" sprach liebevoll der Sterbende: „Ich liebe sie in Deinen Zügen, die auch sie getragen. Begrabt es mit mir, auf meiner Brust, und denkt mit Liebe meiner, Du, von mir gekränkte Tante, — Du, von mir bedrohter Vetter!"

Thränen flossen auf Isidor's bleiche Wangen nieder. Zwei versöhnende Engel nahten sich der Gruppe: Helene und Isaura. Während die Letztere die schluchzende Mark-

gräfin unterstützte und tröstete, während Erich schwermuths-voll und bereuend sich neben der Asche seines Kindes betend niederwarf, beugte sich Helene über den Scheidenden, und trocknete ihm den Schweiß von der müden Stirne. Matt lächelnd nickte er ihr seinen Dank, lehnte das Haupt an ihre Brust, und flüsterte: „Ich habe ja keine Mutter, in deren Armen ich sterben könnte. Laß mich in den Deinigen erbleichen. Liebe und Irrthum erfüllten mein Leben. Lasse mir die Liebe, wenn mich der Irrthum verläßt!"

„Du stirbst, mein Leodegar?" fragte kaum hörbar die Trauernde.

Er neigte das Haupt, und erwiederte: „Ich gehe Dir nur voran. Wo die Goldharfen klingen, warte ich Dein. Hier Deiner unwerth, werde ich Dich dort umarmen dürfen! O sieh', wie mein Tod alle diese Leute so ruhig macht. Jedes Geheimniß, jedes Mißverstehen löst mein Sterben, und selbst der Zorn der Elemente schweigt. Sieh', wie sich hinter niedersinkenden Wolken der Himmel aufthut: ein Engel im blauen Kleide, geschmückt mit den Rosen des Abends. Abwärts rauschen wieder die Gewässer, damit Platz zu meinem Grabe werde. Laß' immerhin die Eberstein, wie eine wüste Wasserfrau, dem Meere zutreiben! ... bete Du an meinem Hügel!"

„Hu! die Wasserfrau!" seufzte Helene, schaudernd vor Erinnerung und Ahnung: „Die Fee aus dem Traume meines Vaters hat an mir gerächt, was sie an ihm nicht strafen konnte. Sie raubt mir Dich, das Kleinod meines Lebens!"

Noch einmal öffnete Isidor dankbar die Augen gegen Helene. Ein Strahl der innigsten Liebe begrüßte sie daraus; dann schlossen sie sich in ewiger Nacht.

Helenens Gejammer, und der Herbeieilenden Thränen stimmten kläglich zu dem Jubelgeschrei der Schloßleute, als gerade jetzt der erste Rettungsnachen an dem Thurme landete, und Nachricht brachte, und Hülfe anbot. — Die

Wasser fielen schnell, wie sie gestiegen waren. Lustig lachte wieder der Sonne Schein, aber wie blau wieder der Himmel wurde, wie blau wieder die Fluth — dennoch durchstrichen trauernd und still die Schiffe den Wasserraum, als sie das gerettete Fürstenpaar zum Ufer führten, mit seinem Gefolge. In der Mitte der Trauernden war Isidor's Leiche, und in der Einsiedelei fand sie ihr Grab. Des großmüthigen Schwärmers Wunder wurden bald vergessen, aber das Andenken an seine heldenmäßige Aufopferung verließ nicht den Markgrafen auf dem Throne, Augusten im ältesten Wittwenschleier, — nicht Isauren in der Heimath, nicht Helenen im Kloster strenger Ordensregel, das sie einst erzogen. Sein Name war der letzte Seufzer Leo's, als in heißer Schlacht eine Kanonkugel seine Brust zerschlug, und die Furcht vor des Hingeopferten Schatten war des elenden, nach seiner Heimath verwiesenen Daudowichs einzige Strafe.

C. Spindler's Werke.

Classiker-Ausgabe.

XXII.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1854.

Lenzblüthen.

Erzählungen und Novellen

von

C. Spindler.

Erster Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1854

C. Spindler's Werke.

Classiker-Ausgabe.

XXII.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1854.

Lenzblüthen.

Erzählungen und Novellen

von

C. Spindler.

Erster Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1854

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg.

Furchtlos und treu.

Denkwürdigkeiten aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Vor den Fenstern liegt der Winter, um den Schornstein heult der Sturm, und ich sitze im traulichen Stüblein, an dem gewaltigen Ofen, dessen Wärme mir wohl thut; denn auch auf meinem Haupte und in meinem Gebein ist der Winter eingezogen. Wohl mir, daß um meine Stirne keine Windsbraut der Zerwürfniß mit mir selber stürmt. In meinem Herzen ist Friede, ein wohlthätiger Garten voll farbiger Blumen der Erinnerung blüht in meinem Kopfe, die Arme, müde und matt von den Lasten, die sie binnen schier siebenzig Jahren getragen, recken sich noch immer mannhaft und kräftig in die Höhe, mit den Augen und der freien Brust, wenn eine edle Handlung, ein gutes Menschenwerk zu meinem Ohre klingt. Ich kann noch mit der gewohnten Innigkeit meine Kinder umarmen, meine Beine tragen mich noch rüstig, wenn ich mit den muthwilligen Enkeln durch den Hof meines Hauses tanze, und den Freunden, deren ich mehrere zähle, reiche ich noch immer den alten biedern Handschlag. Diese Freunde sind es auch, die mich vermocht haben, in diesem Wintersturm und Schneegestöber eine Arbeit vorzunehmen, die ich gar zu gerne unterlassen hätte. Sie haben gemeint, mein Leben sey ein

besonderes gewesen, wie es nicht jeder Mensch so alltäglich auf der Straße findet, und es sey wohl der Mühe werth, die Hauptstellen desselben aufzuzeichnen, um diese Schrift einst den eigenen Kindern, wie den Kindern der Freunde als ein Erbtheil zu hinterlassen. Die Erben werden gewiß dabei gewinnen: so geschwätzig die Zunge des Alters ist, wenn sie von vergangenen Zeiten erzählt, und kein Ende finden kann, und immer wieder von demselben Dinge anhebt und dasselbe Ding wiederholt, so sparsam und karg wird die Feder seyn, die von mühseliger Hand geführt, auf dem rauhen Papiere bald ermüdet. Sollte mir demungeachtet begegnen, was schon vielen ehrenwerthen Leuten geschah, und Eins oder das Andere wieder kommen, was schon da gewesen, so verzeihe mir der Erbe, der Leser. Wir alte Leute haben so gar nichts mehr vor uns, und müssen von der Vergangenheit zehren, weil unser Schneekopf doch noch immer denkt, und das bejahrte Herz, wenn gleich immer langsamer, fortschlägt. Auch ich bin einmal jung gewesen, habe manchem Greis mit Ungeduld zugehört, wenn er sein Mährlein fortspann, und konnte damals, mit meinem Herzen voll von Hoffnungen, voll von Wünschen, mit den feurigen Augen, die nicht nur Viertelstunden-, sondern Jahrzehentweit in die Ferne sahen, nicht begreifen, wie man so langweilig seyn könne. Jetzo freilich, da all' jene Hoffnungen zeronnen, all' jene Wünsche vereitelt, jetzo, da mein Auge nur von Morgen gen Abend sieht, und sich bei jeder neuen Sonne verwundert, daß sie ihm noch einmal aufging, jetzo verstehe ich wohl die Vergangenheit, ihren Zauber, und erkenne, daß sie die einzige Speise des Alters ist. Darum will ich mir in ihr wohl seyn lassen, und einfach, natürlich, ohne viel Gepränge zu erzählen versuchen, wie ich mein Daseyn zuerst begriffen und begonnen.

Das erste Gefühl des Lebens kam mir ganz ver-

ständlich in dunkler Nacht. Ein etwas hartes Lager und das Gefühl des Hungers wie des Durstes, waren die Gegenstände, die ich nach meinem Daseyn kennen lernte. Auch das Licht wurde mir einigermaßen deutlich; denn ich sah bald, daß zu einer gewissen Zeit, an einer gewissen Stelle meines Aufenthalts, schief von oben kommend, etwas Glänzendes hereindrang, das mir erlaubte, mit genauer Noth zu erkennen, was mich umgab. Lang nachher erfuhr ich, daß dieser Glanz ein Sonnenstrahl war, der in einer günstigen Morgenstunde neben einem Haufen von Steinen, oder vielleicht neben einem Felsblock vorüber, meine Wohnung besuchte. Die Freude war zwar kurz; bald ging der Strahl, und kehrte lange, lange nicht mehr wieder, und ich freute mich so auf den goldenen Gast, daß ich mich nicht besinnen kann, ihn einmal verschlafen zu haben, selbst im Winter und im Sturmwetter nicht, wo seine Stelle von einer matten bleichen Helle vertreten wurde, die sich auch bald verlor. Ich war indessen nicht allein. In meinem dunklen Hause wohnten manche Thiere, die auf mein Lager krochen, die ich an mich gewöhnte, die ich zum Spielen mit mir abrichtete. Von Zeit zu Zeit kam auch ein anderes Wesen in mein Gemach, und brachte mir Brod, brachte mir Wasser, just zu der Zeit, wo ich hungrig war. Das Wesen war ein Mensch wie ich, aber viel größer, älter, denn seine Stimme war rauh und unangenehm, während die meine fein und zart klang, wie das Pfeifen meiner Spielgefährten, der Eidexen und Ottern. Ich habe das Gesicht dieses Mannes nie gesehen, wollte aber darauf schwören, es sey häßlich gewesen, denn der Bart des Mannes, den ich manchmal auf meiner Hand oder auf meiner Wange fühlte, war hart und struppig anzufühlen wie der Bart meines Nachbars, des Waffenschmieds. Er ist wohl schon lange todt, mein Gefährte in jener finstern Zeit, und leicht sey ihm die Erde! Ich verdanke

ihm viel; er konnte mich verhungern lassen, und hat mich ernährt; er konnte mich stumm erhalten, wie ein Thier; und er lehrte mir doch nothdürftig die Sprache; er konnte mich immer vor aller Welt verborgen und todt erhalten, und hat mich doch herausgehen lassen an das Licht des schönen Lebens. Es rauschte einmal draußen vor meiner Höhle, gewaltig und lange Zeit andauernd. Was ist das, Veit? fragte ich meinen Wärter. — Das ist Regen, Knabe, antwortete er, und war dabei milder als gewöhnlich. Er erklärte mir den Donner, der ober meinem Hause rollte, den Blitz, der manchmal zu mir hereinstrahlte, heller als der Strahl des Tages; er sagte mir, wie man das Brod nenne, er deckte mich mit warmem Mantel zu, als es empfindlich kalt wurde, und sagte mir, daß Winter sey, daß es überhaupt eine Zeit gäbe, und in der Zeit das Jahr, und in dem Jahre wieder die Zeiten des Jahres; darunter den rauhen Winter und den Sommer, der so schön kühl in meiner Höhle machte, und neben diesem einen Frühling mit Blumen und einen Herbst mit Früchten. Was ist eine Blume? fragte ich ihn. Er schwieg. Was ist eine Frucht? fuhr ich fort. Da; antwortete er, und reichte mir ein Ding hin, das nicht anzufühlen war wie Brod, und auch nicht so gut schmeckte; das ich zur Hälfte verzehrte, und alsdann wegwarf, mich auch darnach sehr übel befand. Was ich gegessen hatte, war ein Apfel gewesen, und ich konnte in viel späterer Zeit lange nicht herauskriegen, wie unsere Urältermutter Eva im Paradiese so sehnlich nach jenem Apfel verlangen konnte. — Von den Früchten des Herbstes wollte ich also nichts mehr wissen, aber Blumen hätte ich gerne gesehen, gerne gehabt. Der Name schon hat etwas so Herziges, daß man des Gegenstandes lüstern wird, und so schön wie wir, nennen die Wälschen und die Lateiner die Blumen nicht. Darin willfahrte mir

nun mein Wärter nicht, und sagte einmal mit heiserer Stimme, es sey besser, wenn ich die Blümlein nie kennen lernte, weder ihre Farben, noch ihren Duft. „Warum," setzte er hinzu, „soll ich Dir das Herz erst schwer machen? Du bist ja doch ein armer Gefangener, und wirst nie die Freiheit erlangen." Er hat meine Hand in die seinige gefaßt, und ein Tropfen, nicht kühl wie die, die von den Steinwänden meiner Wohnung rannen, aber wohl unendlich heißer als das Fleckchen an der Wand, worauf der Sonnenstrahl schien, fiel auf meine Hand. Er ging hinweg, machte das Schloß zu, und ich setzte mich auf, um nachzudenken, was er hatte sagen wollen; was ein Gefangener sey, was die Freiheit, und der heiße Tropfen, der auf meinen Fingern brannte. Da schoß gerade wieder durch die Ritze oben, wodurch die Luft in meinen Aufenthalt drang, ein scharfer Strahl, und ich bemerkte ein auf dem Rande der Mauer sitzendes kleines Wesen, von nie gesehener Gestalt und lebhafter Geberde. Es war größer als meine Hausgefährten, das kriechende Gewürm; es hatte trippelnde Füßchen, und etwas, was Armen glich, doch ohne Händchen; und schien mit flatternder Wolle überzogen zu seyn, wie die warme Decke, die mein Wärter mir barmherzig zugeworfen hatte. Es bewegte seine Aermchen heftig auf und nieder, und sprühte kleine Tropfen von denselben herab, spannte dann die Glieder aus, und ging davon, in die Luft hinein, schnell wie der Sonnenstrahl, der es vom Regen getrocknet hatte. Indem ich nun dem Vögelein nachsah und bald nichts mehr sah, als die oben am Stein dämmernde Ritze, und das verglimmende Licht dahinter, da zuckte plötzlich mein Herz, als hätt' ich es mit meinen Händen zusammengedrückt. Ein unbeschreibliches Gefühl tobte durch meine Sinne, denn ich hatte nun auf einmal das Räthsel herausgebracht. Vor meinem Kerker draußen lag das Jahr mit seinen

vielen Blumen, Früchten, Menschen und Thieren, mit seinem Lichte und seinen Gewittern, und das Vöglein flog hinaus in das Jahr, frei wie es zu mir kam in der Nacht. Ich verstand nun die Worte meines Ernährers, und lernte zur selben Stunde auch die heißen Tropfen kennen, die ich auf meiner Hand gefühlt, denn dazumal habe ich zum Erstenmal geweint. Das Wasser, das aus meinen Augen floß, that mir weh, und die Brust ging mir auf, als sollte ich keinen Athem mehr finden, und dieser Zustand machte mich ungeberdig; ich lief in meinem Gemach umher wie ein Verzweifelnder, stieß mir die Stirne bluttrünstig, und bewegte umsonst die Arme nach der Art jenes kleinen grauen Wesens; sie trugen mich nicht hinauf zum Licht. Weit hörte mein Geschrei und Geheul. Er kam herbei, und fragte mich, sorglich wie es schien, was mir zugestoßen sey. — Ich will in das Jahr hinaus, in das Jahr! jammerte ich ihm entgegen, und bedeutete ihm, daß er mir die Thüre öffnen müsse, um mich wegzulassen an das Licht. Nun wurde er aber zornig, packte mich bei den Haaren, und schlug mich, und band mich mit starken Banden an das Lager fest. Da lernte ich zum Erstenmal das kalte schmerzende Eisen kennen, und habe mein Lebtag gezittert, wenn ich eine Kette klirren hörte, und mich stets entrüstet, wenn ich einen Degen blinken sah, obschon ich selber einen nicht ohne Muth geführt. Als ich so da lag, gebunden und gebannt, ganz allein, denn auch meine Eidexen und Ottern verscheuchte der Lärm der Fesseln, so hatte ich nimmer Freude mehr an Essen und Trinken, und dachte nur sehnsüchtig hinaus nach dem herrlichen Jahr außer meinem Gefängnisse. Weiter gingen meine Begriffe nicht, und es war gut. Hätte mir Jemand damals von der Welt erzählt, der vieltausendjährigen und unermeßlichen, ich wäre vor Schrecken über das ungeheure Bild vergangen. In jener Zeit schlief ich

öfter und länger als gewöhnlich. Die Wehmuth stumpfte ab, und im Schlafe hörte ich die Kette nicht, wurde ich von Veit nicht geschlagen. Die Träume wurden meine Freunde. Das Leben mit geschlossenen Augen gefiel mir wohl. Von meinem Kerker aus nahm mein Traum stets seinen Aufschwung. Die Steine über meinem Haupte trennten sich, eine unermeßliche Weite von blauer Luft spannte sich über mir aus, und zu Flügeln wurden meine Arme, und ich schwamm hinaus in die Wolken, wie ein seliger Geist. Damals wußte ich freilich von seligen Geistern noch nichts, aber wohl von dem Vöglein, das mir mein Unglück verrathen hatte. Aus einem solchen erquickenden Traume erwachend, die Augen aufschlagend in die trostlose Dunkelheit, die mich umgab, besann ich mich einst, daß ich schon, bevor die schönen Flügelträume an mich gekommen, gewisse freundliche Erscheinungen gehabt hatte, die sich wie durch einen Zauber schnell in mir erneuten. Ein heller Raum hatte mich auch dazumal umgeben; ich flog nicht, sondern ich lag ausgestreckt, wie in meinem Gefängnisse, aber auf weicherem Lager, denn Wollust schien mir dazumal die Ruhe. In dem hellen Raum, wasserhell, wie mir's dünkte, hatten tausend Sonnenstrahlen hinein geflammt, und Wesen wie ich und Veit hatten mein Lager umgeben. Freundliche Wesen mit sanften Stimmen und weichen Gewändern, die andere Farben trugen, als das Dunkel meines Kerkers, und der Sonnenstrahl, und das bischen Luft, das ich zu Zeiten erblickte. — Jene frühesten Bilder unterhielten meinen Geist und erquickten mein Herz, so daß ich mich stets mit Freuden dem Schlummer überließ, in der Hoffnung, einmal noch würden jene Bilder wiederkehren, die mich jetzt in der Erinnerung so beglückten. Umsonst. Jene schönen Träume kamen nicht mehr zu meinem Lager als Träume. Ich zehrte damals schon von den Freuden der Vergangenheit. Und so

wechselte denn um mich her Kälte und Wärme, Dämmerung und Dunkel, Veit's Schläge und Freundlichkeit, und in mir der Hunger mit der Wehmuth, Gleichgültigkeit und Langeweile, bis ich endlich bemerkte, daß ich größer geworden war, und daß ich kaum mehr aufrecht in meiner Höhle stehen konnte. Ich wußte wohl schon längst, daß Alles, was lebt, das Loos hat, größer zu werden; meine Spielgefährten und eine kalte, feuchte Pflanze, die in einem Winkel des Kellers stand, hatten mich belehrt und waren unter meinen Händen gewachsen. — Ich fand es daher wohl in Ordnung, daß ich das Schicksal theilte; aber die Besorgniß, ich möchte immer höher und höher wachsen, und am Ende kaum mehr kauernd einen Platz in meiner finstern Behausung finden, quälte mich gar bitterlich, und machte mich unwilliger und böser, als ich sonst geworden wäre. Einstmals sagte mir Veit, da er just neben mir saß, und ich ihn vergebens gebeten hatte, mir zu sagen, wie es zugehe, daß ich hier verkümmern müsse, wie die Pflanze in dem Winkel: „Du bist so unartig, grober Junge, daß ich Lust hätte, Dich wieder an die Kette zu legen." — Bei diesen Worten schüttelte er dieselbe, die an der Wand herunter hing, und packte mich bei der Brust. — Mir fuhr es durch Mark und Bein, und ich weiß noch heute nicht, wie es kam, daß, statt sich zu legen, mein Unwillen größer wurde. Ich stieß den Veit zurück und gab ihm einen Faustschlag in's Gesicht. Der Mensch fiel nieder, und war lange Zeit als wie in Schlaf verfallen. Endlich erhob er sich, und murrte grimmig: „Sieh, ich könnte Dich umbringen, und Du wärst schon todt, wenn ich nicht so gutmüthig wäre. Aber Du wirst mir von Tag zu Tag gefährlicher und ungeschlachter, darum muß ich schon auf ein Mittel denken, Dich mir vom Halse zu schaffen." — Er riegelte mich wieder ein, und ich hatte mir den Kopf zu zerbrechen, was das Umbringen und Todtseyn wohl

bedeuten möchte. Trotz meinem Nachsinnen bin ich damals nicht damit auf's Reine gekommen. Es lebte ja kaum etwas um mich her. Zudem sollte meine Lage auf eine überraschende Weise sich ändern. Ich lag einmal im tiefen Schlafe, als ich mich gerüttelt, schnell aufgeweckt fühlte. Veit stand vor meinem Lager, der Keller war auf eine ungewöhnliche Weise erhellt, denn bei der Thüre an der Erde stand ein kleines Flämmchen in einem Behälter eingeschlossen, woraus sich eine zarte Hellung verbreitete. Die Thüre war offen. „Auf!" rief Veit mir zu, und da ich schlaftrunken aufstand, und an allen Gliedern fror und zitterte, weil mein dürftiges Kleid in Lumpen um mich hing, warf mir Veit die Decke um den Rücken, die mich bisher erwärmt hatte. „Komm!" fuhr er dann fort: „Du sollst hinaus, und Deine Wünsche erfüllt sehen, wenn Du still seyn willst, wie der Molch in jenem Winkel. Was auch geschehen möge, hüte Dich, ein Wort zu reden, nur einen Laut von Dir zu geben; hüte Dich ferner, nur die Augen zu öffnen. Das Geringste, was Dir auf Deinen Ungehorsam widerfahren möchte, wäre der Tod." — „Was ist der Tod?" — „Im Tode sieht man nicht, und hört nicht mehr, und liegt stumm in einer Grube, voll von stummen Würmern, und ißt nicht mehr und trinkt nicht mehr, und ewig ist der Schlaf und ohne Träume." — Schauder überlief mich, und ich folgte, unwillkürlich die Hand auf den Mund legend, dem Führer. Als ich vor die Thüre kam, verließen mich die Kräfte, und ich wäre umgesunken, hätte Veit mich nicht unterstützt; frische Luft drang scharf in mein Gesicht, aber dunkel wie in meinem Gewölbe war es um mich her. Bei dem Scheine der tragbaren Flamme in Veits Hand sah ich einen langen Kasten von rauhem Holze vor mir auf der Erde stehen, ein schwarzes Tuch mit einem weißen Kreuze lag halb darüber geworfen. Daneben stand ein Mann, den

Kopf in einer schwarzen Kappe verhüllt, wie auch Veit, den ich neugierig betrachtete, aber nur an seiner Stimme erkannte. Der fremde Mann hielt mir stillschweigend einen Krug hin, und Veit befahl mir daraus zu trinken. Ich wollte gehorchen, allein wie ich das Getränk an den Mund führte, schauderte ich vor dem Geruch zurück, der davon aufging. Ich konnte unmöglich den Befehl erfüllen. „Es gilt Deine Freiheit," sagte Veit, und diese Ueberredung zwang mir einen Schluck des übel duftenden Trankes ein, nach dessen Genusse ich schwach wurde, urplötzlich, wie von einem schnell einbrechenden Schlummer. Ich fühlte mich von den Männern rasch aufgehoben, wurde in die Kiste gelegt und davon getragen. Ich erinnere mich dunkel, daß ich spürte, wie bald darauf der Deckel meines Behälters hinweggehoben wurde, wie ein heller Schimmer hineindrang, den ich durch die geschlossenen Augenlieder wahrnahm.

„Todt!" hörte ich sagen, und der Deckel sank augenblicklich wieder nieder. Hier reißen meine Erinnerungen ab, bis zu einem Augenblick, der meine Brust mit Wonne und zugleich mit Schreck erfüllte. Ich wurde schnell davon getragen, die Bewegung kam mir vor wie ein taumelndes Schwanken hinauf und hernieder. Ich hörte Stimmen über mir, aber die Luft, die mich umgab, war schwül, und eine Bewegung meiner Hände verrieth mir, daß ich noch in den Kasten eingeschlossen war. Dieser stand mit einemmal still; ich hörte kein Geräusch mehr um mich her, ich glaubte mich verlassen. Ich klopfte ängstlich an den Deckel.— „Kein Geräusch oder Du bist des Todes!' rief Veit's Stimme mir in's Ohr, und ich konnte hierauf kaum erwiedern: „Luft! Luft!" Da ging nach einer Weile die Hülle ein klein wenig von meinen Augen weg, und eine Spalte wurde geöffnet, durch welche eine nie geahnte Helle mein Auge berührte, aber zugleich eine Farbe, die meinem Blicke wohl that: das Grün des Waldes. Ich schrie ein

wenig auf, trank jedoch die Luft mit unnennbarem Behagen, und genoß mit Begier die Paar Bissen Brod, die eine wohlthätige Hand in mein schmales Gefängniß steckte. Man ließ mir den Genuß der freiern Aussicht, welche nur hin und wieder durch das im Winde flatternde und an den Seiten herabhängende Tuch meinen Augen entzogen wurde. Ich wurde wieder rüstig vorwärts getragen; es kamen Leute an mir vorüber, und oft hört' ich fremde Stimmen fragen: „Wen tragt Ihr da?“ — Veit antwortete dann: „eine Leiche aus dem Hardwald, die wir zum Kirchhof bringen.“ Hierauf murmelten die Vorübergehenden einige unverständliche Worte, und es wurde dann wieder still. An meinen gierig lauernden Blicken vorbei flogen die grünen Gestalten des Waldes, die neben mir vorübersausenden Lüfte des Tages, und manche Menschengestalten in Gewändern und Farben, die ich noch nie gesehen. Endlich wurde es dämmeriger, und meine Träger reichten mir auf mein Begehr einen Schluck Wasser in einer Muschelschaale. Das Wasser war nicht rein, von übelm Geruch und Geschmack, aber ich trank es, weil meine Zunge glühte und dürr am Gaumen hing. Darauf vergingen mir jedoch die Sinne, und ich fühlte mich selbst nicht mehr, und wußte nichts von dem, was um mich her geschah. Ich träumte verworren bald vom lieblichen Sonnenglanz, bald von ungeheuern Molchen, bald von den schwarzen Vermummungen meiner Wächter, als mir plötzlich die Augen wieder aufgerissen wurden, und ein Schauspiel um sich sahen, dessen Daseyn ich niemals geahnt hatte.

Ich schrie laut auf, denn ich erblickte mich wie von einem glühenden Sonnenmeer umflossen, das seine Strahlen unerbittlich in mein an Nacht und Dämmerung gewohntes Auge senkte. In diesem noch nie erschauten Glanze unterschied ich nur eine Masse von dunkeln Gestalten, die um mich her standen, und die ich an ihren

Geberden und Stimmen für Menschen erkannte. Hinter diesen Gestalten bauten sich künstlich errichtete Steinhaufen in die Höhe, worüber ein Meer von blauer Luft und spiegelhellen Wolken zog. Ich sank mit geschlossenen Augen einigen Leuten in den Arm, die zunächst an mir standen, und wurde von diesen, die wohl bemerkt haben mochten, was mir fehlte, in ein Gebäude gezogen, dessen düstere Dämmerung meinen Augen wohl that, und mich an den Ort gemahnt hätte, den ich gerade verlassen, wenn sich nicht das Gewölbe in hochgesprengten Bogen weit oben in der Luft verloren hätte. Ich stand in einer Kirche, deren Bauart, deren funkelnde Altäre wie Traumbilder vor meinen Sinnen standen, denn damals hatte ich ja noch nie gewußt, was ein Haus sey, vielweniger was eine Kirche, und der gütige barmherzige Gott, den man darinnen verehrt, und der mir so wunderbar meine Freiheit geschenkt. Noch jetzt, nach so vielen Jahren, und so manchen tausend Erfahrungen, steht mir der Auftritt deutlich vor der Seele, der sich in jener Kirche begab, als ich verhört wurde, und durch den Mund geistlicher Herren und des Bürgermeisters befragt, wer ich sey, wie ich mich nenne, und woher ich komme. Ich hatte die größte Mühe, nur zu begreifen, was die bärtigen und geputzten Leute von mir verlangten, denn sie redeten eine Sprache, von der ich sehr wenig verstand, obschon sie die meinige war: aber Veit hatte mir, wie ich nachher erfuhr, kaum fünfzig Wörter gelehrt, die meinen ganzen Redereichthum ausmachten. Mit diesen half ich mir so gut ich konnte, und was die Herren vom Rathe etwa in meinen Reden bezweifelten, mußten sie endlich meinen Geberden, meinen neugierigen Blicken und meiner Verwunderung vor den alltäglichsten Gegenständen glauben; denn ich war nicht anders, als gleich einem jungen, blindgebornen Thiere, das zum ersten Mal die Augen aufschlägt. Ich kam mir auch so fremd vor

unter all den niegesehenen Menschen, als ob ich im gelobten Lande unter den türkischen Heiden angelangt wäre; und ich glaube, daß ich im ersten Augenblick meinem alten groben Veit gerne wieder in's Gefängniß gefolgt wäre, um nur das Vergnügen einer bekannten Gesellschaft zu genießen. Ich bemerkte jedoch gar bald, daß ich dem Volke um mich her nicht minder seltsam vorkam, und daß es mich betrachtete wie einen aus dem Himmel Gefallenen. Die Fragen der Leute waren wunderlich. Sie wollten meinen Namen wissen, und Veit hatte mich doch immer nur „Junge" genannt; sie erkundigten sich nach meinem Alter, nach meinen Jahren, und ich wußte noch nichts von Jugend oder Alter, und kannte kein Jahr; sie forschten nach meinen Eltern, und ich wußte nicht, welche Geschöpfe sie meinten; nach meinem Vaterlande, meiner Heimath, und ich wußte nur von dem Keller zu stammeln, der mich bis heute beherbergt hatte. Es war ein übles Streiten in meiner Seele, bis ich mich an meinen neuen Zustand gewöhnte. Ich wurde nach und nach inne, daß man mich schlafend auf dem Pflaster der guten Reichsstadt Eßlingen zurückgelassen hatte; daß ein unbegreifliches Unrecht die erste Zeit meines Lebens vergiftet; daß mein Loos fürder sey, von der Gnade fremder Menschen mein Leben zu fristen; und daß es, außer der schönen Welt, in die ich getreten, noch die herrlichen Wohnungen des Himmels gebe, worinnen unser Herrgott thront, mit dem ich mich durch den Bund der Taufe vereinigen mußte, um dem Satan und seinen Flammen zu entgehen; denn man hatte als wahrscheinlich angenommen, daß die heilige Handlung noch nicht an mir verrichtet worden. Ich lebte im geistlichen Unterricht einige Zeit hin, während welcher ich im Spital zu Eßlingen gespeist und beherbergt wurde. Der ehrliche Rathsherr Paul Hunolt war mein Pathe, und der Pfarrherr Iselin taufte mich im Namen des

Herrn. So hatte ich denn mit einem Male zwei Namen, der ich früher gar keinen gehabt: Paulus nach meinem Namen, und Kirchek nach dem Ort, wo ich gefunden worden war. Ich habe mir das Plätzchen an der Dionysiuskirche gar deutlich gemerkt, und es nachmals öfter besucht, zumal seit der Grabstein meiner lieben Elisabeth dort eingemauert worden, wovon im Verlaufe dieser Historie ein Mehreres.

Als nun aus dem Saulus ein Paulus gemacht worden war, nämlich ein Christ aus mir unverständigem Knaben, so ließ mich Herr Hunolt in sein Haus auf das kühle Erkerstüblein kommen, das wie eine Burg auf den Häfnermarkt hinaus gebaut ist, schenkte mir ein Kleid und eine Handvoll der neuen hällischen Münze, und sagte: „Das Kleid ist von mir; die Heller sind von einem wohlweisen Rathe, der seine Schuldigkeit und Pflicht als eine christliche Obrigkeit an Dir geübt zu haben sich bewußt seyn mag. Er hat Dich aufgenommen, wie man ein hülflos schreiendes Kind an sich nimmt, er hat ausgeschrieben und Boten gesendet in Deiner Sache, hat sogar die Herren vom schwäbischen Bund aufgefordert, ihn in seinen Nachforschungen zu unterstützen; aber obgleich anzunehmen, daß Deine elendige Gefangenschaft von ziemlich vornehmen Leuten, Deinen Feinden, oder Verwandten, oder, wo Gott vor sey, von Deinen ehrvergessenen Eltern selbst verursacht worden ist, so hat sich doch, trotz aller Mühe, keine klare Spur und Fährte ergeben wollen. Wie nun die Unmöglichkeit vorhanden, Dir das Recht zu schaffen, und etwa das Gut, das Du erben möchtest, und es auch in der Folge ziemlich schwierig seyn würde, weil die Zeitläufte immer verwirrter und bedrohlicher anheben, so ist es unerläßlich, daß Deine Wohlthäter auf ein Mittel sinnen, Dich zu einem Erwerb aufzuziehen, der Deine Tage vor Kummer und Mangel schütze. Du bist ein starker Mensch, und kannst

Deinem Aussehen nach, an die fünfzehn Jahre haben; zu dieser Frist ist man zu jeder Arbeit geschickt, und vielleicht würde es sich thun lassen, daß man sogar auch Deine Neigung bei der Wahl des Handwerks in Betracht nähme. Was meinst Du, wenn Du ein Messerschmied würdest, deren Zunft hier absonderlich blüht und gedeiht?"

Ich dankte dem redlichen Herrn, erinnerte ihn aber, wie meine, zur Zeit noch zu sehr vom langen Dunkel geschwächten Augen nur mit Mühe das Sonnenlicht ertrügen, und vielleicht nimmer in den Stand gerathen dürften, die Gluth des Ofens auszuhalten. Er gab mir Recht. Wie wir nun aber miteinander gemächlich alle Gewerbe durchgingen und beleuchteten, so fand es sich, daß ich doch zu keinem derselben Lust und Neigung trug, und höchstens einwilligen mochte, ein Bauer zu werden, weil es mir gefiel, in der freien Luft herum zu gehen, und den Boden zu ackern, und die Ochsen zu treiben, oder auf den Weinbergen am Neckar den Reben zuzuschauen, wie sie den Saft treiben, und das Laub ansetzen; denn es war in der Frühlingszeit, und ich hatte die Blumen kennen gelernt, und sehnte mich, Tag für Tag in ihrem und der grünen Blätter Schooß zu liegen.

Der Rathsherr schüttelte den Kopf, denn er war kein Freund von den Bauern, und antwortete mir, es sey verdorbenes Gesindel in den Dörfern, hoffärtige faule Tagediebe, die nur die Gelegenheit erwarteten, über ihre von Gott eingesetzte, geistliche und weltliche Obrigkeit herzufallen, wie sie es auch bereits vor mehreren Jahren gethan, da im Remsthal der Aufruhr los ging, den man den Rummel vom armen Conrad nannte. „Wickelt den schäbigen Bauer in Seide ein," schloß der Rathsherr, „so wird er doch den kothigen Stiefel unter der Bank vorstrecken. Was hast Du davon, wenn Du einem reichen Dorfschuft dienst als armer Knecht, oder für einen

Herrn. So hatte ich denn mit einem Male zwei Namen, der ich früher gar keinen gehabt: Paulus nach meinem Namen, und Kirchecker nach dem Ort, wo ich gefunden worden war. Ich habe mir das Plätzchen an der Dionysiuskirche gar deutlich gemerkt, und es nachmals öfter besucht, zumal seit der Grabstein meiner lieben Elisabeth dort eingemauert worden, wovon im Verlaufe dieser Historie ein Mehreres.

Als nun aus dem Saulus ein Paulus gemacht worden war, nämlich ein Christ aus mir unverständigem Knaben, so ließ mich Herr Hunolt in sein Haus auf das kühle Erkerstüblein kommen, das wie eine Burg auf den Häfnermarkt hinaus gebaut ist, schenkte mir ein Kleid und eine Handvoll der neuen hällischen Münze, und sagte: „Das Kleid ist von mir; die Heller sind von einem wohlweisen Rathe, der seine Schuldigkeit und Pflicht als eine christliche Obrigkeit an Dir geübt zu haben sich bewußt seyn mag. Er hat Dich aufgenommen, wie man ein hülflos schreiendes Kind an sich nimmt, er hat ausgeschrieben und Boten gesendet in Deiner Sache, hat sogar die Herren vom schwäbischen Bund aufgefordert, ihn in seinen Nachforschungen zu unterstützen; aber obgleich anzunehmen, daß Deine elendige Gefangenschaft von ziemlich vornehmen Leuten, Deinen Feinden, oder Verwandten, oder, wo Gott vor sey, von Deinen ehrvergessenen Eltern selbst verursacht worden ist, so hat sich doch, trotz aller Mühe, keine klare Spur und Fährte ergeben wollen. Wie nun die Unmöglichkeit vorhanden, Dir das Recht zu schaffen, und etwa das Gut, das Du erben möchtest, und es auch in der Folge ziemlich schwierig seyn würde, weil die Zeitläufte immer verwirrter und bedrohlicher anheben, so ist es unerläßlich, daß Deine Wohlthäter auf ein Mittel sinnen, Dich zu einem Erwerb aufzuziehen, der Deine Tage vor Kummer und Mangel schütze. Du bist ein starker Mensch, und kannst

Deinem Aussehen nach, an die fünfzehn Jahre haben; zu dieser Frist ist man zu jeder Arbeit geschickt, und vielleicht würde es sich thun lassen, daß man sogar auch Deine Neigung bei der Wahl des Handwerks in Betracht nähme. Was meinst Du, wenn Du ein Messerschmied würdest, deren Zunft hier absonderlich blüht und gedeiht?"

Ich dankte dem redlichen Herrn, erinnerte ihn aber, wie meine, zur Zeit noch zu sehr vom langen Dunkel geschwächten Augen nur mit Mühe das Sonnenlicht ertrügen, und vielleicht nimmer in den Stand gerathen dürften, die Gluth des Ofens auszuhalten. Er gab mir Recht. Wie wir nun aber miteinander gemächlich alle Gewerbe durchgingen und beleuchteten, so fand es sich, daß ich doch zu keinem derselben Lust und Neigung trug, und höchstens einwilligen mochte, ein Bauer zu werden, weil es mir gefiel, in der freien Luft herum zu gehen, und den Boden zu ackern, und die Ochsen zu treiben, oder auf den Weinbergen am Neckar den Reben zuzuschauen, wie sie den Saft treiben, und das Laub ansetzen; denn es war in der Frühlingszeit, und ich hatte die Blumen kennen gelernt, und sehnte mich, Tag für Tag in ihrem und der grünen Blätter Schooß zu liegen.

Der Rathsherr schüttelte den Kopf, denn er war kein Freund von den Bauern, und antwortete mir, es sey verdorbenes Gesindel in den Dörfern, hoffärtige faule Tagediebe, die nur die Gelegenheit erwarteten, über ihre von Gott eingesetzte, geistliche und weltliche Obrigkeit herzufallen, wie sie es auch bereits vor mehreren Jahren gethan, da im Remsthal der Aufruhr los ging, den man den Rummel vom armen Conrad nannte. „Wickelt den schäbigen Bauer in Seide ein," schloß der Rathsherr, „so wird er doch den kothigen Stiefel unter der Bank vorstrecken. Was hast Du davon, wenn Du einem reichen Dorfschuft dienst als armer Knecht, oder für einen

besoffenen Weingärtner Dich plagst wie ein Hund? Besser ist's gethan, ein ehrsamer Handwerksgeselle, und aus einem armen Gesellen ein wohlhabiger Schwiegersohn eines reichen Meisters zu werden, und dann der Meister selbst, und endlich aus dem Meister ein Rathsherr, z. B. wie ich bin. Ich war auch einmal ein armer Bursch, und von Dir nur darin unterschieden, daß ich Vater und Mutter hatte. Da ging ich aber in die Welt, die dem freigesprochenen Wandergesellen allenthalben offen steht, gerieth in's Wälschland, in's Franzosenland und kam bis an den Hof des Herzogs von Burgund, Gott hab' ihn selig! Der Herr war ein Bischen wild, wußte aber was zu einem Herzog gehört, und ich hatte just für seine Tafel ein Paar prächtige Vorschneidmesser verfertigt, als ihn die schweizerischen Kühmäuler bei Nanzig todtschlugen. Doch hatt' ich mir zu Arras einen Nothpfennig niedergelegt, womit ich glücklich in's Schwabenland zurückkam, den Bodensee verließ, und mich hier ansiedelte, wo meiner Lisbeth schöne Augen mehr Feuer in mein Herz warfen, als ich jemals aus meinen Kohlen mit dem Blasbalg gelockt hatte."

Hunolt hielt inne, und wischte sich eine Thräne aus den Augen. Dann fuhr er fort: „Aber freilich: gute derbe Augen muß man haben, wie auch starke Fäuste, um ein ehrsames Handwerk zu treiben; Du bist viel zu gut zu einem Geisbockreiter oder zu einem Pechkerl von Schuster, der auf seinem Dreifuß Mücken und Grillen fängt, und allerlei rebellische Schwänke erdenkt, womit er seine Obrigkeit bis auf's Blut ärgert. Ich möchte Dich lieber bei einer freien Handthierung sehen. Es ist auch nicht übel, ein ehrlicher Musikant zu werden; kein herumziehender, aber ein wackerer Thürmergeselle und Meister. Die Musika ist eine wohlthätige Gabe von Gott, und wie mir's scheint, eine würdige Kunst, weil am himmlischen Thron die Engel durch alle Ewigkeiten sitzen

und auf den goldenen Harfen spielen. Was meinst Du, wenn ich Dich zu unserm Stadtpfeifer in die Lehre brächte? Er ist ein geschickter Mann, hat an des vertriebenen Würtembergers Hof die Trompete geblasen, und auf seinen Jagden das Horn, und die Pauke getrommelt bei dem Tauffest des jungen Herrn Christophel, der jetzo leider im Gefolge Sr. kaiserlichen Majestät umherzieht, als ein armer Knabe ohne Land und Leute. Herr Andreas Zechenmayer weiß nebenbei viel zu erzählen, und ein junger Gesell kann Manches von ihm lernen. Er ist ein trefflicher Fechter, hat in der Lombardei oft die Trompete auf den Rücken gehängt, und mit dem Degen drein geschlagen. Sollte Dich die Lust erfassen, einstmals die Posaune mit der Lanze zu vertauschen, was in dieser unruhigen Zeit wohl geschehen dürfte, so würde Dir Niemand bessere Anleitung geben können, als Meister Andreas."

Die Worte des Rathsherrn gingen mir tief in's Herz und nicht zum andern Ohre hinaus, wie man zu sagen pflegt. Seit meiner Freiheit hatte mir nichts einen größeren Genuß verschafft, als der Klang von musikalischen Instrumenten. Meine Augen waren zu schwach, um das schöne Schauspiel der Schöpfung lange genießen zu können, mein Gaumen zu sehr mit Brod und Wasser verwöhnt, als daß ich zur damaligen Zeit noch etwas Anderes hätte hinunterbringen können, als höchstens ein Glas Milch; meine Zunge war noch zu wortarm, um in der Unterredung mit den Bürgern und Gesellen der Stadt ein Vergnügen zu finden, aber mein Ohr war fein geblieben, wie in meinem Kerker, wo ich den leisesten Lauf einer Eidexe, das Fortschieben einer Otter ganz deutlich vernahm, und hatte sich vor allen meinen übrigen Sinnen am frühesten mit dem Tumult der Welt und des Lebens vertraut gemacht. Aus der weitesten

Ferne her hörte ich die Schallmei, wenn eine Bauern- hochzeit längs der Ufer des Neckars zur Stadt gezogen kam; ich hörte die jungen Vöglein zwitschern, die auf den Zinnen der Burg im Neste saßen, wenn ich durch den Weinberg an der Halde schritt. Was indessen mehr war: mich erheiterte und beseligte jeder Klang, der mild oder kühn zu meinem Ohr sich stahl. So oft ich im Abendduft oder Morgenschimmer von den Bergen her- niederkam, und der Thürmer mit seinen Gesellen auf das Trompetergänglein der Kirche trat, und sie die Kir- chenlieder anhoben, so kamen Zähren in meine Augen und wehmüthige Seufzer in meine Brust; ich weinte, es war aber eine unendliche Freude in dieser Wehmuth. Als dagegen einmal ein Reitertrupp des schwäbischen Bundes durch die Stadt zog, und auf der Brücke sein fröhliches Lied in vielen Trompetenstimmen erklingen ließ, da klopfte mein Herz muthig und ich hätte ganz allein diese Schaar seyn, auf all' den Pferden sitzen und in die Welt sprengen, mit all' den blitzenden Speeren fechten mögen. So ist es auch geblieben mein Le- ben lang hindurch. Der Frost des Alters hat zwar meine Finger erstarrt, und auch meine Stimme ist ein- gerostet, die manchem deutschen und französischen Mägd- lein Freude gemacht hat, aber in der Kirche krähe ich doch immer noch mit Lust und Lieb meinen Vers, und wenn ich in meiner Stube hin und wieder nach der ver- stäubten und mit mir alt gewordenen Laute greife, so fällt mir auch noch ein artig Liedlein in den Sinn, und ich cytharire und meckere mich in die Tage meine Jugend hinein. Obige Freude an der Musik also bestimmte mich, dem guten Hunolt mein Ja zu geben, und bei dem Meister Andreas meine Lehrzeit anzutreten. Ich wurde auf Ver- wenden meines Wohlthäters ohne viele Schwierigkeit angenommen, konnte jedoch keine Schlafstelle auf dem Thurme selbst erhalten, weil der Gesellen zweie bei dem

Stadtpfeifer bereits hausten. Es lag mir im Grunde nicht viel an diesem Hindernisse, weil in dem Pfeiferstüblein ein ziemlich wüstes Leben geführt wurde, mit Singen, Trinken, Jubiliren, Fluchen und ärgerlichen Reden. Meister Zechenmayer hatte die Kriegsgurgel noch nicht ablegen können, und seine Gesellen mußten ihm wacker Widerpart halten, wenn er zornig wurde, und über'm Spiel oder Trunk Händel anfing, oder um des Faullenzens seiner Leute willen oft einen Spektakel anfing, der von dem hohen Thurm herunter ganz deutlich in der Stadt vernommen werden konnte. Was nun meine Wohnung anbelangte, so schlug sich Herr Hunolt abermals in's Mittel, und räumte mir einen Winkel im Hause ein, wo mein dürftiger Strohsack Platz hatte, und darauf der arme Paul Kircheck, der alle Tage zweimal auf den Thurm und zweimal herunter zu springen hatte. Eine leichte Aufgabe; meine Lunge war vollkommen gut, und ich konnte frisch weg in die Posaune oder in das Horn stoßen, wenn ich mich nur etwas verschnauft hatte. Aber die Thurmwanderschaften wären mir langweilig geworden mit der Zeit, hätte mich nicht bald auf einer jeden eine gewisse Person begleitet, die ich in Herrn Hunolts Hause kennen lernte. Es war Niemand anders, als die Tochter des Rathsherrn selbst: die gesunde, freundliche und brave Elisabeth. Ihr Bild nämlich ging alle Morgen mit mir aus dem Hause, und kehrte eben so oft mit mir wieder heim, wo ich etwas Besseres fand als nur das Bild allein. Es ist mir schnackisch gegangen, da ich zuerst hörte, daß es auch Weiber und Dirnen in der Welt gebe. Die glatten, lieblichen Gesichter dünkten mir gleich schöner, als die Bärte der Männer, und deren trotzige Augen. Vor Allem jedoch gefiel mir Hunolt's Lisbeth als die lieblichste ihrer Gespielinnen, und viel Andere mochten meines Glaubens seyn, denn es war Tag für Tag viel Geläufs und viel Hofirens von

Seiten der jungen Männer der Stadt zu Hunolt's Hause, zu Hunolt's Töchterlein. Ich stand freilich in meinem Winkelchen, wenn die reichen Meister, und Studenten, und Rathsherrn erschienen; aber ich war glücklicher im Stillen, als die Herren alle in ihren kostbaren Kleidern. Wenn ich in Elisabeths Auge sah, so stärkte der blaue Himmel darinnen meine Sinne wunderbar; wenn sie mir zu Zeiten ein freundlich Wort sagte, so horchte ich eifriger darauf wie auf das Evangelium; und, die alte Magd im Hause mochte mir noch so viele gute Bissen vorlegen, wie sie es häufig that, in ihrer Barmherzigkeit, so schmeckte mir doch die härteste Brodrinde aus der Hand der Elisabeth weit besser und gedeihlicher. Ich hatte meine besondere Gedanken: ich hätte gewünscht, der gelbe Spatz zu seyn, den sie in dem Käfig vor dem Fenster fütterte, oder ihr Vater, dem sie an den Augen absah, was nur sein Herz begehrte, um es alsobald freundlich herbeizubringen; am liebsten wäre mir doch gewesen, wenn ich des Nachbars krankes Kind hätte seyn können, welches sie einen langen Monat hindurch in einem schweren Gebreste gepflegt hatte. Wie sanft muß der Blondkopf an ihrer weichen Brust, in ihren sorglichen Armen geruht haben! Wie so kräftige Arznei muß ihm von dem Kuß ihrer Lippen gekommen seyn, gesünder und trefflicher als die Mittel des Meister Arztes! Ich hatte schon viel Herrliches in der Welt gesehen, wie ich mir einbildete, aber das Preiswürdigste von Allem schien mir eine Mutter zu seyn, und das Bild der Muttergottes war darum auch das Erste, was ich in meinem Christenthum begriffen habe. Ich sah wohl häufig, wie sich die Leute freuten, die mit einander Hochzeit hielten, aber ich dachte mir immer, die Freude müsse in der Ehe erst angehen, wenn der Storch ein Kindlein gebracht, und der liebe Gott der jungen Frau erlaubt hätte, eine Mutter zu seyn. Dieser Gedanke hat

mich viele Thränen gekostet. Wen ich kannte, hatte seine Mutter, entweder noch am Leben, oder als eine theure Leiche in dem oft besuchten und bekränzten Grabe; ich allein hatte keine Mutter gehabt; hatte sie mindestens nie gekannt, war wohl nie auf ihren Armen getragen worden, hatte nicht die kleinste Hoffnung, jemals zu erfahren, wer sie gewesen. Darum wäre mir erwünscht gekommen, wenn ich die gute Elisabeth an ihrer Statt mit ihrem Namen hätte neunen können. Sie war auch viel gescheidter als ich, zählte ungefähr drei oder vier Jahre mehr als ich, und versprach, denjenigen lieb zu haben, den sie einmal gern gehabt. Einstmals sprach der alte Hunolt vom Tode, und wie er sich wohl bald in's Grab legen müsse und es ihm leid thue, seine Tochter ohne den Schutz eines Bruders verwais't zu hinterlassen. Da redete ich zu ihm frei und ohne Falschheit: Ich sey gerne bereit, bei der Jungfer Hunolt auszuharren bis an mein Ende oder das ihrige, und es würde mich sehr schmerzen, wenn ich sie jemals verlassen müßte. Da schaute der alte Herr gar ernsthaft und verwundert auf; weil er aber auf meiner Stirne nur die reine Unschuld las, hob er an zu lächeln und antwortete: „Bin Dir sehr bedankt, Du guter Knab. Wird sich schon ein Anderer finden, der meine Lisbeth nicht verläßt, und sie schützt und ernährt. Der soll ihr Mann seyn, und das letzte Geschäft meines hohen Alters bestehe darin, einen solchen für mein Kind zu suchen. Du aber mußt bald in die Welt hinaus, und Dich an den Gedanken gewöhnen, weder mich noch die Elisabeth jemals wieder zu sehen."

So schwieg ich denn mit einem Seufzer; der Rathsherr auch; Elisabeth war jedoch unter den letzten Worten roth wie Blut geworden, und stille aus der Stube gegangen, ich packte mein musikalisches Zeug zusammen, und ging nach dem Thurme. Wie ich draußen in dem

Vorhause an der Kirchenthüre vorüberging, sah ich Elisabeth am Heerde stehen, und sie weinte. Ich grüßte sie, und sie dankte mir mit stummem Knopfnicken, nachdem sie sich mit der Schürze die Augen getrocknet. Ich hatte Mitleid mit ihr. Ich trat zu ihr, leise, ohne daß ich wußte, warum, und flüsterte ihr wie ein Geheimniß zu: „Seyd nicht traurig, Jungfer; der Vater lebt, so Gott will, noch lange Jahre. Er ist gesunden Leibes, und Ihr thut Unrecht, wenn Ihr die hellen Augen durch vorzeitige Betrübniß dunkel macht.“ — Auf diese treuherzigen Worte hin ließ Elisabeth die Schürze sinken, und sah mich mit großen Augen an, und wenn gleich viel Verwunderung, so lag doch auch eine unaussprechliche Freundlichkeit darin. Sie antwortete mit keinem Laut, und ich begab mich hinweg, im Herzen froh, daß mein schwacher Mund sie so kräftig getröstet. Auf der Straße bemerkte ich erst, daß eine kostbare Perle aus Elisabeths Augen auf meinen Arm gefallen war, und ich trank sie, wie der Sonnenstrahl den Thau. War mir's doch hierauf, als ob ich ein berauschendes Getränk genossen hätte! Der Kopf ging mir, wie im Schwindel um, und ich hatte mich recht zusammen zu nehmen, daß ich nicht durch eins der Thurmfenster von der Wendeltreppe hinunter auf die Gasse fiel. Ich war recht zerstreut in meiner Lehrstunde; sollte ich nach der Laute greifen, so holte ich das Hackbrett, sollte ich das Waldhorn an den Mund setzen, so griff ich nach der Zinke. Ich machte Alles verkehrt, und die beiden Gesellen schüttelten sich aus vor Lachen, und Meister Andreas wäre schier zornig geworden, denn er hatte an dem Tage um der Hitze willen ein paar Schoppen mehr als gewöhnlich getrunken. Endlich stimmte er selbst in das Gelächter der Gesellen ein, und rief: „Seht nur, wie der Bube da sitzt! Sein Kopf ist dick vor Thorheit, und die Augen wissen nicht, ob sie schlafen oder wachen sollen. Was

fehlt Dir, Bube? So fängt die Pest an, oder ein Rausch, oder die Liebe. Was ist's von den Dreien?"

Ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und schwieg daher, verstockt wie zuvor. Einer der Gesellen, ein leichtfertiger Bayer aus Ingolstadt, sagte alsdann: „Ich wette, Meister Andreas, es ist keins von den Dreien, was dem Buben den Kopf verrückt. Zu dem Ersten ist er zu gesund, zum Zweiten zu fromm, und zum Dritten zu dumm. Wie kommt es aber, daß Ihr, der alte Küraßreiter, von der Liebe etwas wißt? Ihr habt uns ja schon oft gesagt, daß in Euerm ganzen Leben keine Dirne Euer Herz bezwungen."

Da lachte der Stadtpfeifer, und erwiederte, indem er sich behaglich auf sein Bett lehnte: „Man weiß gar viel, was man nicht an sich selbst verspürt hat. Es sind andere Leute zum Exempel da. Ich war nicht umsonst manch liebes Jahr am Hof des Würtemberger Herzogs, und weiß, wie unter den vornehmen Leuten und unter dem Diebsgesinde die Liebespraktiken anzuheben und zu endigen pflegen. Herr Utz, um gleich beim Meister anzufangen, saß vor langer Zeit als ein junger Gesell zu Stuttgart und hatte Langeweile. Junges Blut thut selten gut, und dem vielen Arbeiten war der Herr ohnedies nicht hold. Sein Kanzler und sein Hofmeister regierten das Land, und ließen dem Herzog die Freiheit, so viel zu tafeln, zu zechen, zu reiten und zu pürschen, als ihm beliebte; was er auch redlich that, bis ihm all das zum Eckel wurde, und andere Gedanken sich einstellten. Da lebte zu Nürtingen, einem lustigen Städtlein mit einem feinen Schlosse, eine Prinzessin von Brandenburg; die leistete der verwittibten Herzogin auf dem Schlosse Gesellschaft. Herr Utz hatte das bildschöne Fräulein einigemal gesehen, ich weiß nicht auf der Jagd oder auf einem Besuch bei der verwittweten Frau. Genug, aus dem Aug' in's Herz war Eins. Die junge Elisabeth von Branden-

burg gefiel dem jungen Herrn besser, als die alte Elisabeth des Eberhard, und er begann, ihr den Hof zu machen, wie sich's bei ihm thun ließ, der nicht an Frauengesellschaft, sondern nur an den Wald und seinen Bärenbeißer gewöhnt war. Der fröhliche Fürst wurde gar bald mürrisch und verdrossen, so lange er im Schloß zu Stuttgart saß, und erheiterte sich nicht eher, als wenn er gen Nürtingen fuhr, um an dem Fenster seiner Geliebten wie ein wilder Jäger vorbeizusprengen, wobei er mit seiner Peitsche und seinem Jagdhunde so viel Lärmens machte, daß sich Alles entsetzte und ihm wie einem Blutvergießer aus dem Wege lief. Hatte er ein Wild erlegt, so mußte es rauchend und blutend, wie in einer Procession, am Schloß des Fräuleins vorbeigetragen werden, und er raste dann zu Pferde nach, daß es ein Wunder ist, wie er nicht elendiglich den Hals gebrochen. Sothane Reiter- und Jägerstücklein aber mißfielen dem Fräulein gar sehr; denn es war sanft und mildthätig, und hatte ein Angesicht wie Mondenschein, während Ulrich mit seinem röthlichen Angesicht und Krauskopf strahlte wie eine lebendige Sonnenflamme. Daher wollte er es auf eine andere Weise versuchen, und nachdem er eines Abends vor und nach der Tafel Menschen und Vieh mißhandelt in seinem Ungestüm, rief er mich zu sich und redete: Ich will nicht umsonst das Jagdhorn zu blasen von Dir erlernt haben, Andreas. Man sagt ja allgemein, die Musika stimme der Weiber Herzen, und ich will's versuchen. Nimm daher Deine Zinke mit Dir, und setze Dich zu Roß, daß wir selbander auf Nürtingen reiten, um dem Feinsliebchen allda ein Nachtlied zu bringen. Blase aber fein zart und holdselig, Du rauhes Trompetermaul, und gib eine feine Weise an, die nicht zu schwer sey, damit ich Dich mit dem Horn begleiten kann. — So geschah es. Wir ritten fort, und ritten wie die Teufel. Bei düsterer Nacht standen wir unter

Liebchens Fenster, und zinkenirten und sangen weidlich, bis das holde Frauenbild sich aus dem Fenster neigte, und dankend mit dem Kopf nickte. So trieben wir's lange, und kein Mensch wußte davon, und Herr Utz wurde so aufgeräumt dabei, daß er selbst ein Liedlein dichtete, das mit dem Verse anfängt: Ich jag mein Horn in's Jammerthal u. s. w., wozu ich ihm die Weise verfertigen half. Plötzlich nahm's ein Ende, weil einmal die alte Herzogin, die von dem verliebten Unfug gehört, und mit der Brandenburgerin das Schlafgemach vertauscht hatte, aus dem Fenster schaute, und uns die Köpfe tüchtig wusch.

Zu damaliger Frist habe ich gesehen, wie die Liebe wächst und überhand nimmt; der Herzog mußte aber bald die bayerische Sabina heirathen, und da verspürte ich bald, wie die Liebe abnimmt, gleich einem Strohfeuer. Nach dem ärgerlichen Todtschlag im Schönbuch, worauf bald die Trennung des herzoglichen Paares erfolgte, bin ich vielemale als Bote zwischen Aurach, wo die Herzogin saß, und Stuttgart hin und her geritten, und es waren nicht die feinsten Brieflein, die ich hinnahm und die ich zurückbrachte.

Die Gesellen lachten aus vollem Halse, und erzählten sich einer nach dem andern ihre Liebeshistorien aus frühern Zeiten. Ich horchte wie ein Träumender zu, denn die Leute sprachen, wenn sie die Liebe nannten, von einem ganz andern Ding, als ich es mir bishero vorgestellt, und spotteten mich um meines Staunens und meiner Unschuld willen tapfer aus. Meister Andreas that dasselbe, und rief: „Erröthet der Bube nicht wie eine Klosterfrau? Geh', Paul; aus Dir wird nimmermehr ein tüchtiger Musikant. Allenfalls magst Du ein fahrender Sänger werden, wie sie mit der Laute von Markt zu Markt, von Fest zu Fest zieh'n, um ihren kärglichen Unterhalt zu gewinnen, und nebenbei den

liebesüchtigen Dirnen den Kopf zu verrücken. Besser noch wäre es, wenn Du ein Pfaffe würdest. Die Weibsleute würden Dir lieber beichten, als unserem Pfarrherrn Balthasar Sattler, der so gerne schmauſ't und tändelt, oder dem ehrenwerthen Michael Stiefel, der jetzo als ein lutherischer Predikant in die Welt gezogen ist. Geh heim, Kind, speise Dein Süpplein, und laß Dich in den Schlaf singen von der gezierten Jungfrau Hunolt, der noch kein Freier recht gewesen ist."

Mir stiegen die Thränen heiß in die Augen, und ich stand auf, zitternd vor Zorn und Wehmuth, nicht um meinetwillen, sondern um Elisabeths willen, die es nicht verdiente, von der rohen Zunge des berauschten Trompeters geschmäht zu werden.

„Sieh doch, wie dem Hähnchen der Kamm schwillt!" höhnte der Ingolstädter, ein verruchter Bursche, der um seiner Liederlichkeit willen berüchtigt war: „Steigt ihm nicht die Röthe vom Kropf bis unter die Haare? Was gilt's, der Bube, den seine Lümmeljahre so verstockt machen, hat sich in Hunolts Mädel vergafft? in das langweilige Bild ohne Gnade?"

Auf diese Rede hin kannte ich mich nicht mehr vor Zorn. Es kam ein Augenblick über mich, wie ehemals in meiner Gefangenschaft. Ich erwischte eine schwere Posaune, die mir zur Hand lag, und schlug damit den Gesellen so kräftig vor die Stirne, daß er mit einem Schrei, unter einem Strom von Blut und ohne Bewußtseyn zu Boden fiel. Andreas und der zweite Geselle sprangen leichenblaß auf, und Zechenmayer hatte schnell jede Spur des Rausches verloren. „Um aller Heiligen willen!" stammelte er, während sein Gehülfe den Verwundeten auf das Lager schaffte: „Unglückskind, was hast Du gethan? Wir kommen in das größte Elend! Dir kostet's den Kopf, wenn der Bursche todt ist, und ich muß, um meiner Scherze über des Rathsherrn Tochter willen, vom Dienst sprizen."

Der Verwundete that einen tiefen Athemzug, und des Trompeters Züge klärten sich auf, da er den Todtschlag nicht vollendet sah. Er führte mich aber zur Thüre hinaus und sagte mir, der ich da stand wie ein Stein, ich möchte so schnell als möglich nach Hause gehen, mich nicht sehen lassen, und morgen wiederkehren, um mit ihm zu reden. Er hoffe, den ganzen Vorfall vertuschen zu können, und Alles in's Geleis zu bringen, wenn nämlich der Verletzte nicht unversöhnlich seyn würde. Nach dieser Ermahnung kam ich wie ein Schlaftrunkener in Hunolt's Haus zurück. In der großen Stube waren mehrere Leute versammelt: der Rathsherr, der Bürgermeister Hanns Holdermann und ein langer, magerer Herr, der die Kleider eines Edelmanns trug, und den ich im Verlauf des Gesprächs, bald Herr Winterich, bald den Herrn von Elkhofen nennen hörte. Die Dreie gingen, im lebhaften Wortwechsel begriffen, auf und ab, und der Bürgermeister, der eben eine heftige Rede gehalten hatte, schwieg mißtrauisch still, als ich in die Stub kam, und meinen demüthigen Reverenz machte.

„Laßt Euch nicht stören, Herr Bürgermeister," sagte hierauf mein Wohlthäter: „der junge Mensch ist, so zu sagen, ein Neuling, wie das Kind, das aus Mutter Leibe kömmt. Er wird unsere Heimlichkeiten nicht ausplaudern, weil er nichts davon versteht."

Hierauf begannen die Herren wieder, ohne auf mich Rücksicht zu nehmen, der ich mich stillschweigend hinter den Ofen setzte, ihr Gespräch, und Holdermann fuhr fort: „Dem zufolge, werther Herr von Elkenhofen, werdet Ihr einsehen, daß der Zeitpunkt nicht der geschickteste ist, um Eure Angelegenheit zu entwirren."

Auf diese Rede hin faltete der Edelmann seine Stirne, und strich sich übler Laune über den Bart, und durch die grauen Haare, die seinen Scheitel bedeckten. Er war

ein häßlicher Mann, der Elkhofen, und viel vor der Zeit gealtert, wie sich deutlich merken ließ, denn sein Gesicht, zwar gelb und hager, war um gute fünfzehn Jahre jünger als sein Haupthaar, und der gestreckte Körper hatte noch immer etwas Kräftiges, dem aber leider die wankenden Füße widersprachen. Seine Augen waren grau und falsch, und wenn er im bittern Spott seine Lippe breiter zog, so sah er aus, wie eine gierige Katze, die auf einen Raub lauert, den sie bereits mit gierigem Blicke mustert.

„Was kümmert mich die Zeit und Euer reichsstädtisches Wirrsal?" rief er unmuthig, und sein Schritt wurde schneller: „Ich will mein Recht. Zu welchem Ende sitzt denn das Reichsregiment und das Kammergericht in Euern Mauern, wenn ein ehrlicher Edelmann in einem Streit mit seinen Leibeigenen den Kürzern ziehen soll? Der Schuft muß ausgeliefert werden, und wenn ich an Kaisers Majestät selbst gehen müßte!"

Hunolt erwiederte begütigend: „Lieber Herr, das Recht ist Jedem gleich. Der Freihof besteht eben so gut auf seinen Privilegien, als Ihr. Wir können diese nicht schmälern, aber wohl zur Sühne reden, wenn Ihr ein Bischen nachgiebig seyn wolltet."

„Das heißt mit andern Worten: Wenn ich beide Augen zumachte, und den leibeigenen Knecht mit allen Rückständen und Steuern zum Teufel gehen lassen wollte;" antwortete der Herr von Elkhofen.

Der Bürgermeister versetzte hierauf: „Was wär' es auch, wenn Ihr die Rückstände fahren ließet, die Ihr doch nimmer erhalten werdet? Nützt es Euch etwas, wenn Ihr dem armen Mann den Kopf abschlagen, oder Riemen aus seiner Haut schneiden lasset?"

„Der Knecht hat mir nicht nur allein mein Geld, sondern auch seinen Leib entzogen. Er hat mich doppelt bestohlen, dafür gebührt ihm der Tod. Ich will nicht

das Geld, aber ich will das Recht, und folglich das Blut des Landflüchtigen." So lautete die Antwort des erzürnten Herrn.

Hunolt sprach hierauf: „Bedenkt doch selbst die Lage der armen Leute. Ihr sitzt oben im Lande auf dem Boden der Grafen von Hohenzollern, und eine Handvoll Leibeigener, die Euch durch Erbschaft zugefallen sind, hausen auf ihrer kleinen Hufe viele Meilen von Euch entfernt. So saß der arme Mensch in Plünersreut, hatte kaum das liebe Brod zum Leben, denn so wie der Zinstag heran kam, leerte ihm Euer wandelnder Vogt Scheuer, Stall und Kasten; dafür genoß er aber nicht einmal den Schutz seines Herrn, der ihm zu ferne wohnt; er muß sehen, wie ihm der Württemberger in den Acker fällt und ihn schädigt, wie die Reisigen des schwäbischen Bundes ihm den letzten Vorrath abnehmen, um ihre Rosse damit zu füttern; muß Alles ertragen, Plünderung von Feind und Freund, und den Muthwillen der Besatzung des Herzogs Ferdinand, durch deren Unvorsichtigkeit sein Haus und seine Scheuer in Flammen aufgehen. Welcher Mensch, der in der Brust ein redliches Herz trägt, fühlte nicht Mitleid mit dem Armen, der in Euch einen strengen Herrn fürchtet, und in der Verzweiflung, statt Eurer Ladung zu folgen, Acker und Hof, Weib und Kind verläßt, um sich hier in des Klosters Freihof zu flüchten?"

Die Stirne des Elkhofen wurde unter den grauen Haaren blutroth. Er stieß heftig mit seinem langen Degen auf den Boden, und entgegnete mit rauher, pöbelhafter Stimme: „Beim schwarzen Satan! Ihr erregt mir die Galle. Der Schuft hat den Strick verdient; und was die mitleidigen Herzen betrifft, von denen Ihr sprach't, so kenn' ich sie wohl. Sie sitzen hinter den Mauern Euerer Reichsstädte. Ihr seyd es, von denen des Teufels Waizen unter das Korn gesäet wird. Ihr

wollt in Euern krummen Gassen und dumpfigen Häusern das alte Rom vorstellen, und in die ganze Welt Unordnung bringen, um Euere Gewalt zu vergrößern. Ihr unterstützt das rebellische Bauernvolk in seinen Missethaten. Ihr werbt unter dem Gesindel Euere Pfahlbürger an, und kein Grundherr, sey er Bischof, Graf oder Edelmann, kann sich mehr zu der Treue seiner Leute versehen, weil sie auch mit Euch in Verband und Pflicht stehen. Ich wette, daß mein Schuft ein geheimer Eßlinger ist, und bringe die Sache vor des Kaisers Person, so wahr mir Gott helfe. Was kümmert mich im Uebrigen das Kloster Adelberg? Was weiß ich, wie es dazu kam, ein Freirecht in Euerer Stadt zu haben? Wärt Ihr nicht geheime Feinde aller edelmännischen Vorrechte, so würde es Euch nicht schwer fallen, den Verbrecher aus der Pfaffenfreiheit zu entreißen, um ihn seiner Obrigkeit zu überliefern. Ist es denn nicht allbekannt, daß die Meisten unter Euerem Magistrat dem Luther und seinen Lehrsätzen anhängen? Wie mögt Ihr doch mit den Pfaffen so viele Umstände machen?"

Der Bürgermeister antwortete mit ernster Fassung: „Kurz und gut, Herr, und ein für allemal: es kümmert Euch nicht, ob wir dem Luther anhängen oder nicht; der Kaiser hat unsern Eid, und wir sind ihm Gehorsam schuldig, so weit es mit unserer Freiheit verträglich ist. Das Volk ist allenthalben in dumpfer Gährung, und wenn wir jetzo schon anfangen wollten, der geistlichen Gewalt öffentlichen Eintrag zu thun, so würde die Reihe bald an uns selbst kommen. Das Volk ist dumm, und würde das weltliche Regiment umstürzen, so gut wie das geistliche. Darum verfolgt Euern Weg Rechtens, edler Herr. Gut Ding will Weile haben. Was den Pabst betrifft, so sorgen seine Diener schon dafür, daß sein Ansehen je mehr und mehr im Volk abnehme. Da ist gestern erst ein Pfaffe hier eingezogen, der einen ganzen Karren

voll Reliquien mit sich führt, die er in Kirchen und auf Märkten an die gläubige Bürgerschaft für theures Geld verkauft. Ich hätte ihm seinen gottlosen Handel gleich untersagt, aber es ist mit dem Reichsregiment nicht zu spassen. Indessen, kommt Zeit, kommt Rath. Es muß eine andere Ordnung aufkommen in Deutschland; Recht und Gesetz muß eintreten, denn das ist besser, als der Protokollwust des Kammergerichts. Es ist noch viel zu viel der Willkür im Lande, und von Euch, Ihr Herren vom Adel, lernt auch das gemeine Volk, sich selber ein zügelloses Recht verschaffen, und Andern das himmelschreiendste Unrecht zuzufügen. Ein lebendiger Beweis hievon ist der arme Paul, der dort hinter dem Ofen sitzt. Wenn man sein Schicksal vernimmt, so sollte man glauben, noch in den Zeiten zu leben, wo alle Menschlichkeit von den römischen Tyrannen oder von den Stegreifrittern unseres Vaterlandes mit Füßen getreten wurde."

Winterich fragte nach der Erläuterung dieser Worte, und Hunolt, mein sorglicher Pfleger, säumte nicht, mit gutmüthiger Geschwätzigkeit Alles zum Besten zu geben, was auf meine Historie Bezug hatte. Des Edelmanns Grimm verschwand unter diesem Berichte, und ließ eine düstere Aufmerksamkeit aufkommen. Er lehnte sich verschränkten Armes an den schweren eichenen Tisch, der meiner Ofenbank gegenüber stand, und betrachtete mich, die ganze Erzählung hindurch, mit nachdenklichen und zerstreuten Blicken. Er verlor auch kein Wort, sondern begnügte sich, hin und wieder mit dem Kopf zu nicken, die Schultern zu ziehen, und die Stirne zu reiben, wie einer, der im höchsten Grad empört ist über die Kunde einer schweren Frevelthat.

„Was soll denn nun mit diesem Buben angefangen werden?" fragte er meinen Pflegevater ernsthaft, nachdem dieser vollendet. — Hunolt erzählte, was er mit

mir im Sinne habe. Der Winterich schüttelte den Kopf, und meinte, es wäre einem Burschen von meiner Größe und meinem Aeußern anständiger, in Herrendienste zu treten, als den Gesellen eines Stadtpfeifers vorzustellen.

„Der junge Kerl gefällt mir;" sagte er hierauf, ohne den Blick von mir zu verwenden: „ich hätte nicht übel Lust, sein zweiter Wohlthäter zu werden. Ich habe einen Zug in's gelobte Land vor, und gedenke denselben im nächsten Herbste anzutreten. Unser sind der Edelleute zehn, die eine Buß- und Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe beschlossen haben. Ein Jeder nimmt einen Diener mit, und wenn Paul Verlangen trägt, soll er der meinige seyn. Ich stehe ihm für guten Unterhalt und eine Versorgung, wie er sie nirgends als Musikant antreffen wird."

Hunolt lächelte bei diesem Antrage und winkte mir mit dem Kopfe, Ja zu sagen. Ich war aber gar nicht der Meinung. Herr Winterich gefiel mir nicht, und sein heftiges Verlangen nach dem Blut des armen Leibeigenen hatte mir der Furcht weit mehr als des Vertrauens eingeflößt. Er mochte so etwas auf meinem Gesichte lesen, denn er fügte mit einem finstern Lächeln seiner Rede noch Folgendes hinzu: „Ich bin nicht halb so böse, mein Sohn, wie mich die Leute darstellen. Meine Drohungen sind gefährlicher als meine Werke, und ich bin stets mit denen gut ausgekommen, die mir getreu und gehorsam verblieben sind. Im Uebrigen brauchst Du Dich auch heute noch nicht zu entscheiden. Ich werde einige Tage hier zubringen, und vor meiner Abfahrt wissen, wie Du gesinnt bist."

Mir fiel ein Stein vom Herzen, als er sich von mir wegwendete, und der Küfnermeister Bub mit seinem stattlichen Sohne zu den Herren hereintrat. Ich wurde nun vergessen, und sah es recht gerne, als sich die Anwesenden entschlossen, zusammen auf die Rathhausstube zum Abendtrunk zu gehen. Hunolt faßte den Küfnermeister

vertraulich unterm Arm, und sagte ihm halblaut: „Heut' Abend, Alter, wollen wir bei einem Becher edeln Gewächses unsere Angelegenheit in Ordnung bringen, und bis Johanni wird, denke ich, der Handstreich vor sich gehen können." — Hierauf nickte er mir noch einmal leutselig zu, ermahnte mich, aufzubleiben, um ihm die Hausthüre zu öffnen, und ging mit all' seinen Begleitern fort. — Ich saß noch lange in meiner Ecke und starrte vor mich hin, und überlegte den Vorschlag des Herrn von Elkhofen. Zugleich mit dem Widerwillen, den ich gegen den Mann empfand, zermarterte mein Herz die Furcht, Herr Hunolt möchte von meinem Streiche gegen den Ingolstädter etwas erfahren, und eine schwere Strafe mir nicht ausbleiben. Indessen war es dämmerig geworden, und die gute Elisabeth in die Stadt gekommen, und hatte sich in den Erker gesetzt, ohne meine Anwesenheit zu bemerken. Sie saß ganz stille, spielte mit einem Strauße von Pfingstblumen, und ließ den Kopf nachsinnend hängen. Manchmal entschlüpften ihren Lippen Töne aus einem Liede, das in jener Zeit von Mund zu Munde ging, und worinnen ein Mägdlein sich beklagt, daß es so einsam im Hause sitzen müsse, während seine Gespielinnen sich auf der Wiese bei Tanz und Schmaus erfreuen. Kaum aber hatte sie eine Zeile des Liedes vor sich hin gesungen, so unterbrach sie sich wieder plötzlich, und sprach Verschiedenes ziemlich laut. Das eine Mal: „Ach, wenn doch nichts draus würde!" Das andere Mal: „Ach, bis zu Sankt Johannesfest ist es nicht mehr lang!" Hierauf: „Der Vater muß es freilich besser wissen;" alsdann: „Gott wird es zum Besten lenken;" und endlich: „Paul!"

Wer wie der Blitz aus seinem Versteck hervorsprang, war ich; ich meinte, sie rufe mir. Elisabeth fuhr zusammen, als ich so schnell vor ihr stand, und sagte nach einer langen Stille: „Du hast nicht recht gehört, ich

habe Dich nicht gerufen; ich wußte ja nicht, daß Du hier seyst.“ Darauf legte sie die Arme übereinander, lehnte sich in den Sessel des Rathsherrn zurück, und betrachtete mich lange Zeit. Das war ein anderes Anschauen, als das des Herrn von Elkhofen. Sie gemahnte mich an das Muttergottesbild in der Frauenkirche. Weil ihr Blick so gar gut und fromm war, konnte ich ihn aushalten, und betrachtete sie ebenfalls unverwandt. Die Dämmerung mag auch Schuld an dieser Herzhaftigkeit gewesen seyn. Nachdem wir lange still gewesen waren, sagte ich mit einiger Verlegenheit: „Es ist mir lieb, Jungfer, daß Ihr heiterer seyd, als heute nach dem Essen.“ — Sie bedachte sich eine Weile, und erwiederte dann: „Warum soll ich nicht heiter seyn? Bin ich doch eine Braut geworden. Des alten Küfnermeisters Sohn soll ich heirathen; der Vater will es so haben. Am Johannistage, meint er, soll der Handstreich vor sich gehen, und die Hochzeit auf Michaelistag.“

Ich wäre beinahe erschrocken. Doch nahm ich mich zusammen und sagte ihr: „So werdet Ihr mir doch eine Bitte gewähren, liebe Jungfer; die sehnlichste, die ich in der Welt habe. Ich habe mich an Euch, als meine Pflegerin gewöhnt; ich könnte schier nicht leben, ohne Euch zu sehen. Da es doch Sitte ist, daß Eheleute Kinder haben, nehmt mich gleich als Euern Sohn in Euers Mannes-Haus. Ich will im Handwerk helfen, so gut ich kann, und wenn Ihr mir nur Wasser und Brod gebt, will ich vergnügter seyn, als wenn ich des Elkhofeners Leibdiener wäre. Ich will Euch vergelten nach meinen Kräften, mit meinem Blut und meinem armen Leben.“

Elisabeth hatte überrascht zugehört, fing an, gutmüthig zu lächeln, und antwortete mit bewegter Stimme: „Du bist eine liebe Einfalt, guter Paul. Du kamst mir manchmal vor mit Deiner Unwissenheit, als seyest Du der Mann aus dem Mond, oder besser, ein Engelskind

das auf die Welt nichts Anderes gebracht hat, als sein treues Herz, und in den Schlacken der Welt diese Unschuld ewiglich bewahret. Was Du aber von mir begehrst, kann nicht seyn, lieber Paul. Mein Herr würde Dich nicht unter sein Dach aufnehmen, weil es sich nicht ziemt. Wir müssen uns eben trennen; da Du jedoch in der Stadt bleibst, wie ich hoffe, so werde ich oft Gelegenheit haben, Dich zu sehen und nach Deinem Wohlseyn zu fragen."

Ich war sehr gekränkt, und nun fiel mir plötzlich wieder der Auftritt auf dem Thurme ein, und die Wahrscheinlichkeit, Eßlingen verlassen zu müssen. Mit diesem Gedanken kamen auch Thränen, und ich sagte der Elisabeth, daß mich mein Schicksal wohl ganz von ihr trennen werde. Sie befragte mich schnell nach der Ursache. Wie konnt' ich sie ihr verhehlen? „Ich habe einen Menschen schier todtgeschlagen," sagte ich schluchzend. Sie schrie auf. Ich erzählte weiter. „Unglücklicher! warum hast Du die That begangen?" Ich gestand, daß der Zorn über eine ihr zugefügte Beleidigung meinen Arm geführt. Sie erschrack heftiger, rang die Hände; der Mond, der durch die Erkerfenster schien, verrieth mir die Zähren der Theilnahme und der Angst, die über ihre Wangen rollten; ehe ich mir's versah, war sie aufgesprungen, hielt meinen Kopf in ihren beiden weichen Händen, und drückte mir mit den Worten: „Du guter, guter Paul!" einen Kuß auf die Stirne. — Das war der erste Kuß, den ich, glaube ich, in meinem Leben empfangen habe. Was ich dabei fühlte, vermag meine alte, zitternde Hand nicht zu schildern, aber es ist selten eine Mondscheinnacht vergangen, in der ich nicht jenes Abends und seiner unendlichen Seligkeit gedacht hätte. — Das Glück hatte mich wie ein Sturm überfallen; trotz dem heitern, beruhigenden Gefühl, das in meine Brust einzog, zitterte ich wie Espenlaub. Meine Arme versuch-

ten zwar den schlanken Leib meiner Freundin zu umfangen, aber meine Hand fing gerade nur noch die Fingerspitzen Elisabeths auf, die sich so scheu als sie vorher zutraulich gewesen war, von mir entfernte, und weit in's Zimmer hinein floh. Ich fühlte dunkel, daß dieses Benehmen in der Ordnung sey; daher folgte ich der Fliehenden nicht, sondern faltete die Hände wie ein Bittender, und sagte zu ihr: „Liebe Jungfer, Ihr habt mir, vielleicht wider Euren Willen, merken lassen, daß Ihr mir gut seyd, und ich bitte Euch um eine Gunst: erlaubt mir, daß ich Euch, so oft wir uns allein und ohne Zeugen wiedersehen, den Mutternamen geben darf, und versprecht mir, mich Euer Kind, Euern lieben Sohn zu nennen. Ich kenne nichts Höheres auf dieser Welt, und glücklicher könnt Ihr mich nicht machen."

Elisabeth kicherte in sich hinein und erwiederte: „Du bist ein großer Sohn für eine Dirne wie ich. Du bist erst vier Jahre jünger als ich. Wie soll ich Deine Mutter seyn?" — Ich sah den Augenblick kommen, wo sie mir mein Begehren abschlagen würde, und verstummte mit einem tiefen Seufzer. Da gewahrte sie, wie betrübt ich sey, und kam auf mich zu, redend: „Ich will Dir keinen Schmerz zufügen, und so sey es denn, wie Du es gewollt. Gebe der Himmel, daß ich Dir einst dienen möge, wie eine Mutter ihrem Sohne. Heute jedoch kann ich Dir als eine getreue Pflegerin den dringenden Rath geben, Dich so schnell als möglich zu entfernen, ehe die Sache, die Du angestellt, ruchbar wird." — Ich fragte wohin? Sie war selbst unschlüssig, und verwies mich auf den morgenden Tag, nach dem alten Sprichwort, daß guter Rath über Nacht komme. Hierauf schieden wir; Lisbeth ging in ihre Kammer; und ich wachte, obgleich müde und schlaftrunken, bis der Rathsherr nach Hause kam. Er war übler Laune, unwirsch und heftig. Als er die Treppe

hinaufstieg, murmelte er mit den Zähnen vor sich: „Was sich nur die Leute einbilden? Der Küfner, der der Gulden so viel hat, als Heu auf seinen Wiesen, und dennoch seinen Sohn so schlecht bedenken will; ich werde nicht der Narr seyn, mein ganzes, schwer erworbenes Gut aus den Händen zu geben, so lange mir noch die Augen offen stehen; ich werde nicht an meiner Tochter gut machen, was der alte Filz an seinem Sohne verdirbt." Kopfschüttelnd und brummend kam er in sein Gemach, wo ich ihm Mantel und Hut abnahm, und seinen Schlaftrunk rüstete. Während dieser Beschäftigung sah er mich einmal steif an, klopfte mir dann auf die Schulter, und sagte: „Wenn nur alle Leute so wären, wie Du, mein Taufsohn. Unser Herr hatte Recht, als er sagte, daß nur Diejenigen in's Himmelreich einziehen sollen, die da werden wie die Kinder. Aber die Welt verschlechtert sich von Tag zu Tage. Die Frömmigkeit, die zu meinen Zeiten regierte, hat sich in eitel Unzucht und Liederlichkeit verwandelt. Nicht die freien Künste, ja nicht einmal mehr die Nachbarschaft des Gotteshauses sind im Stande, die Menschen weiser zu machen. Da hat sich heute das Musikantenvolk auf dem Pfarrthurme geprügelt, daß einer für todt darniederliegt. Ich bin neugierig, wie sich Meister Andreas, der, bis auf die Trinklust, ein wackerer, ruhiger Mann ist, morgen im Verhör rechtfertigen wird. Es ist ein ungeschlachtes Volk, die Pfeifer und ihr Anhang. Schier bereue ich's, daß ich Dich dazu gethan. Du lernst am Ende nichts als Uebles, von Meister und Gesellen. Sollst nicht dabei bleiben.

Er begab sich zur Ruhe, ehe ich noch mit mir ausmachen konnte, ob es gerathener sey, ihm die reine Wahrheit zu sagen, oder sie zu verschweigen. Dem unschuldigsten Menschen muß eine Neigung zur Lüge angeboren seyn, und ich halte dafür, daß wir diesen Hang noch

aus dem Paradiese haben. Ich, für meinen Theil, kämpfte mich die ganze Nacht hindurch müde und matt mit dem Satan, und das Ergebniß jener Kämpfe war dennoch nur, daß ich mit dem frühesten Morgen aus dem Hause lief, ohne Hunolt und Lisbeth zu sehen, und mich nach der Dionysiuskirche begab. Meister Andreas erwartete mich am Thurmthürlein, war blaß und aufgedunsen im Gesicht, was von der Angst seines Herzens und seiner gestrigen Trunkenheit herkam. Er schloß sorgfältig das Pförtchen, und zog mich auf den Kirchhof. Da flüsterte er mir heftig zu: „Der Ingolstädter hat den reinen Teufel im Leibe, und ich wollte schier — Gott verzeih mir die Sünde — der Hallunke wäre dem Tode im Rachen, eher als auf dem Wege zur Besserung. Er will alle Schuld auf Dich allein schieben und der Satansbraten schwört sich am Ende auch vom kleinsten Unrecht los. Hier sind nur zwei Wege: entweder, Du bleibst in der Stadt, und lassest der Herren Gericht über Dich ergehen, oder Du machst Dich auf die Absätze, und pilgerst frisch und fröhlich in die Welt hinein. Zum Letztern rathe ich Dir. Herr Hunolt kann Dich vielleicht vom Galgen retten; was hilft Dir's aber, wenn man Dich auf lange Jahre einsperrt, oder Dir ein paar Finger und die Ohren abhaut, und Dich also aus dem Weichbild schickt?"

„Lieber Finger und Ohren weg," rief ich, „als noch einmal in den Kerker. Ich habe lange genug das Leben darin versucht. Ich kann freilich nicht begreifen, woher die Herren von Eßlingen das Recht haben sollen, mich todt zu machen; aber doch muß es wahr seyn. Wohin soll ich laufen?"

Meister Andreas kratzte sich hinter den Ohren. „Das weiß Gott!" sagte er bedenklich: „Indessen meine ich, ein junger Bursche, wie Du, dürfe nur den Degen zwischen die Zähne nehmen und sich frisch in den Lebens-

strom stürzen. Hast ja gelernt, wie man ein Liedlein zur Zitter singt, und ein Lautenist verdirbt nimmer. Hast Du ein paar Jahre draußen zugebracht, so magst Du immer wiederkehren: der Magistrat von Eßlingen hat ein kurz Gedächtniß, und es laufen jetzo, trotz Reichsregiment und Kammergericht, Leute hier herum, die wohl ärgere Schelmereien angestellt haben, denn Du."

So war es denn ausgesprochen. — Ich sollte fort; ich mußte fort; Lisbeth verlassen, und den wackern Hunolt, und die Stadt, worin ich eigentlich erst in's Leben getreten war. Die Bekümmerniß darob, und die Angst vor dem Kerker, die sich wieder meldete, machten meine Füße schwach. Ich setzte mich auf ein altes, hoch mit Gras bewachsenes Grab, und hätte bitterlich geweint, wenn nicht ein Mann dazu gekommen wäre, vor dem ich mich schämte, wie ein Kind zu heulen. Es war der Pater Quirin; derselbe, der vor ein paar Tagen mit einem Vorrath von Reliquien eingezogen war, womit er einen einträglichen Handel trieb. Ich hatte ihn schon gesehen, wie er auf den Stufen der Dionysiuskirche seine Waaren feilbot. Der Rath von Eßlingen sah ihn zwar nicht gerne, und hätte ihm seinen Handel gelegt; aber der Grund und Boden der Pfarrkirche gehörte dem Domkapitel zu Speyer, und der Bürgermeister hatte dort nichts zu sagen. Quirin war Cisterciensermönch, und nahm sich in der Kutte gar wohl aus, sintemal er von stattlicher Leibesgestalt war, ein doppelt Kinn hatte und feurige Augen, die unter grauen dichten Augenbraunen und Wimpern hervorblitzten wie helle Strahlen. Er kam hastig athmend durch das hohe Gras daher, von der Seite des vergitterten Gewölbes, worinnen die Ueberbleibsel der Todten aufgehäuft waren. Mit der einen Hand hob er seine Kutte in die Höhe, in der andern trug er einen blanken Schädel. Er eilte rasch auf den Meister Andreas zu, und rief ihn an: „Holla! schon

aus dem Stroh, Du alter, nichtsnutziger Landsknecht? **Dominus vobiscum**, meine Brüder. Wie gefällt Dir dieser Fund, Andreas? Ich habe ihn einer Ratte abgejagt, die sich darin geherbergt hatte. Der Herr hat meinen Ausgang gesegnet. **Benedictus sit nomen Domini.** Rathe einmal, welchem Heiligen dieser Kopf gehört hat?"

Andreas verzog sein ängstliches Gesicht in ein verlegenes Lachen, zuckte die Achseln und schüttelte mit dem Kopf. Quirin fuhr fort, in einer rohen Scherzweise, welche deutlich verrieth, daß der hochwürdige Herr bereits am frühesten Morgen seinen Durst gelöscht hatte: „Du bist eben noch so dumm, Andreas, wie einst vor langen Zeiten, als Du in der Lombardei lagst, und ich gerufen wurde, den ruchlosen Trompeter zu bekehren, der dazumal am Fieber auf den Tod lag. **Sancte Bernarde!** wie gottlos warst Du damals, und konntest nicht **pater noster**, nicht **confiteor** mehr!"

Der Stadtmusikant erwiederte mit spöttischem Lächeln: „'s ist viel, Pater Quirin, daß Ihr Eure Gelehrsamkeit beisammen gehalten habt. Ihr wart der stattlichste Feldpater, der jemals einen Reiter absolvirte. Ihr habt das Trinken, Spielen und Malediciren aus dem Grunde verstanden, und was an Zeit Euch übrig blieb, vertändelte mit Euch in süßem Spiel der schmucke Knabe, der mit Euch zog, Euer Vetter hieß, und den alle Reiterregimenter durchaus für ein Mägdlein halten wollten."

„**Tempi passati!**" versetzte der Pfaffe, strich sich aber wohlgefällig das Kinn; „Verläumdung verfolgt immer den Tugendhaften. Mein Philippus war ein eigentlicher Knabe. Bedurfte ich nicht etwa eines Ministranten? Doch lassen wir das bei Seite. Die Zeiten sind schlecht geworden, guter Andreas, und ich muß nun mit meinem kleinen Handel zufrieden seyn, während ich im Felde alles vollauf hatte. In mein Kloster kehre ich

nur im höchsten Nothfall zurück, weil ich glauben darf, daß man meiner dort nicht zum Besten gedenkt. Freiheit war von jeher mein Wahlspruch, und nur dem Pabste bin ich unterthan, so lange der Luther nicht oben sitzt. Der hiesige Rath sitzt voll von Ketzern, und die Bürgerschaft ist bedauerlich angesteckt von dem Wittenberger Uebel. Trotz dem habe ich. guten Handel gemacht. Mein Karren ist hübsch leer geworden. Die Knochen der heiligen Magdalena sind reißend abgegangen; sie helfen gegen den englischen Schweiß; **Probatum est!** Die Weiber waren, wie immer, meine besten Kundleute, und ich hätte noch mehrere Hemden der Maria haben können, ich wäre sie alle losgeworden. Nach den übrigen Festtags-Heiligen wenige Frage. Je gräßlicher die Namen klingen, je lieber kauft das Volk. Was meinst Du zu dem Namen **Sanctus Stymphorax**? Dieser Schädel hat sein gehört; aus jedem Zahn ziehe ich einen Gulden, wohl berechnet, und das ganze **Caput** nehmen mir vielleicht heute noch die Nonnen von Sirnau ab."

Was der Mönch sprach klang mir wie summende Glocke in das Ohr; so wenig ich im Grunde davon begriff, so widerlich schien mir alles, was er sagte. Meister Andreas aber antwortete ihm auf seine Rede mit einem dringenden Warnerton: „Verliert keine Zeit, würdiger Herr. Die Aebtissin sitzt im Bade bei Hall. Dort könnt Ihr den Handel abmachen, und ich glaube, daß ihr wohl thun werdet, so schnell als möglich aus dem Thore zu gehen, weil ich von guter Hand erfahren habe, wie Herr Holdermann Euch aufsuchen läßt, damit Ihr von dem Heiligthum Rechenschaft gebet, welches Ihr an die Bockwirthin verkauft habt, damit sie genese."

„Ganz recht;" versetzte der Mönch so ziemlich frech: „Ich gab ihr eine Masche von dem Netz, worinnen die Jünger einmal nichts gefangen haben; ein seltsamliches

Stück, probat gegen alle böse Fieber, Gicht und Blutsturz. — Ich verkaufte es für drei Pfund Heller, ein wahres Lumpengeld!"

„Und dennoch ist die Wirthin aus dem Bock gestern Abends des Todes verblichen, und der Stadtarzt klagt Euch des Betruges an, weil die Kranke Eurem Heiligthum mehr vertraute als der Arznei."

„So? Ist sie gestorben? Requiescat in profundis. Der Teufel hole den lutherischen Arzt! Die Neuerer verderben uns allen Spaß. Freilich wird's besser seyn, wenn ich mich davon mache, ehe es bös Wetter gibt. Wer aber soll mir meinen Esel treiben, da der Taugenichts mein Jeremias mir davon gelaufen ist, obgleich ich ihn besser hielt, als ein Pfarrherr seine Ancilla?"

„Da bin ich im Stande, Euch einen neuen Jeremias zuzuweisen; diesen jungen Menschen, den ein schiefer Handel wohl geneigt machen möchte, Euch ein gut Stück in die Welt hinein zu folgen."

Meister Andreas zeigte auf mich; der Mönch betrachtete mich aufmerksam von allen Seiten und sagte: „Der Bube sieht unschuldig aus, hat das Schießpulver nicht erfunden, und verräth dennoch ein ziemliches Ingenium. Ich dank Euch, Meister Andreas. Es bleibt doch wahr: Kriegsgefährten halten aus in Noth und Tod. Willst Du mit mir gehen, Du junger Freund? Ich verstehe es, Dich mit der leiblichen Nothdurft zu versehen, und, was das Geistliche betrifft, könntest Du nirgends besser aufgehoben seyn. Vorläufig dispensire ich Dich, so lange Du bei mir bist, und neugierige Mäuler uns nicht angaffen, von allem Fasten. Schlag' ein!"

Was blieb mir übrig, in jener Stunde der Verwirrung? Ich schlug ein, und wollte mir nur bedingen, weil Quirin auf schleunigen Abzug drang, daß ich mich noch einmal in meines Wohlthäters Haus verfügen dürfte,

um von der Tochter wenigstens Abschied zu nehmen. — Meister Andreas setzte sich aber dagegen, brachte mir in Erinnerung, daß, wenn er sein Verhör erst ausgestanden haben würde, keine Hoffnung zur ungehinderten Flucht mehr vorhanden seyn möchte, und stimmte dem Reliquienhändler vollkommen in allen Stücken bei. „Gehe in Gottesnamen," sagte er mit einiger Salbung: „Unter den Flügeln der Kirche ist man aller Wege gut aufgehoben. Wer weiß, welch' ein Glück Dir noch blüht? Magst Du nun bei der ergötzlichen Musica bleiben oder nicht, die Laute mit der Tonsur oder dem Steigbügel vertauschen: wenn unter all' den Heiligenpartikeln, welche dieser Mann Gottes mit sich führt, nur einige zu finden, welche ächter sind als der Kopf des heiligen Stymphorax, so muß es Dir, als ihrem Führer und Wächter, wohlgehen auf Erden."

Es wurde die Abrede genommen, daß ich alsobald die Stadt verlassen, und der Pater Quirin mir später mit dem Reliquien-Esel folgen sollte, den er aus dem Wirthshause zu holen hatte. Ich warf mich mit ausgespannten Armen an die Brust des Zufalls und des Schicksals, und sprang mit schier zugemachten Augen die Gassen entlang, wohlgemuth: daß mein Weg mich nicht an Hunolts Haus vorbeiführte, aber tief im Innersten betrübt, weil ich Lisbeth nicht mehr sehen durfte. Erst als ich an's Mettinger Thor kam, wo ich die Mauern verlassen sollte, die mein Liebstes in ihren Armen behielten, wurde mein Schritt lahm und träge, und meine Augen thaten sich sehnsüchtig auf gegen die zurückbleibende Stadt; aber ein Thränenflor verdunkelte den hellen Blick, und unter Seufzern sang ich die ersten Worten eines Liedes, das ich schon oft von auswandernden Gesellen gehört hatte: „O Eßlingen du schöne Stadt . . . .;" die Stimme brach mir aber, wie ein Herbstfaden zerreißt, als ich auf einer Erdzunge, die

sich weit in den Neckar hinein erstreckt, ein Frauenbild laufen sah, welches ängstlich am Ufer umherspähte, die Hände rang, endlich nach mir herblickte, und mit einem Laute der Freude mir zueilte. Elisabeth war's. Ich fühlte meine Hand von der ihrigen umschlossen, ehe ich noch, von der Ueberraschung bestürzt, meinen Morgengruß gestammelt hatte. Elisabeth rief: „Ach, Du mein guter, guter Paul! Aus welcher Höllenangst erlösest Du mich! Ich sah, wie Du heimlich das Haus verließest; ich fürchtete, daß Du davon gehen möchtest ohne Abschied. Und doch mußte ich Dich noch einmal sehen, Dir die Hand zum Lebewohl reichen. Nachbarn wollten bemerkt haben, daß Du den Weg hieher genommen; ich rannte vor das Thor. Als ich den Wasserspiegel sah — Gott vergebe mir die Sünde — fiel mir's funkenheiß in den Sinn, ein ruchloser Geist möchte über Dich Gewalt gewonnen, und Dich vermocht haben, in dem Neckar Deinen Tod zu suchen. Ich jammerte, rief Deinen Namen, spähte nach Dir aus; aber dem Himmel sey's gedankt, Du stehst ja lebendig vor mir, und ich darf Dir die Hand drücken, Dich nach Deinem Vorhaben fragen, und Dir zurufen: Vergiß mein nicht!"

Ich verschlang das Mädchen, obschon ich kein Wort gesprochen, mit den Augen. Sie war mir in der stillen häuslichen Thätigkeit nie so schön vorgekommen, als heute, da sie vor mir stand mit Blicken und Wangen, die noch vom raschen Laufe funkelten und glühten, mit der rasch athmenden Brust, die nur mühsam Angst- und Freude- beflügelte Worte zu den Lippen heraufsandte. Ich entgegnete ihr, träumend fast, wie vor einem mächtigen Zauberbild, daß ich allerdings im Begriff sey, in die Welt zu gehen, daß ich mich nicht stark genug gefühlt, von ihr Abschied zu nehmen, und daß ich unter dem Schirm eines Geistlichen mein nothdürftiges Glück

zu erringen hoffe. „Darum," schloß ich meinen Bericht, „darum bitte ich Euch, als eine liebe getreue Mutter, mir Euern Segen nicht zu verweigern, und mir zu erlauben, Euch dann und wann, wenn es der Zufall schickt, von meinem Wandel eine Nachricht zukommen zu lassen."

Hierauf entgegnete Elisabeth mit züchtig niedergeschlagenen Augen, und mild lächelnd durch die ängstliche Wehmuth: „Wenn der Segen einer geringen Magd dir frommen kann, mein armer Sohn, so gebe ich ihn Dir von Herzen, und es soll mich freuen, wenn ich Gutes von Dir höre. Nimm dagegen von Deiner Mutter die kleine Gabe an, die sie Dir zu reichen vermag." — Sie steckte mir bei diesen Worten ein Paar kleine Goldstücke in die Hand. — „Ich hätte Dir gerne meine ganze Sparbüchse mitgegeben, aber sie ist so groß und schwer, daß ich sie nicht im Verborgenen aus dem Hause hätte bringen können. Nimm daher, was ich in der Eile herausschütteln konnte. Wenn Dir das Geld nur ein Paar vergnügte Stunden in Deinem Leben zu geben im Stande ist, so hat es große Zinsen getragen. Denn eigentlich gehst Du ja um Meinetwillen von hier, und ich bin es ja, für welche Du leidest."

Ich gab das Geschenk mit gekränktem Gesichte zurück, und da sie die Dukaten nicht mehr annehmen wollte, so war ich keck genug, dieselben in ihr Mieder schlüpfen zu lassen. Wie sie nun blutroth wurde vor Schrecken und Schaam, sagte ich mit einem gewissen Vorwurf zu ihr: „Behaltet Euer Geld; ich kenne ohnehin noch lange nicht den Werth dieser runden, funkelnden Stücke. Pater Quirin sorgt schon für meine Leibesnothdurft, und wenn es wahr ist, daß der Herr, unser Gott, die Lilien auf dem Felde kleidet, so wird er mich armen Knaben auch nicht vergessen. Was soll ich also mit dem Golde, das wie ein Rad durch die Welt läuft? Gebet mir ein Andenken, das mir bleibe; ein Geschenk, das mich durch

seinen Anblick ewig an die freundliche Mutter erinnere, die mir es zugedacht.“

Elisabeth sah noch immer stille vor sich hin auf den Boden, und überlegte. Endlich zog sie zögernd einen breiten Ring von ihrem Finger, den einzigen, den sie besaß und alle Tage getragen. Sie reichte ihn mir, ohne mich anzusehen, und setzte schüchtern die Worte hinzu: „Wenn ich einen Rosenkranz ausnehme, den ich von meiner lieben Mutter erhalten habe, die jetzt im Himmel wohnt, so weiß ich nichts, das mir auf Erden lieber wäre, als dieser Ring, den mir die edle Gräfin von Helfenstein, als sie mich gnädigst aus der Taufe gehoben, zum Pathengeschenk gegeben hat. Ich gebe ihn jetzt Dir zum stetigen Angedenken. Die zwei Worte, die auf den Reif gegraben sind, sollen gut seyn und helfen in Glück und Unglück. Du kannst lesen; lies die Worte daher recht oft: Furchtlos und treu. Bist Du unglücklich, so hoffe und fürchte Dich nicht; geht es Dir wohl, so bleibe treu dem Glauben und der Demuth. Und nun geh' mit Gott, und sieh Dich nicht mehr um nach mir, wie ich es auch nicht thun will. Ich glaube, daß man sich auf solche Weise leichter trennt.“

Ich hielt den Ring so fröhlich in meinen Händen, als wie ich in spätern Jahren den erlauchten Kaiser Karl die lombardische Krone halten sah, und mein Herz jauchzte auf, während meine Augen in Thränen standen und mein Mund zu Elisabeth sagte: „Ihr gebt mir ein Kleinod, das mir theuer ist, welches man jedoch an Eurer Hand vermissen wird.“ — Sie antwortete darauf schnell und kurz gefaßt: „Dem Vater sage ich, daß ich den Ring verloren, und wenn die Gräfin von Helfenstein, die ich im Herbste heimsuchen soll, nach dem Ringe fragt, so sage ich ihr die lautere Wahrheit. Sie ist eine edle, zarte Frau, und wird mich besser begreifen als mein Vater, der nicht einmal wissen darf, wie freundlich mein

Sinn Dir zugewendet ist. Nun aber noch einmal: Geh' Deine Straße fort; der Herr behüte Deine Wege und schenke Dir Glück; denke an mich, aber wenn wir scheiden, sieh Dich nicht um."

Noch einmal sah sie mir in's Auge; ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie noch einmal zu mir sprechen, aber ich hörte keinen Laut mehr von ihr. Denn schnell riß sie ihre Hand aus der meinigen, kehrte sich der Stadt zu, hüllte den Kopf in das Tuch, das um ihre Schultern lag, und eilte, was sie konnte, zu dem Thor hinein. Ich habe ihren Befehl nicht befolgt, sonst hätt' ich das Alles nicht gesehen. Sie war aber nicht gewissenhafter als ich. Innerhalb des ersten Thorbogens wendete sie noch einmal wie ein scheuflüchtiges Reh, den schlanken Hals, das Haupt zu mir, winkte mit der Hand und verschwand, — ich dachte damals, auf ewig. Ich habe viel Tausendmal auf den Holzschnitten zur Bibel die Figur vom Weibe Loth's gesehen, und stünde vielleicht noch, dem zu Salz gewordenen Weibe ähnlich auf der Metringer Straße, wenn mich nicht das abscheuliche Geschrei des Reliquienesels aus meinem Stumpfsinn geweckt, und an meinen neuen Dienst erinnert hätte. — Der Esel kam also daher, ziemlich feist, faul und mühsam den Karren ziehend, worin die Heiligthümer des Paters Quirin lagen. Die Gestalt des Karrens glich ungefähr einem ungeschickt gemachten Sakramentshäuslein, war gelb und roth angestrichen, damit er hübsch von Ferne den Leuten in die Augen fiele; an den vier Ecken desselben hingen in wohlgeschützten Kapseln Freibriefe und Ablaßpatente hernieder, vom heiligen Vater oder irgend einem Cardinal, oder irgend einem Bischof, oder in Ermangelung aller dieser, vom Pater Quirin selbst eigenhändig ausgestellt; die großen goldfarbigen und blutrothen Siegel und Wachsbullen gaben dem Wagen ein schönes Ansehen; doch war der schönste Schmuck dessel-

ben das Fähnlein, welches oben steckte, und worauf vom blauen Grunde das goldene Sündenlamm recht lieblich in der Sonne schillerte. Der Pater saß zu Esel, quer über, wie die Weiber zu reiten pflegen, und spielte nachlässig mit dem einen Ohre seines Thieres, welches zugleich als Fliegenwedel diente. Das andere, — nur auf diesem einen hörte der Esel — stand immer stolz empor gerichtet, und schien mit Freude und Lust auf den Klang der geweihten Schellen zu horchen, die von der Brust und den Flanken des Thieres niederhingen. Ich weiß nicht, warum schon dazumal das eben beschriebene Fuhrwerk mir nicht gefallen wollte. Vielleicht machte mich nur der Umstand, daß ich zu Fuß gehen mußte, während die Reliquien fuhren und der Pater ritt, so verdrießlich. Mir war die Pflicht anheim gefallen, den Esel zu treiben, ihn zu füttern, zu waschen, zu warten, und nebenbei den Pickelhäring zu machen, so oft der Pater im Dorf oder Flecken seinen Markt aufschlug. Das Letztere fiel mir besonders schwer. Ich sollte durch allerlei Possen die Leute heranziehen, und doch war mein Herz voll Gram; ich sollte schnurrige Geschichten erzählen, von dem heiligen Anton z. B. und seinem Schweine, oder wie die heilige Elisabeth vom Teufel besucht wurde; und mein Sinn stand doch nicht weder nach dem heiligen Anton, noch nach der heiligen Elisabeth, sondern nach der irdischen, im Traume wie im Wachen, am Morgen wie am Abend. Wenn ich nun, wie begreiflich, meine Sachen schlecht machte, so zupfte mich der Pater bei den Ohren, oder, was er am liebsten that, verurtheilte mich zum strengsten Fasten. Daneben mußte ich jedoch noch allerlei Zeug treiben: den Schneider machen, wenn sich der Pater ein Loch in die Kutte gerissen hatte, seine Schuhe flicken, während ich baarfuß in Steinen und Sand lief, die saubern Reliquien waschen und reinigen; die der hochwürdige Qui-

rin allabendlich von Anger und Kirchhöfen nach Hause brachte, und endlich alle Tage die wunderlichen Lehren anhören, die mein Brodherr mir gab. Ich wurde bei diesem Leben nicht fett und nicht lustig. Wir fuhren eine lange Zeit in den Dörfern des Remsthales umher, und in den Nestern, die seitwärts auf den Abhängen der Berge liegen. Wir hatten die schlechteste Kost; die meisten Leute waren blutarm geworden, theils von dem Aufruhr her, theils von der Vertreibung des Herzogs Ulrich an, und was sie erzielten, und was sie erzogen, und was ihnen der Vater im Himmel zuwachsen ließ, wurde rein hinweggezehrt von den Knechten des schwäbischen Bundes, die das ganze Land, Neckar auf und Neckar ab, durchzogen, plackten und brandschatzten. Allenthalb herrschte Unzufriedenheit und großes Elend; was die armen Bauern noch besaßen, lüpfte ihnen der Pater Quirin aus dem Säckel. Das Lutherthum hatte in Dorfgemeinden noch wenige Fortschritte gemacht, und wo auch die Männer sich um unsern Handel wenig bekümmerten, so waren doch die Weiber desto tapferer bei der Hand, und stahlen den Männern Scheuer und Beutel aus, um nur einen Zahn der heiligen Aurelia, oder die Zipfelkappe des heiligen Pantaleons, oder ein Spinngewebe aus dem Stall von Bethlehem an sich zu bringen. Quirin hatte immer alle Hände voll zu thun, neue Gegenstände der Andacht, unter den wunderlichsten Namen, herbeizuschaffen; endlich fühlte er sich stark genug, mit seiner Waare den Markt eines Städtleins zu beziehen, und wir fuhren, da unsere Quelle in den Dörfern schon trübe und sparsam floß, gen Schorndorf. Da geschah es, daß zur Nachtzeit, während wir ruhig schliefen, unser ganzer Vorrath an Reliquien von Leuten, die sich entweder vergriffen, oder ihre Habgier befriedigt hatten, gestohlen wurde. Der Pater war außer sich vor Verzweiflung, als er die schreckliche Mähr erfuhr, denn

schon war das Zelt vor der Kirche aufgeschlagen, worunter er seine Waare feilbieten wollte. Das Volk war neugierig und heißhungrig nach Heiligthümern; die Zeit jedoch zu kurz, um nach gewohnter Weise für Ersatz sorgen zu können. Die Wirthin aus unserer Herberge, ein junges leichtfertiges Weib, die so viel innige Freunde zählte, als es überhaupt Männer in Schorndorf gab, lachte laut über die Verlegenheit des Paters, weil das Weib eben nichts auf seine Reliquien hielt. „Ihr gemahnt mich wie ein Fisch auf trockenem Sande;“ sagte sie spöttisch zu dem trauernden Quirin: „die Euch das Wasser der Gnade gestohlen haben, schnitten Euch zugleich den Wein ab; denn, meiner Treu, Euch soll kein Schoppen mehr gereicht werden, bevor ich nicht Geld sehe. Euern Esel habt Ihr gestern zum Nachtimbiß so viel als gänzlich verzehrt, und Ihr erhaltet weiter keinen Bissen von mir, wäre es auch nur, um zu sehen, ob der Himmel in der That einen so frommen Mann im Verderben lassen kann.“ — Quirin wurde sehr zornig, faßte sich jedoch in der Stille, und sagte, wie einem Manne von Kopf immer zur Zeit der Noth die rechten Mittel einfallen, mit vieler Salbung und Begeisterung: „Ihr seyd eine Ketzerin; eine Wittenbergerin, eine Schwester des heidnischen Luthers; aber wahrlich, wahrlich ich sage Euch: es gelte eine Wette und das beste Mittagsessen, und ich bewirke durch ein Wort, daß diese elende Hand voll Heu, die ich hier aus der Krippe meines geduldigen Esels raufe, noch heute, bevor die zwölfte Stunde schlägt, vom Volke angebetet werde, und daß auch Ihr es nicht unterlassen sollt, auf Euern Knieen dazu hin zu rutschen, und also es zu verehren.“

Die Wirthin schlug ihr gewöhnliches, gänsehaftes Gelächter auf, und meinte, es könne dabei bleiben, und sie nehme die Wette an. — Hierauf zog mich der Pater Quirin bei Seite, und sagte mir: „Lerne heute aus mei-

nem Beispiel, wie es wohl erlaubt sey, einen billigen Betrug gegen das Volk vorzunehmen, das in seiner Ketzerei gar zu gerne die Heiligthümer herabgewürdigt, und den Diener der Altäre verachtet sehen möchte. Ergreife die Monstranz, die den Klauen der Diebe entgangen ist, weil ich sie beständig an die Häupten meines Bettes stelle; laß mich diese Handvoll Heu hineinstopfen, und bete mit mir, daß der liebe Gott seinen Segen gebe; dann schreite neben mir durch die Stadt, und rufe, nachdem ich Dir das Heiligthum abgenommen, mit mir vereint aus vollen Leibeskräften, was ich rufen werde."

Ich gehorchte. Wir gingen auf die Straße. Wir waren noch nicht weit gegangen, so nahm der Pfaffe die Monstranz, und ich ergriff statt ihrer eine Schelle. Quirin fing nun an, aus vollem Halse zu rufen: „Herbei, Ihr Gläubigen! Das größte Wunder hat Eure Stadt mit seiner Gegenwart beglückt! Sehet dieses Heu, das schon anderthalb tausend Jahre alt ist, und wovon der Ochse und der Esel im heiligen Stalle gefressen haben, wenige Spannen von dem Heiland entfernt! Kommt heran und knieet vor diesem Heiligthum! Fürchtet Euch nicht, Ihr Gerechten, denn nur das Laster vermag es nicht den Anblick dieser wunderthätigen Reliquie auszuhalten. Kommt her, Alle, die Ihr reinen Sinnes seyd; bleibet aber ferne, Ihr Männer, mit verbrecherischen Vorsätzen, und Ihr Weiber, mit ehebrecherischen Gedanken! Heute ist der Tag erschienen, wo Eure Mitbürger und Mitbürgerinnen Euern wahren Werth erkennen sollen, denn wer nicht rein ist, wagt es nicht zum Heiligthum zu gehen. Und diese Erkenntniß kostet nur wenige Pfennige zu Erlösung armer Seelen im Fegfeuer! Und Ihr werdet gereinigt und geläutert seyn auf immerdar!"

Ich wiederholte Wort für Wort diesen rührenden Aufruf, und schellte dazu, wie zum Sturm. Wir hatten kaum zum Drittenmal den Ruf von uns gegeben, als

schon ein tobender Schweif von Menschen uns nachzog, und uns vor die Kirche begleitete, wo unsere Bude stand. Es ist leicht zu denken, daß die Betschwestern und die steifen frommen Brüder des Städtleins die Ersten waren, die sich herzudrängten, das Heu anzubeten, einen pergamentnen Brief zu küssen, den der Pater vorwies, und worinnen Gott weiß was stand, und endlich gläubig ihre Paar Pfennige zu opfern. Dem Beispiele der Frommen folgten nun auch die andern. Daher wagten sich im Anfange die Ehrbedürftigen, gleichsam in Verzweiflung, zu der Monstranz hinan, und da ihr Gelichter sah, daß sie weder an Kuß noch Opfer starben, so that es ein Gleiches; alle leichtfertigen Gesellen und verbuhlten Mägde zogen in langer Procession herbei, um sich bei dieser Gelegenheit weiß zu brennen, und unter den Allerletzten, auf ihren Knieen rutschend, kam die Wirthin der Herberge. Sie lächelte sauersüß, als Pater Quirin mit der unverschämtesten Seelenruhe ihr die Monstranz zum Kuß hinhielt, und ihr dabei in's Ohr murmelte: „Seht Ihr wohl, dumme Ente, daß die Diener der Kirche noch mehr im Gehirne haben, als Heu und Stroh, wie Eures Gleichen? Zur Strafe müßt Ihr die Monstranz zweimal küssen, vier dicke Pfennige erlegen, und einen Schmaus rüsten der sich gewaschen hat, sonst spiel' ich Euch morgen einen Streich, der den guten Leumund, welchen Ihr heute meinem Heu verdankt, wieder zu Schanden macht."

Die Wirthin that, wie ihr geheißen worden war; sie schenkte uns die Zeche, und wir verließen, leicht an Segen und Heiligthümern, aber schwer an Geld die Stadt. — In der Gegend von Waiblingen fürchtete man sich allgemein vor der Pest, die unglücklicherweise in der benachbarten Herren Länder bedeutend spukte. Pater Quirin, der sich indessen wieder einige Knochenbröseleien zu verschaffen gewußt hatte, bot dieselbe als Ueberreste der

drei seltsamen Heiligen von Endlingen den Gläubigen zur Verehrung dar. Diese Heiligen waren: Sanctus Guntherus, Victorius und Quirinus, die der Bauersmann in seiner kurzen, schlichten Sprache gemeinhin nur Gunter, Vitter und Quitter nannte, oder noch kürzer die drei seltsamen Heiligen. Der Vater versicherte, daß alle Diejenigen, die mit ihren Lippen die besagten Reliquien berühren würden, frei seyn sollten von der Pest, ob sie schon daran krank gelegen oder nur krank zu werden befürchteten. Jeder Kuß kostete wieder ein Paar Batzen und das Geschäft ging recht gut, bis endlich unglücklicher Weise einige der größten Verehrer des Vitter und Quitter von der Pest befallen wurden und daran hinstarben, wie alle Kranken, die den heiligen Knochen ihre Andacht gewidmet. So entstand nun allgemeines Geschrei, und der Obervogt von Waiblingen, ein rascher und strenger Edelmann, nahm die Historie am übelsten auf, ließ den Vater vor sich fordern, und bedrohte ihn für sein fälschlich und abergläubig Vorgeben mit der härtesten Ahndung. Ich zitterte wie ein Kind vor der Ruthe, der Vater aber blieb sich gleich, und antwortete mit dem spitzbübischsten Lächeln, das ich jemals gesehen, dem Vogte: „Ich habe nicht gelogen, edler Herr, da ich sagte, daß Jeder pestfrei seyn sollte, dessen Lippen die heiligen Gebeine berühren würden. Die Esel haben alle nur das Glas geküßt." – Da lächelte auch der Obervogt, halb überrascht und halb verächtlich, schenkte ihm die Strafe, befahl ihm aber, auf der Stelle die Stadt und deren Gebiet zu meiden. — So schüttelten wir den Staub von unsern Füßen, und zogen von dannen; ich, dem Alles neu war in der Welt, nachdenkend und überlegend, der Vater, bald Galle sprühend, bald herzlich lachend über seine Einfälle und die Leichtgläubigkeit seiner Kunden. „Komm, Paule!" sagte er Abends, als wir an einem Kreuzweg hielten und nicht wußten, welche Straße

einzuschlagen sey., „wir haben dem Peter Zwillich (der Bauersname) die Jacken tüchtig ausgebürstet, und mögen uns wohl eine Ruhe von ein Paar Wochen gönnen. Ziehe mit mir an die Jaxt, wo mein Dorf liegt. Ich habe meine Verwandten schon lange nicht gesehen, und will mich ein wenig von den Strapätzen der Reise an ihrem Tisch erholen."

Wir thaten, wie sich der Pater vorgenommen. Wir zogen an die Ufer der Jaxt, und gelangten nach einigen kurzen Tagereisen in das Dorf, welches stolz genug seyn durfte, den Pater Quirin unter seine Söhne zu zählen. Es lag ganz lustig und traulich unter dem Schatten vieler grünen Bäume; die Fruchtfelder liefen am Abhang des Dorfes hernieder; zu ihren Füßen murmelte der Fluß. Die Bauern trieben einen reichen Handel mit Waizen den Strom hinab, und ihre Fruchtwagen gelangten häufig nach der alten Reichsstadt Heilbronn. Viele der Reicheren im Dorfe zinsten nach Heilbronn, andere nach Schwäbischhall; und endlich wieder andere an die Herren von Berlichingen. Das gab den Leuten Gelegenheit, hinauszukommen aus ihrem engen Dorfe, zu hören, was in der Welt vorging, und sich mit Andern ihres Gleichen auf fremden Märkten und Messen, wo sie zusammentrafen, zu besprechen. Das hatte denn zur Folge, daß die Bauern in Jaxtweil viel gescheiter und klüger wurden, aber dafür auch hartnäckiger, hoffärtiger und tumultuarisch. Wir merkten unter Anderm, gleich bei unserm Einzug in das Dorf, wie viel die Wittenberger Glocke dort geschlagen hatte. Eine halbe Stunde von dem Dorf entfernt, hatten die Bauern noch andächtig die Kniee vor unserm Esel gebeugt; zu Jaxtweil rückte nicht einmal der schäbigste Schweinhirt seine schmutzige Kappe vor unsern Pergamenten und Fahnen. Die Männer standen wie die Stöcke am Wege, sperrten die Mäuler auf, oder lachten uns geradezu aus. Die Buben liefen hinter uns drein, und warfen dem

Esel Kletten in die Zotteln seines Schweifes. Kaum daß hin und wieder ein alt Mütterlein hinter den zerbrochenen Scheiben ihrer Fenster ein Kreuz schlug, und sich demüthig vor dem wohlbeleibten Pater verneigte.

„Es ist mir schier wunderbar zu Muthe," sagte dieser mit stutzigem Gesichte zu mir, „wie ich alles so verändert um mich her sehe. Freilich ist das Dorf, das ich wie ein erbärmlich Maulwurfhügelein verließ, zu einer stattlichen Gemeinde herangewachsen; doch glaube ich nicht, daß die Engel hier gebaut haben, sondern der Belzebub mit seinen feurigen Hörnern; so viel Unchristlichkeit riecht meine Nase."

Bei diesen Worten waren wir auf dem Platze des Dörfchens angekommen, und ich entsinne mich noch mit wahrer Wonne des kühligen Lindenschattens, der über den ganzen Platz verbreitet lag, weil über denselben ein ungeheures Blätterdach, von einem vierhundertjährigen Stamme hing. Unser Esel wieherte vor Freuden, und ich trieb ihn hart an den kühlen Baum, während sich der Pater neugierig umsah, und trotz aller Bemühungen das Haus seines Bruders nicht mehr erkennen konnte, welches doch auf dem Lindenplatze stehen sollte. Neugierige Menschen lauschten an jeder Thüre, unter ihnen ein liebliches Mägdlein, mit rosenrothen Backen, und der Schönheit des unschuldigsten Kindes. Der Pater wendete sich an sie, und fragte, nachdem er seinen Segen freigebig ertheilt hatte, nach dem Hause des Michael Hesbacher. Das Mädchen zeigte ihm lächelnd seine wunderschönen Zähne, und antwortete neckisch: „Ihr steht ja gerade davor, hochwürdiger Herr. Der Michael ist mein Vater, und Ihr, wenn ich mich noch recht erinnere, seyd der Ohm, der mich so oft auf seinen Knieen schaukelte, und dem ich alle Heiligenbilder verdanke, die meine Kammer zieren."

In dem Gesicht des Paters schlug eine Flamme rei-

ner Freude auf. Sein Antlitz kam mir zum Erstenmal erträglich vor. Er faßte recht väterlich und zutraulich die Hand des Mädchens, und sagte zu demselben: „Nun so sey der liebe Herrgott mit Dir, Du gutes Treinele; tausend Dank, daß Du mich nach so langen Jahren erkannt hast. Wo ist aber Dein Vater, und die Mutter, und der Bruder?“

„Der Vater wird erst spät zur Nachtzeit von Heilbronn zurückkommen;“ erwiederte Katharina, die Mutter ist zur Kindtaufe bei der Frau Zillerin im nächsten Ort; der Bruder aber ist auf die Wanderschaft getreten als Müllerknecht, und arbeitet, so viel ich weiß, in der Pfalz, an demselben Orte, wo unser Vetter Wolfgang Pfarrer ist. Tretet aber ein in's Haus, bis die Eltern heimkommen, will ich schon sorgen, daß Euch nichts abgeht; nicht Euch, noch dem Esel, noch dem frischen Burschen, der den Esel treibt.“

Wir ließen uns die Einladung nicht zweimal machen, und hielten unsern Einzug in das Haus, das Quirin nicht mehr erkannte. Da hörte er jedoch von Katharina, daß erst vor einem Jahre ein heftiger Brand den größten Theil des Dorfes verzehrt habe, und somit auch sein altes, unscheinbares Vaterhaus, welches der reiche Hesbacher, reich und stattlich, wie sich's gebührte, aufbauen mußte. Die Stuben waren hell und geräumig geworden, und Quirin hatte seine Freude an den bequemen Ställen, die auch mit dem erforderlichen Viehstand angefüllt waren, und auf große Wohlhabenheit schließen ließen. „Der Bruder muß einen Schatz gefunden haben!“ rief der staunende Pater einmal über das anderemal. Treinele schüttelte lächelnd den Kopf und meinte, Arbeit und Sparsamkeit brächten mehr Segen in's Haus, als Fürbitten der Kirche und vollends Schätze des Teufels. Quirin betrachtete sie mit mißbilligendem Gesichte, und antwortete: Dennoch kommt alles von Oben, gutes

Treimele; ich hoffe, mein Kind, daß Du wenigstens nicht von dem Geiste des Antichrists angesteckt bist, der hier zu spuken scheint."

„Ich weiß nicht, was Ihr meint, Ohm;" antwortete das Mädchen unbefangen; „was uns der Pfarrer lehrt, das treiben wir. Und der Pfarrer ist ein gescheidter Mann, dem ich gerne zuhöre. Er wohnt in unserm Hause, weil sein Pfarrhaus noch nicht wieder aufgebaut wurde. Der Vater, der sonst die Klosterherren nicht leiden mag, ist sehr wohl mit dem guten Augustiner zufrieden, wie wir alle im Hause, die Mutter ausgenommen, die im Stillen über unsere Sünden seufzt, wie sie es nennt."

„Das heißt mit andern, kürzern Worten; Ihr habt Euch sammt und sonders, Pfarrer und Gemeinde, dem Wittenberger Unfug ergeben, und nur meine brave Schwägerin, die fromme Gertraude, hat sich am Alten festgeklammert;" polterte der Pater Quirin: „Aber ich sage Euch, daß haushohes Unglück über Euch hereinbrechen wird, wenn Ihr fest bei der Teufelssache beharrt. Ich merke wohl, daß ich zur rechten Zeit gekommen bin, um Euch armen, verblendeten Menschen den Kopf zurecht zu setzen, und der Himmel wird meine Bemühungen segnen."

„Das haltet wie Ihr wollt;" antwortete Katharine ruhig: „macht das mit dem Pfarrherrn aus, nur versucht es nicht mit dem Vater. Er ist hartnäckig auf seinem neuen Glauben; gelingt es Euch jedoch, den Pfarrer in einen andern Sattel zu bringen, so sattelt auch der Vater mit um. Mir kann's recht seyn; so wie so."

„Laßt mich nur an den Pfarrherrn kommen;" drohte Quirin: „ich habe schon türkische Heiden bekehrt, meine Stimme wird auch einem rebellischen Augustiner gegenüber nicht die Stimme in der Wüste seyn."

Quirin hatte gerade seine Rede beendigt, und machte dazu ein tapferes Gesicht, als ob er den Luther in Person herausfordern wollte. Da öffnete sich die Thüre gegenüber und eine lange hagere Figur in einem schwarzen Priesterrocke, mit dem blassesten Gesicht, das mir jemals vorgekommen ist, schwebte langsam in die Stube ein, wie ein Geist. Zwei Männer kamen mit herein; ein rüstiger Vierziger, ebenfalls im geistlichen Gewand, mit rothem Gesicht und stark geschwollener Stirnader, trutzig wie ein aufgeblasener Hahn; der andere vierschrötig und hoch von Statur, ein schlichter Landmann, mit glatt herabhängenden Haaren, scharfen Zügen und tief liegenden Augen voll Melancholie. Pater Quirin starrte die Eintretenden überrascht an; Treinele zupfte ihn aber an der Kutte und flüsterte ihm zu: Jener sey eben der Pfarrherr, von dem Sie gesprochen; der Zweite ein ehemaliger Leutpriester von Heilbronn, der aber jetzt das Amt eines auf dem Lande wandernden Schulmeisters verrichte, und der Dritte ein Bauer aus Franken, der sich schon seit einiger Zeit in der Gegend aufhalte, unstät und heimlich thue, und von dessen Herkommen und Lebenslauf noch nicht das Geringste verlautet habe.

Die drei Geistlichen begrüßten sich auf eine seltsame Weise. Pater Quirin brummte einige lateinische Worte in den Bart, und stand den Herren so verstockt und verlegen gegenüber, als er vorhin wüst und rauferisch gethan. Der Schulmeister erwiederte nur mit einem barschen Kopfnicken den hingeplapperten lateinischen Gruß, drehte sich dann auf dem Absatz um, und lief zum Fenster, aus welchem er in das Freie schaute, gerade als könne er den Pater nicht mit seinen Augen ansehen. Der Pfarrer dagegen schlürfte gerade auf Quirin los, reichte ihm die Hand und sagte zu ihm mit gespensterhafter, dumpfer Stimme: „Thu' dieses Kleid von Dir, mein Bruder in Christo! wenn sie auch weiß ist diese

Kutte, wie die Farbe der Unschuld und der Lilien, so ist dieses doch nur ein Blendwerk des Satans, der niemals ruhen kann, wo er einen Halbgerechten weiß. Denn ganz gerecht sind wir alle nicht, mein Bruder; nur der Herr im Himmel und sein Sohn, welcher der Sündenschlange den Kopf zertrat, sind blank in ihrer Gerechtigkeit, wie die Engel in ihrem himmlischen Glanze. Höre auf, an den Mann in Rom zu glauben, der sich einen Vater der Kirche nennt, und einen Statthalter des Heilandes, welcher doch nichts von ihm weiß. Laß ab von den Regeln Deines Ordens, die der Antichrist gemacht hat, weil er die Menschen haßt, und begehrt, daß sie allein seyen. Es werden Zeichen und Wunder geschehen, mein Bruder, und alle Klöster werden verlassen seyn, wie man die Höhle des Löwen fürchtet, der allwärts umhergeht, zu suchen, wen er verschlinge. Ich war auch verblendet, mein Bruder; auch ich habe mich todt gemacht für die Welt, um einst zu leben im Himmel; habe gefastet und die Geißel geschwungen, und habe mich siech gemacht, um dem barmherzigen Vater zu gefallen. Als ich jedoch eingesehen, daß ich in meiner Verirrung ärger gesündigt, als wenn ich geraubt und gestohlen hätte, so ließ ich die Zelle hinter mir, und las das Wort Gottes, wie der Mann Luther es ausgelegt, und warf alle Zeichen eines Klosterbruders von mir, bis auf diesen schwarzen Rock, den ich anbehielt, weil er die Farbe der Trauer trägt, und es an der Zeit ist, Buße zu thun, mein Bruder!"

Ich war noch viel zu unbekannt in der Welt, um von dem Streit, der sich dazumal zwischen den Dienern der Kirche erhob, etwas Genügendes zu verstehen. Indessen verrieth mir doch ein Blick auf meines Vaters Gesicht, daß er wenig erbaut war von der Art, wie ihn der Pfarrer empfing, und von dessen Ansichten. Ich verließ die Herren, die bald in ziemlich lebhaften Wort-

wechsel geriethen, und folgte dem artigen Treinele, das mir in der Unterstube eine Schüssel voll kühler Milch vorsetzte, nahe bei mir mit ihrer Kunkel Platz nahm, und mich neugierig, wie ein Landmädchen ist, über jeden Schritt und Tritt ausfragte, den wir bis hieher gemacht. Die Nähe des Mädchens war mir angenehm; Treinele war fast so hübsch, wie Elisabeth, und ich hatte weit mehr Muth; mit ihr zu reden, als mit der ernsthafteren Tochter Hunolt's. Wenn ich mir dann und wann in meinem Leben gewünscht habe, eine Schwester zu besitzen, so bildete ich mir immer das gute Treinele Hesbacher dabei ein. Ich hätte keine bessere Freundin gefunden, der ich mit größerer Liebe und Vertraulichkeit Alles hätte sagen mögen, was mein Herz beschwerte; und die Folge hat bewährt, daß sie treu war wie Gold, und zuverlässigen Muths, wie selten eine Dirne vom Lande, oder eine Jungfer aus der Stadt. — Ich war offenherzig gegen sie, wie ich es überhaupt nie anders gegen sie gewesen bin, und sie konnte mich von der Stund' an wohl leiden. Daher gestand sie mir auch, daß sie zwar den Ohm Quirin von Herzen liebe, wie einen ächten Vaterbruder, aber dennoch befürchte, daß es mit ihm viel Rumor im Haus geben möchte, wenn Michael, der Vater heimkäme, und der junge Heiner, der Sohn des alten Schulzen, der, wie ich bald errieth, der Schatz des Mägdleins war. Darüber kam die Mutter heim: ein dickes, wohlgenährtes Weib, mit vielem bunten Kram auf der Haube, am Mieder und an den Röcken. Sie kam von der Kindtaufe zurück, und schwenkte in der einen Hand einen mächtigen Rosenkranz, während sie in der andern den leeren Zwerchsack hielt, worin sie die Geschenke zum Kindsmahl getragen hatte. — Das Weib war fröhlich von dem vielgenossenen Wein; sie trank den Wein gern, und ist nicht selten mit einem kleinen Rausch gesehen worden. Sie vernahm mit viel Freude, daß der Schwager Quirin an=

gekommen war. „Ein größeres Heil kann diesem Hause nicht widerfahren! Wenn der Erzengel einzieht, muß doch einmal der Belial von dannen fliegen. Es geht ja ärger zu, als zu der Zeit des heiligen Jonas. Wo ich herkomme, ist noch eitel Frömmigkeit; hier jedoch ist eitel Heidenthum. Aber es wird zum Schrecken aller Sünder sich anders wenden: ich habe heut' für sicher gehört, daß der Kaiser und der heilige Vater zu Rom geschworen haben, nicht eher aufzuhören, als bis die Ketzerei ausgerottet ist mit Stumpf und Stiel. Wenn alsdann mein grober Michel noch am Leben bleibt, so hat er es bloß dem Schwager zu verdanken, der beim Pabst in großen Ehren steht, und nach so vielen Jahren in's Haus kommt wie ein Storch, der das Glück in seinem Schnabel trägt."

Sie rannte hinauf, um den Vater zu begrüßen; ich sah, wie der Pfarrer und der Schulmeister neben ihr vorbei gingen, und wie sie grimmig den Kopf wegwendete, ohne die Herren zu grüßen, die ihr wie Dornen in die Augen stachen. Während sie nun den Pater überfiel, welchen Treinele hinter einen mit Wein und Speisen reichlich besetzten Tisch gepflanzt hatte, — die beiden andern geistlichen Herren spazierten unter den Linden — kam der Bauersmann herunter, der den Pfarrherrn begleitet, und setzte sich mir gegenüber an den Tisch, schaute mich manchmal scharf unter den Wimpern hervor an, und trommelte auf der eichenen Tafel, wie ein ungeduldiger Mensch, der nicht recht weiß wie er eine Zwiesprache anfangen will, wozu er doch Lust hat. Endlich rückte er die graue Filzkappe nach dem rechten Ohre zu, schob sich die herunterhängenden Haare aus der Stirne, strich sie hinter den Ohren, stützte beide Ellenbogen auf den Tisch, beide Fäuste unter das Kinn und fragte: „Wo kommt Ihr her, und was treibt Ihr?"

Ich erzählte ihm, freimüthig und wahr, was er zu

wissen begehrte. Er fuhr fort: „Seyd Ihr nicht durch Franken gezogen?"

Nein."

„Habt Ihr das Remsthal durchwandert?"

„Wie Ihr schon gehört habt."

„Seyd Ihr nicht am Bodensee gewesen?"

„Ich kenne das nicht."

„Was machen die Bauern im württembergischen Land?"

„Sie beten, arbeiten und zahlen ihre Steuern."

„Die aus dem Remsthal waren wackere Bursche; sie wollten frei seyn; aber das Ende war schlecht, wie gut auch der Anfang gewesen; sie haben nicht mit Gott angefangen. Ein andermal sollte es nicht so still zu Ende gehen. Es wäre wohl an der Zeit, daß die Herren kennen lernten, wie es den armen Leuten um das Herz ist. Die Obrigkeit muß verbessert werden; im Geistlichen steckt's nicht allein; die weltlichen Herren sind eben so schlimm wie die Andern; es muß besser werden; Gott hat's selbst gesagt. Es sind den Leuten nicht umsonst vor ein Paar Jahren Kreuzlein vom Himmel auf ihre Kleider gefallen; es gibt allenthalben Erdbeben, Hagelschlag und Pest; es sind die abscheulichsten Mißgeburten zur Welt gebracht worden. Das sind Zeichen und Wunder, die der Himmel thut, um die Menschen zu ermahnen. Aber die Herren horchen nicht auf den Himmel, und wenn noch tausend Sterne mit feurigen Schwänzen an demselben herumreiten, wie die Zornruthen des jüngsten Gerichts. Die Fürsten werden der Plackerei nicht satt, und die armen Leute des Elends nicht leer. Der liebe Gott wird's fügen, denke ich. Einen schweren Kampf wird's kosten, aber aus dem Kampfe geht das himmlische Jerusalem hervor, welches uns vom Herrn versprochen ist, und der Herr ist getreu und hält den Bund, den er mit dem guten Christen gemacht."

Während dieser langen Rede, von deren Sinn ich wenig verstand, bewegte sich der Bauer auf die wunderlichste Weise; schlug bald die Augen auf gen den Himmel, wie der Prophet Ezechiel auf dem Altarblatt zu Urach, und kehrte bald den Blick dergestalt in sich, daß ich nur das Weiße in seinen Augen sah, und fürchtete, er würde in einer Ohnmacht dahin sinken. Nachdem er geendet, verschränkte er die Arme, sah mich lange an, und reichte mir dann die Hand. „Schlag ein;" sagte er: „Du bist ein tüchtiger Geselle, und ein unschuldig Blut, wie ein Kämpfer für Gottes Sache es seyn soll. Es wird, so Gott will, bald die Stunde schlagen, wo eine Gewalt aufsteht, der alle Gewalt der Erde nicht zu widerstreben vermag. Versprich mir, dazu zu halten, wie ein treuer, wackerer Bruder, und der Aufforderung nicht auszuweichen, die an alle ehrliche Leute im deutschen Reiche und in der Welt ergehen wird...."

„Ich verstehe Euch nicht," antwortete ich redlich, gab ihm jedoch die Hand hin, die er fest drückte und schüttelte, und war recht zufrieden, als sich Leute vor der Thüre hören ließen, weil ich Angst hatte, es stehe mit dem guten Mann im Kopfe nicht richtig, und es möchte ihm eins oder das andere Schlimme zustoßen, während er mit mir allein war.

Der Herr des Hauses war es, der gerade heim kam; ein derbes, ungeheures Mannsstück, wie ich vor dem noch nie eins gesehen. Seine Haare waren gekraust, und zeugten von einem unruhigen und starren Gemüth. Seine Schultern waren breit, und er ging aufrecht, als wie ein Leu im Wappen mit pausenden Backen, wie weiland Herr Bischof Kuno von Falkenstein gehabt haben soll. Seine Augen grau und groß, schienen beständig roth unterlaufen, und aus dem ganzen Wesen seiner Gestalt, wie aus den breiten Händen, die gewiß festhielten, was sie einmal gepackt hatten, sprach eine

gewisse blutgierige Entschlossenheit, die um die Mittel zu ihrem Zweck niemals faul und verlegen ist. Die beiden Leute, so mit ihm kamen, schienen einerlei Schlags mit ihm zu seyn. Der Eine war darum auch sein Sohn: Rudolph der Müllerknecht, der plötzlich nach Hause gekommen war, zur Verwunderung seiner Angehörigen; der Andere war Heiner, des alten Schulzen Sohn, und Treinele's Hochzeiter. Was der alte Michel für Augen machte, als er seinen Bruder Quirin zu Gesicht bekam! Er betrachtete ihn eine Weile von Kopf bis zu den Füßen, und man wußte nicht recht, ob er jetzo schmälen oder lachen würde. Endlich geschah das Letztere. Er drehte seinen Bruder, ihn bei den Schultern fassend, sechs oder siebenmal im Kreise herum: sagte hierauf mit gutmüthigem Spott: „Bist ein recht dick Pfäfflein geworden, hast Dich wacker ausgefüttert am himmlischen Futterkasten." Und schüttelte dann treuherzig des Paters schwammigte Hand mit der seinigen, die rauh und abgehärtet war von den Arbeiten des Feldes. Rudolph, der ein düsterer, verschlossener Mensch war, gab dem Ohm ebenfalls den Handschlag, und streckte sich dann auf die Ofenbank, so daß man gemeint hätte, der Geselle könne kein Wasser trüben. Wir erfuhren's aber bald anders. Heiner hatte sich zu Treinele in die Flur gesetzt, und schäkerte auf eine ziemlich derbe Weise mit ihr, hatte ihr auch ein hübsches Miederband von dem Markte zu Heilbronn mitgebracht.

Als nun Michael Hesbacher sich mit ein Paar tüchtigen Zügen Weins gelabt hatte, rückte er an den Bruder, und nachdem er ihm ein Langes und Breites über seine Fahrten und meine Herkunft befragt hatte, so fuhr er ungefähr in folgenden merkwürdigen Worten fort: „Ich mag Dich wohl in meinem Hause leiden, Bruder Christoph. Nur erwarte nicht, daß Du Dich hier füttern dürfest, wie ein Dachs oder ein Hamster. Die Zeit ist

viel zu betrübt für den Müßiggang. Darum laß die Alfänzereien vom Kloster und von dem Reliquienhandel bei Seiten. Vergiß den Namen Quirin, und nenne Dich Stoffel, wie zuvor. Zieh' die Mummerei aus, und trage Dich wie unser einer, wenn Du nicht den evangelischen Priesterrock anziehen willst. Du triffst uns gerade in einer gährenden Zeit an; wir, wie wir im deutschen Reich zusammen auf Dörfern und Flecken leben, wir Bauern, die doch einmal der Kern deutscher Nation sind, wir schreien allenthalben nach Recht, und allenthalben verweigert man uns das Recht. Darum werden wir's zu finden wissen, auch ohne die Erlaubniß unserer gestrengen Herren; und die Zeit ist nah, wo wir den Herren spielen werden. Es haben sich schon viel Tausende im Lande zusammengethan, und sich vorgenommen, die Faust zu brauchen. Es bedarf nur eines Winkes, und Alles bricht los. Wähle Du also das Sicherste. Denke nicht mehr an das Kloster; denn wahrlich, es sollen alle Klöster verbrannt werden. Halte zu uns, und die ewige Freiheit, wornach wir streben, wird Dich glücklicher machen, als der verdammte sündhafte Pfaffenzwang."

Quirin traute seinen Ohren und seinen Augen nicht; aber ich merkte bald, daß seinem Muthe gar nicht zu trauen war. Die Prahlerei, deren er sich vorhin beflissen, ging vor der Heftigkeit seines Bruders schnell zu Grunde. Er erwiederte demselben kein unschönes Wort, faltete jedoch die Hände, machte ein sehr betrübtes und sehr zerknirschtes Gesicht, und entgegnete demüthig und leise: „Des Herrn Wille geschehe. Du prophezeist uns eine traurige und centnerschwere Zeit, und ich kann nicht glauben, daß der Himmel solchem Bemühen den Segen schenken werde. Indessen will ich gerne unter Deinem Dache den Sturm abwarten und mich leidentlich verhalten. Kommt dann Zeit, so kommt auch Rath."

Michael lachte. „Du bist noch immer der Alte,"

sagte er spottend: „Wenn wir Buben auf den Apfeldiebstahl ausgingen, war ich es immer, der auf die Bäume klettern mußte. Gelang der Streich, so fraßest Du die Früchte weg, ehe ich zu Boden kam; schlug das Ding fehl, so warst Du schon im Blitz über alle Zäune, und ich hatte die Prügel für mein Wagniß und meine Gutmüthigkeit. Sey es denn also auch noch heute wie damals. Ich liebe die Geheimnisse im Hause nicht. Du wirst Alles erfahren, was hier vorgeht, und Dein Gefährte auch, der aussieht wie ein treuer Bursche. Doch hüte Dich, nur das Geringste aus der Schule zu schwatzen; so viel Bauern in der Gemeinde, so viel Aufsichter sind Dir gestellt, und es kömmt uns wenig darauf an, zum Besten des Ganzen eine Seele von der Welt zu schuppen, wär's auch die eines Pfaffen."

So war denn mit Einemmale der Pater wider Willen in das Geheimniß eines Bundes eingeweiht worden, der sich dazumal wie ein Netz über das ganze Reich verbreitet hatte, und dessen Vorspiel der glücklich gedämpfte Aufruhr des armen Konrad und der Bauern am Bodensee gewesen war. In Jaxtweil, und zwar im Hause des alten Hesbacher, war der Heerd einer bedeutenden Empörung aufgerichtet. Der Pfarrer Velberger, der Priester und fahrende Schulmeister Eisenhut und Hesbacher selbst standen an der Spitze des Geheimen Bündnisses. In ihrer Nähe hielt sich seit kurzer Zeit der Bauersmann auf, von dem ich früher schon geredet, und der nur schlechtweg Thomas genannt wurde. Sein Geschlechtsname war jedoch Münzer, und ist nachhero recht traurig berühmt geworden. Der Mann hatte um eines bösen Handels willen und als ein überspannter Kopf sein Vaterland und Franken verlassen müssen, und trieb sich als Kundschafter, Horcher und Schürer in ganz Deutschland umher, in die Kleider eines schlichten Landmanns vermummt, und bäurisch redend und handelnd obschon er

ein Studirter war, und, wenn ich's recht erfahren habe, das Magisterdiplom erworben hatte. Er blieb nur noch wenige Tage in unserm Hause, und war plötzlich so schnell verschwunden als er gekommen war, worauf er späterhin im Thüringerland wieder auftauchte, und die Trommel rührte zum Aufstand. Vor seiner Abreise jedoch hatte eine größere Versammlung in Hesbachers Hause statt, zu welchem Convent auch außer den schon genannten Leuten mehrere Andere gezogen wurden, von denen ich nur den Pfarrer Wolfgang Kirschenbeißer von Frickenhofen und den entschlossenen Bauern-Anführer Hasenstephan nennen will, benebst einem gewissen Heinrich Hesbacher, vom Rathe zu Heilbronn, und ein Vetter unseres Wirths zu Jaxtweil. Das Convent war sehr lärmend und unruhig. Die einen begehrten, der Krieg solle losgehen, gleich nach dem Apfelherbst, wohin wir nur noch wenige Tage hatten; Andere schlugen vor, daß man warte, bis der Wein unter Dach gebracht sey, und viele Andere wollten die heilige Zeit im Advent hingehen lassen, ohne sie mit Blut und Brand zu verunreinigen. Hesbacher, der Bauer, wurde ungeduldig wie der Teufel. „Ihr seyd lahme Hunde!“ sagte er, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug: „werdet warten und warten, und schlafen und schnarchen, bis Euch der schwäbische Bund über den Nacken kommen wird.“

„Wo ist der schwäbische Bund?“ rief der heftige Eisenhut dagegen: „der hat schon längst ein Bein gebrochen, ist auf dem andern lahm, und liegt bei Göppingen im Sauerbrunnen!“

„Wenn wir kommen, müssen die Bundessöldner davon laufen, bis weit über die Alb, und mit unsern Gräfleins Hohenloh, Schenk und Löwenstein, werden wir allein fertig!“ setzte Heiner mit Glut im Auge hinzu.

„Ich bin für den Aufschub;“ sprach der Rathsherr von Heilbronn: „es bedarf der Zeit, um unter unsern Bürgern den Zunder recht anzublasen; s'ist faules Volk, verschwacht

und verkrüppelt hinter der Schneiderbank oder der zünftigen Lade. Man muß ihm bis auf die Knochen brennen, wenn es aufstehen soll."

Die Rede des Rathsherrn beruhigte gar sehr den Feuereifer des Hesbacher und seiner Anhänger, weil die ganze Bauernsippschaft, trotz dem Schwindel von Freiheit und Gleichheit, worinnen sie schwammen, eine abgöttische Verehrung vor dem Rathsherrn hegte, und sich Glück wünschte, einen Vetter zu haben, der im Magistrate der Reichsstadt sitzen durfte, zu jedem Brod- und Fleisch-Aufschlag seine Stimme zu geben hatte, und befähigt gewesen wäre, Bürgermeister zu werden, wenn ihn nicht sein lockerer Lebenswandel und seine vielen Schulden von jeder Wahl an und für sich ausgeschlossen hätten. Jedes Wort, das er sprach, wurde wie ein Evangelium vernommen, und nur der ungeschlachte Hasenstephan, der lieber schon heute statt morgen todtgeschlagen und gelenkt hätte, hielt ihm Widerpart. „Was Herbst, was Advent!" schrie er wie ein Besessener: „es ist nie früh genug, die Brut vom Erdboden zu schaffen, die uns behandelt wie die Hunde. Warum sollen die Klosterbäuche noch ihr Martini- und Weihnachtmahl halten? Warum soll der Bauer seine Hühner und Gänse noch dem gefräßigen Volke in's Maul schieben? Strick um den Hals, und zugeschnürt, Eins, Zwei, Drei. Stimmt geschwinde ab, Ihr Herren, ich habe weit nach Hause, und fünfzig Gemeinden warten auf Euern Bescheid; können's kaum erwarten, die Vögte todt zu schlagen, und die Nonnenklöster heimzusuchen."

Der Pfarrer Kirschenbeißer, ein wüthender Mensch, der alle Sakramente und göttlichen Gebote mit Füßen trat, war im Ganzen derselben Meinung, und bezeichnete, im rohen Spaß, bereits ein Kloster, dessen Jungfrauen er zum nächsten Markt zu führen gedenke, an einander gekoppelt und gebunden, wie eine Meute von Rüden. Der blasse schwärmerische Velberger bestritt des tollen

Pfaffen Willen, und sprach Worte der Versöhnung und der Ermahnung in die aufgeregte Versammlung. Die Rohesten hätten ihn jedoch überschrieen, wenn sich nicht Müntzer plötzlich auf den Tisch geschwungen hätte, um mit der feurigsten Beredsamkeit des Rathsherrn und der Gemäßigtern Partei zu nehmen. Er bewies sonnenklar, daß nur dann das Bündniß zum Guten ausschlagen könne, wenn Alle für Einen ständen, und das Gewitter mit einem Male von allen Seiten zugleich losbräche. Er schloß seine Rede mit folgenden Worten: „Es ist ja zu errathen, Brüder im Heiland, daß die Wenigen den Vielen unterliegen müssen. Wäret Ihr fünfhundert, ja fünftausend auf dem Platz, so würdet Ihr den vierzehntausend des Georgenbundes nicht die Spitze bieten. Aber ich verpflichte mich, hunderttausend Bauern in das Feld zu jagen, wenn mir die Zeit dazu gelassen wird. Ich will eilen durch das Land, wie ein eifriger, rastloser Pilgrim, und in der kürzesten Frist das Aufgebot vollenden. Besorget Ihr indessen, daß auch die Eurigen, Freunde, Bekannte, Verwandte und Knechte, zur rechten Zeit benachrichtigt werden. Mit Gottes Hülfe soll dann ein Heer aufstehen, deßgleichen die Welt noch nie gesehen, und vor dem der römische Kaiser auf seinem Stuhl wird zittern müssen, sammt seinem Helfer, dem Pabst, seinen Herzogen, Grafen und Obervögten."

„So sey es denn, in des Herrn und seiner Heerschaaren Namen!" rief Eisenhut, obgleich seine Ueberzeugung nicht vollkommen war: „der Magister schicke uns einen Brief, damit wir wissen, wann die Glocken zusammenschlagen sollen. Die Bauerschaft soll dann auf dem Platze seyn, mit Waffen und Wehr, und das Herz voll von Begier nach Rache, Sieg und Freiheit!"

Der Beschluß ging vermittelst der Abstimmung der Anwesenden durch, zur selben Zeit kam auch Rudolph wieder an, der als ein heimlicher Kunschafter die Pfalz,

das Kreichgau, die Schenkischen und die Oehringischen Gemeinden, die Stadt Hall und mehrere württembergische Vogteien durchstreift hatte. Denn er war ein schlimmer Vogel, von Aussehen ziemlich einfältig, grob von Manieren, aber verschlagen und listig, auch giftig dabei, wie eine tückische Blindschleiche. Ich habe mir nie erklären können, wie denn doch ein Mägdlein, wie Treinele, an einen solchen Bruder gekommen war, und es hat mir geschienen, als ob sein Handwerk, das viel Disteln und Trachten erfordert, zumal in den langen Nächten, wo der Mühlknapp wachen muß, und nichts hört, als das Geklapper des Rades und das Geschrei des Kauzes auf dem Dach, daran Schuld gewesen sey. Ich habe wahrlich in meinem Leben keinen Müller gefunden, der aufrichtigen Herzens gewesen wäre, und, wie ihnen die Haare und Augenbraunen voll gestohlenen Mehls hängen, so hängt ihnen das Gehirn voll von Grillen, Käfern und tückischen Schwänken. Summa: sie taugen eben nicht viel, und die Bäcker ebēn so wenig, weil sie für schweres Geld leichtes Brod und schlechtes noch obendrein geben. Treinele war dagegen eine gute Bäckerin, und das Brod wie die Kuchen, so ihre liebe Hand bereitete, schmeckten mir gar trefflich, und lange Zeit hindurch, bis der Winter einbrach, und die entsetzliche Zeit anging, von der ich binnen Kurzem reden werde. — Der Rudolph war also angekommen, und brachte viel Vorrath an Schriften und mündlichen Einwilligungen mit, die ihm aller Orten von der Bauersame mitgegeben worden. Deß war großer Jubel; die Verschworenen drückten sich die Hände, und gingen, ein Jeder, wohin ihn, wie er meinte, der Himmel berief. Kurze Zeit nachdem des Hesbachers Haus rein geworden, kam ein anderer ungebetener Gast in dasselbe: der blasse Tod nämlich, der den Pater Quirin, so zu sagen über Nacht wegholte, nachdem er zuvor das Martinsfest gar lustig

gefeiert, und, wie ich glaube, zwei Gänse, er allein, verzehrt hatte. Als er auf dem Todtbette lag und kein Mensch ihm mehr helfen konnte, und sein Bruder Michael hinweggegangen war, erzürnt, weil er den Trost des evangelisch-gesinnten Velberger von der Hand gewiesen hatte, rief mich Quirin zu sich. Niemand war zugegen, als die heulende Gertraud, die am Fuß des Bettes kniete, und Gebet auf Gebet murmelte. Treinele war hinweggegangen, um frische Milch zu holen, wornach den Kranken in seinem letzten Durste sehnlichst verlangte. Quirin winkte mir, mein Ohr an seinen nach Luft schnappenden Mund zu legen, und sagte mir mit vieler Beschwerde, und langen Zwischenräumen: „Du sollst mein Erbe seyn, und nicht der Ketzer Michael. Ich habe mein Bischen auf der Wiese verscharrt, die hinten an den Garten stößt, und den Platz mit einem Steine bezeichnet, den ich fest in den aufgelockerten Rasen gestampft, und worauf ich mit Kalk ein schiefes Kreuz gepinselt habe. Nimm Dir bei Gelegenheit den kleinen Nothpfennig, den ich mir für meine alten Tage zurecht gelegt habe. Fliehe aber alsdann aus der heidnischen Nähe meines Bruders und seines Gelichters; gib den vermaledeiten bäuerischen Bundschuh bei der Obrigkeit an, und stifte mir ein paar hundert Seelenmessen, auf daß mir Gott vergebe, was mir dann und wann in meinem Handel widerfahren seyn mag, so wie, daß ich hier, gleichsam auf babylonischer Erde, ohne letzte Oelung und Absolution dahin fahren muß."

Er hatte kaum ausgeredet, so verging ihm das Reden schon gänzlich; die Milch, welche Treinele brachte, benetzte seine todten Lippen nicht mehr; er war eingegangen in das Freudenreich, denn ich will nicht glauben, das er in das finstere verwiesen worden ist: der heilige Stymphorax wird schon für ihn gebeten haben. — Ich lüge nicht, wenn ich beschwöre, daß mir es war, als ob

mein bester Freund dahin geschieden wäre. Der Vater hatte mich ja aus einer Gefahr gerettet, die meinem Halse drohte: er hatte mich erhalten, und ich that doch so wenig für ihn; ich hatte mich trotz seines häßlichen Gesichts endlich an ihn gewöhnt, und seine grobe Unverschämtheit am Ende nachsichtig ertragen. Ich fühlte mich verwaist, und dankte daher in meinem Herzen dem alten Hesbacher, als er vor mich hintrat, mir den gesenkten Kopf aufrichtete und sagte: „Muth gefaßt; Du guter Paul. Du sollst nicht brodlos bleiben. Du verstehst, mit Thieren und ihren Ställen umzugehen; besorge meine Paar Pferde, und iß als mein Hausgenosse an meinem Tisch. Ich will schon sehen, wie ich Dir weiter forthelfe; wenn der Lärm in Deutschland ausbricht, kannst Du Pfeifen aus dem Rohre schneiden. Halte darum zu uns; gute Arme thun uns Noth."

Ich ließ mir dieses gesagt seyn; ich besorgte im Hauswesen, was meine Kräfte vermochten; ich verdiente das Brod, das ich aß, und wartete mit Sehnsucht der Zeit, die nach Velberger's und Eisenhut's Versicherungen das himmlische Jerusalem aufbauen sollte. Als ein unwissender Knab, der noch nicht verstand, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt worden, bildete ich mir ein, es könne nichts Schöneres geben, als wenn alle Menschen frei umher gingen, und ihr eigen Feld und zwar nur für sich bauten, und Herrenzins und Kirchenzehent streichen dürften. Ich hatte noch niemals einen gnädigen Herrn gesehen, wie ich ihn in späterer Zeit in dem hochseligen Herzog Christoph verehren lernte, aber wohl gar ungeschlachte, hartherzige Vögte und Amtleute, die von den alten Griechen und Römern gewißlich zu den Tyrannen gezählt worden wären. Ein solcher führte auch den Regimentsstab über das Dörflein, das ich bewohnte; sog die Unterthanen aus, steckte sie in Kerker und Stock, verführte die Dirnen und hatte schon mehrere Bauern

dergestalt mißhandeln lassen, daß sie krumm und lahm dem Grabe zusiechten. Als ich den Mann etwa zum Viertenmale in unserem Dorfe sah, sagte mir der rauhe Michel Hesbacher eine Rede, die mich schaudern machte, vom Wirbel bis zur Zehe. „Schau," sagte er, indem er auf den an unserm Hause vorüberreitenden Vogt zeigte: „schau, wie der so wohlgemuth dahin kleppert! Er weiß nicht, daß er schon ein todter Mann ist. Sein Roß wird länger leben denn er, und schon ist das Messer geschliffen, das seinem Schurkenherz das Blut abzapfen soll." — „Wie meint Ihr das, lieber Herr!" — „Ich meine, daß er eben verloren ist; denn wir Alle im Dorf, es sind kaum vierzehn Tage her, haben seinen Tod beredet; ich bin erwählt worden, dem Buben das Lebenslicht auszublasen. Es ist nicht einmal ein Weib im Dorfe, die nicht um dieses Urtheil wüßte. Du sollst dabei seyn, Paul, und sehen, wie ein abscheulicher Bösewicht stirbt."

Ich zitterte. Ich wußte noch nicht, was der Tod sey; obendrein ein gewaltsamer. Wenn ich mich so fühlte, in der ganzen Kraft meines Daseyns, wie ich ging, lief, stand und mich niederlegte, nach Gefallen, so dachte ich, es müsse nicht so schwer seyn, dem Tod davon zu laufen, wenn man nur wollte. Ich dachte mir das Absterben höchstens, wie man sich das tiefe Einschlafen eines Müden vorstellt; aber ich bebte, wenn ich mir ein blutiges Messer als den Schlüssel dachte, der einem Menschen die Thüre aus dem freundlichen Leben in das unfreundliche Grab öffnen sollte. In meiner Angst war ich schon im Begriff, den kleinen Schatz des Vaters zu heben, und damit in die Welt zu gehen, oder etwa nach Eßlingen zurück, wohin mich das Andenken an ein theures Bild fast gewaltsam rief. Da fiel mir aber ein, wie dorten ganz gewißlich eine Strafe auf mich warte, und wie auf Elisabeth's Ringe die Worte „Furcht-

los und Treu" ständen. Hesbacher war ja mein Pfleger geworden; er ernährte mich; Velberger unterrichtete mich im Christenthum und in den Anfangsgründen der freien Künste, weil er einen offenen Kopf in mir entdeckte, und etwas Besseres, wie er sagte, als einen groben Bauernknecht. Und ich sollte diese Leute verlassen, just da sie am Vorabend eines Kampfes standen, den ich in meiner Verblendung für einen gerechten hielt? — Ich beschloß, bei ihnen auszuhalten, furchtlos zu seyn in der Gefahr, und treu in der Noth; denn Velberger prophezeite den Streitern Christi und des Rechts vielfache Prüfungen, bevor die Mauern des himmlischen Zion gegründet seyn würden. Ich ließ daher das Geld des Paters ruhen, hielt das Vornehmen meines Brodherrn und seiner Anhänger geheim, und wartete unterm Schutz der heiligen Elisabeth, die ich mir abgöttischer Weise zur Patronin erwählt hatte, in friedlicher Ruhe meines Tagwerks.

Je mehr aber der Winterstürme von den rauhen Albgipfeln herunter zum Neckar und zur Jaxt kamen, je stürmischer zogen sich die Wolken auf der Stirne der Theilnehmer am Bauernbunde zusammen. Es brütete ein böses Treiben unter den Leuten, und der Versammlungen wurden immer mehrere, und Kundschafter auf Kundschafter, Boten auf Boten strichen durch alle Gemeinden. Die Anführer, die bis jetzt zu Jaxtweil in Hesbacher's Hause gesessen, zerstreuten sich nach allen Gegenden. Der Priester Eisenhut verließ uns zuletzt, und ging mit einem Gesicht voll Hoffnungen und roher Freude von dannen. — „Die Armesündenglocke wird bald schlagen," sagte Hesbacher mit finsterer Entschlossenheit, und ich bemerkte, wie, tief im Stroh versteckt, viele Waffen in's Haus gefahren wurden, die man zur finstern Nachtzeit an Bauernhorden vertheilte, welche von den benachbarten Gemeinden abgeschickt worden waren. So verfloß das Jahr, und am Feste des neuen Jahres kam der Vogt

in unser Dorf, um die rückständigen Gülten und Zinse einzutreiben. Er hatte zwei bewaffnete Schufte bei sich, liederliche Leute aus dem Oehringen'schen, die für elenden Lohn das Presserhandwerk trieben, und ihre Freude daran hatten, wenn sie die armen Leute vollends in's Elend bringen durften. Da lebte zu Jaxtweil, am äußersten Ende des Orts, ein alter Mann, der vordem in den Diensten des Grafen als Umgelder gestanden hatte. Es mochte zehn Jahre her seyn, so war er abgesetzt worden und von Haus und Hof gejagt, weil sein Sohn, ein ausschweifender Bube, einige Gulden, die in den Säckel des Grafen gehörten, entwendet hatte. Als der Trunkenbold das Elend seines Vaters gesehen, war er Knall und Fall davon gegangen, und hatte sich unter Georg Frundsberger's Landsknechten annehmen lassen, mit denen er nach Wälschland gezogen war, ohne jemals wieder etwas von sich hören zu lassen. Der alte Rapp saß in der erbärmlichen Lehmhütte, die dem Hirten zu schlecht geworden war, und ernährte sich mit Botendiensten, die seinen alten, gebrechlichen Beinen sehr beschwerlich wurden. Daneben half ihm seine Tochter treulich, eine junge, rüstige Magd, die vortrefflich spann, und sogar von den Frauen zu Heilbronn viel Flachs und Hanf erhielt, um es zu reinem, lichtem Garn zu verarbeiten. Hanne gab Alles, was sie verdiente, an ihren Vater, was mehr war, hielt treulich bei ihm aus, pflegte den gebrechlichen Greis, füllte ihm so nach und nach ein ruhiges Sterbekissen, und baute sich einen Stuhl in den Himmel. Das ging Alles recht gut, so lange der alte Schulz, Heiner's Vater, lebte, und der vorige Vogt, der nicht von den Schlimmsten war. Der Schulz starb jedoch, und an seine Stelle kam mit dem neuen, bösen Vogt das erbärmlichste Faulthier der Gemeinde, ein elender Herrenknecht, der sich nur auf's Achselzucken und Kopfnicken verstand. Da reitet einmal der Vogt durch's

Dorf, und sieht des alten Rappen Haus, und wie aus dem elenden Fensterlein ein frisches Jungferngesicht schaut; denn die Kindesliebe und Gottessegen hatten bei der schmalsten Kost die gute Hanne rund und rosenroth erhalten. „Wer wohnt in dem Nest?“ fragte Herr Peter Ungnad: „Hier ist Bettelmanns Umkehr; wie kommt die frische Dirne in die Lehmhütte, worin man nicht einmal vor dem Morgenthau sicher ist?“ — „Der alte Spitzbube, der Rapp, wohnt hier,“ sagte der Schulz, und bückte sich in den Staub: „Der Graf hat dem Gesindel erlaubt, hier zu hausen, ob es gleich ein Aergerniß für das ganze Dorf ist.“ — „So will ich's dem Volk verbieten;“ versetzte der Vogt: „der Herr ist zu gnädig, der alte Dieb gehört über die Gränze; schmeißt das Pack aus dem Dorf.“ — Wie sie das Donnerwort vernehmen, liegen der Alte und seine Dirne im Koth vor dem Pferde des Ungnad; was aber des Alten weißes Haar und bittere Thräne nicht vermag, gelingt zu ihrem Unglück dem Flehen der Tochter. Nach einigem Besinnen sagt der Vogt: „Der Lump mag bleiben; aber Du Hanne, ziehst mit mir auf's Schloß; meine Kinder bedürfen einer Wärterin, und ich will Dich ehrlich halten, weil es mich erbarmt, daß Du Deine schönen Tage im Elend vertrauern sollst.“ — Der alte Rapp merkte wohl, wo die Sache hinauswollte, und Hanne auch, und Beide weinten, aber Beiden half es nichts. Auf der einen Seite stand der ehrlose Haushalt des Vogts, auf der andern aber der Büttel mit dem glühenden Eisen und dem Ruthenbündel, und das jammervollste Elend und das Grab des Hungers. Rapp kroch wieder in seine Hütte, Hanne zog mit dem Vogt auf das Amthaus, und kam, ehe noch ein volles Jahr verflossen war, mit hochschwangerem Leibe und blutstriemigem Rücken zum Vater zurück. Der grausame Ungnad hatte sie, die ein Kind von ihm unter dem Herzen trug, mit der Peitsche

gemißhandelt und aus dem Hause geworfen, und seine Lust gebüßt, weil er zu geizig war, sein Kind zu erhalten.

Ich komme jetzt auf den Neujahrstag zurück. Rapp hatte, als Schutz- und Leibzoll, ein paar Hühner zu entrichten. Vater und Tochter hatten schon seit mehreren Tagen nicht einen Bissen Brod im Hause, weil sogar die Almosen der Gemeinde aufgehört, seit die unglückliche Hanne mit ihrer Schande zurückgekommen war. Die Wehen der Geburt hatten die Dirne am selbigen Tage ergriffen, und sie lag auf einer elenden Blätterstreu in dem einzigen Winkel der Hütte, der noch vor dem Schneegestöber schützte, welches zu allen Ritzen hereindrang, und den Scheitel des Alten bedeckte, der neben der Tochter saß, ein Schneebild von außen, aber mit dem höllischen Feuer der Verzweiflung in der Brust. Ungnad trat mit dem Schulzen und den Pressern in die morsche Thüre der Hütte. — „Wo sind die Zinshühner?" brüllte er dem Alten zu: „Grauer Halunke! hast wieder nicht an die Obrigkeit gedacht, und verschlemmt und verpraßt, was Dir Deine Bettelei und Deiner Tochter Liederlichkeit in's Haus geschafft!" — Rapp blieb unbeweglich sitzen, ohne dem Vogt das Gesicht zuzuwenden, und erwiederte mit dumpfem Jammergelächter: „Ich habe keine fetten Hühner für Eure Tafel, lieber Herr; wenn Ihr Euch aber gedulden wollt, so will ich Euch bald ein mageres Kindlein auftischen, das Euer Blut ist, und dem der Mutter Verzweiflung schon in ihrem Leibe den Hals umgedreht hat." — „Schulz! laßt den Hund für seine boshaften Lügen peitschen, bis auf's Leben;" schnaubte der Vogt: „der Schuft will meinen Beutel fegen und auf meine Rechnung die Ausschweifung der Hanne schieben, von der meine Stallbuben allein zu erzählen wissen." — Die Presser fielen über den Alten her, und der Schulz faßte ihn selbst bei dem weißen Schopf. Rapp schwieg verstockt; Hanne wälzte sich aber

Dorf, und steht des alten Rappen Haus, und wie aus dem elenden Fensterlein ein frisches Jungferngesicht schaut; denn die Kindesliebe und Gottessegen hatten bei der schmalsten Kost die gute Hanne rund und rosenroth erhalten. „Wer wohnt in dem Nest?“ fragte Herr Peter Ungnad: „Hier ist Bettelmanns Umkehr; wie kommt die frische Dirne in die Lehmhütte, worin man nicht einmal vor dem Morgenthau sicher ist?“ — „Der alte Spitzbube, der Rapp, wohnt hier,“ sagte der Schulz, und bückte sich in den Staub: „Der Graf hat dem Gesindel erlaubt, hier zu hausen, ob es gleich ein Aergerniß für das ganze Dorf ist.“ — „So will ich's dem Volk verbieten;“ versetzte der Vogt: „der Herr ist zu gnädig, der alte Dieb gehört über die Gränze; schmeißt das Pack aus dem Dorf.“ — Wie sie das Donnerwort vernehmen, liegen der Alte und seine Dirne im Koth vor dem Pferde des Ungnad; was aber des Alten weißes Haar und bittere Thräne nicht vermag, gelingt zu ihrem Unglück dem Flehen der Tochter. Nach einigem Besinnen sagt der Vogt: „Der Lump mag bleiben; aber Du Hanne, ziehst mit mir auf's Schloß; meine Kinder bedürfen einer Wärterin, und ich will Dich ehrlich halten, weil es mich erbarmt, daß Du Deine schönen Tage im Elend vertrauern sollst.“ — Der alte Rapp merkte wohl, wo die Sache hinauswollte, und Hanne auch, und Beide weinten, aber Beiden half es nichts. Auf der einen Seite stand der ehrlose Haushalt des Vogts, auf der andern aber der Büttel mit dem glühenden Eisen und dem Ruthenbündel, und das jammervollste Elend und das Grab des Hungers. Rapp kroch wieder in seine Hütte, Hanne zog mit dem Vogt auf das Amthaus, und kam, ehe noch ein volles Jahr verflossen war, mit hochschwangerem Leibe und blutstriemigem Rücken zum Vater zurück. Der grausame Ungnad hatte sie, die ein Kind von ihm unter dem Herzen trug, mit der Peitsche

gemißhandelt und aus dem Hause geworfen, und seine Lust gebüßt, weil er zu geizig war, sein Kind zu erhalten.

Ich komme jetzt auf den Neujahrstag zurück. Rapp hatte, als Schutz- und Leibzoll, ein paar Hühner zu entrichten. Vater und Tochter hatten schon seit mehreren Tagen nicht einen Bissen Brod im Hause, weil sogar die Almosen der Gemeinde aufgehört, seit die unglückliche Hanne mit ihrer Schande zurückgekommen war. Die Wehen der Geburt hatten die Dirne am selbigen Tage ergriffen, und sie lag auf einer elenden Blätterstreu in dem einzigen Winkel der Hütte, der noch vor dem Schneegestöber schützte, welches zu allen Ritzen hereindrang, und den Scheitel des Alten bedeckte, der neben der Tochter saß, ein Schneebild von außen, aber mit dem höllischen Feuer der Verzweiflung in der Brust. Ungnad trat mit dem Schulzen und den Pressern in die morsche Thüre der Hütte. — „Wo sind die Zinshühner?" brüllte er dem Alten zu: „Grauer Halunke! hast wieder nicht an die Obrigkeit gedacht, und verschlemmt und verpraßt, was Dir Deine Bettelei und Deiner Tochter Liederlichkeit in's Haus geschafft!" — Rapp blieb unbeweglich sitzen, ohne dem Vogt das Gesicht zuzuwenden, und erwiederte mit dumpfem Jammergelächter: „Ich habe keine fetten Hühner für Eure Tafel, lieber Herr; wenn Ihr Euch aber gedulden wollt, so will ich Euch bald ein mageres Kindlein auftischen, das Euer Blut ist, und dem der Mutter Verzweiflung schon in ihrem Leibe den Hals umgedreht hat." — „Schulz! laßt den Hund für seine boshaften Lügen peitschen, bis auf's Leben;" schnaubte der Vogt: „der Schuft will meinen Beutel fegen und auf meine Rechnung die Ausschweifung der Hanne schieben, von der meine Stallbuben allein zu erzählen wissen." — Die Presser fielen über den Alten her, und der Schulz faßte ihn selbst bei dem weißen Schopf. Rapp schwieg verstockt; Hanne wälzte sich aber

von ihrem Lager auf, und kroch vom Schmerz überwältigt wie ein Hund zu den Füßen des Vogt's. „Barmherzigkeit! Gnade, Herr Amtmann!" ächzte sie, die Kniee des Hartherzigen umschlingend, und alsdann platt auf den Boden fallend, weil sie von den Wehen auf's Neue gequält wurde. Der Vogt stieß sie unter den entsetzlichsten Schimpfworten mit Händen und Füßen von sich, und befahl, die armen Leute beide aus der Hütte in den Schnee zu werfen. Wir sahen dem Auftritte durch die aufgesprengte Thüre der Hütte zu, mein Brodherr und ich. Viele Leute aus der Gemeinde, die vom Kirchengange kamen, standen um uns her. „Laßt ab, Herr Vogt! das führt Euch zu bösen Häusern!" riefen mehrere Stimmen dem gewaltthätigen Manne zu, der sie in seinem Grimm nicht hörte. „Haltet das Maul in's Teufelsnamen!" murrte Hesbacher den Warnenden zu: „Wenn einmal der Zeitpunkt der Rache kommen soll, so ist er jetzt gekommen." Er griff mit fester Hand nach dem Messer, das er in seiner Tasche trug. Die Bauern bildeten hierauf einen Kreis und stellten sich so, daß Niemand hindurch konnte. Rapp und seine ohnmächtige Tochter wurden just über die Schwelle geschleift, und mit fühlloser Härte in einen Schneehaufen geworfen, der über den Armen zusammenschlug. „Verreckt hier, Bestien!" rief der Vogt, „ein Schneehaufen ist für Euch ein noch zu ehrliches Grab!" — „So lege Dich mit ihnen hinein, Hund, Sohn eines Hundes!" donnerte Hesbacher dem Unmenschen zu, stürzte sich auf ihn wie ein mordgieriges Thier — nur einen Augenblick blitzte des Messers Klinge in der Luft, und schon saß sie in der Brust des Vogts, und noch einmal und wieder, und zum vierten Mal, ehe Hesbacher von seiner Beute abließ, die unter fürchterlichem Röcheln und Geschrei in den Schnee stürzte, der von wallenden Blutströmen geröthet und durchnäßt wurde. Die Presser und der Schulz

standen wie vom Donner gerührt bei diesem Anblick. Rapp, den der springende Blutquell seines Verderbers benetzt hatte, taumelte entsetzt in die Höhe, und mit einem Schrei der Verzweiflung gab Hanne ihren Geist auf. Hesbacher wischte kaltblütig seine Waffe ab und sagte zu den Umstehenden: „Der Anfang ist gemacht, Ihr Freunde! vollendet nun mit Standhaftigkeit, was meine Faust begonnen hat!" Er ging davon, zur bösen Stunde für die Helfershelfer des Vogts, denn die Bauern, viehisch wie das Raubthier, wenn es Blut gesehen, warfen sich auf den Schulz und die Presser. Einige von ihnen zwangen den sterbenden Vogt zu sehen, wie Hannens Augen brachen, und metzelten ihn vollends auf ihrem Körper nieder. Den Pressern schnitt man vor der Kirche die Gurgel ab, und der Schulz wurde an dem Giebel seines Hauses aufgehängt. Hierauf tanzten die mit Blut bedeckten Mörder wild und ausgelassen um die Linde des Dorfs, steckten als eine Fahne eine Stange auf, worauf ein Strohbündel saß, in das Blut der Geopferten getaucht, und riefen den Hesbacher als ihren Führer und Herzog aus. In dem Hause des Letztern war eitel Bestürzung und Verwirrung. Das sanftmüthige, gute Treinele konnte sich kaum fassen vor Schmerz, und suchte an der Brust ihres wilden Heiner vergebens Trost und Beruhigung. Die Mutter Gertraud war ganz das abergläubische Weibsbild, das sie von jeher gewesen. Sie erfüllte das Haus mit ihrem Geschrei, heulte alle Stoßgebetlein der römischen Kirche nach der Reihe ab, zerschlug sich die Brust, zerriß ihre Gewänder, und prophezeite, daß noch an selbigem Tage ein Feuerregen vom Himmel fallen müsse, um die Frevelthaten ihres Mannes und seiner Gesellen zu bestrafen. Während sie beständig von Sodom und Gomorrha fabelte, predigte Velberger vor unserem Hause von dem endlichen Grundstein des tausendjährigen Reichs, und machte die Leute im Dorfe, bald durch seine Sie-

gestimmt, halb durch seine Aufermahnungen, völlig toll. Rudolph Hesbacher, der Sohn, vertheilte unter die Leute Alles, was sich an Waffen und Wehr vorfand, und als ein Zeichen seines tückischen Sinnes merke ich hier an, daß er auch eine Menge von Fackeln hervorbrachte, die er heimlich verfertigt hatte, um Schlösser, Amthäuser und Klöster mit Feuer anzustoßen. Die Weinfässer in dem Keller des Schulzen wurden eingesprengt, und Männer und Weiber soffen sich daraus um ihren Verstand, die Weiber waren aber immer ärger als die Männer. — Ich ging unter dem Trubel und Gezeter umher wie im Schlaf. Ich konnte mir nicht einbilden, daß von dem blauen Winterhimmel Feuer auf uns herabfallen sollte, aber ebenfalls verstand ich nicht, wie man das irdische Reich des Messias mit Mord und Todtschlag begründen wollte. In solcher Zerwürfniß mit mir selber, war der alte Hesbacher mein einziger Leitstern. Der Mann ging ruhig in seinem Hause herum, und ordnete Alles zum Abzug an, weil er voraus sah, daß man in dem einmal Begonnenen fortfahren müsse, ohne die Feinde in Unthätigkeit zu erwarten.

Die Nacht verging unter Saus und Braus; einige Betrunkene erfroren in derselben Nacht; die Uebrigen zogen schlaftrunken und halb benebelt aus dem Dorfe, um auf des ermordeten Vogts Haus loszugehen, welches mehrere Stunden von da entfernt war. Das Schlößlein, sammt den damit verbundenen Zwingern, Jägerhütten und Melkerstuben wurden genommen, in Brand gesteckt und der Erde gleich gemacht, noch lange bevor die gräflichen Reiter nach Jaxtweil kamen, um das verlassene Dorf zu verwüsten und dessen Einwohner für ihren Frevel zu strafen. Ich sah nun erst, welch' ein wüstes abscheuliches Volk die Bauernschaft ist, wenn sie sich die Ketten abgeschlagen hat. Geld und Wein, und Wein und Geld, waren ihre Losung. Fressen, Saufen,

Unzucht und Morden waren ihr einzig Tagwerk. Ich hatte mich mit aller Macht der armen Kinder des Ungnad anzunehmen, sonst wären die hülflosen Würmchen an den Spieß gesteckt und am Feuer gebraten worden. Ich gab mit Freuden meinen ganzen Beuteantheil an den geizigen Rudolph, damit er die unschuldigen Kindlein nach Hall besorgte, wo ihre Großmutter wohnte. Ich nahm auch gern einige Schrammen über Gesicht und Ohren hin, um ein Paar Amtleute des Grafen zu retten, die schon verurtheilt waren, geschunden, mit Pfeffer und Salz bestreut, und auf den Rost gelegt zu werden. Dennoch mußte ich viele Gräuel anschauen, ohne helfen zu können. Wir zogen, wie die ägyptischen Zigeuner, ohne Wohnort im Lande umher, und unser Haufe war schon durch viele Zuzügler aus andern Gemeinden auf acht- bis neunhundert Köpfe angewachsen. Wir brandschatzten die Gemeinden, die noch nicht zu uns hielten, schlemmten auf Kosten der Andern, die schon dem Aufruhr beigetreten waren, brannten die herrschaftlichen Häuser und Scheunen nieder, ohne zu bedenken, daß wir uns selbst den Vorrath schmälerten, und daß die Felder unter Schnee und Eis standen. Wehe jedem Herrendiener, der in unsere Gewalt fiel. Er durfte sich Glück wünschen, wenn er nur geblendet oder mit abgeschnittenen Ohren in's Elend geschickt wurde. Unser Uebermuth wuchs mit der zunehmenden Uebermacht, und dem daraus entspringenden Bewußtseyn der Straflosigkeit. Es klangen nämlich schon allenthalben die Sturmglocken im Lande; die Bauern traten in große Heerhaufen zusammen: Abenteurer und Landstreicher aller Art, Ausreißer von der kaiserlichen und französischen Fahne strömten uns zu. Landstädte wurden gebrochen, hochgelegene Dörfer verschanzt, und die Weiber und Kinder, die keinen gut verwahrten Zufluchtsort wußten, folgten dem Heerzug der Bauern auf großen Leiterwagen, die als ein

Wall gebraucht werden sollten, wenn die Bauern sich im Angesichte ihrer Feinde erblicken würden. Wo aber zur Zeit der Feind? Ein grimmiger Schrecken hatte die Herren und ihre Knechte in ihre Schlösser gejagt. Die Bischöfe in Franken, die Herren in der Pfalz, und die Ritterschaft in der Wetterau suchten umsonst sich zu vereinigen, weil der Geist der Empörung nach und nach alle Kreise des deutschen Reichs ergriff. Die Posten, die uns von allen Seiten zukamen, waren stets glückliche, und Hiobsposten für die Gegner. Bald hieß es im Land: Die Stadt Kempten sey gewonnen und der Abt von den Bauern in Kerker geworfen; am Bodensee habe ein Heer von vierzigtausend Bauern alle Schlösser gebrochen und alle Städte geöffnet; die schöne Stadt Würzburg sey von den fränkischen Aufrührern erobert, geplündert, und der Bischof halte sich nur kümmerlich in seinem Schlosse Marienberg. Aus dem Thüringerlande schrieb Thomas Münzer an der Spitze von vielen tausend Streitern an das ganze deutsche Reich. Das Bisthum Speyer, das Markgrafthum Baden loderten in hellen Flammen; im Elsaß verkündeten die Bauern allenthalben Freiheit, Gleichheit und Gütergemeinschaft; in Hessen, Lothringen, den Bisthümern Eichstädt und Salzburg, ja selbst im fernen Steiermark wurde die Fahne des Bauern-Aufstandes geschwungen; im Breisgau und den übrigen vorderösterreichischen Landen ging alles drunter und drüber. Ja wahrlich; die Zeit der Trübsal, wovon so viele tausend Zungen gesprochen hatten war gekommen, in ihrem Gefolge die Pest, Mord und Brand, Hunger, Raub und Schande. Es war ein thörichter Taumel, ein wahrer Veitstanz in die Leute gefahren, und sie suchten sich zu meistern, wer der Erste im Todtschlagen, und der Letzte im Diebstahl sey. An der Spitze der vielbewaffneten Bauernbanden standen nur zu häufig Leute, denen man das Gewand des Friedens angezogen hatte!

Pfaffen und Schulmeister, denen das arme Volk blindlings vertraute, obgleich es von ihnen in's Elend gerissen wurde. Der Priester Eisenhut, von dem schon ein Mehreres in diesen Blättern verlautet, ließ dazumal ein Schreiben in das Land ergehen, worinnen er um der ewigen Seligkeit willen die Bauern aufforderte, sich unter seine Fahne zu stellen, und sich am Ende nur Antonius Eisenhut, einen Bauernhauptmann in Christo nennt. Anders und weit kürzer und strenger hieß das Aufgebot, das der Pfarrer Wolfgang Kirchenbeißer an sämmtliche Gemeinden gehen ließ: „Es ist der gemeinen Bauernschaft ernster und unverzüglicher Befehl, daß Ihr Euch gemein versammeln, und zu uns hieher schicken sollt, alle gerüstete Männer mit Waffen und Wehren, so Ihr auftreiben und entbieten könnt; um göttlicher Gerechtigkeit Beistand zu thun, noch in dieser Nacht. — Und wo das nicht geschieht, so sollt Ihr wissen, daß Ihr seyd unsicher an Leib und Leben und aller Eurer Habe." Einem solchen harten Befehl, der nur zu vergleichen ist denen Edicten, welche von einem Kambyses, oder einem blutdürstigen Heliogabalo ausgeschrieben worden sind, war kein Widerstand zu leisten. — Die Trommel wurde allenthalben geschlagen, und die Bauern folgten wie besessene Menschen dem Banner ihrer Hauptleute, das entweder in einem Bauernschuh auf einer Stange, oder in einem Pflugrad bestand, um welches die Worte zu lesen waren: „Wie tanzt sich's fein, in diesem Sonnenschein." Daneben hatte ein Gastwirth aus dem Odenwalde, Namens Metzler, der der rebellischen Köpfe Erster war, eine Schrift in's Land gebracht, die von dem Magister Thomas Müntzer herrühren sollte, und worinnen zwölf Artikel aufgestellt waren, so die leibliche und geistliche Freiheit betrafen, und deren Erfüllung die gesammte Bauernschaft durchsetzen wollte, mit blanker und baarer Gewalt. Wären die armen Leute

nur bei dem Rechten geblieben! Sie waren hart bedrückt, und verdienten wohl einige Erleichterung ihrer Beschwerden. Aber, da sie einmal das Heft in der Hand hatten, wurden sie weit toller als ihre ärgsten Herren, und ich sah mit Grausen ein, daß Herr Hunolt zu Eßlingen gar nicht Unrecht hatte, als er zu mir sagte, das Bauerngesindel sey keinen Schuß Pulvers werth. Es gab unter den Rebellen Einige, die ganz ehrlich d'ran dachten, entweder König von Schwaben, oder gar römischer Kaiser zu werden, und solcher unvernünftiger Thoren Einen sah ich späterer Zeit von dem Nachrichter erbärmlich für seinen Uebermuth bestrafen. Der Himmel gab selbst den grausamen Wütherichen einen Fingerzeig, und ließ es zu, daß am Sonntag Judica ein Heerhaufe des schwäbischen Bundes, der sich zwischen dem Lech und der Donau zusammengezogen hatte, einen Bauernhaufen, der an sechstausend Köpfe stark gewesen, bei dem Städtlein Leipheim überfiel, und dergestalt zu Schanden hieb, daß kaum ihrer Etliche entkommen mochten, um diesseits der Donau das Unglück anzusagen. Wie groß ist aber die Verblendung der Menschen! Statt die Mordlust in Buße zu verkehren, verdoppelte diese Hiobspost nur den Ingrimm der Bauern, und der Troß, mit dem ich durch das Land zog, war nie faul, diesem Veitstanz sich zuzugesellen. Wir hatten mit den Pfälzern, Franken und Odenwäldern vereint, die Schlösser Oehringen und Neuenstein gewonnen, und wälzten uns in der unbedachtsamen Siegerfreude gen Heilbronn zurück. Einige arme Edelleute, die der Schulden viele, aber des Brodes wenig hatten, stießen zu uns, und zerrten in ihrem Gefolge eine Anzahl von Bauern herbei, die in dem Dorfe Bekingen und der Umgegend zu Hause waren. Diese Leute hatten einen besondern Zahn auf die Güter des deutschen Ordens, und beredeten uns, das Städtchen Neckarsulm zu überfallen, das besagtem Orden gehörte, und unsern

von Heilbronn liegt. Der Ueberfall wurde fast eben so schnell ausgeführt als beredt. Unversehens kamen wir herzu, fielen die schlechtbewehrten Mauern an, und drangen mit den fliehenden Wachen plötzlich in die Stadt. Michael Hesbacher, so tapfer im Gefecht als sein Sohn Rudolph schlau im Spioniren, führte den ersten Haufen an, der das Gatter einschlug; ich war an seiner Seite, ihm zur Linken des Schulzen Heiner; Treinele hatte uns gebeten, doch ja ihren Vater nicht zu verlassen, damit er nicht im Streite erschlagen würde. Wir haben ihre Bitte redlich erfüllt, und ich bereue dieses fast: Hesbacher fand später einen weit schmählicheren Tod als er ihn z. B. im Ueberfall auf Neckarsulm gefunden hätte, wo der wilde Heiner ebenfalls in's Gras beißen mußte. Wir hatten uns unvorsichtig in die Stadt gewagt, und der Uebermacht und Anzahl mußten wir es verdanken, wenn unser Streich gelang. Die Straßen waren so eng, Unserer waren so Viele, und wir konnten uns beinahe vor Menge nicht rühren. Aus den Fenstern und von Dächern wurde auf uns herunter geschossen, und Stein und Holzwerk mit aller Kraft geschleudert. Eine alte Frau stürzte einen ganzen Schenkkasten vom Giebel ihres Hauses hernieder, und erschlug damit den Heiner auf der Stelle. Wie gerne hätte Michael Hesbacher den Tod seines heldenmüthigen Eidams gerächt! Aber es war unmöglich, schnell vorwärts zu dringen; die Straße war versperrt mit Wagen und Ketten, die quer über lagen, und den Andrang in so weit aufhielten, daß die vor uns auf dem Fuhrwerk dahin Fliehenden einige Zeit gewinnen konnten. Da war viel Elends. Wir sahen es, wie alte kranke Männer, und hochschwangere Weiber auf die Karren geschmissen wurden, erdrückt unter der Last von Bettzeug und Hausgeräth; Kinder wurden wie Bälle aus den Fenstern auf die Leiterwagen geworfen, und manche Mutter sah lieber ihr Söhnlein ein Bein brechen, als in

unsere Gewalt gerathen. Es waren hie und da auch vornehme Leute unter den Ausreißern: man sah es an den Federn und den fliegenden Schleiern und Mänteln. Unter den Letztern im Fluchtgedränge saßen zwei Weiber mit einem kleinen Kinde, deren Pferde von dem vielen Johlen und Schießen scheu gemacht worden waren, und nur mit Verzögerung angetrieben werden konnten. Die Frauen waren in Trauerkleidern, und hatten das Ansehen von reichen Edelweibern. Als aber die eine ängstlich den Kopf nach der Seite drehte, wo eben ein Falconet losging, so meinte ich doch, ich sey mitten durch's Herz geschossen, denn ich sah die Elisabeth Hunolt vor mir wie sie leibte und lebte. Im Augenblick jedoch hatte sich eine Pulverdampfwolke zwischen mich und die Weiber gelegt, und ich habe sie nicht wiedergesehen; war auch viel zu zerstreut im Sturme, und hierauf allzusehr beschäftigt, das arme Treinele zu trösten, und den Zorn des Hesbacher zu besänftigen. Genug: Neckarsulm war unser; die Bauern tranken sich Rausch auf Rausch, und beschlossen noch in derselben Nacht, gen Weinsberg zu ziehen, um dem württembergischen Regimente eine Schlappe zu versetzen, weil man den Erzherzog für einen der thätigsten Widersacher der Bauernfreiheiten hielt. Ich glaubte indessen zu vermerken, daß des Städtleins Einnahme nicht viel Blut kosten würde, denn es waren Bürger daraus zur Nachtzeit nach Neckarsulm gekommen, und unterhandelten in's Geheim mit den Anführern, wie man Weinsberg denselben überliefern möchte. Die Leute haßten alle des Erzherzogs Regierung, und wünschten sich die alten württembergischen Zeiten zurück. Das war nun unsern Hauptleuten ein gemähtes Wieselein, und am nächsten Tage — es war ein heiterer Apriltag — traten wir den Zug an, der so schreckliche Folgen haben sollte. Es geschah, daß auf der Straße Melcher Hesbacher, Velberger, und wie denn die Hauptleute alle hießen,

die Bauernschaft zusammentreten ließen und derselben einen schweren Eid abnahmen, keinem Pfaffen und keinem Edelmann, keinem Herrendiener, keinem Reisigen Gnade zu geben, ob er auch darum bettle, die Waffe wegwerfe und Urfehde schwören wolle. Zu ihrem Unglück haben die dummen Bauern, denen es sonst auf einen falschen Eid nicht ankömmt, hier ihr Wort unverbrüchlich gehalten.

Wir kamen im Weinsberger Thal an, wie ein Schwarm wandernder Heuschrecken. Unsere Filzmützen waren mit den ersten grünen Zweigen des Waldes geschmückt, jede Faust war bewaffnet, und ein Wald von Lanzen sammelte sich um Schloß und Stadt. Die Thore von Weinsberg waren geschlossen; man schien uns ernstlich den Durchpaß wehren zu wollen. Wir getrauten uns nicht die Stadt zu umgehen, denn das Schloß war mit weithintreffendem Geschütz versehen, und wir wußten, daß der württembergische Hauptmann in der Stadt, der Graf von Helfenstein, nicht viel Kurzweil zu treiben pflege. Wir lagerten uns daher, und versuchten, wie der frühe Abend hereinbrach, einige Anfälle auf die Thore, die aber kräftig zurückgewiesen wurden, und alle diejenigen von uns entmuthigten, die nicht von der geheimen Verabredung der Anführer unterrichtet waren. Kaum hatte jedoch die Abendglocke geläutet — der Graf von Helfenstein war just mit seinen Reitern und Kampfgefährten auf dem Rathhause, um seine Befehle für die Nacht auszutheilen — so ließ sich an einem Thore ein Trompetenstoß vernehmen, worauf alle zusammengeschworene Bürger, die auf den Thürmen, Thoren und Bollwerken die Wache hatten, ihre Waffen gegen die Leute des Grafen und des Erzherzogs kehrten, dieselben davon jagten, und die Thore öffneten, durch welche das Bauernheer in hellem Haufen, mit Jubel und Siegesgeschrei hereinstürmte. Der edle Helfenstein sah die Gefahr zu spät; von den Edel-

leuten, die sich zu ihm geflüchtet hatten, und den siebenzig Reitern, die er für den Erzherzog geworben, umgeben, wollte er auf das Schloß flüchten; die treulosen Bürger fielen aber seinen Pferden in den Zaum, und all' diese Herren wurden elendige Gefangene der aufrührerischen Bauern. Die Reisigen, die sich zur Wehre setzen wollten, wurden alle niedergemacht, und waren noch zu beneiden, weil ihre Herren ein schrecklicheres Schicksal erwartete. Es waren der Edelleute ungefähr dreißig an der Zahl, ohne den Pickelhäring des Grafen von Helfenstein zu rechnen, der sich zufällig bei dem Ueberfall befunden hatte, noch den gräflichen Bedienten Pleiberger. Ein Einziger von den Herren hatte es noch gut getroffen: der Ritter Dietrich von Weiler, der sich von seinem verwundeten Pferde geworfen, auf den Kirchthurm geflüchtet, und von dannen auf das Pflaster heruntergestürzt, wo er verschied. Andere sagen freilich, er sey von den Bauern auf dem Thurm erstochen, und zum Schimpf davon heruntergestürzt worden. Ich will es dahingestellt seyn lassen; genug, daß er von der Welt war. Seine übrigen Freunde wurden noch denselben Abend vor ein sogenanntes Gericht gestellt, das aus den heftigsten Anführern der Bauern bestand, und den Herren ohne weitere Umstände ankündigte, daß sie den Tod erleiden müßten, weil sie gegen die ehrsame Bauernschaft die Waffen ergriffen. Die Ritter und Grafen hörten mit stummem Unwillen den ungerechten Urtheilsspruch an, und kein Einziger hat vor dem Gericht um sein Leben gebeten. Ich konnte das Schauspiel nicht ansehen, und hatte mich zu Denjenigen gesellt, die auf das Schloß gingen und einen Brief des Grafen von Helfenstein überbrachten, den die Bauern ihm abgenöthigt, und worinnen er befehlen mußte, daß das Schloß den Siegern geöffnet werde. Das geschah; aber ich konnte keine Freude darüber haben; denn oben aus den Fenstern schallten die Klagen

und Thränen der Frau des Obervogts, der Gräfin von Helfenstein. Velberger hatte ihr die Nachricht gegeben, daß es um ihren Gemahl geschehen sey, und daß man nur um des heiligen Osterfestes willen, das morgen einfiel, die Hinrichtung um einen Tag verschieben wolle. Wir hörten es gar deutlich, ob wir gleich im Hofe standen, wie die gute Gräfin jammerte, und all ihr Gut und Erbe demjenigen versprach, der für ihren Mann Fürbitte einlegen und sein Leben retten würde. Da war jedoch mit dem Velberger ein Bauernfähndrich oben, Judenhut geheißen. Der betrug sich gar pöbelhaft und grob, schüchterte die Gräfin mit groben Worten ein, und sagte ihr endlich die grimmigen Worte: „Halt's Maul, du adelige Hexe! Dein Gezeter hilft Dir nichts. Ihr Sparifankergesindel spielt dick aus, so lang Ihr im Glück seyd, und seht aus wie vermähte Kröten, wenn Euch der Bauer den Trumpf sticht. Sey froh, wenn nur Dein Mann an den Galgen kommt, und danke der ehrsamen Bauernschaft, wenn sie Dir und Deiner Teufelsbrut von Buben den Hals schenkt."

Diese Reden ergrimmten mich und noch einige Andere, die bei mir standen und nicht zu den Schlimmsten gehörten. Der Judenhut war ein nichtsnutziger Bube, grob und vermessen hinter der Weinkanne und beim Kartenspiel, aber ein feiger Ketzer, wenn's zum Schlagen kam. Wir konnten ihn Alle nicht leiden, und wollten ihm gerne Eins auswischen. Darum rannten wir hinauf, und verwiesen dem trotzigen Gesellen, der sich mit seinem Zwillichkittel und seinen Waffen in das Bett der Gräfin gelegt hatte, während sie vor dem Velberger auf den Knieen lag, seine Unverschämtheit. Meine Spießgesellen kriegten Händel mit ihm; ich ließ sie aber toben, und lief, als ob mir der Kopf brennte, auf ein Mädchen zu, das unter dem Frauenzimmer der Gräfin stand, und in dem ich meine Elisabeth wieder erkannte: die leibhaftige

Elisabeth Hunolt, und dieselbe, die ich am Tag vorher zu Neckarsulm wie im Blitz gesehen. Ach, sie erschrack wie zum Tode, als sie den Paul sah, wie er, als ein rechter Schuft gekleidet, bewaffnet wie ein Strauchdieb, und mit sonnenverbrannten Landstreichern vor sie hintrat. Der kleine Sohn der Gräfin, den sie in ihrem Arm hielt, wäre schier auf die Diele gefallen; ich fing den schreienden Buben auf, gab ihn freundlich der entsetzten Mutter zurück, die gemeint hatte, ich wollte dem Jungen etwas Leides thun, und zog Hunolts Lisbeth, die wie ein armer Sünder zitterte, aus dem Getümmel in den stillern Erker.

„Um Jesu willen!“ fragte ich, nicht minder erschreckt und bebend: „Elisabeth, lieb' Mütterlein, wie kommt Ihr hieher? Ist denn ein Engel an dieser Stelle in diesem Blutbad und Gräuel?“

„Herzliebster Paul, hätt' ich Zeit, ich würde Dich fragen, wie Du unter diese Rotte gekommen? Du bist so groß geworden, siehst aber so erschrecklich aus, daß ich mich vor Dir fürchte, wie vor einem Räuber.“

Ich bat sie, sich zu beruhigen, und mein Unglück eher zu bedauern, als mich zu hassen. Alsdann wiederholte ich meine Frage, und hörte, daß Elisabeth von ihrer Pathe, der alten Gräfin Helfenstein, auf ihr Schloß verlangt worden war. Sie war in der Adventzeit dahingekommen, hatte ihre gräfliche Freundin in schwerer Krankheit getroffen, der Sterbenden bis an ihr Ende gepflegt, und darnach bei deren Schwiegertochter ausgehalten, während der unglücklichen Zeit, die damals just begann, und die Rückkehr des ohne männlichen Schutz verbliebenen Mädchens unmöglich machte. Elisabeth war mit ihrer neuen Freundin erst vor ganz kurzer Zeit in das Weinsberger Schloß eingezogen, und hatte sich in der That am Tage des Sturmes von Neckarsulm daselbst auf dem Markte befunden. Das Schicksal des gräflichen

Hauses, so wie ihr eigenes, das unter solchen Kriegsstürmen mißlich zu werden drohte, quälte die Gute außerordentlich, und mein Anblick allein, ob sie mir gleich noch nicht vollkommen traute — beruhigte sie ein wenig, wie ich bemerken konnte. Sie verschwendete an mich dieselben Bitten, die von der Gräfin an Velberger gerichtet worden waren. Leider durft' ich mir nicht einbilden, daß die Bauern auf meine Worte etwas geben würden. Indessen versprach ich der Weinenden, die ich nebst der Gräfin unter Schutz und Wache von einigen vernünftigern Bauern zurückließ, mein Möglichstes zu thun, und hielt noch an selbem Ostersonntage Wort, indem ich dem Michel Hesbacher zu Sinne sprach, er möchte doch nicht muthwillig seine Hände in unschuldiges Blut tauchen, weil es zum Himmel um Rache schreien, und Kaiser und Reich unerbittlich gegen die Bauern und ihre Rädelsführer machen würde. Ich kam jedoch an den Unrechten. Er hatte so eben Heiner's Leiche begraben, und war so voll Zorn wie Treinele's Auge voll Thränen. „Hinweg von mir!" rief er mit heftiger Bewegung: „haben die verdammten Georgii-Ritter nicht sechstausend von unsern Leuten in den Staub gelegt? Haben mir die Hunde in Neckarsulm nicht den Heiner getödtet, und wär' dieß Alles geschehen, wenn die adeligen Schnepfenfänger sich nicht hinter das Volk gesteckt hätten? Bauernblut ist roth wie Ritterblut; vom Erzvater Adam stammen wir Alle ab. Frei und gleich muß alles Volk auf Erden seyn, und wie im Walde die höchsten Bäume am ersten geschlagen werden, so müssen auch die vornehmen Leute zuerst d'ran glauben. Keine Maus beißt einen Faden von dem Urtheil; doch will ich allenfalls die Bauern bereden, daß sie den Scharfrichter wegschicken, und die armen Ritter durch ihre Spieße laufen lassen. Der Tod ist ehrlicher, und vielleicht lassen sie des Grafen Frau mit ihrem Buben ungehindert abziehen."

Das hieß verzweifelt wenig gewonnen; was konnte ich aber machen? Trotz seinem bittern Zorn war Hesbacher noch der Gemäßigtste unter den Bauernanführern. Mehr war indessen von ihm nicht zu erhalten; Treinele sogar verstand sich nicht dazu, für die Herren zu bitten, die, wie sie glaubte, an dem Tod ihres Heiner's Schuld gewesen waren. Ich brachte die wenig tröstliche Nachricht am Abend des heiligen Osterfestes, das aber zu jener Frist von den Bauern mit Schwelgen und Saufen in den herrschaftlichen Kellern begangen wurde, auf das Schloß; versuchte es, so gut es anging, die arme Lisbeth zu trösten, und verließ sie frühzeitig am Abend, weil die vor Schmerz fast wahnsinnig gewordene Gräfin ihres Beistandes ernstlich bedurfte.

Ich werde den Morgen jenes Ostermontags nie vergessen. Bei früher Tagszeit zogen die Haufen der Bauern, unordentlich und tumultuirend aus dem Städtlein auf eine zwischen Heilbronn und Weinsberg gelegene Wiese. Sie dehnt sich zur rechten Hand längs einer sonnigen Halde hin, und trägt das schönste Gras, wahrlich einem grünen Teppich zu vergleichen. Es standen viele farbige Blumen auf der sammetnen Ebene, und glaubten sicherlich nicht, daß ihnen nach dem freundlichen Morgenthau noch ein häßlicher Blutthau zu Theil werden dürfte. Die Bauern stellten sich geräuschvoll in gedrängten Haufen auf, und auf dem Heerdweg, wie auf den Weinbergen wimmelte es von Zuschauern aus Weinsberg, Heilbronn und vielen Dörfern. Die Sonne war schon lange heraufgekommen, als die gefangenen Ritter dahergeführt wurden, mit Stricken und Ketten gebunden, und ihrer adeligen Kleider entledigt, bis auf die nothdürftigste Bedeckung. Ein erbärmliches Schauspiel! Weiß wie Schnee, und gräßlich verschattet vom düstern verworrenen Bart sahen die Gesichter der Edeln aus, die noch vor wenigen Tagen in stolzer Zuversicht auf

ihr Wappen und Glück geleuchtet hatten. Ich hatte manchen von den Herren früherhin gesehen; es wurde mir aber schwer, unter den dreißigen, die sich zusammenhielten wie eine Heerde wehrloser Lämmer, ein bekanntes Gesicht wieder zu finden. — Sie wurden mit Hohngelächter und entsetzlichen Scherzen empfangen, welche fortdauerten, bis die Trommeln anfingen umzuschlagen, damit der Kreis und hinter ihm die Gasse gebildet würde. Mehrere von den Hauptleuten der Bauern richteten nun ihre Fragen an die Verurtheilten. Keiner antwortete. Michel Hesbacher brach über alle den Stab, und Velberger, nachdem Metzler, der des Lesens kundig war, das plump verfaßte Urtheil in alle vier Winde geschrieen, versuchte es, die armen Sünder mit dem Trost der Religion zum Tode zu bereiten. Doch nur wenige von den Herren, die dem Lutherthum sich zugekehrt hatten, horchten mit einiger Aufmerksamkeit auf den Predicanten. Die Katholischen drehten ihm den Rücken zu, schmähten ihn, und spieen verächtlich auf die Erde. Die Trommel ertönte hierauf zum zweitenmal. Als wie eine ungeduldige Heerde raubgieriger Thiere stob der Kreis auseinander, und die lange, entsetzliche Straße zum Tode that sich auf: Eine weithin ausgestreckte Doppelreihe von Bewaffneten, die ihre Speere gezückt hielten, und mit einander wetteifern wollten, wer es verstünde, am tiefsten und sichersten zu treffen.

„He da, Graf Helferich von Helfenstein!" brüllte ein grausamer Bauernführer, und stieß den Verurtheilten bei den beiden Schultern an die Oeffnung der Gasse: „Du bist der Erste unter dem Galgengelichter; springe darum zuerst."

Der Graf sandte dem höhnischen Redner einen verächtlichen Blick, wendete sich dann zu seinen Waffengefährten, nickte ihnen mit dem Kopfe zu, weil ihm, wie einem Diebe, die Hände gebunden waren, und

sagte: „In Gottes Namen! Dir, o Herr, befehle ich mein Weib und mein Kind, und auch in Deine Hände meinen Geist!“

Er wollte gerade, der Erste in dem Todesreigen, sich in die von Spießen starrende Gasse werfen, als ein nahe ausbrechendes Zetergeschrei seine Schritte einhalten, und den entschlossenen Mann zum schwachen Kinde machte. Sein Weib, mit ihrem Sohn auf dem Arm, hatte den Weg zu dem Mordschauplatz gefunden; Elisabeth folgte ihr auf dem Fuße, und in der Ferne die Wächter, denen sie entsprungen war.

Die schöne Frau, rührend durch ihr großes Unglück, warf sich zuerst an den Hals ihres Gatten, der erschrocken, gepeinigt, mit zitternden Knieen vor ihr stand. Dann wendete sie sich zu den bäurischen Richtern, die mit hartherziger Gleichgültigkeit dem Auftritte zusahen, kniete vor den Unmenschen, fiel vor ihnen mit dem Angesicht auf den Boden, und forderte in heulender Verzweiflung, Schonung, Gnade für ihren Gatten. Hesbacher drehte ihr wild den Rücken zu und verlor sich in dem Haufen der Bewaffneten; Metzler stieß sie mit Füßen von sich; Velberger versuchte unzeitigen Trost; Judenhut aber, der feige, schlechte Mensch, zielte von der Seite mit seinem Spieße nach dem unschuldigen Grafenkinde, das in dem Arme seiner jammernden Mutter lag. Der Fähndrich hob das Eisen, und wollte den Stoß vollführen, der vielleicht Kind und Mutter zugleich getödtet haben würde. Mit einem Schrei sieht die Gräfin die Gefahr; durch eine schnelle Wendung weis't sie den heftigen Stoß ab, und das mörderische Eisen verletzt nur leicht ihren Arm und die Wange des Knaben. Elisabeth sieht das Blut des Kindes fließen, kann ihrem Groll und Schmerz nicht gebieten, stößt den Mörder zurück, und versetzt ihm mit der Faust einen heftigen Schlag in's Gesicht, daß er wie geblendet zurücktaumelte.

Welch' ein Anblick für mich! Meine Freundin, die ich als Mutter verehrte, in den Klauen der Unthiere, die sich, von Judenhut aufgehetzt, auf sie werfen, sie zu binden, oder auf der Stelle zu tödten, weil sie an einen ihrer Obersten die Hand gelegt. Mein Blick fiel auf meinen Ring: „Furchtlos und treu!“ rief ich mit gellender Stimme, und tobte in den Kreis, um zu helfen, zu retten, oder mit Elisabeth des Todes zu seyn. Es war allenthalben eine Verwirrung ohne Beispiel; was kümmerte sie jedoch mich? Die Gräfin lag, in Ohnmacht hinsterbend, auf dem Rasen; ihr kleiner Sohn schrie laut vor Schmerz und Angst; die Hinrichtungen hatten schon begonnen; der Graf von Helfenstein war schon, ohne mehr einen Blick nach seinen Lieben zu werfen, von den Spießen der Mörder gefallen. Ich sah nichts von alle dem. Mein Blick haftete nur auf Elisabeths Gefahr; ihre Augen dankten mir für meine Ausdauer, und sie rief: „Habe Dank, guter Paul; erhalte jedoch Dein Leben, damit Du meinem alten Vater verkünden mögest, wie ich gestorben bin. Schlagt mich todt, Ihr Rebellen! Aber unter all' den blassen Weibern, die uns hier mit Schreck und Grauen umstehen, lebt sicher keine, die nicht für den Schmerz der Mutter ein Gleiches gethan.“

Diese Rede, mit einem Muthe gehalten, den ich in Elisabeth nicht erwartet hätte, brachte schneller ein gutes Ende herbei, als mein verzweifelter Widerstand, den ich, mit meinem Leibe der Geliebten zum Schilde dienend, den blutgierigen Freunden Judenhut's entgegensetzte. Mehrere der Bauernweiber hatten Lisbeths Worte vernommen, und verbreiteten dieselbe mit geläufiger Zunge, so, daß in einem Augenblicke alle Dirnen und Frauen mit lauter Stimme „Gnade, Gnade!“ riefen, von allen Seiten durch die Schaaren der Männer hereinbrachen, die kühne Jungfrau in ihre Mitte nahmen, und scheltend gegen ihre Männer, wie im Triumph davon führten. Die Gräfin

mit ihrem Kinde wurde auf dieselbe Weise den Händen der Bauern entrissen, und fand einige Linderung ihres Jammers an Lisbeths Brust, und in dem Mitleiden der armen Landweiber.

Mein Herz beruhigte sich, als ich Elisabeth fortführen und die boshaften Gesichter der Bauern sich in ein gutmüthiges Lächeln verziehen sah. Der Auftritt war übrigens bald vergessen. Aller Augen wendeten sich nach dem Mordschauplatz, wo bereits der Zehnte den Todestanz aufführen mußte, zu welchem ein tückischer Dudelsackpfeifer, ein Landstreicher auf Messen und Märkten, mit teuflischem Spott blies. Der arme Lustigmacher des Grafen, der in das Elend gerathen war, wie das Kuckucksei in's Nest, wurde just in die Gasse gestoßen. Lauter Jubel, ein Gelächter, wie von wiehernden Pferden, folgte seinen schauerlich possirlichen Sprüngen. Ich wendete die bethränten Augen von dem blutigen Tode ab, und sah mitleidig nach dem Trupp derjenigen, die noch erst an die Reihe kommen sollten. Und wie ich so hinsehe, halb verloren in meinen Gram und schon den Fuß hebe, um der Mordstätte den Rücken zu wenden und zu Elisabeth zu fliehen, so stürzt ein bleiches Gespenst auf mich zu, mitten aus dem Haufen der gebundenen Edelleute, wirft sich vor mir nieder, rollt sich heulend auf dem Rasen, und stöhnte mit entsetzlich verfallener Stimme: „Paule! Paule! Dich hat Gott hierher gesendet! Du bist sein Engel! rette mich, daß mir meine Sünden vergeben werden!"

Ich staune den Elenden sprachlos an, und erkenne mit unangenehmem Schauer den hagern Herrn Winterich von Elkhofen, der mich einst zu Eßlingen in seine Dienste nehmen wollte. Plötzlich gerührt bückte ich mich zu ihm hinab, und antwortete ihm: „Ach, lieber Herr, es geht mit Euch zu Ende! Gott tröste Euch; faßt Euch; ich bin ein armer Bursch, der hier nichts thun

kann, so gerne ich's möchte, weil Ihr einst Gutes für mich im Sinn gehabt."

Winterich stand da mit schlotternden Gebeinen und klappernden Zähnen, zwischen denen hindurch die abgerissenen Worte vom Gebete des Herrn auf seine Lippen kamen: „Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben den Schuldigen ... Erlöse uns vom Uebel ... Dein Wille geschehe, ... o Jesus! ... gib uns heute unser täglichs Brod; ... ach Paule hilf mir! ich werde kein Brod mehr essen ... Confiteor ... domine ... mea culpa ... o Paule! ich habe viel verschuldet! Ich will Dir's gestehen ... wenn Du mich rettest; Du wirst mich aber retten ... Du muß t mich sogar retten; — Du bist ja mein Fleisch und mein Blut!"

Ich erschrack vor dem Wahnsinn des Mannes; plötzlich zuckte mir aber der Gedanke durch den Kopf: dieser Mann Dein Vater? — Ich muß den Gedanken ausgesprochen haben; denn Winterich antwortete mir mit blauen Lippen, indem er sich an meine Schulter lehnte, weil seine Beine ihn nicht trugen, und seine gebundenen Hände sich nicht anklammern konnten: „Nicht Vater, Paule! wie hätte Dein Vater so grausam handeln können? solcher Sünde habe ich mich nicht schuldig gemacht. Ich bin nur der Bruder Deiner Mutter, Dein Ohm, herziger Sigmund ... nicht doch: Paul wollt' ich sagen. Ich hätte Dich bald mit dem Namen Deines Vaters gerufen. Gott gebe ihm eine fröhliche Urständ, wenn er schon gestorben ist, oder ein glückliches Leben, wenn er noch lebt. — Sieh, ich weiß ja nichts von ihm. Es war mir ja nur um das Geld zu thun ... Deine Mutter mußte ja in's Kloster ... damit das Testament erfüllt werde, und ich der Erbe alles Vermögens sey. — Ich habe Niemand am Leben beschädigt, der mit mir verwandt war; ich habe Deinem Vater nur etwas vorgelogen, damit er davon lief; ich habe Deine Mutter

nur in's Kloster gebracht; ein Anderer hätte Dich umgebracht, aber ich steckte Dich nur in ein unschädliches Grab ..."

Laut aufschreiend, stieß ich den entsetzlichen Menschen von mir. Schnell besonnen faßte ich jedoch wieder die Schulter des Taumelnden, und fragte wie ein Rasender: „Hab ich denn eine Mutter? Unmensch! wo lebt meine Mutter?"

„Im Kloster Lichtenstern; nicht weit von hier;" stammelte der Erbärmliche, dessen Körper schon von den Schauern des Todes ergriffen war: „die Schwester Heinrike ist Deine Mutter; frage mich nicht um den Vater ... ich weiß ja nicht, wo er ist, aber rette mich! Sieh! schon wird der Haufen der Verurtheilten dünner ... gleich werden sie auch mich abrufen. Rette mich, um Gotteswillen! Ich kann ohne Beichte nicht sterben, muß noch so viel gut machen auf Erden. Im Namen Deines Wärters Veit, der Dich aus Mitleid befreit hat, indem er mir vorlog, Du seyst gestorben: Im Namen des Leibeigenen, der ihm bei Deiner Befreiung half, und den ich das Unglück hatte, zu erschlagen, nachdem ich in Eßlingen Dich gesehen, und hinter jenes Bubenstück der treulosen Knechte gekommen war: rette mich!"

Ich konnte den Mörder nicht an meiner Brust lassen; die vielen Jahre meines Lebens in der Gruft stiegen wie drohende Gespenster vor mir herauf; ich kannte in dem Augenblick die Barmherzigkeit nicht, und stieß den verzweifelnden Halbtodten von mir, weit von mir, und gerade in die Arme derjenigen, die ihn zum Sterben zu holen kamen. — Ich habe es nachher tausendmal bereut; aber was hätte mein Fürwort genützt? Meine Vergebung hätte vielleicht seinen Tod sanfter gemacht; vielleicht nur. Er wälzte sich wie ein Trunkener an der Erde, brüllte wie ein Thier, wurde aber, der Schwächliche, mit geringer Gewalt in den Kreis des To-

des geschleppt, und verschwand zu Boden fallend, unter dem Gedränge der hinzueilenden Bauern, die vierzig Spieße auf einmal in seinen Körper senkten. Er war dahin, und nicht einmal seinen Leichnam habe ich mehr gesehen.

Ich dagegen war voll Feuer und Leben; ich habe niemals das Daseyn so kräftig empfunden, wie dazumal, denn es kam mir vor, als sey ich jetzt erst in die Reihen der Lebendigen getreten. Ich wußte ja, daß Bande der Liebe und der Verwandtschaft mich an die Welt fesselten, wie Alle, die mich umgaben, und die ich so oft beneidet hatte um ihre Heimath, um ihre Aeltern. Mein Vater lebte noch vielleicht; gewiß war das Leben meiner Mutter. Sie zu sehen, und von ihr erkannt, gegrüßt zu werden, war mein einziger Wunsch von Stund an. Ich hörte nicht mehr auf das Wirbeln der Trommeln bei der entsetzlichen Hinrichtung, nicht mehr auf das Freudengeschrei der Mörder, so oft sie wieder ein Opfer hinüber gesendet; ich vergaß auf Weinsberg den Bauerntumult, — auch Elisabeth selbst, und lief zu Hesbacher, der im Rücken der Bauernhaufen einsam, verdrossen und grollend auf- und niederging. „Ich habe meine Mutter gefunden;“ rief ich dem Ueberraschten zu, und berichtete in Kürze Alles, was ich gehört: „Meine Mutter ist Nonne zu Lichtenstern. Könnt Ihr mir aber sagen, wo Lichtenstern zu finden?“ Hesbacher zog mit wildem Lachen die Kappe vom Haupt und antwortete: „Gott gesegne Euch den neuen Stand, mein neugebackener Junker. Eurem Begehren wird bald willfahrt seyn. Die Thürme von Lichtenstern sind nicht fern, und wir haben bereits beschlossen, das Kloster zu plündern, sobald der blutige Tanz hier vorüber ist.“

Ich warf mich in meine Waffen und Wehre; ich konnte kaum den Abzug erwarten; ich lief in der vordersten Rotte voran gen Lichtenstern. Dort ragte der Thurm, aber die Glocken, die allenthalben im Lande klangen, wa-

ren darin stumm. Dort lag das Chor des Klosters, jedoch nicht verwahrt wie gegen feindliche Gewalt, und auch nicht gastlich aufgethan, um Freunde zu empfangen; sondern öde, wüst, ein schwarzer, leerer Schlund, der die Aussicht in verlassene, öde Gemächer zeigte. Die frommen Weiber waren nach Heilbronn geflohen; die leeren Mauern waren uns gelassen worden. Ich weinte vor Schmerz, während meine Gefährten den Zorn getäuschter Habsucht an dem nackten Gemäuer ausließen, und Thurm und Dach in Asche verwandelten.

„Seyd getrost, Paul;" sagte Hesbacher zu mir, als ich ihm mein Leid geklagt: „die Stadt Heilbronn ist auch noch nicht das Paradies, wo uns ein Engel mit flammendem Schwert den Eingang verbieten könnte. In ein Paar Tagen sind wir darinnen. Ich habe erst heute einen Boten von meinem Vetter aus dem Rathe erhalten, der mir berichtet, daß die Handwerker alle auf unserer Seite sind, und die Bürgermeister schon zwingen werden, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen. Mir liegt, zum Blitz, auch daran, in Heilbronn mich umzusehen; Treinele hat sich's ja nicht nehmen lassen, die arme Frau von Helfenstein mit der Jungfer aus Eßlingen nach Heilbronn zu geleiten. Das Weibsvolk ist mitleidig; ich konnt's nicht über's Herz bringen. Ich habe der Gräfin und ihren Weibern einen Karren mit Stroh verwilligt, auf dem sie so gut fahren mag, wie einst im goldenen Wagen, und den Rudolph hab' ich mitgeschickt, daß er sie geleite."

Das war mir nicht recht. Ich dachte mir nur mit Müh' und Kummer den Rudolph in Elisabeth's Gefolge. Der Bube war hämisch, geizig und wollüstig zugleich. Ein neuer Stachel wühlte in meiner Brust. Doch schien die Wunde bald genesen zu wollen, denn nach einigen Tagen schon öffneten die tumultuirenden Bürger von Heilbronn den Bauern ihre Thore, und wir zogen in

furchtbarer Menge daselbst ein. — Die Schwelgereien, denen sich meine Genossen mit dem Auswurf des Heilbronner Volks überließen, reizten mich freilich nicht. Ich fragte nach den Nonnen von Lichtenstern; ich eilte nach dem Kloster, das man mir als ihre Zufluchtsstätte angezeigt. Ich drang mit einigen Gefährten hinein; denn zu jener Zeit war alle Scheu vom Volke gewichen, und es hatte vor dem Göttlichen selber keine Ehrfurcht mehr. Wir traten in den Gang, er war von Weihrauchdampf erfüllt, einige Lichter brannten um eine dürftige Bahre. Viele Klosterfrauen standen still an den Wänden, und zwei Priester murmelten Gebete. Ich nannte den Namen der Schwester Heinrike. Sie starrten mich an, und antworteten nicht. Ich wiederholte den Namen, wie ein von Schmerz Verrückter. Man hob das Leichentuch vom Gesicht einer Todten, deren Anblick mir die Wahrheit des Geständnisses meines Ohms, und die völlige Größe meines Verlustes bestätigte. Jene Bilder, deren wohlthätige Erinnerung mich einst in dem schwarzen Grabe meiner Jugend erquickte, und die ich für einen Traum gehalten, waren wirkliche gewesen. In dem Gesichte der Todten erkannte ich das Antlitz der schönen, treuen Mutter, die einst an meinem seidenen Lager stand. Die Brust unter dem härenen Scapulier hatte mich gesäugt, die wie im Gebet gefalteten Hände hatten mich getragen, und viele Küsse waren mir gewiß von dem Munde zu Theil geworden, der sich zum ewigen Schweigen geschlossen hatte; gerade zu der Zeit, wo ein Wort der Liebe aus ihm ein Balsam für meine Brust gewesen, und der Schlüssel geworden wäre zu fernerem Geheimniß, dessen Lösung ich jetzt nicht mehr hoffen durfte. — O wahrlich; Winterich hatte wahr geredet, und ich verhehlte meinen Schmerz nicht; ich warf mich auf die Leiche trotz dem Geschrei der Nonnen und dem Widerstand der Pfaffen. Meine Begleiter, zwar nur rohe Bauern, waren

tief erschüttert von dem Schauspiel, und ihre Augen weinten, während sie mit rauher Hand Alle zurückstießen, die mich in meinem Schmerz, in meinen Thränen stören wollten. Als ich jedoch wieder zum Verstand gekommen, als ich die Stirnwunde der Verstorbenen genugsam geküßt hatte, die ihr auf der übereilten Flucht ein Sturz aus dem Wagen versetzt und den Tod gegeben, — als ich anfing, zu fragen, da war Alles für mich vorbei. — Die Priorin mit ihren Nonnen waren stumpfe Geschöpfe, die mich steif und fest für einen aus Ketten entsprungenen Rasenden hielten. Die Priester hatten die Verstorbene nie gekannt, und beteten nur für Geld an ihrem Sarge. Ich erfuhr nichts, das mir hätte weitern Aufschluß geben können, und hätte vielleicht manch Unheil im Kloster angerichtet, wenn mich nicht Hesbacher mit Gewalt aus dem Hause gezogen und zu Treinele gebracht hätte, mit den Worten: „Da, Mädel, tröste nun den Unglücklichen, wie er Dich getröstet hat."

Treinele hatte jedoch wenig Trost, wohl aber vielen Wermuth für mich. — Sie sagte mir auf meine hastigen Fragen nach Elisabeth, daß ihr Bruder Rudolph, wie ich befürchtet, sein Augenmerk auf die schöne Eßlingerin geworfen, daß er sie von der Helfenstein getrennt, in ein von seinen Spießgesellen bewachtes Haus gesperrt, und entschlossen sey, sie mit Gewalt zu seinem Willen zu zwingen und in den Kriegssturm mit sich zu führen. Mir war, als ob mich der Henker auf das Rad geflochten hätte. Lisbeth war ja noch das einzige Glück, das ich auf der Welt gefunden hatte. Ich trug ja noch ihren Ring, und dieser stumme Zeuge ihrer Freundlichkeit ermahnte mich ja, furchtlos und treu zu seyn, wenn es ihren Dienst galt. Ich mußte sie befreien, wollte das Haus anzünden, worin sie wohnte, und sie aus den Flammen tragen; wollte den Rudolph todtschlagen, und sie über seine Leiche hinwegführen oder unter den Fäusten

seiner Gesellen sterben. Treinele lächelte zu all Diesem. Sie sagte: „Du sprichst wie ein Thor, guter Paul. Der Rudolph ist schlau, und seine Wächter sind grausam. Beim Vater, der jetzt im Felde und auf dem Rathhaus so viel zu thun hat, ist keine Hülfe zu suchen. Ich habe indessen nur auf Dich gewartet, um die arme Lisbeth zu retten; denn nur der Schlauheit eines Weibes gelingt der Sieg über den listigen Mann."

Sie bestellte mich hierauf, ohne mir Weiteres zu sagen, zur tiefen Dämmerung an den Platz vor dem Hause, wo Lisbeth gefangen saß, unfern vom Weinsberger Thore. Ich hielt dort Wacht mit klopfendem Herzen und unter brünstigem Gebet. Darinnen war wüster Saus und Braus von zechenden Bauern. In der obersten Giebelkammer brannte eine schwache Lampe, mein Hoffnungsstern aus dem Kerker der guten Lisbeth. Nach langem Wachen knarrte endlich die Hausthüre. Treinele trat heraus. „Hier bin ich," sagte ich ihr leise: „Sage mir doch endlich, was ich soll thun."

Da wendete sich das Mädchen zu mir, und hob den Kopf und flüsterte zaghaft: „Ich bin es ja, guter Paul; Lisbeth Hunolt. Das gute Treinele hat mir seine Kleider angezogen, und wartet oben an meiner Statt des abscheulichen Rudolph, der gedroht hat, zu kommen, sobald seine Runde vorüber ist. Dem Herrn im Himmel und der wackern Dirne sey Preis und Dank. Hilf mir aber jetzt aus der Stadt und laß uns eilen."

Ueberrascht und erfreut wie ein Seliger, drückte ich Elisabeths Hand, warf noch einen Blick der Dankbarkeit nach dem Giebelfenster, von welchem Treinele herunternickte, und lief mit Elisabeth um die Ecke. Zu unserem Schrecken prallte uns Rudolph entgegen. Er war vom Trunk erhitzt; ich langte verstohlen nach meinem Messer. Da lallte er: „Sieh da, Treinele, Du tröstest Dich schon mit dem Paul, Du arme betrübte Wittfrau? Meinet-

wegen; ich geb' meinen Segen dazu, denn Alles muß jetzt frei seyn in der Welt; und Du thust recht, Paul, daß Du den Schwank mit der Eßlingerin an den Nagel hängst. 's gibt ja der Dirnen genug: die Lisbeth hat mir aber ganz besonders gefallen, und ich lasse mir sie nicht aus den Zähnen reißen, obgleich sie bis jetzt noch verdammt spröde gewesen ist. Gute Nacht; ich will mein Täublein überraschen wie ein Marder."

Wir entliefen; in einem Hui waren wir am Thore. Bauern, die mich kannten, waren auf der Wache. Hesbachers Name half uns durch. Wir eilten auf den entlegensten Fußpfaden wie flüchtige Geister fort; als die Morgenröthe heraufgestiegen war, hatten wir nichts mehr von Rudolph zu fürchten. Wir liefen zwar unstät, wie unsere Urältern Adam und Eva; aber unser Weg führte in's Paradies. Zweimal drohten uns auf der Heimfahrt gen Eßlingen Gefahren. Wir stießen auf einen Bauerntrupp unter dem Befehl des störrigen Hasenstephan. Elisabeth gefiel ihm; er wollte das Mädel besitzen; doch heftiger als seine Sinnenlust war sein Geiz. Ich versprach ihm den ganzen Schatz des Pater Quirin, in dessen Nähe wir uns befanden, und er ließ sich das Lösegeld gefallen. Als wir das Geld aus dem Schooß der Erde erhoben, staunte ich selbst über seine Menge; verspürte aber nicht die mindeste Lust, ein Stück davon zu behalten, und nur ein Haar von Elisabeths Haupte dem Bauernanführer dafür zu lassen. — Lisbeth machte zwar viel Aufhebens von dem, was ich für sie that. Ich begriff aber nicht, warum sie mir so innig dafür dankte. Ein einziger Blick aus ihren Augen belohnte mich ja tausendfältig für all' die geringe Mühe, die ich mir genommen, um meinem Herzen zu genügen. Wenn sie aber nicht aufhören wollte, mich zu loben, so zeigte ich ihr den Ring an meinem Finger, mit dem Wahlspruch, der es wohl verdiente, das Symbolum aller recht-

schaffenen Leute, ja sogar der Wappenspruch eines edeln, getreuen Fürsten zu werden. — Zuletzt fielen wir noch in die Hände einer reisigen Schaar vom schwäbischen Bunde. Der Truchseß von Waldburg hatte just bei Böblingen eine grausame Niederlage unter den bäuerischen Rebellen angerichtet, und somit für alle Folge die Geißel Gottes statt des Schwertes aus der Scheide gezogen, welcher hinfüro kein Trotz widerstehen mochte. Hatte ich jedoch zuvor das Glück gehabt, meiner guten Elisabeth nützlich zu seyn, so war sie es dießmal, die mich aus der Gefahr des Stranges rettete, weil mich die Bündner als einen Landstörzer aufknüpfen wollten. Elisabeth verbürgte sich für meine Redlichkeit mit dem Namen ihres Vaters, und des braven Bürgermeisters Holdermann. Wir wurden frei gelassen. Bald sahen wir wieder den Thurm von Cannstadt, dann das Dörflein Mettingen, dann von ferne das Thor von Eßlingen, überragt von dem herrlichen Thurm der Frauenkirche. Wir standen auf der Stelle, wo ich vor einem Jahre von Elisabeth geschieden war. Just auf dieser Stelle, wollte ich umkehren, da ich meine Freundin außer aller Gefahr sah. Denn ich fürchtete mich mehr vor der Strafe meines damaligen Vergehens, als ich mich auf den Empfang des alten Hunolt freute. Da weinte Elisabeth, und lächelte während des Weinens; und sie sagte mir, daß der Ingolstädter längst genesen, und aus der Stadt gejagt worden sey, um seines wüsten Wandels willen. „Es erwartet Dich keine Strafe, guter Paul;“ schloß sie ihre Rede: „wohl aber wirst Du mir und meinem lieben Vater die größte Freude verbittern, wenn Du darauf bestehst, mich hier zu verlassen. Deiner wartet, für Deine Treue ein trauliches Plätzchen in Vaters Hause.“ — „Ach, liebe Mutter,“ sagte ich mit niedergeschlagenen Augen hierauf: „wie werde ich's ertragen können . . .“ Sie fiel mir

in die Rede, und versetzte ernsthaft freundlich: „Nenne mich doch nicht mehr Mutter, und dutze mich: wir bleiben uns ja immer so fremd." — Mir fiel ein Stein vom Herzen. Ich sagte: „Gern, wenn Du's erlaubst. Ich verspüre ohnedies, daß ich Dich eher lieben möchte, wie ein Bruder die Schwester ..." — „Sey mein Bruder und Herrn Hunolt's Sohn." „Gern; aber wenn ich verspürte, daß ich Dich noch heftiger lieben möchte, als ein Bruder? daß ich Dich umfassen möchte, wie der arme Heiner unser gutes Treinele umfing? wie könnte ich's denn ertragen, daß Du mir sagtest, Du dürftest nicht, weil Du bestimmt bist, des reichen Küfnermeisters Frau zu werden."

Da stand Elisabeth vor mir, still, verlegen, und mit den Schürzenbändern spielend. Darauf ergriff sie mich beim Aermel, zog mich langsam nach dem Thore zu, und sagte heimlich, ohne rechts oder links, am mindesten mich anzusehen: „Komm Du nur mit. Mit dem Küfnersohn ist es schon lange nichts mehr, und vier andere Freier habe ich abgewiesen, weil ich mir immer heimlich dachte ..." „Nun was denn?" — „Daß Du einst wiederkommen würdest."

In Summa: war meine Freude schon vor dem Thore herzlich und über alle Maßen, so war des alten Hunolt's Freude noch weit größer. Der alte Mann verstand es, denjenigen zu belohnen, der ihm sein Kind wiederbrachte. Ehe ein Tag herum war, hatte er mir einen Ring gegeben, den ich an Elisabeths Finger steckte und womit ich sie mir verlobte. Die Hochzeit aber sollte seyn, wenn ich mich noch zuvor ein Jahr oder zwei in der Welt umgesehen, und vielleicht von kaiserlicher Majestät die Einsetzung in meinen, mir entrissenen ehrlichen Stand erhalten hätte. — Hier weigert sich nun aber die müde Feder des Alten, so flugs und flüchtig zu schreiben. Er denkt an seine getreue Hausfrau, die

ihm redlicher zu Theil wurde, als Labans Tochter dem Jakob. Der zurückgebliebene Gatte muß unter die Fliederbäume ihres Grabes gehen, um daselbst ihre Tugenden zu preisen mit stiller Herzensmelodie, weil seine Feder keine Worte dafür findet. Vielleicht erzähle ich noch später meinen Enkeln und Freunden, was mir ferner in meinem wichtigen Lebenslauf begegnet ist; von meinem Dienste bei dem hochseligen Herzog Christoph, den man gar füglich einen Titum nennen könnte; von meinen Zügen durch die Länder Frankreich und Italien, wo ich viel Werthes gefunden und wieder schmerzlich verloren; von der Krönung kaiserlicher Majestät zu Bononien und meinen Abentheuern daselbst; vor Allem jedoch von der stillen Freude, womit ich mein Haus baute, und den Segnungen, die der allmächtige Gott zwei treuen Herzen wiederfahren ließ. Bis dahin, lieber Leser, sey dem Allmächtigen allein die höchste Ehre.

Glück über Alles

(1600.)

I.

(Freie Heerstraße, im Hintergrunde die Thürme, Ringmauern und Thore einer Reichsstadt.)

Eugenius, Fabian und Wolfram; der letztere trägt einen Reisesack auf der Schulter.

Eugenius.

So lebe denn wohl, undankbare Vaterstadt! ich dachte nicht, Dir den Rücken kehren zu müssen, wie ich jetzt thue. Verbannt! hinausgestoßen aus der Heimath, ohne mir eines Fehls bewußt zu seyn? sonderbares und trauriges Schicksal!

Fabian.

Allerdings, mein guter Freund. Ich würde das nicht überleben; aber Du hattest von jeher stärkere Nerven als ich, und wirst endlich Dein Loos ertragen können. Mit brüderlichem Schmerze nehme ich hier am Weichbilde unserer Stadt Abschied von Dir, und will den Bürgermeistern alsobald verkündigen, daß ich Dich bis hieher geführt, wie man mir aufgetragen. Halte mich aber nicht länger mehr auf, guter Eugenius, damit ich nicht etwa in ungegründeten Verdacht gerathe.

Eugenius.

Nicht doch, ängstlicher Fabian. Du sollst um meinetwillen weder Dein Schreiberämtchen verlieren, noch ein schiefes Senatorgesicht sehen. Fahre hin; danke den Wohlweisen in meinem Namen, daß sie mich von Dir, meinem alten Schulgesellen, begleiten ließen, und nicht vom Büttel. Wünsche auch dem grundehrlichen Seckelmeister in meinem Auftrage alle Wohlfahrt und jeden Segen. Die Summen, die er stahl, und die ich genommen haben mußte, sollen ihm tausendfache Zinsen tragen. Ich vergebe ihm.

Wolfram.

Sieh' doch, wie der Galgen dort vom Hügel herunter leuchtet. Die Luft ist allenthalben blau, und sogar die um den Dreibein flatternden Raben, deren Flügel die Morgensonne vergoldet, nehmen sich gut aus.

Eugenius.

Wahr ist's: der Morgen ist wunderschön, und ich athme nach langer Kerkerqual mit offener Lunge die frische Luft.

Fabian.

Sehr frisch, in der That. Sie erregt mir Husten.

Eugenius.

Darum gehe schnell, mein Guter. Ich möchte nicht einmal den Schnupfen verantworten, den Du nach Hause brächtest.

Fabian.

So lebe also wohl. Mich wird es freuen, wenn ich Gutes von Dir höre. Mit Briefen freilich ....

Eugenius.

Werde ich Dich verschonen; sorge nicht. Vale, amice.

(Fabian geht eiligst nach der Stadt zurück.)

Eugenius (ihm nachsehend).

Wie einst verstockt und knechtisch als Knabe, so als Mann ist er verknöchert. — Du aber, Wolfram, gib mir den Reisesack und nimm meinen brüderlichen Dank. Deine offene Seele hat es stets mit dem geschmähten Freund gehalten, und Dein blaues Auge wird, schaust Du mich an, von nichts getrübt, als von einer mitleidigen Thräne. Ich habe Dich lieb und will Dich ewig im Gedächtniß lieben.

Wolfram.

Könnte ich nur etwas für Dich thun! warte indessen nur, bis ich einst Consul werde. Die Reihe wird doch einmal an mich kommen, und mein erst Geschäft soll seyn, Dich zurückzurufen.

Eugenius (lächelnd).

Wenn ich dann noch lebe, Du gute Zuversicht.

Wolfram.

Warum denn nicht? weht nicht überall die Luft, grünen nicht die Bäume, rieseln nicht die Quellen auch außer unserm Gebiet? auf meiner Wanderschaft habe ich schönere Städte gesehen, als die unsrige ist, mit ihren schiefen Dächern, engen Straßen und holperigem Pflaster; schönere Mädchen, als unsere steifen geschnürten Dirnen. Wein und Brod fehlt auch außerhalb unserer Gränze nicht, und in des Lebens Hülle und Fülle mag einem starken Herzen, wie das Deinige, allenthalben wohl und behaglich seyn.

Eugenius.

Du warst nie ein Stubenhocker, Wolfram. Ich denke, ich will mich in das Leben finden. Was hältst Du davon, wenn ich Soldat würde? Fortuna ist die Mutter der Kriegsleute.

Wolfram.

Ach, sie ist die Mutter eines jeden Menschen, und derjenige nur arm, dem sie eine Stiefmutter seyn will.

„Wagen gewinnt,“ sagte mein Vater immer. Was hattest Du von Deinem Studium? was von Deiner Klugheit, was von Deinem strengen, rechtlichen Wandel? — Wenn auch das Sprüchwort sagt, daß jeder Mensch seines eigenen Glückes Schmied sey, so muß doch erst das Glück den Ambos leihen, worauf geschmiedet wird.

Eugenius.

Sehr wahr. Ich will mich der Fortuna zu eigen geben. Gehab Dich wohl, mein einziger Freund, und begleite mich mit deinen Wünschen.

Wolfram.

Pah! leere Wünsche helfen nicht. Warte, bis ich Bürgermeister bin, dann auf Wiedersehen.

(Umarmt ihn, trocknet sich die Augen, und geht nach der Stadt zurück.)

Eugenius.

(hängt die Reisetasche um, und lehnt sich an die Grenzsäule).

Jetzt bin ich allein, jetzt erst, und ich habe weiter nichts zu thun, als meinen Hut in die Luft zu werfen, und nach der Seite zu gehen, wohin er fliegt. Ist jetzt nicht die ganze Welt mein? wer ist freier als ich, in dessen Tasche ein paar Thaler klingen und der Laufpaß steckt? meine Vaterstadt ist ja ein so kleines Pünktchen auf der Erde, das sogar auf mancher Landkarte vergessen wird. Ich lösche diesen Punkt auch auf meiner Reisekarte aus, und somit wäre Alles gut. Horch, die Glocken läuten vom Johannisthurm; sie rufen die schläfrigen Stiftsherren zur Frühmette, und läuten mich aus dem Lande. Gott behüte Dich, ehrwürdiges Gotteshaus, worinnen ich oft nach Frauen und Mädchen schielte, aber zum Glück nie eine Hochzeit feierte, noch taufen ließ. Darum bin ich jetzt wie der Vogel auf dem Zweige, und leicht wie mein Gepäck. Fortuna mag weiter helfen.

(Ein Trupp steinalter Leute, an Stäben wandelnd, kommt die Straße daher.)

Eugenius.

Sieh' da, eine ganze Armee von Wackelköpfen und Kahlhäuptern. Woher, wohin, ihr guten alten Leute?

Einer von den Greisen.

Wir sind zu unserer Hofstatt beschieden. Der Herzog stellt am Gründonnerstage unsern Heiland vor, und wir sollen die Apostel machen. Ich bin der Petrus, Herr, und meine Füße sind schon sieben Mal von dem Durchlauchtigsten Herzog gewaschen, und eben so oft ist mein Gaumen von seinen Köchen gelabt worden. Ich zähle hundert dreizehn Jahre, mein Herr.

Eugenius.

Ein schönes Alter. Und Deine Begleiter?

Petrus.

Der jüngste, der Andreas, ist in diesem Jahre ein Neunundachtziger.

Eugenius.

Ein feiner Jüngling. Hoffentlich noch rüstig mit Arm und Bein?

Andreas.

Das will ich meinen. Ich gehe täglich noch zehn Wegstunden weit über Berg und Thal, so oft Ihr's haben wollt und bezahlt.

Mehrere aus dem Haufen.

Ich auch, ich auch! — Ich habe mein Gesicht noch wie mit vierzig Jahren. — Ich rechne im Kopf weit besser, als unser Herr Pfarrer. — Ich habe mich vor zehn Jahren erst wieder verheirathet. — Ich eröffne noch auf jeder Kirchweih den Tanz.

Eugenius.

Das freut mich ungemein, ihr rüstigen Freunde und Apostel. Wie aber machtet ihr's, um zu diesen Jahren mit solcher Gesundheit zu gelangen?

Der Eine.

Ich bin aus dem Gebirge, und aus unserer Gemeinde stirbt wunderselten Jemand.

Ein Zweiter.

Ich bin aus dem Thale, wo die milden Lüfte wehen. Dort gibt's viele alte Leute.

Ein Dritter.

Ich wohne neben dem großen Nebelsumpfe. Die feuchte Luft bekommt mir gar zu wohl.

Petrus.

Ich habe niemals Fleisch gegessen, Herr; mich stets von Wasser und Gemüsen genährt.

Ein anderer hundertjähriger Greis.

Ich genoß stets fettes Rindfleisch, trank schweres Bier, und die nahrhafte Kost erhielt mich stark und gesund. Darum habe ich auch noch alle meine Zähne.

Andreas.

Der edle Branntwein war stets mein Medikament; er verjüngt außerordentlich.

Ein Anderer.

Ich war klüglich nie verheirathet.

Noch ein Anderer.

Ei was; ich habe sechs Mal gefreit, und jede Frau hat mir an Lebenskraft zugelegt.

Der Neunte.

Die Heiterkeit meines Gemüths hat mich wundersam erhalten. Ich war stets fröhlich, und mein Leben hat mir wenig Kummer gemacht. Zwar sind meine Weiber und Kinder schon lang gestorben, und Viehstand und Haus haben Seuche und Brand hinweggefressen, aber der alte Gott und der Herzog leben noch.

Der Zehnte.

Ich habe nie einem Quacksalber getraut, alle Arznei zum Fenster hinausgeworfen, und trinke mir noch jedesmal wenn mir nicht wohl ist, einen ziemlichen Rausch. Das

erhält mich bei gesunden Knochen, und ein Rausch ist besser, denn ein Fieber.

Der Eilfte.

Ich weiß gar nicht, wie es gekommen, daß ich so alt geworden bin. Ich habe gethan, was mich freute, getanzt, gespielt, zum Ermüden gearbeitet, gehungert und geschlemmt, und die Neunzig waren da, ehe ich's dachte.

Der Zwölfte.

Ich war ein reicher Kerl, und krank, so lang ich reich war. Sobald ich mein bischen Geld verputzt hatte, wurde ich gesund und stark und alt, obgleich arm, wie all diese Kameraden hier.

Alle (einstimmig).

Ja, ja, Gott weiß es: wir sind arm, wie wir da beisammen stehen, arm wie die Kirchenmäuse, aber Gott und der Herzog leben noch.

Eugenius.

Wohl gesprochen, ihr alten, harmlosen Lilien auf dem Felde, die ihr nicht säet, sondern nur ärndtet, und Euch vom himmlischen Vater kleiden lasset. Für Euch ist der Fürst der wahre Stellvertreter der Gottheit, und wer weiß, was ich darum gäbe, wenn ich in diesem Augenblicke an Eurer Stelle wäre. Nehmt indessen auch mein Scherflein als ein billiges Almosen für Eure Offenherzigkeit. Ihr habt mich gelehrt, wie in körperlichen Dingen der Zufall, oder besser das Glück, gewaltiger sey, als alle menschliche Berechnung und Klugheit. Wandelt hin als Apostel dieser Glückslehre, und der Himmel lasse Euch noch viele Gründonnerstage erleben.

(Die alten Leute gehen mit vielen Danksagungen fort.)

Eugenius.

Die Hälfte meiner Baarschaft wäre ich los, und die alten Schelme, welche die Heiligkeit im Taglohn treiben, mögen sich damit gütlich thun. Wem gebe ich die andere Hälfte? Will ich auf die Gunst des Glückes Anspruch

machen, so muß ich nackt und bloß seyn, wie das neugeborne Kind. So wie das Glück Metall bringt, so bringt hinwieder Metall Unglück.

(Ein Trupp gebundener und gefesselter Leute, von mehreren Schergen und Häschern getrieben, erscheint.)

Häscher.

Wollt Ihr voran, Ihr Spitzbuben? Ich will Euch lehren, in die Finger blasen, und dergleichen thun, als verspürtet Ihr Frost. Gesindel, wie Ihr, darf nicht kalt noch warm haben. Wollt Ihr zum zweiten Male an diesem Morgen eine Prügelsuppe genießen?

Eugenius.

Was schlägst Du diese Leute, Scherge, und was haben sie verbrochen?

Häscher.

Diebe sind's, mein Herr, und Mordbrenner und Falschmünzer; auch etliche Ehrabschneider sind darunter. Die Halbschied dieser Burschen liefern wir in des Herzogs Gefängnisse, und die andern jagen wir über die Gränze.

Die Verbrecher.

Wir sind unschuldig, lieber Herr, unschuldig, wie die Sonne.

Eugenius.

Dann werdet Ihr glücklich seyn, selbst in Euern Fesseln, und rund und fett werden, selbst in der Verbannung. Nehmt ein Beispiel an mir, der ich, auch aus der Heimath verwiesen, dahin gehe, wo Ihr herkommt.

Einer aus dem Haufen.

Ihr spaßt, lieber Herr. Ich bin aber rein, wie ein fleckenloses Lamm. Ein Schurke, der meine ganze Habe durch schändlichen Wucher an sich gebracht, höhnte noch meinen Schmerz durch seinen grausamen Spott, bis ich ihm in Verzweiflung das Messer in die Brust rannte.

Nun muß ich, nach dreißig Jahren redlichen Wandels die Strafe eines Mörders leiden.

Ein Zweiter.

Mein Vogt hat mich durch Erzwingung von übermäßigen Steuern zu Grunde gerichtet, und ich stahl, um meinen Kindern Brod zu geben.

Ein Dritter.

Durch meine Unvorsichtigkeit ging meines Stiefvaters Haus in Flammen auf. Da ich aber bisher mit ihm lebte, wie man mit Stiefvätern zu leben pflegt, so klagte man mich des Mordbrandes an, und ich wurde verurtheilt.

Eugenius.

Schon genug, Ihr armen Leute. Euch war Fortuna eine üble Stiefmutter. Langjährige Aussaat des Guten schützt nicht vor dem tückischen Zufall, der unwiederbringlich in's Verderben reißt. Dankt Eurem menschenfreundlichen Herzog, der keine Todesstrafe vollziehen läßt, daß Ihr noch Mittel behaltet, in der Haft Philosophen zu werden, da Ihr doch zu Glücksrittern verdorben seyd. Philosophie spinnt im Kerker gemächlich fort, während auf dem Rabensteine der blutige Alexander Faden und Knoten unerbittlich durchschneidet. Nehmt hier mein letztes Geld, und labt Euch damit in Eurer Einsamkeit. Was Euch betrifft, geliebte Ehrabschneider, so habt Ihr das Vergnügen, über die Grenze geworfen zu werden, und ohne Zweifel nach meiner Heimath zu gehen, wo es Ehrabschneidern an nichts zu fehlen pflegt. Geht zum Seckelmeister jener Stadt, und sagt ihm, daß ich Euch schicke, weil er etwelcher Gehülfen bedarf.

Die Verbrecher (durch einander).

Wir danken schönstens, lieber Herr. — Wir wollen den Seckelmeister grüßen. — Gehabt Euch wohl!

(Einige werden weiter geführt; andere werden über die Grenze nach der Reichsstadt hingejagt.)

Ein Häscher (im Fortgehen).

Ihr seyd ein wohlthätiger Vagabund, junger Herr, aber doch immer ein Vagabund; macht, daß Ihr aus unseres Herzogs Staaten Euch entfernt. Die Justiz ist hier strenge und spaßt nicht.

Eugenius.

Schönen Dank, mein Freund. Du bist ein ehrlicher Büttel. Sorge jedoch nicht. Das Herzogthum ist gerade an diesem Flecke sehr schmal, und wenn ich hier bis zur Mittagsstunde säße, mir im nächsten Dorfe tüchtig Zeit zur Mahlzeit ließe, und ein paar Stunden bei meinem Vesperbrod aufopferte, so wäre ich doch bei diesen kurzen Tagen vor Sonnenuntergang über den jenseitigen Markstein hinaus.

(Der Häscher geht ab.)

Eugenius.

So. Nun hätte ich keinen Pfennig mehr in der Tasche. Nun ist's an der Zeit, daß das Glück seine Künste mache. Fände ich hier nur eine Sternblume, sie müßte mein Orakel vorstellen. Aber Alles liegt noch dürr und öde um mich her, und meinem Herzen bleibt nichts zum Trost, als das keimende Grün an den Gesträuchen, die aus dem Winterschlaf zum Frühlingstag erwachen. Ich will mich hier bequem niederlassen und den Litaneien zuhorchen, die noch aus dem Munde der Apostel vom Thale herauf klingen, wie auch dem Geklirre der Ketten aus dem Zuge jener unglücklichen Missethäter, das sich noch von ferne vernehmen läßt. So ist die Tugend auch nur ein Geschenk des Glücks! So ist der Mensch nur ein Spielzeug in der Hand des Ungefährs! Auch ich will meinen Theil an diesem Loose hinnehmen, auch ich will erwarten, was der Tag bringt, was der Tag nimmt.

(Es erscheint ein Zug von fürstlichen Reitern, Jagdläufern, Trompetern und Hornbläsern; hinter ihnen der Herzog mit mehreren Edelleuten und Hofdienern zu Pferde.)

Herzog.

Bei meiner fürstlichen Ehre! die Renner sind vortrefflich gerathen. Habe Dank, vortrefflicher Stallmeister. Ohne fürstlichen Blutes zu seyn, weist Du genau, was sich für einen Fürsten schickt. Daran erkennt man den Mann vom Verdienst. Nimm den Polaken, der Dir so lange schon gefiel. Ich schenke ihn Dir.

Stallmeister.

Ich will ihn reiten, im Frieden zum Vergnügen meines Herzogs, im Kriege zu seinem Schutz.

Herzog.

Nichts von Krieg und Unfrieden, mein wackerer Diener. Ich bin ruhiger Natur, und liebe die Trompeten mehr im Tanzsaale, als wenn sie in's Schlachtfeld rufen. Ein Fürst, der sich selbst und sein Volk liebt, hält Friede und gute Nachbarschaft, so lange es angeht. Aber, wie ist mir denn, mein guter Hofmeister? Schon reite ich seit einigen Stunden durch Dorf und Wald, und habe noch keinen Glücklichen gemacht. Wie kommt das?

Der Hofmeister.

Die Unterthanen Eurer fürstlichen Gnaden sind bereits so überschwenglich glücklich, daß ihnen nichts mehr einfällt, darum sie bitten möchten.

Herzog.

Recht so; aber doch will ich nicht sagen, wie einst der römische Titus, der sich grämte, als er einen Tag verloren. Ich will durchaus heute das Glück eines Menschen machen. Gestern, guter Hofmeister, warst Du an der Reihe, indem ich Deine schweren Schulden bezahlte. Schaffe mir heute einen Andern, dessen Herz ich erfreuen mag.

Der Hofmeister

(zieht eine lange Liste aus der Tasche, und bereitet sich, dem Herzog daraus vorzulesen.)

Herzog (bemerkt indessen Eugenius.)

Sieh da, ein Wanderer. Woher des Weges, guter Freund? Bist Du mein Unterthan?

Eugenius.

Unterthan der ganzen Welt, gnädiger Herr, indem ich keine Heimath mehr habe; kein Recht, keine Pflicht, keinen Heerd.

Herzog.

Was thust Du hier?

Eugenius.

Ich warte auf das Glück. Es hat mir versprochen, hier vorbei zu kommen, zögert jedoch nach seiner Gewohnheit.

Herzog.

Wie, wenn ich Dein Glück wäre?

Eugenius.

Meinethalben, Herr. Ich will's abwarten.

Herzog.

Was wünschest Du?

Eugenius.

Alles, denn ich habe nichts mehr zu hoffen.

Herzog (zu seinen Leuten).

Eine seltsame Erscheinung, aber ich liebe das Seltsame. Dieses Abenteuer scheint mir ein Fingerzeig. Was soll ich aus Dir machen, Fremdling?

Eugenius.

Was Ihr wollt, fürstlicher Herr; nur nicht Euern Schreiber, denn ich habe mir an der Feder die Finger verbrannt; nicht Euern Zahlmeister, wenn noch ein Vorgesetzter über mir ist, dessen Diebstahl ich verantworten müßte; und am allerwenigsten Euern lustigen Rath, indem jeder Spaß, den einst mein armes Gehirn ausheckte, vertrocknet und versteinert ist.

Herzog.

Bei meiner fürstlichen Ehre! Du sollst keines der

genannten Aemtchen haben, aber bei mir bleiben, bis ich Dich für etwas zu verwenden weiß.

Der Hofmeister (leise zu dem Herzog).

Wie, gnädigster Herr, Ihr wolltet diesen ganz fremden Menschen in Euer Gestude aufnehmen?

Herzog.

Warum nicht? Er soll mein Kind, mein Glückskind werden, da ohnehin der Himmel meiner frommen Gemahlin die Freude versagte, mich zum Vater zu machen. Ich will einmal eine Kreatur haben, die alles von mir erhält, und die ich erhöhen und zerschmettern kann, wie's mir beliebt. Ihr alle, guten Leute, habt schon Euern Antheil an dem Honig meiner Gunst; beneidet diesen Fremdling nicht, wenn er auch eine Hummel wäre, die in Euern frommen Bienenstock nicht paßt. Folge mir getrost, Du angenommener Pflegesohn, und laß sehen, ob ein Merkurius sich aus Dir schnitzen läßt.

(Herzog mit Eugenius und seinem Gefolge entfernt sich.)

II.

(Vorzimmer der Herzogin, Rosine, eine junge Kammerfrau, sitzt am Tische vor einem großen Buch.)

Rosine (laut lesend).

„Und weil der Herr prophezeiet und vorausgesagt hat, daß der Juden grimmigliches Wesen gegen seinen göttlichen Sohn und Heiland mit Blut und Verbannung gesühnet werden müsse.“ — Ach! mir fallen die Augen zu. Ich will ein Bischen ausruhen. Die Herzogin wird jetzt nicht sobald von der Tafel zurückkommen, und ich werde ja ihren Eintritt, so Gott will, bemerken, damit ich in der Litanei, die sie mir aufgegeben, fortfahre. — Es gibt doch nichts Langweiligeres, als in Diensten ei-

ner so gar frommen Frau zu stehen. Man wird von Launen aller Art geplagt, und wenn man vollends das Unglück hat, eine Pflegekind der frommen Dame zu seyn, so ist man gar übel daran. Wie streng habe ich nicht schon gefastet, meinen Leib kasteiet, ganze Tage und Nächte hindurch gesungen und gebetet? und weil ich gestern das Unglück hatte, den Mundbecher Seiner fürstlichen Gnaden zu zerbrechen, bin ich dazu verurtheilt, binnen vierundzwanzig Stunden mit lauter Stimme diesen Wust zu lesen, der von der Belagerung Jerusalems handelt. Ich läse weit lieber hundert und hundert Mal das süß duftende Brieflein, welches mir der stattliche Eugenius zuzustecken wußte. Ich habe schon längst gemerkt, daß er mir gut ist, und mich gewundert, daß er mir's nicht schon längst sagte; denn er ist doch keiner der Allerjüngsten mehr, und sollte bereits wissen, wie ein Frauenblick zu deuten ist.

(Sie zieht einen Brief aus dem Mieder und liest ihn.)

„Schönste Zuckerrose", welch ein süßer Ausdruck! Der Herr Herzog hat mir schon oft Schmeichelworte gesagt, aber nie ein so gelungenes — „Wie vergnüglich auch die Lust ist, die ich verspüre, wenn ich bei Dir bin, so lästig ist die Pein, die mich verzehrt, wenn ich von Dir fern seyn muß." — Er ist ein ausgezeichnet guter Schreiber! der Hofpoet ist nur ein Stümper gegen ihn. Die tausend Reimlein, die ich von dem Narren schon erhalten habe, fassen nicht Einen solchen Gedanken in sich. — „Darum, o holdeste der Jungfrauen, Himmelsschlüssel meines Herzens, gib mir Zeit und Gelegenheit, bei Dir zu seyn in Ewigkeit." — Der Schelm spielt auf meinen Kammerschlüssel an. Ich habe schon etwas Aehnliches von dem Herzog gehört, und der steife Hofmeister hat mich ebenfalls in einer verliebten Stunde den Karfunkelschlüssel seines Herzens geheißen. Dennoch würde ich gerne alle diese Herren für

den schelmischen Eugenius hingeben, der sich so unbefangen und sorglos seit ein paar Tagen am Hofe herumtreibt. Seit meiner letzten Beichte kommt mir's ohnehin sündhaft vor, daß ich dem Herzog noch länger Gehör gebe. — Pst! Hat nicht etwas in der Herzogin Zimmer geraschelt? Flugs weiter gelesen: „So erlaubete er, daß das römische Volk unter seinem Feldherrn Vespasiano die heilige Stadt umzingelte, und zu berennen begunte."

Eugenius (der sich leise hereinschlich).

Mit solchen kriegerischen Dingen beschäftigest Du Dich, holde Rosine?

Rosine.

Ach, wie Ihr mich erschreckt! Ihr kommt ja geschlichen wie ein Mäuschen.

Eugenius.

Jeder Liebende muß Ohren und Füße einer Maus besitzen. Absonderlich hier, wo die Frömmigkeit ihr Hoflager aufgeschlagen hat. Ach liebenswürdige Jungfrau, ich kann nicht leben ohne Dich. Wenn Du mich verschmähst, so sterbe ich vor Verdruß und Langeweile.

Rosine.

Ihr schmeichelt eben nicht sehr; wie möcht Ihr über Langeweile klagen? Schon der Neid des Hofgesindes, der Euch auf alle Schritte verfolgt, ist kurzweilig. Ihr seyd ein Räthsel für die ganze Welt; Niemand weiß, womit Ihr die Gnade des Herzogs errungen habt, und Jedermann mißgönnt sie Euch.

Eugenius.

Das ist ja eben das Einförmige, daß hinter diesem Räthsel Nichts steckt, und die Mißgunst das jämmerlichste Alltagsgesicht macht. Mir aber verursacht es Neid, daß Seine fürstliche Gnaden Dich mit Ihrer Liebe verfolgt.

Rosine.

Ihr träumt.

Eugenius.

Nicht doch. Ich habe helle Augen, und könnte mich von Eifersucht bewogen finden, Alles, was ich schon bemerkte, der Herzogin zu offenbaren. Sie hegt bereits Verdacht gegen Dich. Sie lauert Dir auf den Dienst. Das vertraute mir der wackere Hofnarr; der einzige Narr im Schlosse, der mich nicht beneidet, weil er findet, daß ich keine Schnurren zu erzählen weiß.

Rosine.

Wäre es möglich? Ach meine Ahnung! Da steht mir Aermsten wenigstens das Kloster der Reuerinnen bevor.

Eugenius.

Du würdest zwar eine gute Magdalena vorstellen, aber noch ist dieß zu früh für Deine Schönheit. Erwarte erst die Jahre der Buße, erwarte sie in meinen Armen und laß den Herzog.

Rosine.

Ei, wenn Ihr es ehrlich meintet — wenn Ihr ernsthafte Absichten hättet — wenn ein heiliger Ehebund —

Eugenius.

Liebste, da kommen wir auf ein ganz absonderliches Capitel. Ich habe nicht Lust, mich mit einem sterblichen Weibe zu verbinden. Nach dem Unsterblichen steht mein Sinn. Die Musen haben mich nicht belohnt; ich will Frau Fortuna heimführen.

Rosine.

Ich zittere. Ist das eine Hexe oder ein Wasserweibchen?

Eugenius.

Eine launenhafte Hexe allerdings: das Glück.

Rosine.

So Ihr ihm nachjagt, wird es Euch ewig fliehen.

Eugenius.

Natürlich, Fortuna wäre sonst kein Weib. Aber ich trotze ihm, wie und wo ich nur kann, und hoffe deßwegen auf seinen Besitz. Ich habe mich in die größte Gefahr begeben, indem ich zu Dir schlich. Von meinem Herzen nichts zu reden, welches in hellen Flammen zu verbrennen droht, so wage ich den Zorn des Herzogs, der mich nicht ungestraft bei seinem Liebchen überraschen würde, und den Grimm der Herzogin, die erst gestern ihren Leibdiener in's Gefängniß werfen ließ, weil man ihn in unziemlicher Unterredung mit der Silberdienerin erwischte.

Rosine.

Das arme Mägdlein. Zum Glück ist sie blond, und die braune härene Kutte wird ihr gut zu Gesichte stehen. — Weil uns jedoch gleiche Gefahr drohen möcht, so bitte ich Euch, schnell zu gehen, da Ihr ohnehin nicht die christlichsten Absichten zu hegen scheint.

Eugenius.

O, Du allerchristlichste Unschuld! Ist dieses auch wirklich Dein Ernst? (Er umarmt und küßt sie.)

(Die Herzogin tritt aus ihrem Zimmer, und bricht in einen Laut der Ueberraschung aus.)

Rosine (äußerst erschrocken).

Ach du lieber Himmel, wir sind verloren! Hebe Dich weg von mir, Versucher! (liest äußerst schnell und mit zitternder Stimme:) „und es offenbarten sich viel Weheklagen unter den Belagerten, und der Sturm auf die heilige Burg wurde fast groß .... —"

Die Herzogin (mit strengem Ton).

Schweige, ungerathenes Ding. Dank dem Himmel, daß ich so frühzeitig auf Deine so sittenwidrige Spur kam. Noch ist es Zeit, solcher Unzucht ein christliches Ende zu machen.

Eugenius (für sich).

Trefflich. Ich wandere in's Verließ, und Rosine zu den Kapuzinerinnen.

Die Herzogin.

Der Richter Eurer Thaten, Ihr Undankbaren, ist in der Nähe. Erscheint, mein theurer Gemahl, und seht, welchen saubern Handel ich hier störte'

Der Herzog

(tritt aus dem Gemach der Herzogin)

Wenigstens bin ich nicht der Verbrecher, der diese Lilie verführte. Ich hoffe, daß meine edle Gemahlin den grausamen Verdacht zurücknimmt, den sie erst in verwichener Minute gegen mich äußerte.

Die Herzogin.

Aus vollem Herzen, mein Gemahl. Dieser Auftritt ist ein Fingerzeig von oben. Solche Händel empören meine Seele; Euch sollte gerechte Strafe werden, wenn nicht Rosine mein Pflegkind, Eugenius der Schützling meines geliebten Herrn wäre. Daher soll Gnade werden für Recht, und ein heiliges Eheband, der Segen der Kirche, den Abgrund schließen, welchen hier die regellose Leidenschaft eröffnet hat. Verheirathet Euch; der Herzog wird für Eugenius Schicksal sorgen, wie ich für Rosinens Aussteuer. Unter meiner Würde ist es jedoch, länger einen Zeugen dieser Verwirrung abzugeben, und ich gebiete Dir, verblendete Rosine, mir zu folgen.

(Die Herzogin und die schluchzende Rosine gehen ab.

Der Herzog (nach einer Pause).

Du tummelst Dich mit Deiner Freiwerberei an meinem Hofe, Eugenius! Kaum einige Tage sind verflossen, und schon hast Du eine Frau.

Eugenius.

Das Glück verräth mich. Ich komme in aller Unschuld zu einer Gattin, an die ich nicht dachte, und die

ich wahrscheinlich nicht behalten will. Ich wünschte, die gnädigste Herzogin hätte mich in's Gefängniß werfen lassen.

Der Herzog.

Thor! Dein Unfall ist ein Glück. Meine Gemahlin, welche Dich nicht leiden konnte, ist jetzt gut für Dich gesinnt, weil Du den Verdacht, der auf mir ruhte, gutmüthig auf Deine Schulter genommen. Rechne daher auch auf meinen Dank.

Eugenius.

Eure Eifersucht wäre mir angenehmer, gnädigster Herr. Ich kann und werde Rosine nie heirathen. Die Wallung eines müßigen Augenblicks verdient solche Strafe nicht.

Der Herzog.

Was hast Du an dem Mädchen auszusetzen? Ist es nicht schön, wie der Tag? rothe Wangen, rasches Blut, Jugend, Fröhlichkeit, eine reiche Aussteuer. —

Eugenius.

Alles gut; hätte sie nur nicht schon geliebt. Ich bin unwürdig, der Nachfolger eines so liebenswürdigen Herrn zu seyn, wie derjenige ist, der sich bisher Rosinens Besitz erfreute.

Der Herzog.

Wenn nun aber dieser Herr Dir den Besitz des Kleinods von Herzen gönnte?

Eugenius.

So würde ich ihm sagen, daß ich in meiner vorigen Entschuldigung erbärmlich gelogen habe, und das fragliche Kleinod meines Besitzes unwürdig finde.

Der Herzog (aufgebracht).

Wie, Bösewicht, Du unterstehst Dich solchen Frevels? Weißt Du, daß es mich nur einen Wink kostet, Dein Glück zu zertrümmern?

Eugenius.

Das weiß ich, und eben darum sage ich Euch die Wahrheit. Sie wird Euch nützen, und mir nicht sonderlich schaden, weil ich füglich nicht leicht unglücklicher werden kann, als ich es vor wenigen Tagen noch war. Das ist der Vorzug eines Jeden, der sich dem Dienste der Fortuna ergibt, daß er thun kann, was ihn freut, und reden mag, wie es ihm recht scheint. Wenn nicht jeder Unfall, der aus solcher Freimüthigkeit erwächst, eine neue Glücksknospe wird, so ist der Mensch, der auf Fortuna's Huld seine Zuversicht gestellt, ohnehin unrettbar verloren, und weiter nichts mehr an ihm gelegen. — Ihr aber, gnädigster Herr, habt vielleicht bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal erfahren, daß man Euch nicht für jede Brosame dankt, die Ihr, gesättigt, dem Hungrigen von Eurer Tafel zuwerft, und diese Einsicht mag nicht ohne Nutzen für Euch seyn.

Der Herzog (nach einigem Bedenken).

Bei meiner fürstlichen Ehre! Dein Wort ist ein grober, aber guter Klotz. Du wirst Dich überzeugen, daß ich nicht zu denen gehöre, deren Leidenschaft vor der Vernunft einher tritt. Ich habe Dir meine Gnade versprochen, und Du sollst ihrer noch in höherem Grade genießen, als bisher. Die Sorge, Dich mit Rosine abzufinden, und sie vom Hofe zu entfernen, sey die meinige. In meiner Achtung bist Du heute hoch gestiegen. Sey mein Freund, und ein unverholener Rathgeber unter dem falschen Gezücht, welches leider immer einen Fürstenthron umgibt. Lehre sie mich kennen, die Leute, die sich gleich Blutigeln an meinen Scepter und meinen Schatz heften.

Eugenius.

Um das zu bewirken, bedarf ich mehr Eurer Ungnade, als Eurer Huld. Gebt mir im Angesichte Eures Hofs einen vollgültigen Beweis Eures Zorns und überlaßt mir dann das Uebrige.

Der Herzog.

Das soll gleich geschehen. Die Mummerei bringt einige Abwechslung in den gleichmäßigen Kreislaufe meiner Hofstatt. He! Ist Niemand um die Wege?

(Der Hofmeister, einige Hofherren und Trabantenhauptleute treten von verschiedenen Seiten schnell ein.)

Der Herzog.

Ich befehle Euch, liebe Getreue, diesen Menschen hier fürder nicht mehr vor meine Augen zu lassen. Ich will ihn mit dem Kerker verschonen, aber ich gebiete, daß man ihn nicht aus dem Bezirk des Schlosses lasse, bis ich über sein Schicksal entschieden haben werde.

(Die Hofdiener verbeugen sich mit schadenfrohem Lächeln, und Eugenius entfernte sich mit gesenktem Haupte und allen Zeichen der Betrübniß.)

III.

(Nacht. Der innerste Schloßhof, umgeben von Bogengängen, Kellergewölben und verschiedenen Thüren, die entweder zu Treppen oder gerade ins Innere des Schlosses führen.)

Eugenius. Der Hofnarr.

Der Narr.

Und alldieweil es jetzt Zeit ist, von dannen zu streichen, wie der Schnepf am Saum des Waldes, so sage ich Dir Lebewohl. Meine Kolbe hat Dich bis zur Stunde vor den Beleidigungen des niederen Hofgesindes geschützt; in der Nacht bedarfst Du meiner nicht.

Eugenius.

Vielen Dank, Meister Tobias. Wo soll ich aber mein Haupt hinlegen, da mir der Hausmeister jede Kammer verschloß?

Der Narr.

Lege Deinen Kopf auf Dein Gewissen: das ist das beste Kopfkissen. Oder, wenn Du dieses nicht kannst, so begnüge Dich mit dem Stroh unter jenem Schuppen. Es wird sich wundern, wieder einmal eine volle Aehre zu seines Gleichen zählen zu dürfen.

Eugenius.

Schmeichelt die Narrheit? Ich bin ausgedroschen, lieber Freund.

Der Narr.

Und abgedroschen ist mein Witz. Gebe der Himmel, daß die einfältige Kammerzofe, in deren Kämmerlein ich jetzt sponsiren gehe, von meinen Späßen besser denkt.

Eugenius.

Schade, daß Du zu Deinem Liebchen steigest, Graubart; ich hoffte, bei Dir übernachten zu können.

Der Narr.

Behüte. Die Narrheit schläft im Vorzimmer des Herzogs, und dort hinein darfst Du nicht mehr.

Eugenius.

Ja so. Schlaf denn wohl.

Der Narr.

Du auch. Verstecke Dich aber vor dem Pförtner, den ich dort kommen sehe. Er hat Befehl, jeden Christen-Menschen aus diesem Hof zu treiben, sobald der Abend eintritt.

(Der Narr geht fort; Eugenius versteckt sich im Gewölbe.)

Der Pförtner.

(kommt etwas betrunken mit einer Leuchte).

Mondschein im Kalender; nirgends eine Laterne, und dabei der Himmel schwarz wie ein Sack. Herrliches Trinkwetterchen. Da ist die Aufsicht über's Schloß leicht zu führen. Die Säufer im Wirthshause, die Verliebten in den Kammern, und die Furchtsamen und Schläfrigen

im Bett. — Ich will dergleichen thun, als ob ich das Thor zuschlöße. He da! ist kein Spitzbube da? Hinaus, ehe ich zumache! — Niemand rührt sich? Also zugemacht. (Schließt mit großem Geräusch das Thor zu, und macht es dann sehr leise wieder auf.) Ungezogener Luftzug! löscht mir der Windbeutel meine Lampe aus. Na, mag's d'rum seyn. Ich habe die Pflicht eines ehrlichen Dieners gethan. Für den Herrn Herzog habe ich zugemacht; für die Frau Herzogin habe ich aufgemacht, und nebenbei für den Herrn Herzog auch, und für den Herrn Hofmeister auch, und für den Herrn Kanzler auch, und für den Herrn Jägermeister, wenn's erlaubt ist, auch. Seit ich auf diesem Amte bin, bin ich so fett geworden, wie ich früher als Laufer dürr war. Das machen lediglich die Nachtgeschäfte. Der gestrenge Herr schlüpft in die Stadt zu seinem Schatz und Holderstock, die gestrenge Frau kasteiet sich in der Kirche, der Hofmeister geht zum Liebchen oder zum Spiel, der Kanzler, Gott weiß, wohin, und der Jägermeister in den Rathhauskeller. Wohl bekomm's ihnen Allen, so wie mir das Trinkgeld wohl bekömmt. Ich fange jetzt an, zu begreifen, warum Seine fürstliche Gnaden keinen Trabanten in diesem Hofe leiden. Meinetwegen auch; ich bedarf keines Wächters weder beim Becher, noch im Bett (taumelt fort.)

Eugenius.

Spitzbube! für Dich feilen Knecht sollte auch längst schon der Hanf gewachsen seyn. Eine schöne Sicherheit in diesem Schlosse. Leichtsinn an allen Ecken. Ich will heute Schildwach stehen, und vielleicht hilft mir das Glück, daß ich in finsterer Nacht entdecke, was ich am hellen Tage nicht sah. Es war doch heute gerade, als ob die Schurken, die vornehmen Hofbedienten, den Schalk geahnet hätten, den ich gegen sie im Nacken trage. Kein einziger näherte sich mir, der ich wie ein verlassenes Schaf im Schlosse auf und nieder wandelte, und nur die

Grobheiten des Dienerpöbels einsammelte. — Der Anstand ist hier bequem; mit einem Schritte bin ich wieder in meinem Versteck, und lausche unbemerkt. Horch! man kömmt (verbirgt sich.)

Der Kanzler.

(kömmt mit einem vermummten Diener).

Laß uns eilen, lieber Franz. Die Augenblicke sind kostbar. Die reiche Patrizierin könnte uns wegsterben, ehe wir das Testament für sie geschrieben. Du bist ein wackerer Bursche, lieber Franz, weil Du mir zu rechter Frist die Nachricht gabst. Was fällt der Frau ein? eine fromme Stiftung? ein Vermächtniß an den Herzog? Das Spital wie der Herzog hat Geld genug. Wir wollen dieses für uns retten, und Du sollst Deinen bescheidenen Theil davon haben, so Du reinen Mund hältst. Ach, die Pforte ist offen. Der Thürhüter hat seine Sache gut gemacht. Komm geschwinde.

(Beide entfernen sich durch die Pforte.)

Eugenius.

Ein trefflicher Anfang. Erbschleicherei zum Nachtheil der Heiligen und des Fürsten. Das will ich mir hinter's Ohr schreiben.

Der Hofmeister (in einen Mantel gehüllt).

Ich kann mich nicht der Begierde entäußern, die mein ganzes Wesen erfüllt, seit ich von dem verborgenen Schatz weiß. Es geht an diesem Hofe so verschwenderisch zu, daß es gut gethan seyn wird, sich für die Zukunft einen Sparpfennig auf die Seite zu schaffen. Laß sehen, ob der gute Freund sich, wie er versprach, eingefunden (schleicht an die Pforte und hustet einige Male verlegen und leise). Er ist nicht da. Wehe ihm, wenn er mich zum Besten gehabt hätte. Halt; dort schleicht ein Schatten längs der Mauer heran. — He! bist Du's, Florian?

Florian (schleicht herein).

Freilich, gnädiger Herr. Ich komme im Augenblick, wurde im Vorhofe etwas aufgehalten, weil ich mich vor den Trabanten fürchtete, welche daselbst Wache stehen

Hofmeister.

Geschwinde, guter Florian. Du sagtest mir von einem Schatz, der in diesem Hofe vergraben sey. Wo liegt er, und wie erfuhrst Du das?

Florian.

Herr, ich bin ein Maurer, wie auch mein Vater war. Unter dem höchstseligen Herzoge, dem Oheim des jetzigen, vergrub man bei schweren Kriegesläuften eine große Summe in blankem Golde auf diesem Hofe. Mein Vater hat den Mammon vergraben und eingemauert. Nur er und der selige Herzog wußten darum. Der Vater sagte mir's auf dem Todtenbette, aber der geizige Herzog hat es seinem Nachfolger nicht gesagt. Ich hätte freilich unserm gnädigsten Herrn Alles vertrauen können, aber ich weiß, daß man mich mit wenig Thalern abgefunden haben würde. Lieber behielt ich das Geheimniß für mich. Wollt Ihr jedoch mit mir die Summe redlich theilen, so heben wir zusammen den Schatz. Das geschieht dem Herzog obendrein noch recht, weil er mir das Amt des Hofmaurers entzog, welches doch seit hundert Jahren beständig auf meinem Hause haftet.

Der Hofmeister.

Versteht sich, lieber Florian. Das ganze Hofwesen ist ohnedieß ein durchlöchertes Sieb, worinnen nichts haftet. Der Herzog vergeudet den Schweiß seiner Unterthanen, bis er nichts mehr zu vergeuden haben wird. Warum sollte man ihm so viel Geld in seinen Beutel jagen? Wir können eben so gut des seligen Fürsten Erben seyn. Wir theilen, lieber Florian; auf mein Wort: wir theilen brüderlich. Wo ist der Fleck?

Florian.

Dort, Herr, an jener grauen Säule; ein kleines, weißes Kreuzlein, nur demjenigen sichtbar, der überhaupt von der Bedeutung dieses Zeichens etwas weiß, ist das Wahrzeichen.

Hofmeister.

So wollen wir morgen rasch an's Werk. Ich will den Herzog schon vermögen, daß er sein Jagdschloß besucht und die Nacht dort zubringt. Du schaffst in aller Stille Deine Werkzeuge in das Schloß; wir heben das Gold und theilen auf der Stelle.

Florian.

Euer Ritterwort genügt mir, Herr. Morgen bin ich bereit (schlüpft durch die Pforte hinaus).

Hofmeister (nach einer langen Pause)

Bring' auch den Rosenkranz mit, junger Thor, und ein Stoßgebetlein in der Stunde des Absterbens. Jenes Brunnens Tiefe ist ganz geeignet, den fürwitzigen Schwätzer zu begraben, sobald er den Schatz zu Tage gefördert haben wird. Ich will Dich lehren, mit dem Löwen theilen zu wollen (geht ab)

Eugenius.

Immer besser. Raub und Mord sind wirkliche Meisterstücke eines herzoglichen Hofmeisters. Ich werde einen guten Fischzug thun, und wenn ich nicht irre, fängt sich dort wieder ein anderer Hecht in meinen Netzen

Der Jägermeister

(kommt rasch herein, und sieht sich nach allen Seiten um).

Noch Alles leer? Wenzel nicht da? He! wer schleicht dort unter dem Gewölbe? (eilt auf Eugenius zu, der sich vergebens hinter einer Säule zu verbergen sucht, und packt ihn.) Wohin, guter Freund? Mir entschlüpft kein listiger Fuchs. Ist Er der Wenzel? Hat Ihn der Graf geschickt? Ich bin der Jägermeister; nenne Er sich getrost. Der Graf hat mir viel von Seinem Muth und von Seiner Ver-

wegenheit gesagt. Warum läßt Ihn die Keckheit so plötzlich im Stich?

Eugenius (mit rauher Stimme, aber leise).

Zu Eurer Gnaden Befehl. Ich bin der Wenzel. Empfehlung vom Herrn Grafen; was soll ich?

Der Jägermeister.

Einen Kerl abfangen mit sicherem Stoß, daß er in dieser Zeit nicht wieder aufsteht. Es ist gleich gethan, und ich will Ihm das Wildpret in die Klinge jagen. Hat Er Muth? Viel Muth für viel Geld?

Eugenius.

Ohne Zweifel, Euer Gnaden. Heraus damit: wie heißt der Kerl?

Der Jägermeister.

Eugenius. Das Vorbild aller eiteln Tröpfe, der albernste Glücksritter, dem jemals Frau Fortuna die Sporen anschnallte.

Eugenius.

So? was hat er Euch gethan, lieber Herr?

Der Jägermeister.

Ganz und gar nichts; ich habe ihn kaum gesehen. Aber ein Zauberer ist's, mein guter Wenzel; das glaube Er mir. Ein Zauberer, der's dem Herzoge angethan hat mit Liebe, und dem Hofmeister und dem Kanzler mit Haß. Nun versteht Er wohl, daß meine Freunde unmöglich lieben können, was der Herzog liebt. Das läßt schon die Eifersucht nicht zu. Darum haben sie beschlossen, dem Eugenius ein Ende zu machen, und mir den Auftrag dazu gegeben. Merk' Er wohl auf. Morgen Abend, wenn der Herzog aus ist, gebe ich Ihm schon Gelegenheit, den Eugenius zu treffen. Mach' Er's kurz mit ihm, ohne Haß und Leidenschaft, wie's einem Richter geziemt, der von dem Verbrechen nur durch's Hörensagen weiß.

Eugenius.

Recht wohl, mein gnädiger Herr. Es wird aber wohl nicht nöthig seyn, den armen Teufel umzubringen. Er ist ja in des Herzogs Ungnade.

Jägermeister.

Thut nichts. Der Liebestrank des verfluchten Hexenmeisters kann doch noch von Wirkung seyn. Am Ende, — was geht das uns an, Wenzel? Wir thun, was unsere Freunde und Gönner wollen. Verfüge er sich morgen auf das Jagdschloß, und frage er bei der Tafel nach mir. Ich will ihm dann schon Bescheid geben. Für jetzt begleite Er mich nach dem Rathhauskeller.

Eugenius.

Ich trinke am Abend keinen Wein.

Jägermeister.

Wer spricht aber auch vom Trinken? Er soll mich führen. Der Weg, den Berg hinab, ist schlüpfrig, und ich bin schwerer Natur, auch nicht ohne Wein.

Eugenius.

Wenn's so ist, in Gottesnamen. Stützt Euch auf meinen Arm. Fürchtet nicht, daß ich Euch jetzt ein Bein unterschlage.

Jägermeister.

Er ist ein Aberwitz. Ich bin ein Waidmann, und habe die Furcht noch nie gekannt.

(Die Herzogin erscheint in der Pforte in langen weißen Schleiern.)

Jägermeister (laut schreiend).

Alle Heilige! steht mir bei! Alle gute Geister ....

(Läuft wie besessen in das Schloß zurück.)

Eugenius

(geht entschlossen auf die Herzogin zu).

Wer geht da? Heraus mit der Sprache.

Die Herzogin (zitternd und leise).

O, mein guter Freund, wer Du auch bist, laß mich ruhig ziehen. Ich gehöre in dieses Haus.

Eugenius (ehrerbietig zurücktretend).

Oder besser: das Haus gehört Euch. Hoch lebe unsere gnädigste Frau.

Herzogin (verlegen).

Nicht diesen Namen, guter Freund. Halte reinen Mund. Schweige, schweige gegen Jedermann, und hole Dir morgen aus meinen Händen einen billigen Sold für Deine Gefälligkeit.

Eugenius.

Es ist noch lange hin bis morgen. Wer weiß, ob ich morgen noch lebe, um das unschätzbare Pfand Eurer Huld zu empfangen.

Herzogin.

Du bist zudringlich, Freund. Du benützest grausam den Augenblick, der mich — die Unschuldige — in Deine Gewalt zu geben scheint. Ich habe aber jetzo keinen Pfennig bei mir, Dich zu belohnen.

Eugenius.

Lohnt denn nur Gold? Ich geize nicht darnach. Aber ein Geschenk, bestehend aus dem unbedeutendsten Dinge, das Ihr bei Euch tragt, würde den gemeinen Mann für seine ganze Lebenszeit glücklich machen. Ich soll eine Gabe von Euern Händen empfangen? Laßt mir den Handschuh, der an Eurem Gürtel hängt. Stille ist das Schloß, und schweigen werde ich, wie das Grab Mein erstes Heiligthum jedoch sey Eure Gabe.

Herzogin

(geschmeichelt, aber mit demüthigem Vorwurf).

Pfui, mein Freund. Ist das die Sprache eines frommen Mannes? Die Heiligthümer der Kirche sind's, die man verehren muß, und nicht der eitle Tand einer sterblichen Frau. Doch freut es mich, einen Mann gefunden zu haben, der sich vor seinen rohen Gefährten durch zarten Sinn und Uneigennützigkeit auszeichnet.

(Sie geht, indem sie den Handschuh wie aus Unachtsamkeit zu Boden fallen läßt.)

Eugenius

(hebt ihn auf, und steckt ihn nachläßig in den Gürte,).

Ein niedliches Abenteuer. Ein ächter Talisman für ein Glückskind. Die fromme Frau Herzogin ist ein Weib, zu berücken, wie ein anderes. Dieser Handschuh, zwar hier nicht ein Zeichen der Liebe, wird mir Segen bringen, je nachdem die Herzogin auf guten oder schlimmen Wegen ging: zum verliebten Stelldichein, oder zur Kirche. — Die Nacht wird ziemlich kühl. Ich wette, daß heute kein Wildpret mir in die Falle läuft. Ich will schlafen, und, in mein Stroh versteckt, den Tag abwarten, der verschiedenen armen Sündern das Genick brechen soll. Doch stille! Schon wieder klirrt das Pförtchen. Laß sehen.

(Versteckt sich leise hinter eine Säule.)

Der Herzog

(schleicht herein, und drückt die Pforte hinter sich zu. Sein Anzug ist in Unordnung, sein Kleid durchnäßt).

Der Herr segne meinen Eingang. Der Teufel hole das Abenteuer! Gutes, armes Gretchen, Du seufzest wohl jetzt unter der barbarischen Faust Deines Vaters; und ich — ich zittere vor Frost, und meine Zähne klappern. Wie die verdammten Schmiedegesellen auf meiner Ferse waren! Kaum weiß ich, wie ich in den reißenden Mühlgraben durchschwamm. Ein Glück nur, daß ich unerkannt davon kam. — Hier ist es so dunkel, daß man nicht einen Schritt weit vor sich hinsieht. Der Spitzbube von Pförtner hat wieder keine Leuchte besorgt. Wie soll ich ohne Licht durch das Labyrinth der Gänge und Treppen-Absätze mich finden? Es ist doch abgeschmackt, wenn der Herr vom Hause wie ein Marder hineinschleichen muß. Das kommt von den verdammten Liebeleien, denen ich schon längst entsagt hätte, wenn . . . Brr! mich friert entsetzlich; ich muß beim Pförtner anläuten.

(Zieht die Glocke an dem Fenster des Pförtners.)

Der Narr
(kommt auf den Zehen geschlichen, und reibt sich vergnügt die Hände).

Habe ich gleich nur wenige Jahre bis zu den Fünfzigen, so bin ich doch glücklicher, als es sich im Grunde für einen alten Narren schickt. Meine Ulrike ist ein Kernmädel. Ihre Lustigkeit, ihre Liebe, ihr neckisches Geplauder — dieß Alles verjüngt mich um dreißig Jahre. Wie ich so zufrieden in ihrer Kammer saß, ihre Hände drückte, ihre Wangen küßte, und das Vergnügen hatte, zu sehen, wie der genäschige Kellermeister in ihrem Herzen immer weiter und weiter zurückgedrängt wurde .... Wahrhaftig, ich tausche in diesem Augenblicke mit meinem gnädigen Herzog selber nicht.

Eugenius (leise).

Ich auch nicht.

Der Herzog
(verdrießlich vor sich hin murmelnd).

Das alte Sprichwort: Kinder und Narren ...

Der Pförtner
(steckt die Nase zum Fenster hinaus).

Wer läutet da unten?

Der Herzog (halblaut)

Schweige alter Trunkenbold.

Der Narr.

Wer spricht denn da? Wer steht da?

Herzog.

Hebe Dich weg, thörichter Narr!

Der Pförtner.

Das ist unser gnädigster Herr, so wahr ich leb.

Eugenius (wie oben).

Ein lustiger Fastnachtsschwank, den ich werde lösen müssen.

Herzog.

Bring' ein Licht, Kerl mit der lallenden Zunge!

Narr.

Befehlt Ihr, gnädigster Herr, so eile ich nach einer Fackel.

Pförtner.

Ich komme gleich, wie die kluge Jungfrau.

Herzog.

Nicht von der Stelle, Narr. Keine Sylbe gehe aus Deinem ungewaschenen Mund. Du sollst mich nach meinem Gemach geleiten, sobald wir eine Leuchte haben. Deinen Arm her.

Narr.

Ach, Euer fürstliche Gnaden — Ihr trieft ja; ich werde den Schnupfen kriegen.

Der Herzog.

Warum, einfältiges Kalb?

Der Narr.

Schöne Frage. Durchglüht von Liebesfeuer wandle ich, um mich in freier Luft abzukühlen, war jedoch solch nasser Gnade nicht gewärtig. Wie kam es aber, daß Eure kostbare Gesundheit solche Gefahr erlitt?

Der Herzog.

Ich lasse Dich peitschen, so Du noch eine Sylbe davon redest.

Eugenius (wie oben).

So kann's geschehen, daß Glück und Liebe dem greisen Thoren günstiger sind, als dem jungen Helden.

Der Narr.

Stumm wie ein Fisch, gnädigster Herr, weil Ihr so gut den rechten Fleck zu treffen wißt.

Der Pförtner (kommt mit einer Laterne).

Soll ich Euer fürstlichen Gnaden vorleuchten?

Der Narr.

Nicht doch, taumelnder Schurke. Gib mir das Licht, und suche Dein Bett.

Der Pförtner.

Keine Beleidigung? Meister Tobias. Taumeln, ich? Meine Augen sind so klar, so wacker, daß ich deutlich sehe, wie an Deinem Mantel das Wasser herabrinnt.

Der Narr.

Weil es regnet, Schöps.

Der Pförtner.

So? da will ich mich gleich wieder zurückziehen. Bitte tausendmal um Vergebung, ich bin der gehorsamste Knecht . . .

Der Herzog.

Schon gut. Gehe hinweg. Doch halt! Was bedeuten die Lichter, die aus jenen Fenstern herabschimmern?

Der Pförtner.

Dort sitzen noch Euer gestrengen Gnaden weise Räthe beisammen, um des Landes Wohl zu pflegen. Liebe Herren, wackere Herren. Befehle mich zu Gnaden (geht in sein Haus).

Der Herzog (verdrüßlich vor sich hin).

Ich schäme mich vor mir selber. Während jene guten Leute meine Wohlfahrt vor Augen haben, mehr als ihre Ruhe, — wo war ich indessen?

Eugenius

(kommt aus seinem Versteck hervor).

Es ist nicht so arg, gnädigster Herr. Die Lampen brennen nur zum Schein. Die Herren Eures Raths sitzen ganz wo anders, und überlassen es dem Zufall oder dem lügenhaften Pförtner, die Lampen zu löschen, wenn es Zeit ist.

Der Herzog.

Sieh da, Eugenius. Begleite mich. Deine Reden wecken meinen Argwohn. Entdecke mir Alles, und ich will gerne das Mißgeschick dieser Nacht tragen, wenn mir nur die Schuppen von den Augen fallen.

Eugenius.

Das werden sie gewiß.

Der Narr.

Gott geb's; allen Menschen ist's zu wünschen, vor Allen aber den Verliebten und einem Herzog.

(Alle gehen in das Schloß ab.)

IV.

(Rathssaal im Schlosse. Lampen und Lichter brennen.)

Der Narr führt den Kanzler, den Hofmeister und den Jägermeister ein

Der Narr.

Wollet so gefällig seyn, liebe Herren, ein wenig zu verziehen. Der Herzog wird gleich hier seyn

Kanzler.

Wohl; was aber sollen wir hier beginnen und vernehmen?

Der Narr.

Vermuthlich bedarf der Herzog guten Raths, und guter Rath kommt über Nacht.

Der Hofmeister.

Ei, ei; es war doch sonst des Herrn Sache nicht, zur Schlafenszeit im Rath zu sitzen.

Der Narr.

O pfui, Herr Ritter! Ihr gebt der Erziehung, die Euch der Herzog verdankt, nicht das schönste Lob.

Jägermeister.

Eigenlob stinkt, Du einfältiger Narr. — Wo stecktet Ihr aber, meine lieben Herren und Freunde? Ich stehe lange schon im Vorzimmer, weil ich klug und häuslich mein Bett gesucht.

Der Narr.

Recht; eine goldene Regel für den Waidmann: früh in's Nest, früh in's Holz.

Kanzler.

Wolltest Du Dich nicht einen Augenblick entfernen, lieber, guter Narr, damit wir unter einander des Gesprächs pflegen können und der Berathung?

Der Narr.

Ach nein, gestrenger Kanzler, es ist heut einmal so. Die Narrheit hat unter den Weisen ihren Platz genommen auf höheren Befehl.

Kanzler (leise zum Hofmeister).

Ich ahne Unheil.

Der Narr.

O, sprecht lauter, ehrwürdiger Kanzler. Es ist an der Zeit, Red und Antwort zu geben. Wenn das Auge des Herrn offen ist, so ist auch sein Ohr munter.

Herzog.

(tritt ein, sieht sich um, und frägt mit strenger Stimme).

Ich vermisse meinen Rentmeister. Wo ist der Graf?

Der Narr.

Der gute Mann hat eine kurzweilge Bettgesellin die sich vorgenommen hat, die ganze Nacht bei ihm zu bleiben. Die Fußgicht läßt ihn nicht von seinem Lager.

Herzog.

Ich hatte mich auch Eurer früher versehen, meine Herren vom Rathe.

Kanzler.

Dringende Geschäfte außerhalb . . .

Hofmeister.

Wir hatten vor Kurzem erst die Versammlung aufgehoben . . .

Jägermeister.

Ach Gott, ich bin schon lange fertig und bereit

Der Narr.

Das muß wahr seyn, Herr. Ich fand Euch kaum unter Eurer Bettdecke; Ihr wart zusammengerollt, als wie ein Igel, und schient gequält vom Fieber.

Jägermeister.

Verkältung .... dennoch war ich gleich zu meines gnädigsten Herzogs Befehl.

Herzog (auffahrend).

Unverschämte Heuchelei! Meint Ihr, erbärmliche Wichte, daß ich nicht hinter Eure Schliche gekommen? Euer Reich ist am Ende. Während das Land und mein Herz jubelt, mögt Ihr das Brod der Thränen essen. Bereitet Euch, den Kerker zu beziehen.

Kanzler (zitternd).

Wie? gnädigster Herr? Womit haben wir treue Diener es verschuldet ...?

Der Hofmeister.

Gnädigster Herr .... Wer hat plötzlich aus Euch einen Neronem gemacht? Darf ich Euch an meine unterthänigsten Lehren erinnern, die ...

Herzog (wild).

Schweige, meineidiger Schatzgräber! Schweige auch Du, Testamentfälscher und Räuber an frommen Stiftungen, wie an dem Schatze Deines Herrn. Nehmt Euch ein Beispiel an Euerm Mitschuldigen hier (deutet auf den Jägermeister). Wie er zitternd dasteht, — wie das Schaf so erbarmungswürdig aus dem Bärenpelz herausſieht! und dennoch hat dieser feige Mann noch vor einer Stunde einen Mordplan angezettelt, den Ihr angerathen, und wozu der Rentmeister einen Mörder schickte.

(Die Beschuldigten stehen wie niedergedonnert und verstummt da.)

Der Narr.

Ein Blitzstrahl aus heiterer Luft. Die Gewitter kommen heuer früh im Jahre. Gott schenke bald einen sanften Regen, der das Land erquickt.

Kanzler.

Ich gebe in aller Unterthänigkeit Euer Gnaden zu bedenken, daß unser Rang ... verspottet von einem gemeinen Hofnarren ... befleckt, ohne daß ein Ankläger uns gegenüber stände ...

Herzog.

In der Rede des Narren liegt ein furchtbarer Ernst, der Euch sticht, wie eine giftige Otter. Ihr habt es jedoch verdient. Aber Ihr sollt nicht umsonst begehren, was Ihr vielleicht meinen Unterthanen schon tausendmal verweigert. Ihr sollt wissen, auf welchem Grunde die Anklage gegen Euch beruht.

Der Narr.

Auf daß es voll werde in unserm Hause.

(Zieht die Glocke.)

(Eugenius, der Pförtner, der Diener des Kanzlers, Florian und Wenzel treten zu verschiedenen Seiten ein, die letzteren von Wache umgeben.)

Jägermeister.

Hollah! die Jagd ist aus; blast ab

Hofmeister (für sich).

Verdammter Florian, Du brennst meine ganze Glückseligkeit zu Asche.

Kanzler (für sich).

Eugenius? — Ein abgemachtes Spiel? Der Spion bricht uns den Hals.

Herzog (zu den Eingetretenen).

Wie ist's mit Euch? Habt Ihr bekannt? Wollt Ihr meine Gnade verdienen?

(Pförtner, Florian, Wenzel und des Kanzlers Diener fallen auf die Kniee, und bejahen mit weinerlichen Verneigungen.)

Eugenius (kühn hervortretend).

Was diese hier so eben vor dem Verhörrichter bekannt, habe ich angegeben, des Glückes Sohn, meinen

bittersten Feinden zum Trotz. Ich war Zeuge Eurer nächtlichen Verhandlungen, und will Wort für Wort in's Gesicht Euch beweisen, daß Ihr Schurken seyd

Jägermeister.

Wenzel! bist Du des Teufels? — Der Kerl hat mich schändlich hinter's Licht geführt.

Herzog.

Heute mir, morgen Dir. Geht von hinnen; auch Euch erwartet der Richter, und dann ...

Der Narr.

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen.

Kanzler.

Unser Unglück läßt zu, daß wir vor der Hand verstummen; wenn aber einst unsere Unschuld redet ...

Hofmeister.

Wie wird dann der Verläumder zu Schanden werden! Dieser Abenteurer und Nachtschwärmer ...

Jägermeister.

Ein boshafter Wildschütz ...

Kanzler.

Welchen Glauben verdient er? Er will die Träume seiner Nachtwandelei zu ächtem Golde münzen; kaum aus den Armen einer gefälligen Dirne entschlüpft — noch trägt der lose Wicht ihren Handschuh im Gürtel — sucht er mit frechem Hohn die Edelsten des Landes in's Verderben zu stürzen!

Herzog

(wirft einen Blick auf Eugenius, und sein Gesicht verfärbt sich, während jener den Handschuh mit einiger Bestürzung verbirgt; dann wendet sich der Herzog wieder zu den Angeklagten, und donnert ihnen zu):

Genug; feile feige Schlangen, die, zum Tode getroffen, noch mit ihrem Gifte zu verwunden trachten! Fort mit Euch! Strenges Recht soll über Euch entscheiden.

(Alle werden abgeführt; der Narr bleibt an der Thüre zurück, Eugenius neben dem Herzog.)

Herzog.

Zeige mir den Handschuh, Eugenius.

Eugenius.

Ich soll es nicht, gnädigster Herr.

Herzog.

Ein Wappen, auf den Saum des Handschuhes gestickt, das ich bemerkte, macht mich neugierig. Ich befehle Dir, das Kleinod zu zeigen.

Eugenius.

Ihr setzt mich in Verlegenheit; Euer drohender Blick verwirrt mich ganz.

Herzog (zornig).

Das soll er auch, falscher Knecht! (entreißt dem Eugenius den Handschuh mit Gewalt.) Ich habe recht gesehen; meinem Weibe gehört dieser Handschuh. O Nacht der Schande und der Schmach! Wie kamst Du zu diesem Pfande?

Eugenius.

Ich habe das Verlorne gefunden.

Herzog.

Du lügst? meine Gattin trug es noch am Abend. Wie konntest Du ...?

Eugenius.

Denkt nicht so Uebels von mir, gnädigster Herr.

Herzog.

Das Uebelste von meinem Weibe also. Bösewicht, bekenne: stehst Du im heimlichen Verständniß mit der Treulosen?

Eugenius.

Warum nicht gar! Kann ich dafür, daß Euere Gemahlin in der Nacht lustwandelt? Fragt lieber beim Pförtner nach, der das Hofthor immer offen lassen muß,

um die Herzogin zur Nacht hindurch zu lassen. Auf solch' einer Wanderung verlor sie den Handschuh.

Herzog.

Schlimm genug, daß der Pförtner von solchem Beginnen Rechenschaft geben könnte; doch werde ich mich hüten, sie von ihm zu begehren. Man wirft den Diamantring nicht in den Schlamm, um ihn zu säubern. Es geziemt mir, mit ihr selbst zu reden. Du erwartest mich hier, bei meinem Zorne! Leuchte, Meister Tobias.

Der Narr (einen Armleuchter nehmend).

Es ist nicht das Erstemal, daß der Unverstand der Vernunft zur Wahrheit vorleuchtet.

(Mit dem Herzog ab.)

Eugenius.

O weh, o weh! Wenn nun das Unglück nicht hereinbricht mit Macht, so weiß ich nicht, wer über mein Schicksal gebietet. Pfui über mich, daß ich der armen Herzogin mein Wort gebrochen! Um sie und mich von einer Schuld rein zu waschen, verrathe ich die andere. Mein Verderben ist unbezweifelt. Entweder sie läugnet keck, und der Herzog stürzt mich als Verläumder in's Verlies, oder sie gesteht, versöhnt sich dann mit dem Gatten, wie es zu geschehen pflegt, und Beider Zorn schmettert dann den fürwitzigen Verräther zu Boden. Bisher hat das Glück Alles zu meinem Vortheil verkehrt; aber ich fürchte, daß es mir heute untreu werden dürfte.

Der Narr (kömmt eiligst herein).

O ich Unglücklicher!

Eugenius.

Nenne mich also. Was hast Du zu klagen?

Der Narr.

O ich Allerärmster, wenn ....

Eugenius.

Schweige mit Deinem rohen Spott. Wenn? was willst Du damit sagen?

Der Narr.

Wenn Ihr mir Eure Gnade versagt, Eure Huld, Euern Schutz, ohne den fortan Niemand hier am Hofe sein Glück machen wird.

Eugenius.

Grausamer Narr! Was habe ich Dir gethan, daß Du mich also schmähst? Du sprichst vom Glück, während Du mir ohne Zweifel meine Ketten bringst.

Der Narr.

Goldene Ketten? Das überlasse ich dem Herzog selbst. Die Thorheit am Hofe ist arm, und wenn sie auch in Gold und Seide daher ginge. Die Dummheit verhungert freilich nicht, und hat sehr oft etwas übrig, aber sie ist geizig gegen Leute von Verstand, wie man überhaupt an seines Gleichen mehr gibt, als an Fremde. Geduld jedoch; bei der nächsten Kindtaufe findet Ihr ein Freiherrnpergament unter Eurem Pokale, und ich bitte Euch, jedes Du, womit ich Euch ungebührlich bisher traktirte, in ein doppeltes oder dreifaches Ihr umzuwandeln. Es kömmt mir nicht darauf an, und Ihr bleibt mir um so gewogener, wenn Ihr Euch einbildet, daß ich schon vor Euch Respekt gehabt, zu einer Zeit, wo Ihr's noch nicht verdientet.

Eugenius.

Ich will des Schwarzen seyn, wenn ich Deine Räthsel begreife.

Der Narr.

Glaub's wohl; wär's etwas Gescheidtes, so hättet Ihr's schon bei den Ohren, da es aber etwas Närrisches ist, so langt Euer Witz nicht aus, oder vielmehr, er langt drüber hinaus.

Der Herzog
(kommt stürmisch herein, und wirft sich entzückt an die Brust des Eugenius).

O Du mein wackerer Diener und treuer Freund! Wahrlich, Dich hat das Glück in mein Haus gesendet. Dir verdanke ich's, daß mir heut schon eine Kunde würde, die ohne Deine Vermittlung mir vielleicht noch Monate lang vorenthalten worden wäre. Habe Dank, und rechne auf meine Gnade.

Eugenius
(erstaunt zurücktretend)

O Herr, ich komme nicht zu mir selber, ich glaube, berauscht zu seyn, oder im Fieber. Was habe ich gethan, daß Ihr mich zu behandeln geruht, wie einen Busenfreund, vor dessen Werth und Verdienst die Scheidewand des Herkommens und des Ranges niederfällt? Fürwahr, ich weiß es nicht.

Der Narr.

Glück im Schlafe. Unverhofft kommt oft. Selig sind die Kindlein.

Der Herzog.

Deine Unwissenheit gerade ist beredt, und hat enthüllt, was meiner Gattin Schamhaftigkeit noch lange verschleiert hätte. Meine und des Landes Besorgnisse verwandeln sich in Jubel. Ich werde einen Erben haben. Die Gnade, um welche die Herzogin schon längst zu verschwiegener Nachtstunde in der Kapelle auf ihren Knieen gebeten, ist von dem Himmel bewilligt worden. Heute hat meine Gattin für die selige Ueberzeugung den Heiligen zum ersten Male gedankt. Drohend trat ich in ihre Kammer, aber Freudenthränen antworteten meinen Vorwürfen, und das Hochgefühl meines Glückes schuf in meiner Seele und auf meiner Zunge neue Eide, die ich fortan nicht mehr brechen werde.

Der Narr.

Gute Vorsätze, Herr; treffliche Schwüre. Gott schenke uns beständige Witterung.

Eugenius (küßt des Herzogs Hand).

Erlaubt, gnädiger Herr, daß ich, obschon der Unwürdigste, der Erste sey, der seinen Glückwunsch zu Euern Füßen niederlegt.

Der Herzog.

Du sollst mir künftig näher stehen, Eugenius. Frohe Augenblicke sind die Fesseln, welche die Menschen schier eben so fest an einander ketten, wie das Unglück. Du sollst keinem Ritter an meinem Hofe weichen, und adelich seyn, und ohne Sorgen leben.

Eugenius.

Gut; also auch ohne Rosine?

Der Herzog.

Du hast schon mein Wort; sie mag meines Verwalters Braut werden. Die Herzogin selbst meint jetzt, daß sie für unsern vornehmen Eugenius sich nicht mehr schicke, und sendet Dir als ein Pfand ihrer Huld noch einmal den verhängnißvollen Handschuh und diesen prachtvollen Edelstein, bestimmt, einst die Stirne einer Braut zu zieren, die Deiner würdiger sey, als Rosine.

Der Narr.

Steine und Brod auf einmal, herzliebster Herr Eugenius. Das nenne ich Glück. Werdet nur nicht stolz, damit ich mir's ferner zur Ehre rechnen kann, einst mit Euch wie mit meines Gleichen umgegangen zu seyn.

V

(Marktplatz in der Reichsstadt. Viele Gruppen unruhiger Bürger treiben sich auf dem Platze herum. Zwischen ihnen durchwandeln mehrere Vorsteher und Zunftmeister der Stadt in eifrigem Gespräch.)

Altbürgermeister (zu Fabian, der an seiner Seite geht)

Ihr müßt doch gestehen, mein sehr verehrter Fabian, daß zu meiner Zeit das Wohl der Republik ungemein besser bestellt war, als jetzo. Wir hatten auch schwere Zeit zu durchleben, aber mit Gottes Hülfe und einigem erklecklichen Zaudern rissen wir doch die Geschäfte bald schnell bald langsam durch den Strudel.

Fabian.

Ach, ein zaudernder und vorsichtiger Steuermann ist der wahre Schutzpatron des schwankenden Staatsschiffleins.

Altbürgermeister.

Wie wir dazumal, dem heidnischen Riesen Atlas zu vergleichen, die schwere Bürde der Regierung auf dem Rücken trugen, weil wir von der feinen Politika genugsam verstanden, um, was wir wollten, auf beiden Achseln zu tragen!

Fabian.

Achselträgerei in politischen Händeln ist ein gar fein Ding.

Altbürgermeister.

Als sie um uns herlagerten, die Fürsten und Herren, welche unser Weichbild eingränzen, und gleich ungeheuerlichen Thieren den Rachen ihrer Gewalt aufsperrten, uns zu verschlingen — wie wären wir ihnen entkommen, wenn wir nicht den Mantel bedachtsam nach dem Winde gehängt?

Fabian.

Ein kluger Reiter läßt seinen Mantel nie von sich. Vorsicht schützt vor Sonne, Sturm und Regen.

Altbürgermeister.

Wie ist dagegen unsere Zeit gestaltet? Wie äußern sich die nunmehrigen Väter dieser Stadt? Eitle Kühnheit, furchtloses Widerstreben, prahlerische Rede bei winziger Gewalt! Sie bauen auf Papiere, während die Nachbarn auf ihren Feldern eine starke Saat von eisernen Lanzen ziehen.

Fabian.

Mein Herz hat schon längst ob solcher Ruhmredigkeit geseufzt. Unsere Rechte auf dem Pergamente werden verlacht, und die Saat der Lanzen steht schon vor unsern Thoren aufgegangen.

Altbürgermeister.

Trübselige Zeiten, verblendete Führer der Bürgerschaft! Weil unser Bart grau geworden ist, spotten die Jüngeren unser, und doch wohnt nur im greisen Schädel tüchtige Erfahrung und der gute Rath.

Fabian.

Das will ich meinen. Respekt vor dem Alter. Ich gäbe etwas darum, wenn ich mit Klugheit und Ehre bereits Eure Jahre erreicht hätte.

Der Amtsbürgermeister

(tritt nebst einigen Zunftmeistern zu den Sprechenden).

Das Gewitter wächst, meine lieben Freunde. Die Schaaren des Herzogs rücken immer näher um unsere Wartthürme zusammen, und wir werden in Mangel vergehen, wenn uns nicht ein Engel rettet.

Altbürgermeister (giftig).

Wie die Thaten, so der Lohn. (Leise zu Fabian.) Ich muß gehen, denn mir steigt die Galle bei dem Anblicke des Uebermüthigen. (Entfernt sich.)

Amtsbürgermeister.

Aber dieser Engel wird kommen, wenn auch gleich der ohnmächtige graue Schächer in seinem lächerlichen Zorne davon geht, als sey es an ihm, das ganze ge-

meine Wesen verloren zu geben. Das Alter macht kindisch und wunderlich.

Fabian.

Sehr kindisch und sehr wunderlich, mein gestrenger Herr; das ist keineswegs zu läugnen.

Ein Zunftmeister.

Wenn wir zu Grunde gehen, so fallen wir doch wenigstens mit Ehren. Wir haben an dem Recht gehalten und es mit frischem Muth vertheidigt, ohne irgend eine Hinterlist und Doppelsinnigkeit, die der guten Sache nimmer geziemt.

Fabian.

Sicher und gewißlich nicht. List und Doppelzüngigkeit sind arge Feinde.

Ein anderer Zunftmeister.

Fluch daher auch dem, der im Augenblicke der Gefahr die beschworenen Grundsätze aufzugeben versucht.

Fabian.

Wahrhaftig, Ihr sprecht wie ein Buch. Pfui über alle Heuchler und Zweizüngler!

Amtsbürgermeister.

Ich stimme gewiß für offene Aufrechthaltung der Gerechtsame, die wir vom Kaiser und Reich erhielten; aber wenn sich nicht Gottes Finger unmittelbar in unsere Sache legt, so müssen wir auf Mittel sinnen, wie wir es bewerkstelligen, unsere Haut wenigstens heil davon zu bringen. Vorsicht schadet nicht.

Fabian.

Ganz gewiß: Vorsicht macht ein gutes Bette. Ich stimme sehr dafür.

Ein Zunftmeister.

Wir wollen zuerst erwarten, welchen Erfolg der Streifzug hat, der heute unsere Thore verließ, um das Lager der Feinde heimzusuchen. Die tapfersten Leute von

der Stadt sind dabei, und ein erster Sieg könnte unserer Sache viel nützen.

Fabian.

Ohne Zweifel, lieber Zunftmeister. Ein Sieg ist ein starkes Schwert, die Unterhandlung ein fauler Pelz. Tapferkeit hat immer den Vortritt vor der Unterwerfung.

Amtsbürgermeister.

Ich erwarte weniger von dem Streifzuge, als von der Rückkehr eines schlauen Spions, der, von reiner Bürgerpflicht getrieben und von Vaterlandsliebe beseelt, aus freiem Antrieb das Wagestück unternommen, des Herzogs Lager zu erkundschaften, und die Gesinnungen seiner Zahlmeister zu prüfen. Goldene Brücken helfen oft über eiserne Abgründe.

Fabian.

Ein weiser Spruch, wie nur je einer in der Bibel gelesen wurde. Gold ist köstlicher denn Eisen, und die Honigzunge stumpft des Schwertes Schärfe ab.

Ein Zunftmeister.

Auf keinen Fall jedoch wollen wir von Unterwerfung reden.

Fabian.

Pfui der Unterwerfung! Wer ist ein guter Bürger, und denkt daran?

Der Syndikus (kommt athemlos gelaufen).

O meine lieben Herren, es wird all mit uns. Hätten wir doch nimmermehr dem Herzog seinen Zoll verweigert! Dieser Eigensinn ist der Grund von allem Uebel, das uns droht.

Fabian (seufzend).

Ja wohl, ja wohl: der einzige beklagenswerthe Grund.

Amtsbürgermeister.

Es geschieht gewöhnlich, daß man in der Noth als verderblich schmäht, was man zur Zeit des Glücks und

des Stolzes für ersprießlich achtete. Sagt aber endlich Eure Botschaft an, Herr Syndikus. Was ist geschehen?

Der Syndikus.

Man sieht von den Wällen unsere Mannschaft eiligst nach der Stadt fliehen. Die reisigen Schaaren des Herzogs dringen bis an die Brücke vor. Man spricht von starkem Verlust an Leuten und Pferden, den wir erlitten haben sollen.

Fabian und einige der Zunftmeister.

O weh, o weh! Böse Zeichen! Schlimmes Ende!

Amtsbürgermeister.

Sey es darum. Wir wollen noch nicht wanken. Unser Regiment hat sich stets durch Strenge und Thätigkeit ausgezeichnet. Wenn wir es uns in den Kopf gesetzt, ein Exempel zu statuiren, so haben wir sogar unsere eigenen Mitbürger nicht geschont. Ein Beispiel ist der ehemalige Schreiber am Seckelmeisteramt, Eugenius, den wir ohne Mitleid über unsere Grenze jagten.

Fabian.

Ist noch Gnade für Recht ergangen. Ich kann schwören, daß ich seit jener Zeit nicht eine Sylbe von ihm hörte; es wäre unwürdig, wenn mich Jemand verdächtigte, als sey ich mit dem Verbannten in irgend einem Einverständniß.

Amtsbürgermeister
(in seiner Rede fortfahrend).

Daher bedünkt uns auch, daß wir noch immer die volle Macht haben werden, denjenigen auf's Strengste zu bestrafen, der von Uebergabe und schimpflichen Bedingungen redet.

Fabian.

Natürlich, das ist Kriegsregel. Nichts von Uebergabe, nichts von schimpflichen Bedingungen.

(Ein Trupp bewaffneter Bürger stürzt zerstreut, und wie in der Flucht begriffen, auf den Marktplatz.)

Ein Bürger.

Wir sind verloren! Da seht Ihr's, unwürdige Väter der Stadt, wohin Euer Hochmuth uns gebracht hat.

Zweiter Bürger.

Vierzig von den Unsrigen liegen erschlagen in dem Felde. Des Herzogs Reiter waren uns auf den Fersen. Sie rühmen sich, noch heute in der Stadt einzuziehen, worinnen man dem Ansehen des Fürsten so trotzig Hohn gesprochen.

Ein Dritter.

Unterwerfung, unbedingte Unterwerfung kann allein uns retten.

Fabian.

Ja, meine Freunde, wenn uns nichts Anders übrig bleibt, so müssen wir freilich das bittere Tränklein verschlucken.

Die Bürger (tumultuirend).

Ja, bei Gott, wer schafft uns die Brüder wieder, die gefangen wurden? Wer macht die Erschlagenen wieder lebendig?

Altbürgermeister
(welcher spöttisch lächelnd herantritt).

Die mögen helfen, welche das Unheil bereiteten. Machet, daß diese Steine Brod werden, und die Krieger des Herzogs zu Lämmern.

Fabian
(leise zu dem Altbürgermeister).

Recht, ehrwürdiger Herr. Das ist der billige Lohn für solchen Teufelstrotz.

(Eine Rotte von Bewaffneten schleppt Eugenius, der von Wolfram mühsam vor Beleidigungen geschützt wird, heran.)

Das Volk.

Hier ein Gefangener, hier ein Verräther.

Amtsbürgermeister.

Was sehe ich? Ist das nicht der bannisirte Eugenius?

Fabian (setzt seine Brille auf).

So mich die Augen nicht trügen, wahrlich — er scheint es zu seyn.

Der Syndikus.

Wie und wo fingt Ihr diesen Menschen.

Wolfram (heftig).

Auf die unredlichste Weise. Hört mich, meine Mitbürger! Auch ich war auf dem Streifzuge gegen den Herzog, auch ich kämpfte für meine Vaterstadt sammt vielen wackern Gesellen. Die Uebermacht schlug uns aus dem Felde, und wir wären alle unter den Schwertern der herzoglichen Reiter geblieben, wenn nicht dieser Mann mit Güte und Gewalt die Schaaren zurückgehalten, und seine ehemaligen Mitbürger, die ihn verbannten, gerettet hätte. Zum Lohn für diese schöne That, — als er voll Vertrauen und Wohlwollen eine gute Strecke weit von seinen Waffengefährten zu uns heranritt, um uns Worte des Friedens und des Vergleichs zu bringen — nahmen ihn einige feige Knechte gefangen.

Das Volk.

Schweige, Wolfram! Zum Tode mit dem Verräther!

Fabian (trocken).

Wer sich in Gefahr begibt, kömmt darinnen um. Der Mann, Eugenius geheißen, hat unvorsichtig sein Heil auf's Spiel gesetzt.

Amtsbürgermeister.

Nicht vergebens, fürwahr. Du hast wider Deine Vaterstadt die Waffen getragen, Eugenius?

Eugenius (ruhig).

Nein, Herr Bürgermeister. Man lügt, wenn man dieses behauptet.

Amtsbürgermeister.

Was stellest Du denn jetzt vor? Sag an.

Eugenius.

Ich bin leider jetzt ein Fremder unter Euch. Mehr braucht Ihr nicht zu wissen.

Fabian.

Die ganze alte Frechheit noch; es ist erstaunlich.

Amtsbürgermeister.

Ein Verbannter jedoch bist Du, der seinen Bann gebrochen.

Eugenius.

Wider meinen Willen geschah dieses, lieber Herr. Das Glück hat mir diesen Gang bescheert. Ich bin der Fortuna Sohn, und gehe, wohin sie ruft.

Fabian.

Heidnische Redensarten. Ich fürchte, daß man ihm die geweihte Erde versagen werde.

Amtsbürgermeister.

Ein Unglückssohn bist Du. Man führe ihn in die Armesünder-Kapelle, und lasse einen Geistlichen zu ihm. Binnen einer Stunde muß er hängen.

Eugenius.

Ich danke für den Spruch. Ihr endet schnell meines Lebens Spiel.

Wolfram.

Welche himmelschreiende Ungerechtigkeit! Wer duldet das, und hat ein treues Herz im Busen?

Amtsbürgermeister.

Junge Hitzköpfe haben zu schweigen.

Fabian.

Bene. Ein herzhafter Mann, unser verehrter Bürgermeister.

Das Volk (wüthend).

Führt den Verurtheilten fort! Er soll für unsere geschlachteten Brüder ein Vergeltungsopfer seyn.

Eugenius.

So lebe wohl, Wolfram. Erinnerst Du Dich der

Worte, die wir an jenem Kreuzwege beim Abschiede sprachen? Behalte mich lieb.

Wolfram

(drückt ihm die Hand, und sucht seinen Grimm zu verbergen).

Eugenius.

Auch Du, Fabian, einst mein Schulgefährte, lebe wohl, und verzeih' mir, wenn ich Dich je beleidigt.

Fabian.

Ich weiß nicht . . . wir haben uns wohl in der Schule gekannt . . . aber später . . . Du weißt, daß wir uns immer ferne standen . . . Du thust mir leid; — ich werde ein paar Seelenmessen für Dich anrichten, wenn Du Dich anders vor Deinem Ende mit der Kirche versöhnst.

Eugenius.

Wir wollen ja sehen, trefflicher Fabian wie ein christliches Ende herbeizuführen sey.

Amtsbürgermeister.

Führt ihn fort, ohne Verzug.

(Eugenius wird hinweggeführt.)

Wolfram (für sich).

Ich will nicht selig werden, wenn ich ihn sterben lasse. Die Freunde müssen helfen, oder untergehen mit ihm und mir (eilt hinweg).

Ein Zunftmeister.

Der Jüngling ist unverzagt, wie ein Gerechter.

Syndikus.

Vielleicht, Herr Bürgermeister, hätte einiger Aufschub und Ueberlegung —

Amtsbürgermeister.

Bin ich nicht in Kriegsläuften der unmittelbare Richter? Wäre mein Urtheil unbillig?

Fabian.

Ei, wem fiele das ein? Gerechtigkeit sey, und wenn die Welt zu Grunde ginge.

Amtsbürgermeister.

Man halte daher die müßigen Reden zurück. Das Regiment in solcher Zeit ist schwer, und darf nicht gehindert werden. Geht auf Euern Posten, meine Bürger. Der Rath soll sich in einer Stunde versammeln. (Für sich.) Bis dorthin ist gewiß mein ehrenwerther Kundschafter wieder zurück.

Altbürgermeister (halblaut zu Fabian).

Das ausgesprochene Urtheil scheint mir mindestens doch übereilt.

Fabian (ebenfalls halblaut).

Schändlich übereilt, sage ich Euch. Kaum begreiflich, wie man also mit einem Menschenleben spielen mag.

(Bewaffnete schleppen den Narren des Herzogs herbei.)

Ein Bewaffneter.

Seht, welch einen fremden Vogel wir fingen! Der Bursche spionirte längs den Feldern hin, und fiel wie ein Träumer in unsere Hände.

Der Narr.

O schweige mit Deinen Lügen. Ich ging nachdenklich spazieren; ein Kundschafter träumt nicht.

Amtsbürgermeister.

Das ist ohne Zweifel der Hofnarr des Herzogs. Die fürstlichen Herren pflegen zu jeder Zeit solch lächerliches und seltsames Gesindel im Gefolge zu führen.

Fabian.

Meiner Treu, das thun sie. Warum aber ist der Narr so traurig?

Der Narr.

Ihr überhebt mich der Mühe, Späße zu machen. Ich bin jetzt nur ein armer Teufel, der von Narren gefangen gehalten wird.

Syndikus.

Ei, ei, wahre Deinen Mund, Du kecker Bursche.

Wir möchten Dir sonst die Narrheit mit eisernen Ruthen einstreichen lassen.

Der Narr.

Ich beweise, was ich sage, oder vielmehr. Ihr beweis't es. Thorheit war es, daß Ihr Euch gegen meinen Herrn vergingt, Thorheit ist es, sich gegen meinen Herrn wehren zu wollen, und doppelte Thorheit, nicht einzusehen, daß Ihr ein Mittel zur Rettung in Euern Händen habt.

Amtsbürgermeister (spöttisch).

So? Dieses Mittel heißt?

Der Narr.

Eugenius, und ist ein Gefangener, gleich mir.

Fabian.

Dummer Schwank das. Der Landstreicher wird so eben zum Galgen geführt.

Der Narr.

Ach, so sey Gott Euch allen gnädig. Sein Strang zieht Euch alle die Hälse zu.

Amtsbürgermeister.

Wie meinst Du das?

Der Narr.

Der Herzog läßt Euch Alle über die Klinge springen, habt ihr seinen Freund ermordet.

Das Volk.

Seinen Freund?

Der Narr.

Seinen Rathgeber, seine rechte Hand, sein Alles in Allem. Der Freiherr von Glücksstein ist der angesehenste Herr an des Herzogs Hofe, und darf sich schier so viel gegen ihn herausnehmen, wie ich.

Das Volk.

Eugenius? Der Freiherr von Glücksstein:

Fabian (leise zum Altbürgermeister).

Sagte ich's nicht immer, daß wir einen dummen Streich gemacht?

Amtsbürgermeister.

Ich bin ja wie im Traume. Ein Baron, des Herzogs Freund, und von uns zum Tode verdammt?

Fabian.

- Das könnte uns der Herzog übel nehmen.

Der Narr.

Das wird er auch; glaubt mir. Eugenius war der Einzige, der einen Sturm auf diese Stadt gehindert hat; schon seine Gefangenschaft hat den Herzog in Zorn gejagt; sein Tod aber kostet Euer Aller Leben.

Altbürgermeister (zum Amtsbürgermeister).

Wie befindet sich Eure Weisheit?

Amtsbürgermeister.

Wie sich schon oft die Eurige befand, wenn sie sich von der Thorheit zurecht weisen lassen mußte. Noch ist es aber Zeit, ein drohendes Uebel abzuwenden.

Fabian (in großer Angst)

Die höchste Zeit, gestrenger Herr. Schon läutet die Armesündenglocke.

Ein Bürger (kommt athemlos gelaufen).

So eben kommen Gefangene, die sich selber ranzionirten, aus des Herzogs Lager. Es rüstet sich dort Alles zum Sturme. Der Herzog hat geschworen, keinen Stein der Stadt auf dem andern zu lassen, wenn seinem Freunde, der in der Stadt gefangen liegt, nur ein Haar gekrümmt werde.

Amtsbürgermeister (aufgebracht zu Fabian).

Warum steht Ihr noch hier? Warum eilet Ihr nicht längst, den Freund zu befreien?

Fabian.

Verzeiht, o Herr; noch vernahm ich kein Wort des Befehls aus Eurem Munde.

Amtsbürgermeister.

Ihr lügt, sage ich Euch. In Zeiten der Gefahr muß jeder treue Bürger einen Blick des Auges, einen Wink des Fingers verstehen. Geht, bestellt das Hängen ab, und führt Eugenium im Triumph hieher.

Fabian.

Mit Freuden. Seine freiherrliche Gnaden von Glücksstein und Ihr kostbares Leben sollen erhalten werden, und wenn Sie sich bereits auf dem Wege zum Schnappgalgen befänden. Wie süß ist es, einem verkannten edlen Freunde die rettende Hand in aller Unterthänigkeit zu reichen! Guter Narr, folge mir.

Der Narr.

Wenn ich muß, lasse ich Euch schon den Vortritt. Laßt uns jedoch eilen, denn der Tod ist ein geschwinder Wanderer

(Sie gehen fort, während die Uebrigen sich nach verschiedenen Seiten hin zerstreuen.)

VI.

(Abgelegener Kirchenplatz. Links alte Klostergebäude; rechts eine Küferwerkstätte. Mehrere Gesellen hämmern darin an einem Fasse; unter der Hausthüre sitzt Agnes, die Tochter des Küfermeisters.)

Die Gesellen (singen während der Arbeit.)

Zwei Grafen fuhren auf grünem Rhein,
Ho je, Ho je! mit Freud und Scherz;
Da fiel dem einen sein Ring hinein,
O weh, o weh! ihm brach das Herz.
Und als ihm die Brust von Thränen so schwer,
Klipp, klapp, klopp!
Just kamen drei Küfer eilends daher,
Hipp, happ, hopp!

„Frisch auf, Gesellen, und trinkt den Rhein,“
Ho je, ho je! „bis auf den Sand;
„Dort fiel mein Ringlein, mit Edelstein,
O weh, o weh! „von meiner Hand.“
Da lachten die Küfer: „Dank für die Ehr!
Klipp, klapp, klopp!
„Wenn nur statt des Wassers Wein drinnen wär!“
Hipp, happ, hopp!

Gott Vater segnet den grünen Rhein,
Ho je, ho je! zur selben Stund,
Und füllt mit goldigem Neckarwein,
Juchhe, juchhe! ihn bis zum Grund.
Da schnappen die Küfer und trinken ihn leer,
Juhei und juhu!
Und schaffen dem Grafen den Ring wieder her,
Glück auf und Glück zu.

(Sie haben die Arbeit vollendet und lassen die Schlägel ruhen.)

Der Meister (tritt unter die Thüre.

Brav, Ihr lieben Gesellen. Dieses Faß, vollendet während der Feind unsere Mauern beschießt, wird seinen tüchtigen Puff aushalten. Geht jetzt, wohin Ihr wollt; auf den Wall, oder in den Keller, aber findet Euch morgen hier ein, damit wir im feierlichen Zuge demjenigen das Faß bringen, dem es dann gehören wird (er gibt den Gesellen Geld und sie entfernen sich jubelnd.)

Meister.

Wie die Kerle mit meinen letzten Groschen davon eilen! Sie ahnen nicht, daß ihr Meister den Boden aus seiner Sparbüchse schlug.

Agnes.

Lieber Vater, für wen mußte denn so schnell zwischen so viel Furcht und Bedrängniß dieses Faß gefertigt werden?

Meister (mit schlauer Miene.)

Mein liebes Kind: dieses Faß gehört dem Sieger. Ob unser Magistrat, ob der Herzog derselbe seyn wird, weiß ich nicht. Nur so viel ist gewiß, daß bis morgen der Streit entschieden seyn muß, und dem Sieger verehre ich dieses Faß, und von ihm erwarte ich dann ein ansehnliches Geschenk, das mich wieder zum vorigen Wohlstand erheben möge. Ein pfiffiger Mann hält alle Mittel in Bereitschaft. Wo die Noth am größten, ist die Hülf am nächsten.

Agnes.

Was redet Ihr doch von Noth, lieber Vater? Steht nicht hier Euer stattliches Haus? Nennt man Euch nicht den reichen Küfer Wilibald? Habt ihr nicht immer der Arbeit vollauf?

Meister.

Du redest, wie Du's verstehst. Man merkt es, daß Du erst seit ein paar Monden aus Deinem Kloster zurückgekommen bist. Nicht Alles ist Gold, was gleißet. Von dem Hause gehört kein Ziegel mehr mein; das Volk ist toll, wenn es mich reich nennt; was ich mit Fässern verdiente, ging Alles nach und nach vor den Fässern zu Grunde. Ein reiches Gnadengeschenk kann mir alleine wieder auf die Beine helfen: ein Gnadengeschenk oder eine kleine Plünderung. Reiche mir die Pickelhaube und das Schwert. Ich will mich rüsten, und auch einmal auf dem Wall erscheinen, um den Vaterlandsfreund zu spielen, und von dem Weine, den der Magistrat ausspenden läßt, meinen Theil zu nehmen (waffnet sich und geht fort).

Agnes.

O, welch trübe Zukunft! Warum mußte ich in meine von Gefahr bedrohte Heimath zurückkehren? Wie wohl befand ich mich unter den Gottgeweihten Jungfrauen, ehe ihr Kloster, so reizend gelegen im fernen

Wiesenthale, ein Raub der Flammen wurde. Ich wäre eine gute Klosterfrau geworden. Aber seit dem Brande, woraus mich ein edelmüthiger Mann gerettet, habe ich allzuviel weltliche Gedanken. Nur an ihn gedenke ich, und werde ihn doch wohl nimmer wieder sehen. Welch ein Abstand von ihm zu meinem Vater und den rohen Gesellen, die in dessen Hause aus- und eingehen! So viele junge Männer schon um meine Hand geworben, — ich wüßte doch nur Einen, dem ich sie geben möchte. Und der Eine ist ja nicht hier.

Eugenius

(kommt um die Kirchenecke geschlichen und sieht sich vorsichtig um).

Nach reiflicher Ueberlegung habe ich es für besser gehalten, vor der Hand meinen Füßen mehr zu vertrauen, als dem zögernden Glücke. Der Sprung aus dem Kapellfenster ist mir gelungen, und die nachläßigen Wächter mögen zusehen, ob sie den Braten wieder fangen, wornach die Armesünderglocke schreit. Wo finde ich nun eine dauernde Zuflucht? Alles leer und öde um mich her. He! sitzt nicht dort eine Frauensperson? Frauen sind barmherzig; vielleicht ist diese Frau Fortuna selbst. Frisch angeklopft daher (nähert sich der Agnes rasch). Meine gute Jungfer .....

Agnes (erschrickt).

Ach, wer ist da? Um Gotteswillen sehe ich recht?

Eugenius.

Einen Unglücklichen seht Ihr, der dem Tod entflieht, um in Eurer Nähe das süße Leben wieder zu finden. Man will mich umbringen, holdes Kind, und ich habe durchaus nicht Lust, mich gutwillig darein zu ergeben. Verspürt Ihr hinlänglich der Engelsnatur in Euch, mich nur während einiger Stunden zu verbergen, so bin ich, wie ich hoffe, völlig in Sicherheit.

Agnes (mit verschämter Verwirrung).

An wen stellt Ihr diese Bitte, lieber Herr? Ich

bin Euch eigen mit Leib und Seele, weil ich Euch beides verdanke. Ich erkenne Euch besser, als Ihr mich. Die arme Magd, die Ihr aus dem Brande des Klosters, Himmelspforte trugt .....

Eugenius.

Beim Licht meiner Augen! Ihr seyd's, das holde Geschöpf. Dachte ich's doch, daß mein Glück auf dieser Schwelle säße. Verstecke mich geschwind, mein lieblich Mädchen, in Dein keusches Kämmerlein. Dort suchen mich die Schergen nicht.

Agnes (verlegen in allen Taschen suchend).

Gleich, gleich, mein guter, armer Herr. Wo habe ich nur den Schlüssel? O weh, der Vater hat, als er fortging, die Thüre des Hauses in das Schloß geworfen, und ich kann nicht hinein.

Eugenius.

Treuloses Glück! So sterbe ich im Angesicht des freien Ports, in der Liebe Armen, so zu sagen. Die Verfolger nahen. Schon höre ich sie.

Agnes.

So sterbe ich wenigstens mit Euch. O weh, da sind sie schon.

Fabian
(kömmt mit vielen Bürgern daher gelaufen).

Haltet auf! Hier steht das edle Wild.

Agnes (mit vieler Kühnheit).

Zurück, Ihr bösen Leute! Dieser Mann steht unter dem Schutz der Himmlischen.

Eugenius.

Eines Engels, fürwahr. Doch soll dieses schmutzige Volk sich an Deiner Würde nicht vergreifen. Komm heran, Fabian, mit der geprüften Nase. Der weise Rath ist gnädig, wie dazumal, als er mich verbannte. Statt des Büttels schickt er Dich, um mich aufzuknüpfen.

Fabian.

Warum nicht gar, mein hoher Herr und Freund und Gönner! Bringt doch, Ihr Leute, diesem Mann ein Lebehoch, daß er merke, wie friedlich wir's mit ihm meinen.

Die Bürger.

Hoch lebe der Freiherr Eugenius von Glücksstein, unser gnädiger Vermittler bei dem Herzog!

Agnes.

Ein Freiherr? Ich arme Dirne!

Eugenius.

Ein eigen Possenspiel, um mich zum letzten Sprung vorzubereiten!

Der Narr (läuft auf Eugenius zu).

Willkommen, Herr! Ergebt Euch wieder dem freundlichen Leben. Der Narr hat dießmal klug gehandelt, indem er diesen blinden Schöpsen die Perle zeigte, die sie in den Koth getreten.

Das Volk.

Platz für den Herrn Amtsbürgermeister!

Amtsbürgermeister.

(kommt mit Mitgliedern des Raths und vielem Volk).

Während unvorhergesehener Aufruhr in der obern Stadt wüthet, eilen wir, des Friedens Grundstein hier zu legen. Verzeiht, geehrter Freiherr, daß ein Mißverständniß Euch in der Vaterstadt, die ihren Sohn wieder liebevoll umfängt, in Gefahr gebracht. Vergebet und vergesset; werdet zugleich unser Fürsprecher bei Euerm fürstlichen Freunde.

Ein Zunftmeister (kommt eiligst).

Rache, meine Bürger! Unser würdiger Seckelmeister, der als Kundschafter in das Lager ging, ist gefangen und mit dem Tode bedroht.

Fabian.

Was Deines Amtes nicht ist, laß Deinen Fürwitz.

Amtsbürgermeister.

Ich falle in Ohnmacht. Während wir hier begnadigen und uns demüthigen, soll dort ein Mann vom Rathe mit dem Leben büßen?

Eugenius.

Laßt mich hinaus. Der Seckelmeister ist mein Feind, aber dennoch rette ich ihn, um Euch zu beweisen, wie ich jede Beleidigung vergesse.

Fabian (sich die Augen trocknend).

Ein edler, heiliger Mann, mein würdiger Jugendfreund, der Freiherr.

Amtsbürgermeister (zornig).

Mit nichten. Abscheulicher Verrath umgarnt uns. Ich halte Dich, Eugenius, als eine Geisel für des Seckelmeisters Leben.

Der Narr.

Seltsam; der Demant soll bürgen für den gemeinen Koth.

Wolfram

(stürmt mit vielen Bewaffneten herzu).

Laßt den unschuldigen Eugenius los, Ihr Bluthunde! Euer Reich ist am Ende. Alle Posten sind von unseren Freunden besetzt, und wir heben den Rath auf, der uns in solche Bedrängniß gebracht.

Das Volk.

Recht so! Weg mit dem schlechten Regiment! Wir wollen Friede haben, Friede und Glück!

Fabian (zu Eugenius).

Im Grund ist's das Beste, die unklugen Richter hinweg zu weisen. Das Volk geht vor Allem, und das Alter muß der Jugend weichen.

Amtsbürgermeister.

Fluch über Euer Haupt, Ihr meineidige Bürger! Sollen wir unsern Feind, den Herzog, gegen Euch zu Hülfe rufen?

Wolfram.

Das mögt Ihr thun. Schon zieht er ein, indem wir ihm das Thor geöffnet, seiner Gnade vertrauend und seiner Weisheit.

(Man hört einen raschen Trompetenmarsch. Der Herzog an der Spitze seiner Hauptleute und Reiter erscheint auf dem Platze.)

Der Herzog

(springt vom Pferde, und eilt auf Eugenius zu).

Glück auf, mein treuer Diener und Freund. Fortuna hat zu meinen Bestrebungen geholfen. Du bist frei, und auch diese Stadt wird es seyn und bleiben, wenn sie die Heuchler entfernt, die bis jetzt die Herrschaft über sie führten.

Das Volk.

Sie sind entfernt, der Rath ist abgesetzt. Der muthige Wolfram soll Bürgermeister seyn!

Altbürgermeister (mit Ingrimm).

So schüttele ich den Staub von meinen Schuhen, und ziehe von dannen. Wo flaumbärtige Jünglinge herrschen sollen, ist kein Platz für graue Haare.

Fabian.

Babylonische Zeit! verkehrte Welt. Gehabt Euch wohl, ehrwürdiger Altbürgermeister!

Der Herzog.

Des Volkes Stimme, Gottes Stimme. Ich bestätige diese Wahl, so wie ich alle Rechte anerkenne, die vom Kaiser dieser Stadt verliehen sind.

Fabian.

Schreit doch, ihr Bürger: „Es lebe der Herzog, es lebe unser Bürgermeister!"

Wolfram (lächelnd zu Eugenius).

Du siehst, daß meine Ahnung sich bewährt.

Amtsbürgermeister

(mit kriechender Unterwürfigkeit).

Großer Herzog, wir fügen uns Euerm Spruch, ver-

gebt uns Tiefgefallenen, und wendet einen Blick der Gnade auf unsern unglücklichen Collegen, der in Eurem Lager aufgegriffen wurde.

Der Herzog.

Es thut mir leid, guter Freund, daß ich Todte nicht mehr lebendig machen kann. Er starb wie es einem Verführer und Kundschafter geziemt.

Eugenius (zu Wolfram).

Auch jene Raben, die um den Galgen flatterten, haben richtig prophezeit.

Der Narr.

Der Seckelmeister hat mit unserm Zahlmeister gespielt, und sich selbst in den Sack gewürfelt.

Der Küfermeister

(führt mit einigen Gesellen das bekränzte Faß in die Mitte der Versammlung).

Empfangt, o fürstlicher Herr, dieses Meisterstück als einen Zoll der Verehrung von Seiten Eures ergebensten Knechtes. Die heidnische Glücksgöttin ist sauber darauf ausgeschnitzt, und möge Euch, den christlichen Fürsten, allenthalben hinbegleiten.

Herzog.

Ich danke. Zweihundert Goldgulden dem geschickten Meister, aber dieses Faß meinem Freunde Eugenius. Ihm gehört das Geschenk der Fortuna.

Eugenius.

Obgleich von so theurer Hand gegeben, vermache ich's meiner Vaterstadt und dem wackern Bürgermeister Wolfram.

Das Volk.

Vivat der Herzog, der Freiherr und unser Bürgermeister!

Wolfram.

Ich danke für des Freundes Gabe und meiner Mitbürger Vertrauen. Wäre aber nicht der kühnste Wunsch

unserer Stadt erfüllt, wenn Eugenius unsere Bitte gewährte, an meiner Seite seine Vaterstadt zu regieren? Zwei Bürgermeister will das Gesetz, und der Erste derselben zu seyn, gebührt dem tugendhaften Landsmann.

Das Volk.

Recht so, gut gesprochen. Eugenius soll unser erster Bürgermeister seyn.

Fabian (zu Eugenius.)

Willigt ein. Ich gebe Euch meine Stimme, und verschaffe Euch noch fünfzig andere, wenn Ihr mich in meinem geringen Aemtlein schützen wollt.

Eugenius.

Beruhige Dich, vorsichtiger Fabian. In solchem Kampfe müssen nur die edlen Thiere weichen. Du bleibst schon stehen, wo Du stehst. — Ich aber danke für die mir zugedachte Ehre. Daß ich, noch unlängst ein Verbannter, nun an der Spitze dieser Bürger glänzen soll, die mich einst verwiesen. erfüllt mein Herz mit Ruhmgefühl. Des Glückes Sohn jedoch mag sich bescheiden, wenn er zu einem Markstein gelangte, wo seine innere Stimme ruft: „Gehe nicht weiter!" — Nicht als ob ich an meinem ferneren Glück verzweifelte, was bisher jedes Ungemach für mich in Freude verkehrte. Ich mach sogar noch neue Ansprüche an dasselbe. Zu herrschen begehre ich; doch nicht über Land und Leute, sondern über ein treues, schuldloses, liebevolles Herz. Mein Fürst hat mich mit einem Schlosse beschenkt, so reizend, still und einsam gelegen, daß man es ein Paradies nennen möchte. Bisher hat es mir nicht genützt, aber von heute an will ich ein trefflich Kleinod dort verwahren, wenn es sich freiwillig mir zu eigen gibt. Agnes, willst Du die Meinige seyn? Vater, darf sie es seyn?

(Agnes sinkt sprachlos in seine Arme.)

Der Küfermeister.

Ein reicher Freiherr ist ein von Gott bescheerter Ei-

dam. Mein Gewerbe wird mir blühen, duften wird mein Keller wieder. Du hast meinen Segen, liebes Kind.

Der Herzog.

So möge heute noch das Band geknüpft werden, wonach Dein Sinn verlangt, Eugenius. Vor dem Altar, wo ich mit den neuen Vätern dieser Stadt den Bund des Friedens beschwören will, schließe Du den Bund der Ehe. Meine Wünsche, meine Huld, meine Schätze sind Dein, so oft Du ihrer verlangst. Ich bin der Schöpfer Deines Wohles gewesen, ich will auch dessen Erhalter seyn.

(Der ganze Zug, so wie das Volk, eilt der Kirche zu, woraus die Orgel tönt und Weihrauchwolken wallen)

Der Narr

hält Eugenius einen Augenblick zurück).

Ihr habt, gestrenger Freiherr, die Gaben der Fortuna fleißig benützt und seyd nicht hochmüthig dadurch geworden. Deßhalb empfangt aus meinem Munde sogar der gesammten Narrenzunft gemeinschaftliche Wünsche, die, wie Ihr wißt, selten einem Manne von Verstand gespendet werden. Um so mehr aber sind sie Euch in diese Stunde nothwendig. Ihr seyd lachend in die Verbannung gezogen, Ihr habt die Winkelzüge des Hofs verspottet, der Ungnade getrotzt, dem Kerker, dem Elend, ja selbst noch vor Kurzem dem Tode ein Schnippchen geschlagen, — aber Ihr wollt heirathen, — und dazu gehört ein besonderes Glück. Während der Flitterwochen bedarf kein Ehepaar eines Narren; es ist sich da selbst genug. Wenn ich aber nach einem Jahre wieder bei Euch einspreche, und Ihr das Gerassel meiner Schelle hören könnt, ohne die Stirne zu runzeln, ohne den Mund in bittern Spott zu verziehen, und ohne Euch im Weinen zu betäuben — dann will ich jubelnd mit Euch rufen: „Ueber alles das Glück! Glück über Alles!“

Engel-Lieschen.

Engel-Lieschen.

Engel-Lieschen.

Der Buchhändler Wilpert sagte eines Tages zu seinem Freunde, dem Schriftsteller Guido: „O Herr, aus dessen Schädel ich meinen Wein trinke, höre mir gefälligst zu. Wir zählen in unserm lieben Vaterlande der Taschenbücher kaum so viel, als etwa der Souverainitäten. Billig dürfte die ungerade Zahl zu einer geraden gemacht werden, und ich glaube einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen, wenn ich Sie veranlasse, verehrter Herr, zu den neununddreißig schon vorhandenen Taschenbüchern noch den vierzigsten Almanach von Ihrer Hand zu thun."

Guido betrachtete den Verleger lächelnd, schlug sinnend die Augen zum Himmel empor und seufzte: „O Lieber! was wird die Kritik sagen, die unerbittliche Zwingherrin, die über alle Taschenbücher den Stab bricht, und somit auch über die Schriftsteller, welche dieselben schreiben? Die Objectivität, wovon heut zu Tage so viel gefabelt wird, ist nur auf dem Papiere vorhanden; das Urtheil der Kritik, das vor Allem aus sich heraustreten sollte, ist platt subjectiv; wenn der Mann, den der Recensent bei den Ohren hat, gerade nicht will und thut, was der Gestrenge will und gethan haben möchte, so wird er vogelfrei erklärt; es ist nur noch ein Glück,

daß diese papiernen Bannstrahlen eben so wenig mehr effektiv zünden, wie andere, die etwas mehr bedeuten wollen. Und wenn man die verschiedenen Stimmen, die von den kritischen Tribunalen ausgehen, hört, so geschieht das alles zum Besten der armen Autoren. Sie sollen entweder Unsterbliches liefern, oder die Feder ganz liegen lassen. Aber so gewiß, als all dieser kritische Wust untergegangen seyn wird, wenn noch viele der geschmähtesten Schriften sich im Volke erhalten, eben so gewiß ist jene väterliche Fürsorge für die Unsterblichkeit der Dichter nur ein heuchlerischer Kunstgriff der heutigen Kritik. Sie stellt nur darum die überspanntesten Anforderungen auf, damit sie nicht erfüllt werden sollen; sie mißbraucht nur darum stets im verneinenden Sinne den heiligen Namen der Kunst, daß keine Kunst erwachse in ihrem Bereich. Der Krieg und Streit der literärischen Faction ist das Leben des Rezensirvolkes, und es könnte ihm kein empfindlicherer Tod zugefügt werden, als wenn sich plötzlich alle Schriftsteller, die nicht wirklich zu den Genie's gehören, welche nicht sterben, — und es gibt der letzteren in jedem Jahrhundert nur etwa eines oder zwei, — verabredeten, ein Jahrzehnt Nichts zu schreiben. Alsdann würden die magern Jahre über die kritischen Hummeln hereinbrechen; sie würden schaudernd einsehen, daß nur die Masse des Mittelmäßigen, des Schlechten u. s. w. ihr Daseyn fristete, und würden verhungern vor der stumpfen Feder und dem von Spinngeweben verschleierten Tintenfaß. Schauerliches Loos einer stolzen Nation, die ihren Scepter über Makulatur schwingt, weil sie nichts Anderes zu beginnen weiß und nichts Anderes zu regieren hat; ich aber, da ich stets in leidlichem Vernehmen mit jenen Herren stand, werde nie meine Hand hergeben zu einer so fürchterlichen Verschwörung. Ich werde im Gegentheil fortschreiben, und sogar einen Almanach ediren, wenn Sie, speculirender Verleger, es an

Kupfern nicht mangeln lassen. Kupferstiche, oder besser Stahlstiche sind jetzo viel nöthiger, um ein Tasenbuch in die Höhe zu bringen, als die Aufsätze darinnen, und es muß kein Hexenwerk seyn, vortreffliche Zeichnungen u. s. w. zu bekommen, da die Almanachs in der Regel, just in Hinsicht auf eben genannte Verzierungen gerade nur im Schlechten sich überbieten."

Wilpert erwiederte hierauf, daß an geschickten Zeichnern allerdings ein fühlbarer Mangel sey, und daß er gerade nur in der Hauptstadt einen jungen Mann zu finden hoffe, der Genie mit Kunstfertigkeit hinlänglich vereinige, um etwas Niedliches und Sinniges zu vorliegendem Zwecke zu schaffen. — Nach einigen Minuten war schon eine Reise zur Hauptstadt verabredet, die von Dichter und Verleger zugleich unternommen werden sollte. Der Ausführung stand nichts im Wege. Eine Eilkutsche nahm am folgenden Tage schon das edle Paar in ihren Räumen auf und brachte es von Station zu Station wohlbehalten zur Residenz.

Der erste Gang, den die Freunde machten, hatte zum Ziele das Haus, worinnen der von Wilpert bezeichnete Maler Hagenbach wohnen sollte. Die Straße war bald gefunden, und auch das Haus; ein ziemlich unscheinbares Gebäude, welches jedoch eine hübsche Aussicht auf den am Quai dahin strömenden Fluß gewährt. Ein rüstiges Frauenzimmer, bereits in dem Alter, wo die Sehnsucht nach dem Brautkranz in dem Maße zunimmt, als die Hoffnung darauf sich vermindert, öffnete den Klopfenden die Thüre. Das Mädchen, als es zwei noch passable junge Männer eintreten sah, ordnete rasch mit der weißen rundlichen Hand die schwarzen falschen Locken, spitzte den Mund so klein als möglich zusammen, und fragte mit süßer Stimme und dem kokettirenden Augenaufschlag einer acht und zwanzigjährigen Jungfrau, nach dem Begehr der Herren.

„Wohnt hier Herr Hagenbach, der Maler?“ fragte Wilpert verbindlich.

„Ich bedaure,“ lautete die Antwort: „Herr Hagenbach ist bereits vor dreiviertel Jahren nach Italien abgegangen. Ein braver junger Herr, dem aber in Deutschland alles nicht recht war. Belieben jedoch die Herren nicht ein wenig bei uns einzutreten? die Mutter ist zwar ausgegangen, wird indessen bald nach Hause kommen, und sich ein Vergnügen daraus machen; Ihnen nähere Nachrichten von Herrn Hagenbach mitzutheilen, da wir noch öfters einen Brief von ihm erhalten.“

Das Mädchen zeigte auf eine offen stehende Thüre, die in ein sehr angenehmes Zimmer führte, und bot all ihren Liebreiz auf, die Einladung dringender zu machen. Der kalte Buchhändler wäre demungeachtet fortgegangen; aber der warmblütige Guido bestimmte ihn, einzutreten. Das Frauenzimmer machte auf eine angenehme Weise die Honneurs des Hauses, und bald wußten die Freunde, daß sie sich in der Wohnung einer Sekretärswittwe befanden, die mit ihrer Tochter Amalie und einer alten Magd hier ihre Pension verzehrte, und nebenbei von dem Ertrage eines mäßigen Gartens, wie von der Vermiethung eines Zimmers des oberen Stockwerkes das Deficit ausfüllte, welches die Pension alljährlich in ihrem Haushaltungs-Budget offen ließ. Eben so umständlich jedoch, als diese Mittheilungen waren, wußte die schlaue Erzählerin die Beweggründe herauszulocken, welche die Nachfrage der Freunde nach dem Maler veranlaßt hatte. Kaum wußte sie dieselben aus dem Munde des verdrießlichen Wilpert und des galanten Guido, als sie fröhlich in die Hände klatschte, und ausrief: „so sind Sie doch zu guter Stunde in unser Haus getreten, meine Herren! Herr Hagenbach ist zwar ein geschickter Maler; aber Gott sey Dank, giebt es noch andere hier, die ihm nicht nachstehen, und ein solcher wohnt just hier oben bei uns.

Haben Sie nie von dem Herrn Engel gehört? wenn es nicht geschah, so geht es dem wackern Jüngling wie dem stillen Veilchen im Thale; nur der Zufall verräth es dem Suchenden."

„Oder ein guter Geist;" versetzte Guido lächelnd. „Und der gute Geist sind sie, bestes Fräulein, dem wir es herzlich gern verdanken, daß er uns auf Jenen aufmerksam machte."

„O Sie Schmeichler!" erwiederte Malchen mit dem obigen Augenaufschlag, und fuhr lebendiger wie zuvor in ihrem Bericht fort, woran sie selbst einen nicht geringen Antheil zu nehmen schien, wie die unruhige Bewegung ihres Busens dem Beobachter nur zu deutlich verrieth. „Wahrhaftig aber: unser junger Zimmerherr führt den Namen mit der That. Er zeichnet wie ein Engel, hat ein Gemüth wie ein Engel, und —"

„Sieht aus wie ein Engel?" fiel der schelmische Dichter ihr in's Wort, und lockte somit eine tiefe Röthe auf Malchens Antlitz.

Dem Buchhändler wurde die Zeit lange bei diesen Scherzreden, und er sagte trocken: „wir haben Augen um zu sehen; also wollen wir prüfen, was der junge Mann versteht. In einer halben Stunde ist das alles abgemacht, und entspricht Herr Engel unsern Absichten, so steht nichts im Wege, daß er unsere Aufträge erfülle. Wenn Sie erlauben, Mamsell, und der Maler zu Hause ist, so steigen wir die Treppe hinan."

Malchen war gleich bereit, in eigener Person den Weg zu zeigen. Wilpert flüsterte seinem Freunde zu: „ich verspreche mir nicht viel von der Visite. Demoiselle scheinen in den Menschen verliebt und vernarrt, und ohne Zweifel bekommen wir ein Genie im Flausrock und mit tüchtigem Kinnbart versehen, zu schauen, dem ich vornweg allen Schönheitssinn absprече, wenn er an den

etwas niederländischen Formen der Mamsell Geschmack findet.“

„Trivialer Krämer!“ schalt leise und lachend der Dichter, indem er dem Freund einen gelinden Rippenstoß beibrachte: „niederländische Formen! warum vergleichen Sie die üppigreife Schönheit nicht lieber mit der prangenden Centifolie?“

In diesem Augenblick stand das voranschreitende Malchen, das sich nicht träumen ließ, welche Bosheiten hinter seinem Rücken verhandelt wurden, an der Thüre des Künstlers, und pochte vertraut wie eine sehr gute Bekannte an. Ein leises „Herein,“ antwortete, und feierlich, wie die Pforte eines Heiligthums, öffnete Malchen das Gemach des Künstlers, und ließ die Fremden ein. Das Zimmer war ganz anders hergerichtet, als die Besuchenden es gedacht hatten. Keine Unordnung darin, nichts zu sehen von umherliegenden Zeichnungen, Skizzen und bestaubten Malergeräthschaften. Alles in der besten Ordnung, und eine klösterliche Reinlichkeit überall vorherrschend Wenig Bilder, aber viel Blumen; ein Distelfink im Bauer, rings eingefaßt von blühenden Stauden und frischen grünen Zweigen; die Fenstervorhänge rein, sauber und symmetrisch gefaltet; die des Alkovens fest zugezogen. Eine frische Kühle wehte durch das Gemach, und im Blumenduft, nicht in Tabaksrauch, saß an der Staffelei ein junger schmächtiger mit blonden Locken gezierter Mensch, der sich blitzschnell beim Eintritt der Kommenden erhob, dieselben aber nur mit einem schüchternen Bückling empfing, und keinen Zoll von der Staffelei wich. Während Malchen mit der vertraulichen Ueberlegenheit, deren sich ein Frauenzimmer einem weit jüngern Mann gegenüber bewußt ist, sich dem Maler näherte, und die Absicht des unverhofften Besuchs vorläufig meldete, raunte Wilpert dem Schriftsteller mit komischem Schrecken in's Ohr:

„Gott steh' uns nun vollends bei! wir sind in die pietistische Zelle eines Nazareners gerathen!"

Guido schüttelte mit dem Kopf, und deutete stillschweigend auf ein Bild an der Wand, welches eine Scene aus dem griechischen Freiheitskampfe vorstellte, poetisch aufgefaßt, künstlerisch durchgeführt, und geschmückt mit einem Lorbeerkranz, der noch frisch und grün um die goldne Rahme herging, und woran eine goldene Preismedaille der Akademie befestigt war. Das Bild war von hohem Interesse, und neu schien den Beschauern der Gegenstand. Im tiefen Thale, dem Zuschauer unsichtbar, wüthete der Kampf, angedeutet durch emporsteigenden Pulverdampf und einzelne wie in einem Traum verschwindende Figuren, todte Krieger, dahin gestreckt auf dem blau umflorten Klippenstein, worüber sich ein nackter Felsgipfel thürmte, der die Gruppe trug, die der Maler im Auge hatte. Gefangene griechische Weiber sahen von diesem Felsen, die Brust erschüttert von Hoffnung wie von Furcht, der wilden Schlacht im Thale zu. Mütter, Töchter, Kinder, die ganze bunt bewegte Masse schien nur von einem Gefühl beseelt, und dieses dargestellt in tausendfältiger Mischung. Den überraschendsten Gegensatz zu der stummen Angst und den laut aufschreienden Schmerz der Weiber bildete der von dem rauhen Sieger verordnete Wächter der Gefangenen; ein in kolossalen Formen ausgehauener Türke, der mit unstätem Auge in das Thal hinunter späht, aber den gespannten Karabiner drohend gegen die Weiber hält, und in seinem Gürtel noch eine Menge von Waffen birgt, die den Untergang all dieser Unglücklichen prophezeien, in so fern die Schlacht einen bösen Ausgang gewinnen sollte.

Dieses Bild leuchtete dem Buchhändler plötzlich ein. Sein finsteres Gesicht ging in ein freundliches über, und er fragte in einem gewissen Ungestüm:

„Sie haben das gemalt?“

Der Maler bejahte ruhig.

„Sie haben einen Preis errungen?“

„Den dritten;“ versetzte Engel mit einer sehr angenehmen weichen Stimme.

„Nur den dritten;“ mischte sich Malchen lebhaft in das Gespräch: „denken sie sich, meine Herren: seit Menschengedenken war die Preisbewerbung nicht so gering als dieses Jahr, und außer diesem vortrefflichen Bilde wurde gar nichts Gescheidtes aufgestellt. Dennoch, meine Herren, hat der Sohn des Direktors den ersten Preis erhalten für einen Bacchus, der aussieht wie ein Geschundener; den zweiten, ein Hofmaler für ein Bild, aus dem Niemand hat klug werden können, und erst den dritten erhielt Herr Engel, weil er weder ein Sohn des Direktors, noch ein Hofmaler ist. Es ist himmelschreiend! darum rede ich auch Herrn Engel aus allen Kräften zu, das Bild recht expreß nicht an die Gallerie zu verkaufen, obschon man es dort gern haben möchte, sondern damit zu warten, bis der reiche Lord Dipple auf seiner Sommertour wieder hieher kömmt, wo er denn nicht unterlassen wird, uns wie gewöhnlich zu besuchen, und das herrliche Bild mit schwerem Gelde an sich zu bringen.“

Engel lächelte sie freundlich an, und entgegnete mit derselben sanften und ruhigen Stimme wie oben: „Sie meinen es recht gut mit mir, beste Amalie; aber ich bin nicht so unglücklich, wie es Ihnen vorkömmt. Ich genieße von der Gnade des Königs durch die Fürsprache des Direktors einen Zuschuß, obschon ich als ein ganz fremder Mensch vor einem halben Jahre erst hier ankam, und schon nach dieser kurzen Zeit ertheilt man mir einen Preis, den gewiß Viele würdiger verdient hätten als ich; daher ist auch noch die Frage, ob ich recht thue, wenn ich das Bild der Gallerie verweigere. Was sie mir dafür bietet, ist sehr annehmlich, und in einer

Zeit, wo es des Guten so viel gibt, muß man sich auch nicht gar zu rar machen wollen. Freilich" — setzte er mit einem schweren Seufzer hinzu — „freilich möchte ich das Bild am liebsten für mich selbst behalten, denn ich läugne nicht, daß ich recht lange und mit recht viel Liebe daran gearbeitet habe; — das geht leider nicht an."

Wilpert sah, wie die Augen des Jünglings — schöne große blaue Augen — sich mit krystallhellen Thränen füllten, und wie die blonden Locken, die auf der Schulter lagen, von der Bewegung erschüttert wurden, welche der Künstler vergebens zu unterdrücken strebte. Das Herz des Geschäftsmannes wurde gerührt, und er sagte schnell: „Machen Sie mir einen Preis für dieses Bild. Ich will es kaufen und Ihnen so lange lassen, als Sie es nur selbst wünschen, auch gar nichts dagegen haben, wenn Sie mir es in der Folge, sobald Ihre Actien besser stehen, um denselben Preis wieder abkaufen wollen. Honetter hat noch nie ein Buchhändler gehandelt, auf Ehre; schlagen Sie ein."

Malchen winkte dem Maler mit den Augen zu; aber dieser erwiederte mit völliger Fassung, obgleich noch Thränen in seinen Wimpern hingen, daß er es nicht über sich gewinnen könne, einen solchen Vertrag einzugehen, aber bereit stehe, jeden anderweitigen Auftrag zu vollziehen, den ihm zu geben Wilpert sich bewogen fühlen sollte. — Der Verleger ging also auf seine Taschenbuchangelegenheiten über, forschte nach dem Skizzenbuch des jungen Malers, und war entzückt, als dieser ihm mit der größten Bescheidenheit eine Reihe von vortrefflichen Handzeichnungen vorwies, die den lebendigsten Geist und die zarteste Behandlungsart in sich vereinigten. Besonders glücklich war der Künstler in der Auffassung weiblicher Züge. Mädchenköpfe und Mädchengruppen füllten den größten Raum in seinen Heften, und es war ein Triumph für Malchen, daß auch ihre Züge häufig

„Sie haben das gemalt?“

Der Maler bejahte ruhig.

„Sie haben einen Preis errungen?“

„Den dritten;“ versetzte Engel mit einer sehr angenehmen weichen Stimme.

„Nur den dritten;“ mischte sich Malchen lebhaft in das Gespräch: „denken sie sich, meine Herren: seit Menschengedenken war die Preisbewerbung nicht so gering als dieses Jahr, und außer diesem vortrefflichen Bilde wurde gar nichts Gescheidtes aufgestellt. Dennoch, meine Herren, hat der Sohn des Direktors den ersten Preis erhalten für einen Bacchus, der aussieht wie ein Geschundener; den zweiten, ein Hofmaler für ein Bild, aus dem Niemand hat klug werden können, und erst den dritten erhielt Herr Engel, weil er weder ein Sohn des Direktors, noch ein Hofmaler ist. Es ist himmelschreiend! darum rede ich auch Herrn Engel aus allen Kräften zu, das Bild recht expreß nicht an die Gallerie zu verkaufen, obschon man es dort gern haben möchte, sondern damit zu warten, bis der reiche Lord Dipple auf seiner Sommertour wieder hieher kömmt, wo er denn nicht unterlassen wird, uns wie gewöhnlich zu besuchen, und das herrliche Bild mit schwerem Gelde an sich zu bringen.“

Engel lächelte sie freundlich an, und entgegnete mit derselben sanften und ruhigen Stimme wie oben: „Sie meinen es recht gut mit mir, beste Amalie; aber ich bin nicht so unglücklich, wie es Ihnen vorkömmt. Ich genieße von der Gnade des Königs durch die Fürsprache des Direktors einen Zuschuß, obschon ich als ein ganz fremder Mensch vor einem halben Jahre erst hier ankam, und schon nach dieser kurzen Zeit ertheilt man mir einen Preis, den gewiß Viele würdiger verdient hätten als ich; daher ist auch noch die Frage, ob ich recht thue, wenn ich das Bild der Gallerie verweigere. Was sie mir dafür bietet, ist sehr annehmlich, und in einer

Zeit, wo es des Guten so viel gibt, muß man sich auch nicht gar zu rar machen wollen. Freilich" — setzte er mit einem schweren Seufzer hinzu — „freilich möchte ich das Bild am liebsten für mich selbst behalten, denn ich läugne nicht, daß ich recht lange und mit recht viel Liebe daran gearbeitet habe; — das geht leider nicht an."

Wilpert sah, wie die Augen des Jünglings — schöne große blaue Augen — sich mit krystallhellen Thränen füllten, und wie die blonden Locken, die auf der Schulter lagen, von der Bewegung erschüttert wurden, welche der Künstler vergebens zu unterdrücken strebte. Das Herz des Geschäftsmannes wurde gerührt, und er sagte schnell: „Machen Sie mir einen Preis für dieses Bild. Ich will es kaufen und Ihnen so lange lassen, als Sie es nur selbst wünschen, auch gar nichts dagegen haben, wenn Sie mir es in der Folge, sobald Ihre Actien besser stehen, um denselben Preis wieder abkaufen wollen. Honetter hat noch nie ein Buchhändler gehandelt, auf Ehre; schlagen Sie ein."

Malchen winkte dem Maler mit den Augen zu; aber dieser erwiederte mit völliger Fassung, obgleich noch Thränen in seinen Wimpern hingen, daß er es nicht über sich gewinnen könne, einen solchen Vertrag einzugehen, aber bereit stehe, jeden anderweitigen Auftrag zu vollziehen, den ihm zu geben Wilpert sich bewogen fühlen sollte. — Der Verleger ging also auf seine Taschenbuchangelegenheiten über, forschte nach dem Skizzenbuch des jungen Malers, und war entzückt, als dieser ihm mit der größten Bescheidenheit eine Reihe von vortrefflichen Handzeichnungen vorwies, die den lebendigsten Geist und die zarteste Behandlungsart in sich vereinigten. Besonders glücklich war der Künstler in der Auffassung weiblicher Züge. Mädchenköpfe und Mädchengruppen füllten den größten Raum in seinen Heften, und es war ein Triumph für Malchen, daß auch ihre Züge häufig

darinnen vorkamen. Gerne hätte sie — ihre glänzenden Augen, die unverwandt auf den blühenden Wangen des jungen Freundes hafteten, verriethen es — noch länger die Siegesfreude genossen, aber die Stimme der heimkehrenden Mutter rief sie zu ihren häuslichen Pflichten zurück, und sie verschwand mit einer zierlichen Verbeugung, die nur von dem Maler, welcher ihr etwas verlegen nachsah, erwiedert wurde, aber nicht von Wilpert, der in den Skizzen blätterte, und nicht einmal von Guido, der in einer Ecke des Zimmers ein Bild aufgefunden hatte, welches ihn so stark fesselte, daß er Alles Andere um sich her vergaß.

Erst als der Buchhändler durch einen lauten Zuruf den Gang seiner Träumereien gestört hatte, kam er wieder zum klaren Bewußtseyn und zur Anschauung seiner Umgebung. Seine Augen leuchteten; seine Hände zitterten, als er das beschaute Bild von dem Nagel herabnahm, und mit freundlicher Wehmuth fragte er, dasselbe dem Künstler vorhaltend: „Kein Zweifel ist's, daß Sie, junger Mann, dieses Gemälde geschaffen haben. Wenn ich es mit der Frauengruppe dort vergleiche, entwickeln sich vor mir dieselben weichen Farbentöne, dieselbe sentimentale Behandlung. Aber, erlauben Sie mir zu fragen, wo sie diese Landschaft gemalt. Die rauhe Schlucht, umgeben von dürren Höhen, nur von schmalem Tannenanflug bewachsen, — der düstere Spiegel des in der Vertiefung schlummernden Teichs, das Kreuz von bemoostem Steine, das im Vorgrunde steht, — alles dieses habe ich schon einmal gesehen, und der Gedanke, Sie möchten hier ein Landschaftsportrait geliefert haben, ist verzeihlich."

Der Maler warf einen tiefen Blick auf seine Schöpfung; ein flüchtiges Lächeln überzog sein Gesicht, und er antwortete: „Sie haben Recht. Das Bild stellte eine Gegend des Röhngebirges vor, und ich habe vielleicht

der Aehnlichkeit geschadet, indem ich die düstere Natur jenes Platzes mit allzuweichem Pinsel wiedergab."

Des Dichters Züge wurden lebendig, und er begann: „So habe ich doch richtig geahnt. Das ist der Moor, in dessen Grunde das Landvolk auf der Röhn das versunkene Dorf sucht, von dem die Sage so viel erzählt, daß es noch immer in der Erinnerung der Leute lebt."

„Sie waren dort?" versetzte der Maler mit gleich lebendigen Zügen und richtete zum erstenmal das erhobene Auge auf Guido.

„Freilich;" entgegnete dieser lächelnd: „Ich selbst bin ja ein Sohn jenes Gebirges. Die frühesten Jahre meiner Kindheit verträumte ich auf jenen dürren Höhen, in jenen waldigen Schluchten. Ein süßer Traum, der das bischen Poesie weckte, das sich schon in dem Kopfe des Bauernknaben befand, und späterhin von einem freundlichen Lehrer, den mir nur der Zufall schenkte, ausgebildet wurde. Mein Vater hätte das natürlich nicht gekonnt. Er war nur der Mann hinter dem Pfluge und glaubte mich steif und fest blos der Obhut unserer kleinen Heerde gewidmet, während ich dieses Geschäft einem faulen Buben, meinem Schulgefährten überließ, und dafür lieber Berg auf Berg ab kletterte, und mit meinen Gedanken Jagd hielt. Diese Stelle hier auf dem Bilde ist mir vor allen, die ich im Gebirge besucht, merkwürdig geworden. Wenn es Ihnen keine lange Weile macht, skizzire ich Ihnen ein Paar Erinnerungen aus jener Zeit. Dieß geht um so mehr an, als ich in dem beabsichtigten Almanach den dankbaren Stoff auszuführen, daraus eine kleine Erzählung zu bilden, und Sie zu bitten gedenke, gerade dieses Bild dazu in's Kleine zu zeichnen, und nichts weiter hinzu zu thun, als ein Paar artige Kinderfiguren, ein Mädchen und einen Knaben, die neben dem Kreuze freundlich umschlungen und schla-

zend sitzen, während im Hintergrunde schwarze Gewitterwolken aufsteigen."

Um sich zu sammeln, schwieg er einen Augenblick. Wilpert bemerkte, wie es ihm angenehm seyn würde, eine Begebenheit aus dem Jugendleben seines Freundes zu hören, die ihm bisher völlig fremd gewesen. Der Maler sagte kein Wort, nickte jedoch, und lehnte sich an die Staffelei, das unstete Auge bald zu Guido aufhebend, bald wieder zur Erde senkend.

„Ich war zwar ein roher Bube von acht oder neun Jahren," hob der Letztere an, „der wohl die Jugend, aber nicht die Tugend hatte; dennoch genügte mir nicht, weder in geistiger noch körperlicher Beziehung, das, was mich umgab. Da Sie im Rhöngebirge waren, so werden Sie wissen, wie der Hauszustand eines dortigen Mittelbauern beschaffen. Schlechte Felder, schlechte Wohnung, dürftiges Vieh, und eine zahlreiche Familie, die in der Regel, wenn gleich aus Großeltern, Kindern und Enkeln bestehend, in einem Gemach, auf einem zwar ungeheuern, aber erbärmlichen Bette schläft. Die Unreinlichkeit des Hauses, das dichte Zusammenleben der Leute, der starke Gebrauch des Branntweins, der in meiner Eltern Wohnung an der Tagesordnung war, und die daher entspringenden ärgerlichen Auftritte, bei denen ich unschuldiges Blut gar zu oft das Opfer seyn mußte, vergällten mir die Stätte meiner Heimath. Ich fand mich zu etwas Besserem berufen, und hielt es schon für eine günstige Veränderung meines Schicksals, als mein Vater mir das Generalat über unsere Schafe auftrug, und ich mit ihnen hinausziehen konnte in die freie Luft, fern von dem unsaubern Handwerk unserer Knechte und Mägde und dem ewigen Streit meiner Eltern. Bald jedoch war mir die einförmige Beschäftigung verleidet, weil sie dem Nichtsthun so ähnlich sieht wie ein Ei dem andern. Lieber sprang ich durch Feld und Wald, mein-

Stunde übend, und überließ die Sorge für meine Untergebenen dem bereits besprochenen Lieutenant. Auf meinen Wanderungen gerieth ich oft in Gesellschaft von Köhlern; und da der Köhlerglaube nicht mit Unrecht zum Sprichwort geworden ist; so versteht sich's von selbst, daß dieses rußige Volk dem vorwitzigen Buben manches Mährchen erzählte, das er begierig aufnahm; besonders die Sage von dem versunkenen Poppeldorf. Dieser Ort, schon vor langer Zeit, wie man behauptet, von der Erde verschlungen, war, der Meinung des Volkes gemäß, nur zu Folge eines furchtbaren göttlichen Strafgerichts versunken, und wunderliche Historien waren seinem Untergange vorausgeeilt. An der Stelle, die das Dorf ehedem behauptet, war ein Sumpf entstanden, in dessen Grunde noch heut zu Tage Hexen und Geister ihr Wesen treiben sollen. Da der Aberglaube des Pöbels stets Sagen alter Zeit mit Beziehungen der neuesten zu verbinden strebt, so ermangelten die Köhler nicht, eine damals noch lebende Person mit in ihr Mährchen zu verflechten; einen Jäger nämlich, der, alt und häßlich, freilich nicht empfehlend aussah, aus dessen Gesicht jedoch das Volk den lebendigen Teufel zu schauen vermeinte. Der alte Zacharias sollte hexen können, und den Gottseybeiuns citiren, und den Hagelschlag beschwören, und — kurz gesagt — einer der verruchtesten Zauberer seyn, und sein Hauptlaboratorium an dem Poppeldorfertümpfel aufgeschlagen haben. Die abgeschmacktesten Sagen über diesen Mann gingen von Mund zu Mund, und die vernünftigsten Leute sogar bestärkten den dummen Pöbel in seinen Vorurtheilen, weil Zacharias standhaft Jagd auf die Schleichhändler machte, und somit viele der reichern Leute sich zu Feinden gemacht hatte. Ich lernte das erst später einsehen, wie sich das von selbst begreift, dazumal aber glaubte ich steif und fest an alle Teufeleien des Zacharias, und unter andern daran, daß dem

Unmenschen vom Satan auferlegt worden, alle Vierteljahre ein Kind an dem Poppelsdorfer Weiher abzuschlachten, um seinen eigenen Leib und seine Seele zu retten. Wenn ich den Mann sah, so versteckte ich mich; unwillkürlich mußte ich ihm jedoch nachlaufen, sobald er an mir vorüber war, denn der Gang, das trotzige Umsehen und die ungewöhnlichen Bewegungen des Alten reizten meine kleine Neugier im höchsten Grad. Seitdem besuchte ich oft den berüchtigten Weiher, starrte Stunden lang in die Fluth, um die Spitze des Kirchthurms zu erspähen, die von andern Leuten sammt mehreren Gebäuden des versunkenen Dorfes sollte gesehen worden seyn. Ich sah jedoch nichts; weder den Kirchthurm noch die Hütten, noch die Geister, die in dem Wasser hausen sollen, wie die Fische. Dennoch fürchtete ich mich entsetzlich an dem öden Ort, ging aber nicht eher weg, als bis ich einige Stunden lang diese süße Furcht ausgestanden hatte. Der Sonnenuntergang trieb mich heim; denn leicht hätte bei einbrechender Nacht Zacharias eintreffen können, und, ihm hier zu begegnen, war mir das Leben doch zu lieb. Allemal aber stand es nicht acht Tage an, daß ich nicht, wie behext, an den Hexenplatz zurückkam. — Einst, an einem schwülen Nachmittage — es war schon im September, aber der Horizont brannte — duselte ich von den Höhen herab, in meine Gedanken verloren, und kam müd und matt an den Ufern des Teiches an. Es war allenthalben still; die Hitze brütete über der Erde. Ich schlenderte auf das Kreuz zu, welches die Andacht der Nachbarn an diesem Ort, wo sich ein so großes Unglück begeben, errichtet hat, um daselbst auszuruhen, und erblickte staunend auf dem rauhen Postamente ein schlummerndes Mädchen, kleiner und jünger als ich, aber von so lieblichen Zügen, wie ich nie vorher irgend ein Kind gesehen. Ein Kleidchen von grauer Leinwand, nicht von bäurischem Schnitt, umhüllte das kleine Wesen, das,

roth wie eine Rose, in dem kümmerlichen Schatten des Kreuz-Pfeilers schlief. Der Strohut war ihm von den blonden Locken gefallen, die Händchen waren im Schooße gefaltet, und die Hitze, wie vielleicht ein unruhiger Traum, schien die Schlafende zu quälen. Sie werden lachen, meine Zuhörer, wenn ich Ihnen sage, daß von diesem Augenblick an es mir vorkam, als seye nun erst der Schleier von dem Heiligthum meines Lebens weggezogen; und dennoch ist es so, und dennoch ward in einem Nu der ungezogene Bauerntölpel in einen ritterlichen Pagen verwandelt, der, nachdem er die Dame seines Herzens gefunden, sie gleich der Madonna verehrt, und sich beeifert, ihr minniglich zu dienen. Wer mich gesehen hätte, wie ich die Händchen des schlummernden Kindchens streichelte, wie ich die Schweißtropfen von seiner weißen Stirn trocknete, wie ich auf seine Athemzüge horchte, und mich ärgerte, daß es nicht erwachte, und so zufrieden war, weil es nicht erwachte! Ich schalt auf die Sonne, weil es ihr beliebte, nun gerade auf das Haupt meines Mädchens zu scheinen; im nächsten Moment war ich schon daran, die Unart der Natur zu verbessern. Ich wüthete in dem Schilf des Weihers, und brachte einen tüchtigen Arm voll davon ans Land, obgleich mir die Hände, wie von Messern zerschnitten, bluteten, und das rein angezogene Zwilchkleid mit Morast übertüncht schien. Daß ich um der Hände willen vom Vater, um des Kleides willen von der Mutter Schläge bekommen würde, konnte ich mit unumstößlicher Gewißheit voraussehen, aber die Schläge kamen ja erst am Abend, und bis zum Abend war noch lange hin, und mein Mädchen, mein Schäfchen, mußte ja versorgt seyn! — Ich baute ihr lose und leise ein kühles Dach über dem Kopf zusammen, kauerte mich dann zu ihren Füßen nieder, und erwartete, mit unverwandtem Auge das holde Kind betrachtend, sein Erwachen. Was

ich nicht zu thun gewagt hatte, that eine freche Stechfliege, die sich auf die runde Hand des Mädchens setzte, und von mir übersehen wurde, weil ich nur in des Mädchens Antlitz sah. Die Bestie stach, das Kind fuhr schreiend empor, sah das Blut fließen, mich, den einzigen menschlichen Nachbar, und fiel mir schluchzend um den Hals. Ich tröstete es, so gut ich konnte, saugte das Blut aus der Wunde, rieb die Geschwulst mit kühlender Erde, und herzte und küßte einmal über das andere Mal die zarten Wangen des Mädchens, wie ich es schon von Müttern und Ammen gesehen, die ihre Pfleglinge zu beschwichtigen suchten. — Die Kleine wurde nun freilich etwas ruhiger, denn die Wunde schmerzte nicht mehr, aber an dem leisen Fortweinen ließ sich ein dauernder Kummer nicht verkennen. Ich fragte nach des Kindes Namen. „Ich heiße Engelliesschen," erwiederte es. — Nun ist dieser Name, aus den Worten Angelica und Elisabetha zusammengesetzt, ein sehr gewöhnlicher im Rhöngebirge; tausend Mal hatte ich ihn schon gehört, aber nie war er mir so schön vorgekommen, als seit ich wußte, daß meine Kleine so hieß. — „Wo bist Du her, Engelliesschen?" — „Von Albisreuth; weit von hier." — „Was machst Du hier?" — „Ach, ich habe mich im Walde verlaufen, und Mutter kömmt immer noch nicht." — „Weiß Deine Mutter, wo sie Dich suchen soll?" — Das Kind sah mich mit weit aufgeschlossenen Augen an, und es fiel ihm der Gedanke schwer auf's Herz, daß seine Mutter ja nicht wisse, wo es sey, und seine stillen Zähren flossen häufiger. Es faßte krampfhaft meine Hand, und sagte dringend: „Führ' mich zu meiner Mutter." — „Ich weiß ja nicht, liebes Engelliesschen, wo Dein Dorf liegt. Ich habe den Namen nie gehört." — Und so war es auch. Wer die Einfalt der Landbewohner von Grund aus kennt, wird wissen, daß sehr oft gewisse Ortschaften, wenn auch nur in der

Entfernung von wenigen Stunden, von dem so nahen Nachbarn völlig ignorirt werden. Der Bauer kennt nur sein Dorf, seine Aecker, den Wald, woraus er sein Holz holt, und die Straße nach der Stadt oder dem Städtchen, wohin er seine Produkte zu Markte bringt.

Engelliesschen war sehr trostlos nach dieser meiner Erklärung, und mir bangte selbst, als ich aus ihren Reden schließen mußte, daß sie schon seit der Mittagsstunde von Hause weggelaufen, und wie der Augenschein bewies, daß ihre Füßchen wund gegangen waren, und es demnach schwer fallen würde, sie auf's Gerathewohl in die Welt hinaus zu führen. Da fiel mir plötzlich ein, daß es am besten sey, wenn ich sie nach meiner Eltern Haus brächte. Mein Vater, dachte ich, würde dann schon Rath schaffen, und das niedliche Wesen, das mir von Minute zu Minute theurer wurde, entweder zu seiner Mutter liefern, oder, was mir noch lieber gewesen wäre, es mir zur Pflegeschwester geben. Von diesen abentheuerlichen Gedanken erfüllt, versprach ich dem Mädchen goldene Berge, und daß es vor Einbruch der Nacht in seiner Mutter Armen liegen würde. Das gute Kind glaubte voll Vertrauen an das Wort eines Knaben, der noch gar nicht wußte, welchen Ausgang die ganze Historie nehmen würde, und beklagte sich nur, daß seine wunden Füßchen ihm nicht erlaubten, auf der Stelle weiter zu gehen. Das leidende Engelliesschen dauerte mich nicht wenig: ich zog ihr die Strümpfe aus, ich holte Wasser, ihre Füße darin zu baden, und nachdem ich dieses Geschäft mit vieler Sorglichkeit vollbracht und bemerkt, daß die kleine Patientin während dessen eingeschlafen, setzte ich mich neben ihr auf das Fußgestell des Kreuzes, blinzelte nach der Sonne, die mir noch hoch zu stehen schien, legte meinen Arm um den schlanken Leib des Mädchens, drückte dessen Köpfchen

sanft an meine Schulter, und entschlummerte harmlos neben der Schlummernden.

Ich wüßte nicht, daß ich geträumt hätte, aber sehr genau erinnere ich mich, daß plötzlich in mir die Idee aufstieg, ich möchte mich verschlafen haben, und die Nacht herangekommen seyn, die keines Menschen Freund ist. Ich fuhr in die Höhe, rieb mir die Augen, und gewahrte mit Schrecken, daß meine Ahnung mich nicht betrogen. Es war schon tüchtig dunkel geworden; im Westen glänzte nur noch matt der allerletzte Schein der Sonne, und auch diesen verdüsterte eine gewaltige schwarz aufsteigende Wetterwolke. Ich faltete erschrocken die Hände, und dachte, was jetzt wohl aus uns armen Kindern werden würde, da wir uns unglücklicherweise noch an den Ufern des Hexenteiches befanden, und eine sehr weite Strecke zwischen diesem Orte und dem Vaterhaus lag. Mein Zusammenfahren erweckte auch das noch süß schlummernde Engelliesschen. Seine Thränen floßen wieder, und häufiger noch als zuvor, weil es sich nun ganz verlassen glaubte und um so sehnsüchtiger nach der Mutter begehrte. Wir umschloßen uns fest in unserer gemeinschaftlichen Angst, denn auch mir klapperten die Zähne, und mein ritterlicher Muth war so ziemlich verschwunden. Dennoch fühlte ich, daß wir hier nicht bleiben konnten, und ermuntere meine weinende Nachbarin, sich so schnell als möglich auf und davon zu machen. Sie that es, immer unter lautem Weinen, und wir befanden uns schon am Eingange der steilen Schlucht, die wir hinan zu klettern hatten, um dem verwünschten Kessel zu entrinnen, als mit einem Male hinter einem dichten Fichtengestrüpp hervor eine dunkle Gestalt zu uns trat, in der ich mit Herzklopfen und gesträubtem Haare den gefürchteten Zacharias erkannte. Wenig fehlte, und ich wäre bei seinem ersten Donnerwort in die Kniee gesunken, als er rief: „Was gibt es hier? wer seyd

Ihr, kleine Brut?“ — Ein Blick, den ich auf den breiten Hirschfänger des alten Hexenmeisters warf, vergegenwärtigte mir die ganze Schreckniß unserer Lage. Offenbar war der Zauberer nur gekommen, um hier auf seinem Grund und Boden dem Teufel sein vierteljähriges Opfer zu entrichten, und er schien es besonders auf meine liebliche Begleiterin abgesehen zu haben, denn er ergriff diese heftig bei der Schulter, und sah ihr starr in's Gesicht. „Engellieschen! Du bist's?“ brummte der Unhold: „ei, wie bin ich froh, daß ich Deiner habhaft werde!“ und nahm die Kleine um den Leib und riß sie zu sich empor. Wie ein Besessener klammerte ich mich an ihn an, und schrie mit einer wahren Zetterstimme: „Ach Zacharias! wenn Du dem Teufel ein Kind opfern willst, so nimm lieber mich, und laß das gute Engellieschen in Frieden. Der Teufel hat an mir einen größern Schmaus, und nur mein Kindchen laß leben.“ — Eine tüchtige Maulschelle war die vorläufige Antwort, und ihr nach donnerten die Worte: „Tölpel! wofür hältst Du mich? geh' heim Schlingel, und hüte Deine Gänse! Dich aber, Du böses Engellieschen, will ich zu Deiner Mutter bringen, die sich gewiß zu todt um Deinetwegen härmt.“ Dieses sagend entriß er sich mir, und trug das Mädchen fort, welches schrie und weinte, und nicht von mir lassen wollte. In einem Nu war der Alte verschwunden, und ich stand mit offenem Munde da, rieb mir die brennende Wange, und horchte mit gespitztem Ohre, ob der Unmensch nicht irgendwo am Teich das arme Geschöpf, seine Beute, erwürgen würde. Da aber alles stille blieb, hielt ich's doch für rathsam, nach Hause zurückzulaufen, woselbst ich in später Nacht ankam, die Thüre verschlossen fand, und auf dem Heuboden mein Lager suchen mußte. Am andern Morgen faßte ich richtig meine Prügel von Vater und Mutter, die mich indessen weniger schmerzten, als die Gleich-

gültigkeit, womit man meine Nachfragen nach meinem herzigen Engelliesechen aufnahm. Nannte ich diesen Namen, so lautete es: „So heißen viele, und wer weiß, was das für ein Balg gewesen ist;“ und fragte ich nach Albisreuth, so hieß es: „Das ist weit, und was geht Dich Albisreuth an?“ Den alten Zacharias sah ich nicht mehr, und bald sagte man in der Gegend, er sey gestorben; von Engelliesechen hörte und sah man nichts mehr bis zur heutigen Stunde, und die Köhler, denen ich die Historie erzählte, meinten, alles sey nur ein Teufelsspuk gewesen, dem entronnen zu seyn ich von großem Glück sagen könnte. Nachher wendete sich mein Schicksal auf eine überraschende Weise, ein Gönner entriß mich meiner niedern Sphäre; die Mutter starb, und dann der Vater, nachdem er sein ganzes Anwesen vergeudet hatte. Ich habe nie wieder meine Heimath gesehen, aber noch bis zur heutigen Stunde lächelt mir Engelliesechens Bild wie eine Zauberblume von jenen unfreundlichen Höhen, und ich glaube, daß es der wonnevollste Augenblick meines Lebens seyn würde, in dem ich das holde Mädchen, geschmückt mit allen Reizen der Jungfräulichkeit, wieder sähe; denn — mag es noch so sonderbar scheinen — Engelliesechen ist meine erste und einzige Liebe gewesen, und noch hänge ich treu und fest an ihr, wie an den seligen Erinnerungen der Kindheit und des aufknospenden Lebens.“

Kaum hatte Guido dieses Fragment aus seiner Lebensgeschichte geendigt, als Wilpert, an den vorzugsweise die Erzählung gerichtet war, gerührt aufsprang, bewegt in die erglänzenden Augen seines Freundes schaute, und mit derbem Händeschütteln, dicht vor ihn hintretend, ausrief: „Ei, Lieber, nie sah ich Sie in solch gemüthlicher und dabei begeisterter Stimmung! wie lebendig alle jene Bilder in Ihrem Kopfe sich erhalten haben! wie so treu und fromm Sie dieselben in schmucklosen Worten wieder

zu geben verstehen! tausend Dank für die Güte, womit Sie, ein zweiter Moses, labende Quellen aus den Felsen zauberten: „süße Thränen aus den Augen eines Buchhändlers!" Wilpert hatte hier ausnahmsweise den Menschen reden lassen; der Verleger trat jedoch augenblicklich wieder in seine Rechte. Er setzte hinzu: „Wie niedlich wird dieser Stoff sich in einer Novelle von Ihrer kunstfertigen Hand ausnehmen, geschmückt mit den Arabesken Ihrer schöpferischen Einbildungskraft! wahrlich, Ihr Taschenbuch muß die Krone aller Taschenbücher werden, und ich stehe dafür, daß Herr Engel mit einer vorzüglichen Zeichnung den Werth dieses reizenden Bruchstücks aus Ihren Memoiren erhöhen wird. Nicht wahr, Herr Engel?"

Die Freunde wendeten sich gegen den Maler, von dem aber nichts zu hören und zu sehen war. Nicht beachtet in den letzten Minuten, hatte er sich plötzlich entfernt, und als die Besuchenden hingehen wollten, um nach ihm zu sehen, erschien Amalie mit etwas bestürztem Wesen, und berichtete, eine plötzliche Uebelkeit habe den jungen Mann angewandelt, und er lasse die Herren freundlich ersuchen, ihm ein andermal die Ehre ihrer Gegenwart zu schenken. Bedauernd und theilnehmend schieden Wilpert und Guido, mit dem Wunsche, die Unpäßlichkeit möchte ein bloßer Uebergang seyn, und dem Versprechen, morgen wieder anzufragen.

Am andern Morgen war Guido schon ausgegangen, als Wilpert ein Billet von dem Maler erhielt, worin ihm der Künstler meldete, daß unvorhergesehene Umstände und Verhältnisse es ihm unmöglich machten, den Wünschen des Verlegers zu entsprechen; ja, daß er sich plötzlich entschlossen habe, eine Reise anzutreten, um seine erschütterte Gesundheit, deren Wanken ihm erst gestern auf's Neue recht fühlbar geworden, wo möglich wieder zu befestigen. — Dieser Brief, der augenscheinlich mehr von einem üblen Willen als von der Nothwendigkeit dik-

tirt worden, kränkte und verdroß den Buchhändler, der dem Maler entgegen gekommen war, wie noch nie einem Künstler. Entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen, zog er sich an, und eilte nach dem Hause des Malers. Es war noch ziemlich früh am Tage; die Vorhänge an den Fenstern der Hausfrau waren noch zugezogen; eine Dienstmagd verkehrte unter der Thüre mit einer Gärtnerin; Amalie war nicht um die Wege, — folglich gelangte Wilpert ohne allen Aufenthalt in's Haus, die Treppe hinan, an die Thüre des Künstlers, klopfte, und als kein: „Herein“ erfolgte, öffnete er die Thüre. Da stand er in dem wohlbekannten Zimmer von gestern, und rieb sich die Augen, denn der Zimmerherr war nirgends zu sehen, und vor dem Spiegel, halb vor Schreck an das Fenstergesimse hingesunken, stand ein Mädchen, in dem reizendsten und einfachsten Anzuge von der Welt, welches die Hände gefaltet, einen höchst verlegenen Knix machte, und statt mündlicher Begrüßung in großer Seelenangst die Worte stammelte: „Ach mein Gott! so hab' ich den unseligen Riegel zu schließen vergessen!“

Wilperts Verlegenheit glich völlig der des Mädchens, und er besaß nicht die schönen Locken des letztern, um sein Gesicht wenigstens zum Theil zu verhüllen. Zugleich aber drängte es ihn, über die neue Erscheinung in's Klare zu kommen, und er sprach mit einem halb muthwilligen Lächeln: „Verzeihen Sie; ich wußte nicht, daß in Herrn Engel's Wohnung eine schöne Hausfrau waltet.“

Das Mädchen verbarg das Gesicht vollends hinter dem Schnupftuch. Wilpert, dem der Auftritt immer sonderbarer vorkam, spähte mit seinem Falkenauge im Gemache umher, ohne den Maler zu gewahren, und sagte dann: „Oder wäre vielleicht Herr Engel Ihr Bruder oder Cousin, meine schöne Unbekannte? Das schöne blonde Haar, das Sie schmückt, läßt auf einen Verwandtschaftsgrad schließen.“

Das Mädchen antwortete immer nicht, sondern zog sich vielmehr immer furchtsamer in die Ecke des Zimmers zurück. Obschon Wilpert verzweifelte, eine Erwiederung von ihr zu erhalten, folgte er ihr doch Schritt für Schritt, und wagte noch einmal die Frage, ob denn Herr Engel, ihr Gatte, Bruder, Vetter oder Freund ausgegangen sey? ob er schon seine Reise angetreten? wie es komme, daß er, Wilpert, gestern nichts von der Nähe eines so holden Wesens geahnet habe? und mittlerweile trat Malchen, im Morgenanzug, mit ungeheuren Papilloten geschmückt in das Zimmer, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, als sie, statt den geliebten Maler zu finden, in dessen Stube ein unbekanntes Mädchen im tête à tête mit dem fremden Buchhändler fand.

„Ei, welche saubere Geschichtchen!“ rief sie mit dem Ausdruck tiefster Kränkung und Eifersucht: „Ein Glück, daß ich den Kaffee noch nicht heraufbrachte, wie ich mir es vorgenommen; — das schöne Service läge zerschmettert am Boden, so alterirt mich dieser Anblick. Wie, Mademoiselle oder Jungfer, oder Madame, wer Sie seyn mögen, was thun S i e hier? auf welchen Wegen gehen Sie hier? auf recht schlechten ohne Zweifel, sonst würden Sie Ihr Lärvchen nicht so verhüllen, daß ein ehrlicher Mensch keinen Zug davon sieht! aber Geduld! wollen schon fertig werden mit Ihnen!“

Also sprechend ging sie raschen Schritts auf die räthselhafte Fremde los, um sie zu demaskiren. Diese floh mit einem Sprung in den Alkoven, die Vorhänge fest hinter sich zusammenziehend, und Wilpert hielt das zornige Malchen auf, ihm bedeutend, wie man gegen ein wehrloses Frauenzimmer glimpflich zu verfahren habe. „Sie haben recht,“ eiferte das aufgebrachte Mädchen, ohne sich aus Wilperts Armen theils losmachen zu können, theils zu wollen: „Sie sind ein Fremder; wir aber sind angesessene Leute, die keinen Skandal in ihrem Hause zu

dulden gemüßigt sind. Ich bin ein unbescholtenes Mädchen; was würde man von mir denken, wenn ich bei solchen Anlässen die Hände in den Schoos legte? aber Sie, mein Herr, was thun Sie hier? möchte ich ebenfalls fragen. Herr Engel hatte noch ausdrücklich mir auf die Seele gebunden, keinen von den beiden Fremden zu ihm herauf zu lassen. Wie sind Sie heraufgekommen? wie in's Haus? die Nemesis hat Sie heraufgeführt. Das stille Wasser soll' entlarvt werden. Wie er heucheln konnte, der gute Herr Engel! wie er gestern hinunter kam, blaß zum Erschrecken und ich so viel Mitleid hatte mit dem armen Schelm! und der Schelm war ein rechter Schelm, und hat sich eine Freundin in das Haus praktizirt, und ich sollte noch die Wächterin seiner Schäferstunde abgeben! ich bin ein rechtschaffenes Mädchen, das in der Regel von Schäferstunden und andern Aventuren nichts versteht, aber ich bin froh, daß 'er kleine blonde Heuchler mit seiner blonden Dulzinea entlarvt ist. Lassen Sie mich los, mein Herr, daß ich beide in ihrem Versteck aufstöbere. Er thut wohl daran, daß er sich vor mir verbirgt. Er weiß recht gut, wie ich gegen ihn gesinnt war, wie ich ihn auf den Händen trug, wie ich meine Mutter um die Sahne betrog, seinen Kaffee damit zu würzen, wie ich ihrem Malaga zusprach, um ihm dann und wann ein kleines Vergnügen zu machen. Ach, ich hätte noch weit mehr für den Undankbaren gethan."

Bei diesen Worten öffnete sich der Vorhang des Alkoven, und der Maler trat, obwohl in etwas unordentlichem Anzuge, ein paar Schritte hervor. „Aber werthgeschätztes Malchen" — stammelte er mit gefalteten Händen. — Sein Anblick entflammte von Neuem die Wuth der Vestalin des Hauses. Den Arm dräuend erhoben, als schwänge sie damit die fürchterliche Geißel, oder den hochgeschwungenen Besen, rief sie: „Aha! Da ist ja die rechte und gerechte Hauptperson. Jetzt soll

der Tanz los gehen. Wo ist die Mamsell? der kühne Ritter glaubt vielleicht die Festung zu vertheidigen, worinnen seine Preziosa wohnt? weit gefehlt. Mir soll sie nicht entgehen."

Den Maler mit einem unsanften Ellenbogenstoß auf die Seite stoßend, stürzte die niedliche Furie nach dem Alkoven, und Wilpert trat einen Schritt näher zum Maler hin, um ihm seine Hülfe anzubieten. Der Jüngling riß jedoch aus, und wollte aus dem Zimmer fliehen, als gerade die Thüre aufging, Guido hereintrat, und die Macht der Situation des Augenblicks den Maler an die Brust des Dichters warf.

„Was ist's? was soll das heißen?" fragte Guido betroffen, da er Herrn Engel in seinen Armen hielt, den Freund in heftiger Bewegung herum rennen, und Malchen, ein Bild des Zorns und des Entsetzens zugleich, mit einem weißen Frauenzimmerkleide in der Hand aus dem Alkoven schreiten sah.

Die tollste Geschichte von der Welt!" antwortete ihm Wilpert lachend.

„Sehen Sie die Teufelei, meine Herren!" schrie Malchen mit blauen Lippen dazwischen: „Der Satan ist mit im Bunde, hat die Mamsell durch die Luft davon geführt, und nur ihr Fähnchen zurückgelassen!"

Und Guido fühlte mit Erstaunen, daß der Jüngling in seinen Armen zitterte wie das Espenlaub, und sein verwunderter Blick gleitete an dessen blonden Locken hernieder, um ihm in das davon verhüllte Auge zu sehen, und verirrte sich in die offen stehenden Schnüre des polnischen Rockes, und traf auf Formen, wie sie keinem Manne eigen sind. Zu gleicher Zeit lispelte das räthselhafte Wesen an seiner Brust: „Ach, retten Sie mich doch vor dem bösen Mädchen, das nichts hören und nichts begreifen will! ich bin ja Ihr Engelliesschen, und bitte gewiß nicht vergebens!"

Guido erstarrte bei dieser Rede schier zu Eis, und faßte erbebend die zitternden Hände des wie Purpur glühenden Mädchens. Die Lippen Beider sprachen keine Sylbe, aber Guido's Auge redete weit mehr, als Malchen, die fort und fort erbittert schrie, und Wilpert, der fort und fort alle Kraft des Mundes und der Hände aufwenden mußte, um die zürnende festzuhalten. — Die Scene sollte sich aber noch mehr verwirren, denn mit raschen Schritten ging's die Treppe und den Gang herauf, und hinter Guido erschien ein junger Mann in Reisekleidern, daher fahrend wie ein Blitz in seinem Gefolge Malchens Mama, und die mit Felleisen und Hutschachtel bepackte Magd.

Des Fremden geräuschvolles Auftreten, so wie auch das Geschrei der Hausfrau: „Malchen, Malchen! Sieh Dich doch um, unser lieber Herr Hagenbach ist wieder da!" machten eine sehr bedeutende Sensation. Malchen theilte alsobald die Freude der Mutter, und ließ ab von ihrer Beute, um mit in den allgemeinen Ruf „Herr Hagenbach!" einzustimmen, wie auch die Magd aus vollem Halse that. Während nun dort eine triviale Wiedersehensscene begann, und Wilpert die ganze Historie anglotzte, wie ein Mensch thun muß, der nichts von allem versteht, was um ihn her vorgeht, sah Guido, daß Engelliesschen heftig zusammenfuhr, und wendete sich etwas drohend gegen den fremden jungen Menschen, als ob er in ihm einen neuen Feind seiner geliebten Jugendfreundin zu bekämpfen hätte. Wie groß war aber sein Erstaunen, als sich plötzlich Engelliesschen von seiner Hand los riß, auf den Monsieur Hagenbach zusprang, und ihm ditto um den Hals fiel, wie früher dem Dichter, aber nur noch heftiger, inniger und hingebender. — Die Wittwe und ihre Tochter sahen verblüfft dazu, Wilpert zog sein spöttisches Gesicht und Guido stotterte ein halb vernehmbares: „Engelliesschen, um Gotteswillen,

bist Du von Sinnen?" — Da waren aber keine Ohren, die da hörten, keine Lippen, die da antworteten, sondern, einzig und allein mit sich selbst beschäftigt, herzten sich die beiden Umarmten, und kos'ten, und schluchzten dazwischen, bis endlich Hagenbach, schneller gefaßt, den Kopf gegen die Frau des Hauses drehte, und mit lächelndem Munde, wiewohl mit thränenden Augen, rief: „Hab ich Ihnen nicht gesagt, daß dieser junge Freund mich mit offenen Armen in seiner Wohnung aufnehmen würde? Gott sey Dank, daß ich ihn wieder in meinen Armen halte! Du hast mir viel Kummer gemacht, Du böses —"

Hier sah sich Hagenbach, dem ein bedenkliches Wort entschlüpfen wollte, plötzlich im Kreise um, und flüsterte, mit der Geberde um Entfernung der unberufenen Zeugen bittend, der Hausfrau ein Paar Worte in's Ohr, die gewichtig seyn mußten, denn die alte Dame hätte beinahe ein Kreuz vor Verwunderung geschlagen. Mit Heftigkeit ergriff sie Malchens Hand, riß die Widerstrebende mit sich fort, jagte die neugierige Magd hinaus und verschwand mit ihren Begleiterinnen.

Wilpert und Guido standen noch in dem Zimmer; noch immer verbarg Engelliesschen ihr Gesicht an Hagenbachs Brust, und dieser Letztere fragte in einer etwas herrischen Haltung, ob den beiden Herren noch etwas zu Diensten stehe. — Wilpert wollte sich alsobald auf eine etwas alberne Weise empfehlen, aber des Herzens tiefere Gewalt hielt den Dichter zurück. Er sprang muthig über die Schranke der Convenienz hinweg, indem er, ohne viel von Hagenbach Notiz zu nehmen, auf das Mädchen zuging, ihre Hand ergriff, und bekümmert sagte: „Wie, theures Engelliesschen, ich soll Dich kaum wieder gefunden haben, du schönes Traumbild, dem ich so lange nachgestrebt, — und Dich wieder aufgeben, ohne Hoffnung, Dich je wieder zu sehen? mit dem Stachel in der Brust Dich fliehen, wissend, daß

Du einem Andern angehörst, als dem, der Dich verehrte mit unsäglicher Liebe, und Dein Andenken stets mit den duftigsten Rosen der Erinnerung bekränzte?"

Engelliesschens Hand drückte leicht die seine, und das Mädchen sagte unter Thränen, ohne das Antlitz zu erheben: „Dieser ist mein Bruder, dem ich viel Herzeleid gemacht habe, was ich nie genug bereuen kann!"

Hagenbach maß erstaunt den Dichter mit den Blicken, und versetzte: „Ich sehe hier ein Geheimniß enthüllt, welches ich nicht gerne fremden Zungen preis geben möchte. Ich muß um Erklärung bitten, denn der Ruf meiner Schwester ist mir heilig, wenn sie ihn gleich durch eine abentheuerliche Laune gefährdet hat."

Engelliesschen floh, da es zu Erläuterungen kommen sollte, schnell aus dem Zimmer. Guido und Wilpert erzählten so einfach wie möglich die Begebenheiten in diesem Hause, und der Schimmer der rechtschaffenen Wahrheit, die aus Guido's Reden strahlte, als er von seinem jugendlichen Verhältniß zu Engelliesschen Rechenschaft gab, überzeugte und entwaffnete den Bruder, der nicht übel Lust gehabt zu haben schien, den Wilden zu spielen. Er wußte aus lang vergangener Zeit, daß seine Schwester das Andenken an jene Scene im Poppelsdorfergrund stets mit Liebe in sich getragen; er erzählte nun auch mit zunehmender Traulichkeit, wie seine Mutter, die Wittwe des Pfarrers zu Albisreuth, viel Mühe und Noth mit dem romantischen Treiben der kleinen Angelika gehabt; wie dieser Hang zum Abenteuerlichen genährt worden sey durch die phantastischen Bilder, die der Pfarrer, welcher mit seinem nicht geringen Malertalent die Stunden der Langeweile in jenen rauhen Gegenden und zugleich sein einsames Haus geschmückt, seiner Familie zurückgelassen hatte.

„Wir hatten beide," fuhr der Erzähler fort, „ein Stückchen Talent von dem Vater geerbt. Er hatte mir

das Zeichnen beigebracht; ich war der Lehrer der Schwester, bis ich selbst ein Schüler der Akademie wurde, und fern von dem Wittwenhäuschen meiner Mutter lebte. In der Zeit der Ferien sah ich nur die Meinigen wieder, und wunderte mich öfters über die Fortschritte, die Angelika in der Malerei gemacht hatte, fast ohne irgend eine Anleitung, nur vom eigenen Geschmack geleitet. Damals beneidete das lebhafte Mädchen oft uns Künstler, und wünschte sich, ein Mann zu seyn, um das fröhliche Anschauungsleben in der schönen Welt völlig zu genießen. — Endlich hatte ich Gönner gefunden, und Käufer zu meinen Bildern, und ein Sümmchen Geldes, das mehr als hinreichend war, den klassischen Boden der Kunst zu besuchen. Einem Freunde, der nach dem Rhöngebirge zog, vertraute ich das Schreiben an meine Mutter, worinnen ich meinen Entschluß und den Antritt meiner Reise meldete. Dieser Brief ist leider nie übergeben worden. Ich durchstreifte indessen wohlgemuth Italien, stieg in Neapel zu Schiff, besuchte Sizilien, zog von da auf die wilden Inseln Corsika und Sardinien, wo die wenig bekannten Naturschönheiten wie die Eigenthümlichkeiten des Volkes mich lange, ach, nur zu lange fesselten. Ich war ohne alle Nachrichten von der Heimath. Die Frau von diesem Hause, der ich zuweilen schrieb, schickte mir alle einlaufenden Briefe unter der Adresse eines Freundes nach Rom, wo ich dieselben erst vor wenigen Wochen, von meiner Meerfahrt zurückkehrend, vorfand. Zwei davon waren von der Hand meiner Schwester, mit längst verflossenem Datum. In dem einen meldete sie mir den schnellen Tod der geliebtesten Mutter; in dem andern berichtete sie mir, daß sie, ihrem Hang zum Wunderlichen nachgebend und es nicht länger aushaltend in dem öden Hause, wo nur ihr Schmerz stets lebendig war, die Flucht daraus ergriffen, und sich in Kleidern, die sich noch aus meiner frühern Adolescenzperiode

herschrieben, auf den Weg gemacht, um mich hier aufzusuchen. Von Gelde fast entblößt, hatte sie mit Schrecken vernommen, wie mich eine Reise ohne bestimmtes Ziel und Ende von dannen geführt, und kein anderes Mittel im Augenblicke gewußt, als zu ihrem Talente Zuflucht zu nehmen, und die einmal angenommene männliche Maske zur Ausbildung in der Kunst zu benützen. Die arme Unbesonnene hatte nicht einmal den Frauenzimmern hier im Hause ihr Vertrauen zu schenken gewagt, obschon sie von denselben als Freund Hagenbachs zuvorkommend aufgenommen worden war. Sie hatte lieber das gefährliche Spiel mit dem Zufall begonnen, und vorgezogen, mich in ihrem Incognito zu erwarten. Sie werden leicht denken, welch ein Schrecken mich überfiel, da ich diese schon ganz veralteten Briefe las. Wie gerne wäre ich mit der Schnelligkeit des Adlers hieher gezogen. Aber meine Kasse erlaubte mir nur, wie eine Schnecke dem ersehnten Ziel entgegen zu schlendern. Endlich — endlich komme ich an, voll Besorgniß und voll Freude, und finde das Geheimniß, wie ich fürchtete, schon entdeckt.

„Für die Diskretion meines Freundes," rief Guido, „bürgt seine Rechtschaffenheit; für die meinige das heiligste Gefühl: das der Liebe und Verehrung."

Hagenbach reichte den Freunden beruhigt und zuversichtlich die Hand, und versetzte lächelnd: „Der Mann vertraut dem Manneswort so gern; aber ich besinne mich so eben, daß ich im Taumel des Wiedersehens an ein Weiberohr verrathen habe, was gelenke Weiberzungen nicht gerne verschweigen, und so wird vielleicht bis morgen schon meine arme Angelika das Mährchen der Stadt."

Da trat Angelika ein, in weiblichen Gewändern, prangend mit allen Reizen der Schaam, und geführt von der Wittwe, die in Thränen der Rührung zerfloß, und von Malchen, in deren Wimpern Zähren der Beschä-

mung und aufrichtigsten Reue hingen. „Vergib mir jetzt, vergib mir völlig, mein lieber Bruder!“ bat Angelika mit gefalteten Händen: „Ich habe nie aufgehört, der seligen Mutter und Deiner würdig zu seyn, und verschwöre es von ganzem Herzen, je wieder die Gewänder anzulegen, die mich in die größte Gefahr hätten bringen können, wenn nicht mein Glück, oder der Geist unserer geliebten Verklärten mich beschützt hätte.“

Wer konnte der Reizenden widerstehen? mit voller Liebe drückte Hagenbach sie an sein Herz, und mit leuchtender Stirne stand Guido, die liebliche Gestalt mit den Blicken verschlingend. Mit Hand und Mund gelobten sich alle Anwesenden das tiefste Schweigen in dieser Sache, und ein Strahl aus Angelika's Augen verhieß dem glücklichen Dichter mehr noch als ein dauerndes süßes Angedenken.

„Warum, mein seltsames Fräulein, haben Sie so schnöde unsere Wünsche von Ihrer Thüre abweisen wollen? warum es darauf angelegt, sich vor uns verläugnen zu lassen?“ fragte Wilpert mit gutmüthigem Vorwurf.

„Um keinen Preis,“ erwiederte Engelliesschen verschämt, „glaubte ich zum zweiten Male den Anblick des Mannes ertragen zu können, der gestern so unbefangen und doch so warm jene Scene aus meiner Jugend erzählt hat. Ich fürchtete, mich zu verrathen.“

„Darum hat das Fatum Sie heute ereilt, schöne Widerspenstige!“ fuhr Wilpert fort: „Die Katastrophe war brillant, und ich danke es meiner verlegerischen Zudringlichkeit, daß ich sie herbeiführen mußte. Mußte gerade Niemand um die Wege, der Riegel gerade fest verschlossen seyn, während Sie, einer neuen Cenerentola zu vergleichen, in stiller Einsamkeit sich zu putzen glaubten! Warum aber putzten Sie sich gerade heute mit den so lange abgelegten Gewändern? Sie erröthen aufs Neue? Sie stehen wie auf Nadeln? gewiß fürch-

ten Sie sich vor meiner Kenntniß des weiblichen Herzens. Meinen Freund hier wieder zu sehen; schien Ihrem Zartgefühl unmöglich; wie aber, wenn die kleine mädchenhafte Eitelkeit und eine tiefere Empfindung in ihrer Brust Sie veranlaßt hätten, vor dem Spiegel die Probe zu machen, ob, im Fall Freund Guido Sie doch noch einmal sähe, er Sie jetzt wieder so reizend fände, wie einst der Knabe Guido die kleine Angelika fand?"

Engelliesschen war im Innersten ihrer Seele getroffen. Wilpert hatte nicht übel gerathen, denn während das Mädchen in den Armen der Frauen seine Verlegenheit zu verbergen suchte, reichte es, wie unwillkührlich, dem begeisterten Dichter die Hand, welche derselbe mit Entzücken küßte. Wilpert stand aber bei der Gruppe wie ein lächelnder Brautführer, und Engelliesschens Bruder wie ein segnender Pontifex.

„O ihr Götter alle im Reiche der Himmel!" rief Guido außer sich vor Freuden; „entführt mir nicht noch einmal die freundliche Gestalt, die mein ganzes Leben verklärte! laßt sie die meine seyn! umgebt sie mit allen Zaubern der Kunst und allem Frieden der Häuslichkeit! Laßt ihr an meiner Seite das Leben erblühen, wie ihre Anmuth es verdient, und wenn dann und wann ihr reger Geist hinausstreben möchte aus den Fesseln des prosaischen Daseyns, — o so leiht mir euern goldnen Wagen, ihr Himmlischen, daß ich sie hinausführe auf den Schwingen der Phantasie in das herrliche Land der Dichtung, welches nie mit leiblichem Auge erschaut wird, bis die kleinen Genien, die, so Gott will, im Gefolge unseres Hymens entstehen, ihre Mutter mit Blumenketten herniederziehen zur Erde, und sie auf immer fesseln an die klare Flamme des patriarchalischen Herdes!"

TAYLOR INSTITUTION
LIBRARY

C. Spindler's Werke.

Classiker-Ausgabe.

XXIII.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1854.

Lenzblüthen.

Erzählungen und Novellen

von

C. Spindler.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1854

Druck der K. Hofbuchdruckerei zu Guttenberg.

Die Schlange in Reggio.

Die Schlange in Reggio.

Es war Jahrmarkt in der Hauptstadt der Calabria Oltra. Eine Menge von Fremden hatte sich auf diesem Punkt zusammengefunden, und durch ihre Anwesenheit die Müßiggänger unter den Eingebornen vermocht, das träumerische Nichtsthun in ihren Häusern zu verlassen, und trotz der brennenden Sonnenhitze unter dem luftigen Dache der Zelte vor den Kaffeehäusern der Stadt Platz zu nehmen. — Dazumal befand sich unter letzteren eine gar liebliche Schenke, viel anmuthiger, als ihr Aushängeschild errathen ließ; sie trug nämlich den Monte-Gibel auf der Stirne. Der Inhaber der Wirthschaft, ein lustiger Patron, der in früheren Zeiten viel Vermögen gehabt, und dasselbe verschlendert hatte, wußte gar wohl, was dazu gehört, leckermäulige Gäste zu unterhalten und zu befriedigen. Nirgends bekam man die Marinate so gut, als bei ihm; seine Maccaroni waren die vortrefflichsten, seine Weine die feurigsten, und sein Eis das kühlste; zu geschweigen noch des trefflichen Kaffee's der würzigen Vanille-Cioccolata, und der brennenden Augen der liebenswürdigsten Kellnerinnen, die, rüstigen Grazien gleich, die Herrin des Hauses umschwärmten: eine schöne Palermitanerin, welche ihr Vaterland verlassen hatte, um an der Seite eines leicht-

sinnigen Gatten von einer reichen Dame zur verschmitzten Kaffeewirthin herunter zu sinken.

Es läßt sich leicht denken, daß die angedeuteten Elemente in Bissi's Haus eine Unzahl von lockern Gästen versammelten. Die Elite der liebenswürdigen Taugenichtse von Reggio war Tag aus Tag ein dort zu finden, verschlemmte bedeutendes Geld, und machte bedeutende Schulden. Darum ist in der Folge auch diese anmuthige Wirthschaft, die manchen Fremden vergnügte, wieder eingegangen, während die Häuser noch bestehen, worinnen der geizige Procuratore sein kärgliches Eiswasser trinkt, und der Nobile einen ganzen Abend lang an einem Becher Limonade nippt.

In dem Monte-Gibel also war an jenem Jahrmarktstage alles gedrängt voll. Eine lebhafte Conversation spann sich in allen Ecken und Enden fort; die Spiele ruhten, und die Zungen allein waren lebendig. Man unterhielt sich von der Ankunft eines Menschen, der in Reggio eines großen Rufes genoß, wenn auch nicht des besten. — „Könnt ihr's glauben?“ schallte es von allen Seiten: „Moccolo ist wieder hier; der liederliche Moccolo, der vor sechs Jahren so gewaltig zechte, so unglücklich spielte, so viele Ehemänner betrog, und so manches Mädchen hinterging! Moccolo, der vor seinen Gläubigern bei Nacht und Nebel davon lief, und seither nichts von sich hören ließ.“

Donna Bissi näherte sich einem jungen Kaufmann, der gerade von dem besprochenen Manne ein Stückchen erzählte, und sagte zu ihm: „Ich erinnere mich gar wohl, daß Signor Moccolo oft in unser Haus kam, wo mein Mann dazumal Tafeln gab, die er sich nicht bezahlen ließ, wie er heut zu Tage wohl thun muß.“ Hier seufzte die schöne Frau ziemlich merkbar, und fuhr darauf fort: „Er war ein sonderbarer Mensch. Alle Frauen und Mädchen liefen ihm nach, und dennoch

suchte man vergebens in seinem Gesichte eine Spur von Schönheit. Seine Farbe war weichlich gelb, sein Auge klein, und verwirrt sein Haar; dazu kamen noch unzählige Blatternarben und ein falscher Blick, wie ich jemals einen sah. Doch wie gesagt, Alles war in ihn vernarrt, bis er plötzlich Reißaus nahm. Könnt Ihr mir nicht sagen, bester Herr, in welchem Aufzuge er heute zurückkam?"

„Glänzend, reich und begütert, schöne Wirthin, seine Schulden sind alle von Neapel aus bezahlt worden, seine Finger strahlen von Brillantringen, er führt eine ungeheure goldene Dose bei sich, mit Edelsteinen verziert, ob er gleich nicht schnupft; Gold klingt in allen seinen Taschen, und sein Gewerbe bringt ihm täglich reichen Gewinn."

„Sein Gewerbe?" — „Seht! sein Pulcinell bringt so eben Zettel in das Haus. Moccolo ist Besitzer einer großen Menagerie, die ihm viel Beifall von hohen Häuptern, und vom Volke Ruhm und Geld in Fülle erwarb."

„Eine Menagerie? Wilde Thiere hinter Gittern und Stäben, wie Bilder hinter Glas und Rahmen? Richtig; da steht ja mit großen Buchstaben: Giovanni Battista Moccolo, Eigenthümer der großen königlichen Menagerie beider Sicilien. Wie mag er zu diesen Thieren gekommen sein?" „Mag es gekommen sein, wie es da wolle," meinte ein anderer Bonvivant aus einem adeligen Hause, „so ist doch Moccolo hier an seinem rechten Platze. Ich traue ihm zu, daß er mit Bestien besser umzugehen versteht, als mit Menschen. Seine Brutalität war immer das Bemerkenswertheste an ihm. Er hatte nie eine Geliebte, die er nicht zehnfach mit dem Tode bedroht hätte; nie einen Freund, gegen den er nicht einmal wenigstens im Rausche oder aus Eifersucht das Messer gezückt; keinen Gläubiger, den er nicht im Jäh-

zorn mißhandelte. Stieß er nicht alle Leute vom Stande vor den Kopf? Mußte er nicht von Neapel ausreißen, weil er einem Fürsten eine Ohrfeige gegeben? Flüchtete er nicht von Messina, weil er einen Offizier beim Spiel erstochen? Schreibt man ihm nicht den Tod der schönen Blumenhändlerin von Sorrento zu, die an Vergiftung starb? Wenn auch sein Geld und seine Fürsprecher über alle diese Thaten einen Schleier zogen, so ist doch die geringste davon hinreichend, den Menschen als einen Auswürfling zu bezeichnen, zu dessen Rückkehr man seiner Vaterstadt unmöglich Glück wünschen mag."

„O ho! nicht so strenge, Herr Marchese!" fiel ihm ein junger Seemann in das Wort: „man lügt sehr viel auf Rechnung eines jähzornigen, eifersüchtigen Mannes. Wir lassen selten ein gutes Haar an demjenigen, den Frauenliebe vor Allen mit ihrer Huld beglückt. Wie sich indessen des liederlichen Moccolo Schicksal gestaltete, erfahren wir am besten aus seinem eigenen Munde. Ich sehe ihn eben in das Zimmer treten."

Aller Augen wendeten sich neugierig nach dem Eingange. Ein langer, magerer Mann trat in die Schenkhalle, gefolgt von einem Mohren und einer der rüstigen Männergestalten, die man so häufig auf Neapels Molo faullenzend im Schatten liegen, oder halbträumend in einer Barke schwimmen sieht. Der Herr dieser beiden Diener hatte ganz das verwegene und unschöne Gesicht, welches die Wirthin beschrieben. Doch war sein Teint um vieles bräuner geworden, und sowohl die Jahre, als die Strapazen langwieriger Reisen hatten tiefe Faltenzüge in Moccolo's Wangen gegraben, und dem ganzen Antlitz an Verwegenheit und drohendem Ausdruck zugelegt. Sein Anzug war äußerst fein und prachtvoll, er zeugte von Reichthum. — Es waren viele der ehemaligen Spieß- und Spielgesellen Moccolo's gegenwärtig; Leute, die zum Theil jetzt auf den Hefen wa-

ren, wie einst ihr Zechbruder, oder anderer Seits schon aus den Geleisen einer zügellosen Jugend in die Bahn eines ruhigen Geschäfts- und Hauslebens eingetreten. Gleicher Sturm der Freude brach in Allen los. Die Ruiuirten sahen in Moccolo einen neuen Hoffnungsstern aufgehen; die Soliden erinnerten sich fröhlich der herrlichen Schmausereien und Gelage, die sie an Moccolo's Seite mitgefeiert. Alle umgaben ihn mit gleicher Neugierde. Moccolo war ganz der Alte. Lebendig, heftig, leidenschaftlich sogar begrüßte und umarmte er die Freunde, betheuerte mit unzähligen Flüchen, daß die Heimath dennoch das reizendste Erdenwinkelchen sey, und pries alle Heilige des neapolitanischen Kalenders, die ihn wieder nach Reggio zurückgeführt. Hierauf nahm er aus den Händen des Mohren eine kostbare Büchse, worinnen sich die feinsten Cigarren befanden, hieß seine Diener, ihn in der Rebenlaube vor dem Hause zu erwarten, und gebot der Wirthin, ihm einen delikaten Sorbet zu bereiten. Signora Bissi gehorchte verschämt und erröthend, von Erinnerung eines angnehmen Verhältnisses mit Moccolo bedrängt, und dieser rauchend und schlürfend, holte von seinen Freunden Erkundigungen über die Stadt ein. Ein Modewüstling, schon aus sehr früher Zeit mit Moccolo vertraut, erwiederte ihm bald: „Was hätten wir Dir zu erzählen, bester Freund und Vetter? Von dem Paradiese in Neapel kommst Du her, und findest hier den alten Provinz-Schlendrjan, wie ehedem. Die langweilige Aussicht auf das Meer und den Leuchtthurm kann nur enthusiastischen Reisenden gefallen; der Handel geht ziemlich flau, unser Theater ist schlecht, wie immer, der schönen Weiber sind wenig im Aufblühen, und die englischen Uniformen, die herübergekommen sind, um uns vor den Franzosen zu schützen, wohl das Neueste, was hier anzutreffen. Du hingegen bist uns eine ächte Neuigkeit. Deine Menagerie, obgleich aus seltenen Thieren bestehend, reizt

weniger unsern Vorwitz, als Du selbst es thust. Deine Geschichte, eine Skizze von deinem Leben wollen wir wissen."

„So schwöre ich euch bei dem Blute des heiligen Januar zu, daß nichts Bedeutendes darin vorkömmt, mein Glück ausgenommen;" erwiederte Moccolo mit leichtfertigem Lachen. „Ihr wißt, wie ich davon lief, und vier zärtliche Herzen und viele Freunde trostlos zurückließ, meine Gläubiger ungerechnet. Ich half mir in einer Mönchkutte fort, und machte die ganze Küstenfahrt bis Livorno. Dort trat ich in die Dienste eines holländischen Kaufmanns, weil ich doch endlich dienen mußte, um nicht zu verhungern, und reiste mit meinem Prinzipal nach seiner nebeligen Heimath ab. In unserem Gefolge waren einige Löwen und Tieger, die mein Herr an sich gekauft hatte, um die Menagerie zu vervollständigen, welche er in Holland, Frankreich und Deutschland für Geld sehen ließ. Ich besaß Geschick und Muth, mit den Raubthieren mich zu vertragen, und fand in Kurzem in mir selbst das Geheimniß, dieselben zu zähmen. Ueber ein Jahr übte ich zur Zufriedenheit meines Meisters meine Geschicklichkeit, studirte die Lebensart und die Eigenthümlichkeit der Bestien, und brachte durch meine Künste die Anstalt in Flor. Mein Prinzipal hätte mich für sein Leben gerne beibehalten, aber plötzlich drängte mich die Lust, die Welt zu sehen. Ich besuchte als Schiffschreiber Ost- und Westindien auf Kauffahrern und auf Staatsschiffen. Es ist unnöthig, zu erzählen, wie ich auf Java in die Dienste eines eingebornen Fürsten trat, der mich mit Wohlthaten überhäufte, und mir über seine barbarischen Unterthanen eine Macht verlieh, die den Grund zu meinem jetzigen Wohlstand legte. Ich kam in Verbindung mit sogenannten Zauberern des Volks, und lernte von ihnen Schlangen bändigen und vergiftete Pfeile bereiten. Die Pfeile ließ ich in jenen Regionen zurück, aber eine Auswahl von den giftigsten Schlangen,

bemerkenswerth durch die Größe ihrer Gestalt und den Glanz ihrer Farben, nahm ich mit mir nach Europa. Ich bin der Erste, der so schöne lebendige Exemplare jener gefährlichen Thiergattungen in unserm Welttheil sehen läßt. Meine Spekulation und meine Mühe trugen reichliche Frucht. Nachdem ich meinen ersten Prinzipal zu Aachen in den traurigsten Umständen wieder gefunden, und dessen Sammlung an mich gekauft, besuchte ich den Norden von Europa, und habe mich nun wieder in dessen tiefen Süden begeben, um von sechs schweren Jahren in dem Schooße der Heimath auszuruhen. Unser König hat meine Menagerie an sich gekauft, und sie nach Palermo bestimmt, weil man nicht weiß, wie diesseits des Faro die Lage der Dinge sich gestalten werde. Ich bin beauftragt, meine wilden Pfleglinge selbst hinüber zu bringen, und habe Vergünstigung, auf meiner Reise noch die letzten Interessen meines schon mehr als fünffach vergoltenen Capitals durch Vorzeigung der Bestien zu ziehen."

Moccolo hatte seine Erzählung kaum geschlossen, als bereits ein Strom von Glückwünschen auf ihn herniederrieselte. Alle Anwesenden belobten sein Glück und seinen Verstand, und beeiferten sich um die Wette, ihm anzuliegen, seinen Wohnort wieder in Reggio aufzuschlagen.

Moccolo verzog das Gesicht in unangenehme Falten, und schüttelte sich, als wie im Fieber. Die Freunde stutzten und konnten sich nicht erklären, woher dieser Widerwille, da noch vor etlichen Minuten Moccolo die Rückkehr in die Heimath gepriesen. Dieser letztere aber sagte kurz und trocken: „Es möchte mich wohl freuen, die Geburtsstadt wieder zu sehen; doch — hier bleiben? Nimmermehr."

„Vortrefflicher Vorsatz, gesegnete Aussichten für unsere Stadt!" sprach der Marchese an einem Seitentische

vor sich hin; „ein Taugenichts weniger und ein Paar ehrliche Weiber mehr." — Bei diesen Worten erhob er sich, und ging an den Zahltisch, um seine Zeche zu berichtigen. Moccolo hatte indessen die Worte des fürwitzigen Moralisten vernommen, sprang auf, und rief mit wilder Stimme nach dem Marchese hin: „Wer spricht da, bei der heiligen Mutter Gottes: wer hat mich da geschimpft?" Der Marchese drehte sich mit einem verächtlichen Blicke nach Moccolo um, und erwiederte mit spöttischer Kälte: „Ich habe Euch beim Namen genannt, Signor, beleidigt Euch das, so fragt in der Stadt nach."

Moccolos Züge wurden immer gespannter; trotz dem Widerstande seiner Freunde trat er einige Schritte näher zu dem Adeligen hin, und brüllte: „Bettelprinz; Sohn eines Hundes; habe ich Dich im Spiele betrogen? habe ich Deine Tochter verführt, Dich zum Hahnrei gemacht, oder bei Deiner Metze geschlafen? Sohn einer Metze, antworte mir!"

Wer je einem lebendigen Zank unter Italienern zugesehen, mag sich die Fluth von Verwünschungen denken, die von den bleichen Lippen des Marchese herunter rollte, Moccolo's wilden Ausfall zu beantworten. Die Erziehung und Bildung des Mannes weicht in solchen Fällen der Leidenschaftlichkeit. Der Marchese würde sich noch tiefer zu seinem Gegner herabgelassen haben, wenn nicht die schöne Wirthin mit ihren Schmeichelworten einerseits, und einige Freunde des Edelmanns anderseits durch ernsthaftes Zureden ihn bewogen hätten, durch seine Entfernung den Zwist für dießmal zu enden. — Moccolo wollte seinen Gegner durchaus zurückhalten, und schon streckte er in blinder Wuth die linke Hand aus, ihn zu packen, und suchte mit der Rechten nach dem Stilet in seiner Tasche, als die Dazwischenkunft der Polizeiwache den Rückzug des Marchese erleichterte, und den Hader dämpfte.

Die Fürsprache von Moccolo's Freunden, wie auch eine zur rechten Zeit gespendete Gabe, sicherten Moccolo's Freiheit. Die Wache zog unthätig wieder ab, und bald verliefen sich auch die meisten Gäste, um einigen Franzosen nachzulaufen, die auf einer Rekognoszir-Barke von den Engländern gefangen worden waren. — Moccolo blieb mit dem ausgemergelten Wüstling zurück, der ihn früher angeredet hatte. Sie setzten sich vertraulich zu einer Flasche spanischen Weins, und Moccolo begann also: „Du siehst, lieber Niccolajo, wie mich die Bestien in meiner Vaterstadt aufnehmen; das Volk vergißt und verzeiht nie, daß ich einst lustiger und glücklicher war, als alle diese Leute. Was Wunder, daß es mir in diesen Mauern nicht mehr gefallen kann? Sie hassen meine Person, weil ich vor der ihrigen keinen Respekt habe; sie hassen meinen Reichthum, weil sie nichts haben als ihre verfaulten Pergamente, und kaum ein Bischen Büffelmist, um ihre Bettelsuppe dabei zu kochen. Ich tauge nicht in dieses Gewirr von kleinstädtischen Elendigkeiten. Neapel wäre mein Ort, aber die Nähe der französischen Heere behagt mir nicht. Darum will ich mich in Palermo niederlassen, wo ich mein Element finde: lebhafte, leidenschaftliche, tolle Leute, die sich von Prozessen mästen, und wo es auf einen Messerstich mehr oder weniger nicht ankommt. Doch hätte ich nicht übel Lust, von Reggio ein Kleinod mitzunehmen. Die Jahre kommen nach und nach, wo man sich nach einem Hauswesen sehnt. Ich möchte heirathen, und meine Landsmänninnen haben mir immer gar wohl gefallen. Ich trage dankbare Erinnerungen für sie in meinem Herzen. Was mir die Männer in Reggio verleideten, haben mir stets die Weiber mit doppeltem Wucher ersetzt. Weißt Du hier keine Frau für mich?"

Niccolajo sann einen Augenblick nach, schüttelte dann mit dem Kopf, und erwiederte lächelnd: „Wenn Du

Deine Ansprüche nicht zu hoch spanntest — aber ich wittere in Dir einen eifersüchtigen Türken."

„Du hast recht, meine Ansprüche sind nicht gering."

Der neapolitanische Knecht Moccolo's kam herein, bückte sich vor dem Herrn, und meldete: „So eben kommen Ihre Pferde herein, Signor. Der Gulistan ist übel zugerichtet. Der Hufschlag eines andern Pferdes auf der Heerstraße hat ihn am Bug beschädigt. Der Thierarzt glaubt, das Roß werde hinkend bleiben."

„Wie, mein arabischer Hengst krumm und lahm? Alle tausend Teufel sollen das Pferd, das meinen Gulistan verwundete, holen, und dessen Eigenthümer dazu, und obendrein den ungeschickten Quacksalber, der nicht zu helfen weiß! Aber ein krummes Thier will ich nicht im Stalle. Stich den Gulistan todt, Geronimo."

„Ei, Signor! ein Pferd, das so viel gekostet? Ein so großes Capital? Vielleicht könnt' ihm noch geholfen werden, oder man verkauft es um einen billigen Preis, so wäre doch der Schaden geringer."

„Schweige, Schuft. Was liegt mir an einer Handvoll Zechinen? Alles, was ich habe, muß ohne Mackel seyn; reine Weine, unbeschnittenes Gold und kerngesunde Pferde. Stich den Gulistan todt. Wirf dann das Roß in's Meer; was ich besaß, soll nach mir kein Anderer haben."

Moccolo's Worte trugen den Stempel der höchsten Autorität. Der Knecht erwiederte nicht eine Sylbe, und entfernte sich, den Auftrag des Herrn zu erfüllen. Moccolo wendete sich ganz kalt und ruhig zu Niccolajo, und bat ihn, fortzufahren. Dieser jedoch antwortete ernsthaft: „Ich kann Dir, nachdem ich just Deinen Charakter genauer ergründet habe, kein Mädchen von Reggio empfehlen. Du würdest ein gräßlicher Tyrann in Deinem Hause seyn, und ohne Zweifel den Mohren von Vendig spielen. Unsere Schönen bedürfen aber der Nachsicht. Was meines und Deines Gleichen übrig gelassen das erndten jetzt

die ketzerischen Rothröcke, die von der Königin zu unserm Schutze herbeigerufen worden sind."

„Pfui! ich hasse die Engländer, und liebe blos ihr Geld. Eine Braut aus den Armen eines Ketzers empfangen? mich überläuft es. Meine Frau muß eine Lilie von Unschuld seyn, und die strengste Hut müßte mir solche Blüthe erhalten. Wir wissen ja zu genau, Niccolajo, wie gebrechlich weibliche Tugend ist."

Niccolajo schnitt ein wahres Bocksgesicht. Die Freunde stießen die Gläser zusammen, und Moccolo fuhr in seiner Rede fort: „Zu unserer Zeit, Bruder, achteten wir auf dergleichen Dinge nicht. Wo sich das Glück darbot, eroberten wir es, und verließen es dann vielleicht eben so gleichgültig, als wir es hitzig gewonnen. Doch schmerzt's mich noch, wenn ich an die vier herrlichen Geschöpfe denke, von denen ich noch in der letzten Nacht vor meinem Scheiden mich mit Thränen losriß. Sage mir doch, was aus ihnen geworden. Da war für's Erste die höchst reizende Lauretta, die Nichte des Advokaten Bracci."

„Sie ist verheirathet. Ihr Mann ist Zollbeamter, häßlich, aber schlau wie der Teufel, und trotz seiner Schlauheit immer betrogen."

„Die Kleine ging also auf ihrer Bahn rüstig fort. Wie aber steht's mit der dunkelblauäugigen Nina, Nina Dorante?"

„Nina? Sie wohnt bei den Seligen. Sie reiste mit ihrer Mutter nach Neapel, fiel dort von Abenteuer zu Abenteuer, von Stufe zu Stufe, und starb eben nicht im Geruch der Heiligkeit."

„Nach dem alten Sprichworte: Neapel sehen, und dann sterben. Sie ruhe im Frieden, wo möglich. — Aber die charmante Galiza? das Mädchen war wie aus Aether gewoben."

„Wenn ich nicht irre, so hat sie in einem Nonnen-

Kloster zu Cosenza, oder in der Gegend das Gelübde abgelegt."

„Bravo! die Liebe vor Allem, und das Kloster zum Schluß. Wenn man auch nicht Alles mit Gott anfängt, so ist es doch gut, wenn man Alles mit ihm beschließt. Endlich noch die vierte, die unschuldigste Liebschaft, die ich je hatte. Erinnerst Du Dich noch der kleinen Catalina aus Bastnelli's Hause? Ein Kobold voll Muthwillen und Schalkhaftigkeit. Sie war dazumal nur ein Kind von zwölf Jahren, aber schon verriethen ihre Formen jungfräuliche Ausbildung, und ihr Kopf war ausgerüstet mit Ränken und Schwänken gleich dem einer verheiratheten Frau. Ich lernte sie im Gebirge kennen, wo sie lange Zeit bei einer Verwandtin wohnte und die ächte calabresische Heiterkeit und Schlauheit erlernte. Die Tarantella von ihr zu sehen, war, als ob man selbst von einer Tarantel gestochen wäre; wie sie das Tamburin handhabte! wie ihr lichtbraunes Gesicht sich so wunderschön röthete in der Bewegung des Tanzes! Ach, und ihr Plaudern! — Du siehst, daß ich noch verliebt bin, und bin doch nur zweimal zu ihr in's Fenster gestiegen, und habe nur einen einzigen Kuß von ihr erhalten, den des Scheidens. „Leb' wohl, Du nichtsnutziger, häßlicher und geliebter Mocolo!" so lauteten ihre letzten Worte. Jetzt hat sie wohl ihren Freund längst vergessen."

„Das mag seyn; aber zu haben wäre sie noch. Catalina genießt des vortrefflichsten Rufs. Der Marchese, den Du vorhin so schön anlaufen ließest, ist ihr Verwandter und Vormund, gäbe viel darum, wenn seine Mündel ihn heirathete. Es wäre nicht übel, wenn Du sie ihm wegfischtest."

„Beim Himmel! Ich will's versuchen. Ist sie noch schön, wie damals, und mir geneigt, so soll der Teufel sie eher haben als der Marchese. Geschwinde, Freund, führ' mich zu ihrem Hause, daß ich die Gelegenheit er-

spähe. Noch heute soll sie wissen, daß ich hier bin, und ahnen, was ich von ihr begehre."

Die Fremde verließen die Schenke, streiften durch die Stadt, schwammen dann in der Dämmerung auf einer Barke in die Fluth hinaus und kehrten spät zurück. Um Mitternacht erschallten unter Catalina's Fenstern Mandolinenklänge, und eine wohltönende Stimme verkündete der neugierig Lauschenden, daß ein Freund wieder gekommen von weiter Fahrt, und sich nach Herz und Hand eines geliebten Wesens sehne. Unter freundlichen Träumen entschlummerte die kokette Schöne, nachdem sie den Namen „Moccolo" gehört, und mit einem freundlichen „gute Nacht" beantwortet.

Ihre alte Duenna, aus der Frühmesse zurückkommend, sagte zu Catalina: „Weißt Du, mein Juwelchen, daß der liederliche Moccolo wieder angekommen ist?"

„Nicht ein Wort."

„Noch mehr; er ist reich geworden, entsetzlich reich. Mit seiner Frömmigkeit und seinem Lebenswandel steht es auch viel besser, wie vordem."

„Wie so?"

„Er stand neben mir in der Kirche. Er sprach viel vom Heirathen, und gab mir dieß Briefchen für Dich."

Was soll ich mit dem Briefchen?"

„Er will Dich sprechen, mein Püppchen. Du antwortest leicht. Sieh' diese Granatblüthe. Wirf sie zum Fenster hinab, so kömmt er herauf, der unten wartet. Willst Du ihn nicht sprechen, so wirf das Briefchen zurück. Die Sache ist einfach."

Das Briefchen sank in Catalina's Busen, und die Granatblüthe fiel auf die Straße.

In wenig Augenblicken stand Moccolo vor der schönen Jungfrau, und verschlang ihre Reize mit seinen Augen, und stammelte in einem Athemzuge das Geständniß seiner Liebe und sein Heirathsgesuch. — Catalina war

bei seinem Eintritt in heftige Bewegung gerathen, die sich jedoch bald in kühle Ruhe abklärte.

„Sie sind recht alt geworden, Signor Moccolo;" erwiederte sie endlich auf seine Bewerbung.

Moccolo stutzte, aber Catalina fuhr fort: „Ich begreife nicht, guter Signor, wie ich mir früher einbilden konnte, Ihnen gut zu seyn. Die heilige Jungfrau hat gnädig zugelassen, daß meine kindische Thorheit nicht von übeln Folgen war."

„Signora," . . . stammelte Moccolo, im höchsten Grade verlegen und gereizt.

„Indessen freut es mich, Sie wieder gesehen zu haben. Wie doch die Zeit des Menschen Züge und auch seine Ansichten zu ändern vermag! Wann werden Sie wieder abreisen?"

„Leider nicht so schnell, als Sie es wünschen, hartherzige Catalina;" versetzte Moccolo, und zwang sich mühsam zur Ruhe.

„Sie sind empfindlich? Sie haben Unrecht, meinetwegen bleiben Sie zu Reggio so lang Sie wollen, vielleicht haben Sie Gelegenheit . . . . ."

„Zeuge Ihrer Hochzeit mit dem Marchese zu seyn? Ich danke für die Ehre. Ich schmeichelte mir einen Augenblick lang mit der Hoffnung, Sie als mein schönstes Kleinod von hier wegzuführen. Ich sehe jedoch ein, daß man mich nur hier herauf gerufen, um meiner zu spotten. Ich dulde aber nicht lange Spott, und käme er aus dem schönsten Munde."

„Sie sind sehr stolz, bester Signor; entschuldigen Sie die Unbesonnenheit meines Charakters, und denken Sie an jene Zeit, wo fast jede meiner Liebkosungen Ihnen eine Beleidigung schien, welche aber dazumal stets ruhig von Ihnen hingenommen wurde."

„So ruhig, wie Sie damals meine Gegenwart ertrugen."

Die Duenna mischte sich in's Gespräch. Es that ihr um Moccolo leid, der durch ein Paar Ducati bereits in der Kirche ihre Theilnahme erregt hatte. Sie rief: „Behandle doch den Herrn nicht so grausam, schönste Catalina. Wer es so ehrlich und treu meint, mag auf freundlicheren Empfang rechnen. Sehen Sie, Herr Moccolo, Catalina mußte sich ein solches Betragen angewöhnen, weil sie auf Tugend hält und auf guten Ruf, und dagegen die alten und jungen Herren in Reggio nicht viel taugen. Ich wette aber, daß ihr Herz eifriger für Sie spricht, als ihre Lippen zu thun schienen. Ich weiß zwar nicht, ob der Herr Marchese schon ihr Wort hat; aber selbst in diesem Falle, dächte ich, müßte man einen Jugendfreund mit gebührender Artigkeit empfangen und behandeln."

„Du bist sehr abgeschmackt, meine liebe Alte," versetzte Catalina schnippisch, und Moccolo, der sich kaum mehr halten konnte, entfernte sich mit den Worten: „Ich wäre untröstlich, mit dem Marchese ein Gut theilen zu müssen. Auf Wiedersehen indessen, holde Catalina."

Die Duenna sah ihm durch das Fenster nach, und schalt gegen Catalina: „Er läuft wie toll davon. Sage doch, Mädchen, wo Du Deinen Kopf hattest, so unleidlich gegen einen Menschen zu seyn, den Du früher so gerne gesehen?"

„Ei, was kann ich dafür, daß er mir nicht mehr gefällt? Er sieht aus wie eine Mumie; in seinen Augen leuchtet es, wie der leibhaftige Belzebub. Nein, niemals mehr ein Wort mit ihm."

„Du wirst es bereuen, Kind. Diamanten an allen seinen Fingern, goldene Ketten, feine Wäsche, — Herr Moccolo ist reich, und der Marchese ist arm. Herr Moccolo würde Dich wie eine Königin halten, und der Marchese wird noch zuletzt dasjenige durchbringen, was die Mutter Dir hinterlassen."

„Ei, ich liebe auch den Marchese nicht. Er hat aber doch wenigstens einen schönen adeligen Titel. Was stellt Herr Moccolo vor?"

Die Duenna sagte mit wichtiger Miene: „Er ist Eigenthümer einer königlichen Menagerie, worinnen man Löwen, Drachen, Basilisken und gehörnte Schlangen sehen kann; Alles um einen billigen Preis von wenigen Bajocchi."

„Pfui, wilde, stinkende Thiere? Beim heiligen Leib der Diana! Ich kann ihn gar nicht mehr ausstehen. Es würde mir fein lassen, wenn ich an der Bude, neben dem Pulcinell säße, und des Pöbels schmutziges Geld für meinen Herrn Gemahl einnehmen müßte. Nein, lieber zehnmal den Marchese, als diesen Abenteurer. Kein Wort mehr, gutes Mütterchen. Unterstehe Dich nicht, dem Marchese ein Wort von dem Besuche zu verrathen."

Der Vormund kam zu Tische, just wie Kastanien und Trauben auf die Tafel gesetzt wurden. Er war sehr lustig, schäkerte mit seiner Mündel und mit der Alten, und sagte endlich: „Ich bin vergnügt, holde Kleine. Ich habe heute einem Burschen, der sich frech gegen mich benahm, ein hübsches Falleisen aufgestellt. Die Mine wird in ein paar Tagen losbrechen. Doch wünschte ich den Triumph noch heute zu haben, dem besagten Menschen zu zeigen, daß ich das schönste Mädchen Calabriens meine Braut nennen darf. Wie ich von Freunden höre, hat der tolldreiste Bube sich erkühnt, dieser Braut eine Serenade zu bringen. Es soll ihm die Lust dazu fortan vergehen."

„Sie meinen den Signor Moccolo?" versetzte Catalina mit schlauem Augenzwinkern. „Der Zudringliche hat mir in der That den Hof gemacht. Ob ich gleich keineswegs mich als Ihre Braut bekenne, so ist mir's recht, wenn Moccolo mich einen Augenblick dafür hält. Ich folge Ihnen also. Lassen Sie uns die Menagerie des verehrten Herrn besehen."

Sie schmückte sich einfach, aber reizend, hing sich in den Arm des Marchese, und wandelte durch die Stadt, dorthin, wo die Thierbude stand, umweht von Fahnen und Panieren, auf welchen die abenteuerlichsten Ungethüme in den lebhaftesten Farben zu schauen waren. Der Zufluß der Neugierigen war außerordentlich, denn die Anschlagzettel verkündigten eine vollständige Fütterung der Thiere, und der Schlangen insbesondere, die man noch nie in Reggio gesehen hatte. Silberstücke in Menge strömten in die geöffnete Casse des Eigenthümers, welche sein Mohr verwaltete. Die Zuschauer hatten nicht Ursache, ihre Freigebigkeit zu bereuen. Der vierfüßigen Thiere und der seltenen Vögel war eine große Zahl vorhanden, und das Riesengewürm der Schlangen übertraf jede Erwartung. Knechte eilten umher, die Raubthiere in ihren Käfigen aufzustacheln, daß sie sich erhoben, daß sie brüllten, daß sie der Neugier ein schwaches Bild ihrer wilden Kraftäußerung gaben. Endlich wurde das Futter vertheilt. Der Löwe zerriß sein Fleisch, die Hyäne schlürfte begierig die ekelhaften Abfälle thierischer Eingeweide, die man ihr vorwarf; der Tiger fraß mit der Begierde und der Reinlichkeit des Katzengeschlechtes; der Eisbär, der unter diesem heißen Himmelsstriche ein elendes dahinschmachtendes Leben führte, schnaubte und ächzte in dem Bade von Eiswasser, womit man ihn zu erkräftigen suchte; der Affen pöbelhaftes Volk riß sich mit abscheulichen Grimassen um die Früchte und das Brod, was man ihnen zuwarf. Während dieser Zeit war der Mohr halb nackt, bloß mit weiten Schifferhosen bekleidet, auf eine Estrade gestiegen, und holte aus ihren Kasten zwei Exemplare der Boa Constrictor hervor, und schlang sich dieselben in zehnfachen Windungen um den Hals, um die Arme und den Leib. Ein wunderliebliches Mädchen, das Signor Moccolo aus Java mitgebracht, zeigte sich dem Mohren ge-

„Ei, ich liebe auch den Marchese nicht. Er hat aber doch wenigstens einen schönen adeligen Titel. Was stellt Herr Moccolo vor?“

Die Duenna sagte mit wichtiger Miene: „Er ist Eigenthümer einer königlichen Menagerie, worinnen man Löwen, Drachen, Basilisken und gehörnte Schlangen sehen kann; Alles um einen billigen Preis von wenigen Bajocchi.“

„Pfui, wilde, stinkende Thiere? Beim heiligen Leib der Diana! Ich kann ihn gar nicht mehr ausstehen. Es würde mir fein lassen, wenn ich an der Bude, neben dem Pulcinell säße, und des Pöbels schmutziges Geld für meinen Herrn Gemahl einnehmen müßte. Nein, lieber zehnmal den Marchese, als diesen Abenteurer. Kein Wort mehr, gutes Mütterchen. Unterstehe Dich nicht, dem Marchese ein Wort von dem Besuche zu verrathen.“

Der Vormund kam zu Tische, just wie Kastanien und Trauben auf die Tafel gesetzt wurden. Er war sehr lustig, schäkerte mit seiner Mündel und mit der Alten, und sagte endlich: „Ich bin vergnügt, holde Kleine. Ich habe heute einem Burschen, der sich frech gegen mich benahm, ein hübsches Falleisen aufgestellt. Die Mine wird in ein paar Tagen losbrechen. Doch wünschte ich den Triumph noch heute zu haben, dem besagten Menschen zu zeigen, daß ich das schönste Mädchen Calabriens meine Braut nennen darf. Wie ich von Freunden höre, hat der tolldreiste Bube sich erkühnt, dieser Braut eine Serenade zu bringen. Es soll ihm die Lust dazu fortan vergehen.“

„Sie meinen den Signor Moccolo?“ versetzte Catalina mit schlauem Augenzwinkern. „Der Zudringliche hat mir in der That den Hof gemacht. Ob ich gleich keineswegs mich als Ihre Braut bekenne, so ist mir's recht, wenn Moccolo mich einen Augenblick dafür hält. Ich folge Ihnen also. Lassen Sie uns die Menagerie des verehrten Herrn besehen.“

Sie schmückte sich einfach, aber reizend, hing sich in den Arm des Marchese, und wandelte durch die Stadt, dorthin, wo die Thierbude stand, umweht von Fahnen und Panieren, auf welchen die abenteuerlichsten Ungethüme in den lebhaftesten Farben zu schauen waren. Der Zufluß der Neugierigen war außerordentlich, denn die Anschlagzettel verkündigten eine vollständige Fütterung der Thiere, und der Schlangen insbesondere, die man noch nie in Reggio gesehen hatte. Silberstücke in Menge strömten in die geöffnete Casse des Eigenthümers, welche sein Mohr verwaltete. Die Zuschauer hatten nicht Ursache, ihre Freigebigkeit zu bereuen. Der vierfüßigen Thiere und der seltenen Vögel war eine große Zahl vorhanden, und das Riesengewürm der Schlangen übertraf jede Erwartung. Knechte eilten umher, die Raubthiere in ihren Käfigen aufzustacheln, daß sie sich erhoben, daß sie brüllten, daß sie der Neugier ein schwaches Bild ihrer wilden Kraftäußerung gaben. Endlich wurde das Futter vertheilt. Der Löwe zerriß sein Fleisch, die Hyäne schlürfte begierig die ekelhaften Abfälle thierischer Eingeweide, die man ihr vorwarf; der Tiger fraß mit der Begierde und der Reinlichkeit des Katzengeschlechtes; der Eisbär, der unter diesem heißen Himmelsstriche ein elendes dahinschmachtendes Leben führte, schnaubte und ächzte in dem Bade von Eiswasser, womit man ihn zu erkräftigen suchte; der Affen pöbelhaftes Volk riß sich mit abscheulichen Grimassen um die Früchte und das Brod, was man ihnen zuwarf. Während dieser Zeit war der Mohr halb nackt, bloß mit weiten Schifferhosen bekleidet, auf eine Estrade gestiegen, und holte aus ihren Kasten zwei Exemplare der Boa Constrictor hervor, und schlang sich dieselben in zehnfachen Windungen um den Hals, um die Arme und den Leib. Ein wunderliebliches Mädchen, das Signor Moccolo aus Java mitgebracht, zeigte sich dem Mohren ge-

genüber. Am Oberleibe nackt wie Jener, hatte es sich mit mehreren Harlekinschlangen, gleichsam wie mit Arm- und Halsbändern verziert. Diese Gaukeleien dienten als Einleitung zu dem Auftritt des Eigenthümers, der selbst die Pflicht übernahm, die Fütterung der Schlangen zu besorgen.

Moccolo erschien in ausgesuchter Kleidung, ließ einen Tisch vor sich hinstellen, darauf die Schlangen legen, daß sie wie ein bunter Knäul durcheinander zuckten, warf dann den Rock ab, und streifte die feinen Hemdärmel etwas in die Höhe, während sein Blick halb verstohlen und halb dreist unter den Augenwimpern hervor über die versammelte Gesellschaft schweifte. Manches Auge senkte sich vor dem seinigen beschämt zu Boden; viele Frauen waren zugegen, die den berüchtigten Moccolo einst sehr genau gekannt, und nicht eine Jede mochte sich mit derselben stolzen Unbefangenheit jener Bekanntschaft erinnern, wie Catalina es wohl thun durfte. Und gerade diese suchte der schlaue und tückische Moccolo mit seinen Blicken, fixirte sie öfters, und nahm das zerstreute Wesen eines verschmähten Liebhabers an. Tief aber in der Seele regte sich der finstere Haß.

Junges und altes Geflügel, Kaninchen, junge Lämmchen wurden herbeigeschleppt, um den kriechenden Ungeheuern zur Nahrung zu dienen. Moccolo legte auf einen Gueridon, der ihm zur Seite stand, mit vieler Wichtigkeit und Zierlichkeit die Menge von Brillantringen, welche an seinen Fingern kokettirten, begann dann sein Geschäft, und reizte die Schlangen, die sich vor ihm bäumten, durch Vorhaltung der lebenden, zitternden Speise, bis der hungrige Riesenwurm endlich sein Opfer packte, sich an dasselbe ansaugte, und endlich von Augenblick zu Augenblick den kleinen Rachen immer größer und weiter aufriß, bis er zum Schlauch wurde, worein Moccolo mit einer Art von blutdürstiger Freude die zappelnden Thiere,

zum Verschlingen bestimmt, mit Haut, Haar und Federn stopfte, wie in einen Sack.

Das italienische Frauengeschlecht, vor allen das calabresische, kennt nicht die Ziererei nordischer Weiber. Daher hielten alle Frauen in Moccolo's Bude rüstig aus, bis die langwierige Schlangenfütterung vorüber, und die Zeit da war, die Kleinodien der ganzen Sammlung, zwei ziemlich ausgewachsene Klapperschlangen von der gefährlichsten Art, zu zeigen. Der Mohr und Geronimo hoben die vergitterten Kasten, worinnen die Unthiere schon ihre Klappern rührten, auf die Tafel, von welcher die abgefütterten giftlosen Schlangen abgeräumt wurden. Hinter doppelten Stäben bewegten sich die Scheusale träg und schlaff, aber so wie die eiserne Ruthe, welche Moccolo in der Hand hielt, zwischen den Stäben hindurch ihren Leib berührte, so verkehrte sich urplötzlich die Trägheit in Wuth, und die Augen der Bestien funkelten, ihre gespaltenen Zungen flogen hin und her im geöffneten Maule, und schauerlich und stärker von Minute zu Minute tönten die Rasseln an ihren Schweifen. Stummes Grauen bemächtigte sich aller Zuschauer. Zögernden Fußes gehorchten sie der Einladung Moccolo's, nahe an den Tisch heran zu treten; aber kaum hatten einige Muthige den Schritt gewagt, so drängte sich bald ein dichter Kreis so nah als möglich um die Behälter der gräßlichen Geschöpfe, von denen ein Blick hinreicht, ihr Opfer zu betäuben, ein Biß, es zu tödten. — Catalina mit ihrem Begleiter befand sich in der ersten Reihe. Ihr Auge hing bald an den Schlangen, bald an Moccolo, der wie ein Zauberer dieselben zu bändigen schien, mit unerschrockener Hand die Falle der Käfige öffnete, junge Häschen hineinschob, und dieselben sogar, wenn der grimmige Feind, im Kreise geringelt, es verschmähte, seine Beute zu haschen, mit kecker Faust auf die Schlange hinwarf, die alsdann nicht zauderte, ihr Opfer zu verletzen,

worauf es binnen einer Minute starb. Die eine der Schlangen machte sich bald gefräßig über ihre Speise her, und schluckte dieselbe langsam in sich ein. Die andere Klapperschlange, obschon bereits umringt von drei hingeschlachteten Thieren, berührte dieselben nicht, sondern starrte nur feurigen Blicks auf die Zuschauer, die ihr am nächsten standen: auf Catalina und den Marchese. — Die Erstere sagte mit geringschätzigem Ausdruck und halber Wendung zu Moccolo: „Könnt Ihr uns nicht sagen, guter Freund, warum diese Schlange ihren Blick nicht von mir verwendet?"

Moccolo bückte sich, gleichsam als ob er sein Schnupftuch aufhöbe, und flüsterte dem Mädchen zu: „Ich hätte Lust, um Eurer Unart willen, die Schlange auf Euch loszulassen."

Da eine Hölle aus den Augen Moccolo's blitzte, erschrak Catalina sehr und erblaßte. Sie ahnte die Möglichkeit einer solchen verruchten That, und ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe. Der Marchese jedoch nahm an ihrer Statt das Wort, und fuhr den Eigenthümer mit großer Unverschämtheit an: „Beliebt's Euch einmal, dieser Dame hier zu antworten?"

„Ich war im Begriff;" versetzte Moccolo mit kaltem Hohn in seinen Zügen: „erfahren Sie also, meine schöne Donna, daß der Anblick der glänzenden Busennadel, welche ihre Mantille zusammenhält, diese Schlange wild macht. Der blendende Schimmer von Edelsteinen ist ihren Augen unerträglich. Daher pflege ich auch, wenn ich in dieser gefährlichen Nachbarschaft handthieren soll, meine Ringe abzulegen, wie sie hier sehen." Er zeigte auf den Gueridon, worauf seine Juwelen lagen, und worauf der Marchese sich stützte. Zugleich fuhr er aber mit allen Zeichen des Erstaunens fort: „Ei! bei der heiligen Agatha! was ist denn das? Es fehlt ja mein schönster Ring unter diesen Kleinodien; ein

Diamant, den ich für zweitausend Zechinen nicht mehr erhalte!"

Die Aufmerksamkeit der Zuschauer verließ nun die Schlangen, und suchte am Boden Moccolo's Ring. Das Juwel war da nicht zu finden. Mehrere Zeugen bestätigten, daß sie einen durch große Pracht ausgezeichneten Ring an Moccolo's Finger gesehen, und daß er jetzt fehle. Moccolo, obgleich den Anstand nicht verläugnend, murmelte einige verdrießliche Worte zwischen den Zähnen, und ließ einen mißtrauischen Blick auf einen englischen Offizier fallen, der eine Spanne von dem Marchese entfernt stand. Dieser Blick traf auch richtig sein Ziel: das Ehrgefühl des Gentleman. Dieser radebrechte zwar die italienische Sprache abscheulich, aber die Begierde, sich von einem Verdacht zu reinigen, der ihm schwer auf das Herz fiel, machte ihn beredsam. Er rief: „Ich bin so gut ein Edelmann und ehrlicher Degen, wie irgend einer in der Gesellschaft; ein Diebstahl scheint mir eine Unmöglichkeit, aber da der bezeichnete Verlust von großem Werthe ist, so sind wir es diesem Manne schuldig, selbst den leisesten Argwohn zu entfernen, der auf uns lasten könnte. Darum bitte ich, die Thüren zu schließen, und die Taschen umzukehren, meine Herren."

Er ging mit dem Beispiele voran, und mehrere folgten ihm. Für den Stolz des Marchese war die Zumuthung empfindlich; der hochmüthige Edelmann sträubte sich lange, bis des Engländers und seiner Freunde Zureden eine ernstere Wendung nahm. Da ergab er sich in das Unvermeidliche, und that wie die Anderen. Aus der Tasche seines Fracks fiel der Ring.

Catalina erbleichte noch mehr, denn zuvor, und zog scheu ihren Arm aus dem des Begleiters. Der Marchese war wie vom Donner gerührt. Die Männer von Ehre, die herumstanden, murrten vernehmlich. Weiber und

Umlassen kicherten. Moccolo, mit satanischer Freude auf dem Gesichte, betrachtete, den Ring in der Hand, den Marchese unverwandt, und sagte dann mit kaltem, gedehnten Spott: „Warum sagten Sie das nicht gleich, Herr Marchese? Wenn wir uns gleich gestern bitter entzweit, so hätte ich mir doch ein Vergnügen daraus gemacht, Ihnen diesen Stein zu schenken, oder zweitausend Zechinen baar.“ —

Dieser Hohn gab dem Marchese das Leben wieder. Er stampfte mit dem Fuße, drohte dem Gegner mit dem Finger, und rief: „Gott ist mein Zeuge, daß hier die niederträchtigste Verrätherei waltet. Ich bin kein Dieb, aber dieser Mensch hier soll streng die Schande büßen, worein er mich heute gestürzt.“

„So?“ entgegnete Moccolo wie oben, indem er die Schwörfinger seiner rechten Hand erhob: „Hier richtet der Augenschein, und nöthigen Falls steht mir auch ein Eid zu Gebot.“

„Falscher, meineidiger Mensch!“ schimpfte der Marchese wüthend, und Catalina, eine wildere Scene zu verhüten, riß ihn an der Hand mit fort. Einige Cavaliere folgten ihm mit lautem Geschrei. Der Engländer rief ihnen nach: „Pah! ein Sturm in einer Nußschale. Es geschieht nicht zum ersten Male, daß ein italienischer Edelmann durch Diebstahl den Galgen verdient hat.“ Moccolo ließ sein ganzes Publikum, ohne weiter drein zu reden, sich entfernen, und die Thüre seiner Hütte schließen. Dann nahm er hinter einem Vorhange seinen Gironimo beim Kopf, umarmte ihn, und sagte ihm freudig: „Bursche, Du hast Deine Sache brav gemacht. Der Streich hat vollkommen geglückt, und hätte ich auch den Stein verloren, die Demüthigung des Feindes wär' einen solchen Preis werth!“

Da klopfte man heftig an die Thüre der Bude. Der Mohr meldete, daß der berühmte Doktor Pamfilo

draußen stehe, und dringend den Eintritt begehre. Moccolo öffnete. Der Doktor trat athemlos herein, hinter ihm sein Schwiemer mit einem vollständigen chirurgischen Apparat. — „Schon Alles vorbei?“ rief Pamfilo mit exzentrischer Zungenfertigkeit: „die Fütterung vorüber? Beim heiligen Bacchus, ich dachte mir's. Oh, daß ich gerade heute, zu dieser Stunde, einen ungeschickten Matrosen amputiren mußte, der sich den Schenkel zu Brei zermalmt hatte. Ich bin um meine Forschungen gekommen, um meine Beobachtungen bei dem Schlangenfraß. Ich habe das Spektakel noch nie gesehen. Die anderen wilden Bestien fressen alle vier und zwanzig Stunden, aber die Schlangen, die nun erst sechs lange Wochen verdauen müssen. Und wo seyd Ihr in sechs Wochen, vortrefflicher Moccolo?“

Der Herr der Schlangen suchte den verzweifelnden Arzt zu beruhigen, führte ihn zu den Kisten, wo die Boa und die Anaconda, fürchterlich aufgetrieben von der unmäßig genossenen Nahrung, sich ohnmächtig dehnten und streckten, dann zu der Klapperschlange, die noch an den Hinterbeinen eines Häschens würgte, welche ihr zum Rachen heraus standen; und endlich zu ihrer Gefährtin, die immer noch nicht ihre Beute anzupacken für gut befunden hatte, und ruhig hingestreckt in ihrem Käfig lag.

„Seht, lieber Doktor,“ bemerkte Moccolo, „daß hier noch ein Fund sich für Euch bereitet. Betrachtet diese Schlange, sie zählt ein halb Dutzend Klappern, ist schön ausgewachsen, und trägt, als ein besonderes Muttermal einen tüchtigen Höcker auf der Stirne. Wenn es uns gelänge, den Appetit dieser faulen Bestie zu reizen, so könntet Ihr dennoch sehen, was Ihr bereits versäumt zu haben vermeint.“

Der Doktor zog neugierig die Brille hervor, pflanzte sie auf die bedeutende Nase, betrachtete das fleckige Ungethüm von allen Seiten, und forderte Moccolo auf, es

vermittelst der Ruthe zu reizen. Moccolo that dieses gefällig. Durch eine rasche Verschlingung jedoch schnellte die Klapperschlange ihm das Eisen aus der Hand, und indem er dadurch den Stäben des Käfigs nahe kam, bemerkte er, daß einer der vorderen unten losgegangen war. „Geronimo!" rief er hastig: „Welche Unvorsichtigkeit! das muß geschwinde ausgebessert werden!" —

Geronimo eilte herbei, aber in dem Augenblick, als Moccolo etwas unbesonnen den zerbrochenen Stab unten herauszog, um dem Diener den Schaden zu zeigen, glitschte der Kopf der Schlange halb durch die zweite Reihe der Eisengitter, und versetzte dem Finger Moccolo's einen leichten Biß. — Der Verletzte schrie laut auf. Er kannte nur zu gut das Verderben, an dessen Rand er schwebte. Die Haare des Doktors sträubten sich, die Knechte wehklagten, aber ihr Gebieter donnerte mit ausbrechendem Zorne: „Vermaledeit sey die giftige Bestie! vermaledeit Ihr alle, denn Eure Klagen fruchten nichts. Die That muß helfen. Doktor, exstirpirt mir flugs diesen Finger, oder ich bin verloren!"

Moccolo's Geistesgegenwart belebte die des Doktors. Er machte sich rasch an das Werk, obgleich mit ziemlich bebender Hand, und in ein paar Minuten war die Operation vollbracht. Blutend und von Schmerz zerrissen dachte Moccolo dennoch nur an seine Rache. Er befahl, den abgelösten Finger sauber in eine Schachtel zu packen, schrieb einen Zettel mit seiner linken Hand, und sandte Zettel und Schachtel in Catalina's Haus.

Das Mädchen erschrack bis zum Tode, als es den Zettel eröffnete, der folgende Worte enthielt: „Der Biß einer giftigen Schlange machte mich zum Krüppel; aber eine giftigere Schlange hat durch ihre Grausamkeit mein Herz zerrissen. Du kennst sie, Catalina. Empfange beikommendes Geschenk. Es mahne Dich an den Finger

der Nemesis, weil Du doch die ganze eheliche Hand nicht wolltest."

Den Augen des Mädchens entstürzten Thränen, Thränen des Grolls und des Mitgefühls zugleich. Das Herz eines leidenschaftlichen Weibes weiß diese Extreme zu vereinigen. Der Marchese entbrannte in doppeltem Zorn, ließ Moccolo's Geschenk in das Wasser schleudern, und eilte zu allen weltlichen und geistlichen Behörden der Stadt, um seinem Ingrimm die vollste Genugthuung zu verschaffen. Er sprach zum Gouverneur dieser Provinz von Calabrien: „Moccolo hat meine Ehre und zugleich die Ehre aller Edelleute des ganzen Königreichs angegriffen. Ich bitte, die Verweisung zu beschleunigen, die ich schon vor einigen Tagen für ihn forderte." Zu dem Erzbischof redete er: „Moccolo ist ein Gotteslästerer; darum hat ihn auch der Himmel bestraft. Er hat falsch geschworen, und die Hand ist verstümmelt, die er zum Schwur erhoben. Ihm gebühret nun ferner der Pranger, der Staubbesen, das Brandmal. Solche Züchtigung für einen Gotteslästerer ist von doppelter Wirkung zu einer Zeit, wo die ungläubigen Franzosen an unserer Grenze stehen, und ketzerische Engländer in unseren Städten als Besatzung liegen."

Hierauf antworteten Gouverneur und Erzbischof: „Nicht an der Zeit ist's, daß man peinlich gegen den Mann verfahre, wiewohl wir von seinen Verbrechen überzeugt. Der Respekt vor der Autorität des Königs oder der Kirche ist gerade jetzt sehr schwankend geworden, und es wäre ein Aufstand der ungezogenen Calabresen zu fürchten. Darum wollen wir den Mann ganz einfach über die Meerenge verweisen, wohin er ohnedies geht, und ein Auge zudrücken, wenn es dem Herrn Marchese belieben sollte, irgend eine Privatrache an ihm vorzunehmen."

Diese letzte Versicherung wäre zwar für jeden An-

dern sehr kostbar gewesen; aber der Marchese war zu feig, um Selbstrache zu üben. Darum ließ er den Regierungsboten allein sein Geschäft verrichten, und durch einigen Pöbel Moccolo's Fenster einschlagen, und ihn auf der Straße beschimpfen, als er sein Haus verließ, um gegen die Verbannung Beschwerde zu führen. — Dennoch war die Wuth des Verbannten grenzenlos. Er hatte keinen Werth auf seine Vaterstadt gelegt; aber von ihr weichen zu müssen, ohne es selbst zu wollen; aus Catalina's Nähe zu scheiden, ohne sich völlig gerächt zu haben: — das war der Schmach zu viel für seine glühende Seele. Zitternd vor Ingrimm, kaum noch genesen von dem Fieber seiner Wunde, kehrte er nach Hause zurück, nachdem er bei dem Gouverneur eine vergebliche Protestation eingereicht, und fand seinen neapolitanischen Knecht in äußerst verstörter Stimmung.

„Was hast Du, Geronimo?" — „Ach, Herr! mir kocht es im Busen. Ich hatte ein Liebchen hier, das mir versprach, mich nach Palermo zu begleiten; und gestern finde ich die Treulose in den Armen eines englischen Sergeanten." — „Tröste Dich, sie wird dafür zur Hölle fahren. Treulos und falsch sind die Weiber alle, und darum alle des Teufels." — „Schon recht, mein Herr. Aber die Rache geziemt einem ehrlichen Kerl, und wir sollen fort, und ich sehe vielleicht im Leben diese Stadt nicht wieder, und die Abscheuliche spottet in Ewigkeit meiner Thorheit!"

Der braune Bursche weinte beinahe vor Zorn. Moccolo klopfte ihn auf die Schulter, und sagte halb leise zu ihm: „Sollst zurückbleiben, mein Sohn. Sollst Deine Rache befriedigen, doch nur unter der Bedingung, daß Du auch die meinige übernehmest. Dasselbe Messer, welches das Herz Deines Mädchens finden wird, finde auch Catalina's Brust, die Braut des Marchese." — „Topp, Herr!" — „So bleibe um vier und zwanzig

Stunden länger. Der Mohr hat schon ein englisches Transportboot gemiethet, das unsere Kisten hinüberschaffen soll. Ist Alles gepackt, so segle ich Euch mit der leichten Passagier-Barke voraus, und erwarte Euch zu Messina."

Die Abrede war getroffen; Moccolo's Knechte arbeiteten rüstig, die Menagerie mobil zu machen. Wagen auf Wagen fuhr zum Schiffe ab, und am Abend ging der letzte Transport dahin. Geronimo fragte seinen Gebieter: „Herr, ich sehe nur das Behälter mit der einen Klapperschlange. Wo ist das andere?" — Moccolo antwortete: „Ich habe es in einen Keller schaffen lassen, und darinnen die Bestie getödtet, die mich so abscheulich gezeichnet hat. Ich hätte das Thier ferner nie mehr vor Augen sehen können Kümmere Dich darum nicht mehr."

„O Herr, Ihr habt ein Geheimniß vor mir;" versetzte Geronimo mit schlauem Blick: „Die Schlange lebt, — Ihr habt sie nur verborgen. Vertraut mir Alles, denn bei allen Heiligen! ich verrathe Euch nicht."

„So hilf mir denn, treuer Knecht; aber halte reinen Mund."

Nachdem sich Alles entfernt, und die Nacht herbeigekommen war, winkte Moccolo seinem Diener, und beide trugen das Behälter mit der höckerigen Schlange auf die Straße, und öffneten die Falle des Kastens, sich eiligst von dannen begebend, und hinter einer Ecke lauschend. Die Gasse war leer und dunkel; man konnte leicht horchen. Die Klappern des Thieres regten sich einige Male leise; dann wurde Alles still. Moccolo und Geronimo näherten sich wieder vorsichtig mit einer Leuchte dem Platze. Mit aller Behutsamkeit untersuchten sie den Kasten: die Schlange war fort. Moccolo lachte voll Hohn laut auf, und rief: „Nun, Reggio, meine Vaterstadt! gefällt Dir das Andenken, so ich Dir hinterlasse? Krieche hin, Du giftiger Herold meines Zorns!

besuche den Pallast der Feinde, die mich von dannen jagen! gleite in die Hütten des Pöbels, der mich verlachte und beschimpfte. Sey Du der Vollstrecker meiner Rache, und die Geißel dieser Stadt, daß sie vor Deinem Gift erzittere, und schon in der Furcht vor Deinen Bissen vergehe."

Nachdem das Behältniß an einem sichern Orte versteckt, fuhr noch in selber Nacht Moccolo an sein Schiff, Geronimo und die heißhungrige Schlange, die schon seit einiger Zeit jede Nahrung verschmäht, und ordentlich nach Menschenblut gelechzt hatte, zurücklassend.

Er ruhte in seinem bequemen Wagen, in den Armen seiner schönen Javanerin, den Sonnenaufgang erwartend, als schon bedenkliche Zeichen sich in der Stadt begaben. — In dem Häuschen eines ehrlichen Arbeiters, von denen, welche die beliebten Strümpfe von lana fucida verfertigen, schlummerte ein holdes Kind, die Hoffnung seiner Eltern, während diese letzteren noch das Wollrad drehten, und die Arbeit verrichteten bei später Nacht. Die drückende Hitze im Gemach hatte die Leute bewogen, die Thüre nach der Straße offen zu lassen. Der Mann summte ein calabresisches Liedchen, die Frau zählte halb schlaftrunken die Spulen, als ein lauter Schrei des Kindes sie in Beschäftigung und Schlaf störte. Vater und Mutter stürzten auf das ärmliche Lager zu, und sahen das Kind halb aufgerichtet, erschrocken aus dem Schlummer emporgefahren und leicht an der Wange blutend von einer kleinen Verletzung. Sie drangen in das Kind, zu sagen, was geschehen; das Kind wußte es nicht zu sagen. Ein Schmerz hatte es geweckt, um es auf immer schlafen zu legen; denn nach einigen Minuten ergriffen Zuckungen das kleine Wesen, und es sank aus den Armen der Eltern in die Arme des Todes. Verzweiflung tobte über dem Haupte des verstorbenen Kindes, und rief die Nachbarn, die noch wach waren, herbei. Nach den ersten

Erklärungen standen alle stumm und bestürzt im Kreise; da ließ sich ein leises Rasseln in dem Winkel des Gemachs vernehmen, und wie man hinschaute, sah man, halb an dem Wollrad hinaufgeschlungen, den fürchterlichen Leib einer Schlange und deren glühende Augen, wie kleine Kohlen durch das Dunkel blitzend. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der guten Leute. Sie wendeten sich alle zur Flucht; selbst die Kühnsten rannten mit dem Geschrei: „Cuardal's serpente!" davon. Als vollends die Schlange Miene machte, mit einem Bogensatze die Fliehenden zu verfolgen, verließen sogar die Eltern die Leiche ihres Kindes.

Die Morgenröthe war kaum heraufgezogen, als schon die Bestürzung allgemein, das Unheil schon bekannt wurde. In dem kurzen Zeitraum von ein paar Stunden hatte die gräuliche Vollstreckerin von Moccolo's Rache Menschen von jedem Alter in den Schlund des Todes gerissen: einen jungen Seemann, der just seine erste Fahrt antreten wollte, und in der Dämmerung zur Küste eilte; einen Kaufmann, der in seinem Gewölbe handthierte; eine Matrone, die in die Frühmette ging. Allenthalben war die Schlange gesehen worden, aber stets entkommen, weil Geistesgegenwart und Muth fehlten, sie zu vernichten. Die sorgfältigsten Nachforschungen wurden befohlen; aber die Lässigkeit der Beamten ergab kein Resultat. So verging der Tag in eiteln Vermuthungen, und erst spät verfiel man auf den Gedanken, sich zu überzeugen, ob nicht aus Moccolo's Thiersammlung die Bestie entkommen sey. Doch von Moccolo keine Spur. Er war fort, seine Wagen und Kisten nicht minder; keiner seiner Leute mehr war in der Stadt zu sehen. Am Nachmittage kam ein Schiffer herein, welcher behaupten wollte, das Verderben bringende Unthier gesehen zu haben, wie es langsam auf einem unbetretenen Pfade sich dem Strande zugewälzt. Niemand glaubte

diesem Vorgehen; die Kirchen waren voll von Beteru, die vom Himmel die Entfernung dieser Geißel Gottes erflehten; aber auch das Theater wurde voll von Leuten, denen Zerstreuung in einem erleuchteten und angefüllten Hause, schon um der Gewohnheit willen, lieber war, als die Einsamkeit in der stillen Wohnung, wo die Furcht geifernde Schlangenköpfe in jeder Ecke sah.

Die Oper war vorüber, und auch die kleine Posse, welche diesen Abend beschloß. Die Theaterfreunde strömten in großer Anzahl aus dem Schauspielhause. Plötzlich ertönt ein helles Geklapper mitten unter der Menge. Ein Schrei der Angst zitterte durch die Lüfte, von hundert Kehlen ausgestoßen. Weiber werden ohnmächtig, die Männer trauen sich kaum einen Fuß vorwärts zu setzen, aus Furcht, auf das Ungeheuer zu treten, welches ohne Zweifel gekommen war, unter diesem zahlreichen Getümmel beliebige Opfer heraus zu suchen. Von anderen Seiten drängt sich dagegen das Volk zur schnellsten Flucht. Das schauerliche Klappern dauert fort; bald ist es da bald dort. Von dem Getümmel hingerissen flieht der Marchese, Catalina an seinem Arme über den Platz. „Ach! wehe mir!“ schreit plötzlich die Schöne neben ihm und gleitet zu Boden. „Was ist's? hat Dich die Schlange gestochen?“ fragt erstarrend der Marchese, und entrinnt muthlos, da ihm nur ein Röcheln von Catalina's Munde antwortet. Zu dem Ohr der Sterbenden beugt sich jedoch mit Blitzesschnelle ein Mann hernieder und flüstert ihr zu: „Somit sagt Dir Moccolo sein letztes Lebewohl.“ Mit einem Seufzer windet sich Catalina am Boden, und als der Marchese mit Fackeln herbeieilt, findet er eine Leiche, schwimmend im Blute, das aus einer bedeutenden Wunde in ihrer Seite strömt. — Indessen war auf einem andern Punkte des Platzes ein junger muthwilliger Mensch ertappt worden, der mit einer Blechrassel das ungeheuerliche Geklapper hervorge-

bracht, und mehre Mitschuldige anzeigte, die sich zu dem Complott vereint hatten, um auf diese Weise Todesschrecken unter dem Volke zu verbreiten, und indessen ihr eigenes Müthchen beliebig zu kühlen.

Am nächsten Mittage darauf ging Moccolo am Hafen von Messina, seine Kisten und Wagen, die gerade von dem Zoll frei gegeben waren, überzählend auf und nieder. „Es ist alles da, mein Herr und Patron," sprach der Mohr, einige Fässer mit Stricken und anderem Gerümpel ausgenommen, die keinen Platz auf dem Transporschiffe hatten, und daher mit einer Barke kommen, die unfehlbar in ganz kurzer Zeit eintreffen muß. Wenn ich nicht irre, so steuert sie dort heran; das Bild der heiligen Rosalia schimmert von Weitem daher."

Die Barke kam; sie legte an. Geronimo sprang rüstig heraus. Leidenschaftlich und erwartungsvoll faßte ihn Moccolo bei der Hand, und sagte zu ihm: „Du bringst Neuigkeiten, und noch einige Fracht für mich. Komm in das Fahrzeug zurück; dort will ich die Fracht überzählen und die Neuigkeiten hören."

Sie krochen unter das Verdeck. „Alles ist vollbracht;" flüsterte Geronimo mit teuflischer Zufriedenheit: „Unsere Liebchen sind starr und kalt. Das Eurige, Herr, hat den Tanz begonnen, und das meinige ihn geendet. Seht hier das Messer, von Beider Blute gefärbt."

„Fortan mein höchstes Kleinod;" betheuerte Moccolo mit wilder Freude, und verbarg es in seinem Busen: „Brächtest Du mir diese Fässer hier voll Gold zum Geschenke, Du würdest mich nicht höchlicher erfreuen." — Geronimo lächelte. „Diese Fässer enthalten freilich keine Schätze," spottete er, „aber Stricke genug, um Eure Feinde in Reggio aufzuhängen. Dürfte ich nur ihr

Henker seyn!" — „Braver Junge!" versetzte Moccolo mit Blutdurst in den Augen, „ich gäbe meine Habe darum, wenn ich an diesem Stricke" — er griff mit der vollen linken Hand in die eine Tonne — „den Gouverneur, den Erzbischof und den Marchese zappeln sehen könnte!"

Mit einem entsetzlichen Schrei riß er die Hand zurück, und zerrte zugleich die höckerige Schlange daran heraus, die in der Tonne ein von Niemand geahntes Quartier gefunden hatte. Das gräuliche Thier, in seinem Schlummer gestört, hatte sich in Moccolo's Hand verbissen, und wurde, noch an seiner Beute hängend, von Geronimo getödtet. Mit gräßlichen Flüchen rief Moccolo nach Hülfe; sie war fern, aber nah der Tod, gekommen an der Hand eines rächenden Verhängnisses. Binnen einer Stunde hatte Palermo's königliche Menagerie keinen Herrn mehr, Geronimo keinen Gebieter, die Javanerin keinen Geliebten, Reggio einen schlechten Sohn weniger.

Nenuphar.

Henker seyn!" — „Braver Junge!" versetzte Moccolo mit Blutdurst in den Augen, „ich gäbe meine Habe darum, wenn ich an diesem Stricke" — er griff mit der vollen linken Hand in die eine Tonne — „den Gouverneur, den Erzbischof und den Marchese zappeln sehen könnte!"

Mit einem entsetzlichen Schrei riß er die Hand zurück, und zerrte zugleich die höckerige Schlange daran heraus, die in der Tonne ein von Niemand geahntes Quartier gefunden hatte. Das gräuliche Thier, in seinem Schlummer gestört, hatte sich in Moccolo's Hand verbissen, und wurde, noch an seiner Beute hängend, von Geronimo getödtet. Mit gräßlichen Flüchen rief Moccolo nach Hülfe; sie war fern, aber nah der Tod, gekommen an der Hand eines rächenden Verhängnisses. Binnen einer Stunde hatte Palermo's königliche Menagerie keinen Herrn mehr, Geronimo keinen Gebieter, die Javanerin keinen Geliebten, Reggio einen schlechten Sohn weniger.

Nenuphar.

Renuphar.

Auf seiner hohen Burg, im goldverzierten Fensterbogen, saß der Herr des Landes, den seine Unterthanen den goldenen Fürsten, und ferne, seinen Gesetzen unterworfene, eroberte, und von seinen Statthaltern beherrschte Reiche den Kaiser auf dem Throne von Edelsteinen nannten. Er war ein Held gewesen, dem Keiner widerstehen mochte, so lange noch das rüstige Alter seine Wangen braunroth gefärbt, und ihm vergönnt hatte, auf seinem schnaubenden Rosse selbst da zu seyn, wo die Gefahr winkte und der Sieg: an der Spitze seiner Heere, unter dem Schatten der heiligen Fahne, die seit undenklicher Zeit die Krieger des Herrn zum Triumph geführt hatte. Aber seine Züge waren welk geworden, sein Haar silbergrau, und wie gefallener Schnee sein Bart, das Feuer der Heldenaugen war verglommen, trübe schaute der Blick, und der sonst stolz aufragende Nacken trug nicht mehr die Last der Siege, und beugte sich langsam der Grube zu. Es war auch nicht Alles Glück gewesen, was sich in dem langen Herrscherlaufe des Kaisers begeben. Das Unglück hatte, ein unversöhnlicher Feind des Ruhms, Schritt für Schritt den Ruhmdürstigen begleitet, und in seinem Hause ihm die Streiche versetzt, die im offenen Felde von dem Panzer des Er-

oberers abglitten. Der Kaiser hatte Schwestern gehabt, Kleinodien der Schönheit; eine Geliebte, die in seinen reichen Lorbeerkranz die Rosen des Lebens geflochten; eine Gattin, die, obgleich von Staatsklugheit gewählt, dennoch die Sonne seines Palastes wurde, und eine schöne Mutter schöner Kinder; Söhne endlich, würdig in die Spur eines erlauchten Vaters zu treten, ruhmvolle Enkel der ruhmvollsten Ahnen. Die Schwestern jedoch verblichen im Arme unwürdiger Gatten; die Geliebte starb, ein Opfer des Grams; die Gattin war getödtet durch die falsche Kunde einer Niederlage ihres Gemahls und der Söhne blühende Reihe mähte heimlich und meuchelmörderisch der Tod und es war ihnen nicht beschieden, auf dem Felde der Ehre zu fallen, geröthet vom Heldenblut; nicht beschieden, in irgend einem Aufruhr den Vater mit ihrer Brust zu schützen, und wie Märtyrer zu fallen; nicht beschieden, für die Rettung eines Freundes oder eines Unglücklichen ihr Leben hinzuwerfen: ein seltenes und beneidenswerthes Loos. Kein edler Zweck raffte sie hinweg. Sie starben nicht unter dem muthigen Schalle der Trompeten, oder unter dem Getöse der Wasserwogen, oder unter dem Brande wilder Flammen, oder vereint wenigstens in einem seligen Augenblick. Ihrer waren Achte, und einzeln, in ihren goldenen Gemächern, auf ihren seidenen Betten, einsam und in hülfloser Schwäche schlachtete sie der Tod. Alljährlich war er im Kaiserschlosse eingekehrt; alljährlich hatte er sein Opfer mit hinweggenommen, von dem sechszehnjährigen Jüngling an, dem kaum der erste Flaum am Kinn entsprossen bis zu dem völlig Mann gewordenen Nachfolger des erlauchten Vaters. Und auch diesen Letzten, den Erben des glorwürdigsten Thrones, der allerunumschränktesten Macht, auch ihn würgte die wider den Kaiserstamm verschworne Pest. Vor wenigen Tagen war er entschlummert, um nie wieder zu erwachen, und hatte

das Vaterhaus öde zurückgelassen, öde wie ein weites Grabmal. Er hatte noch keine Gattin heimgeführt, er hatte nicht die Lust empfunden, Vater zu seyn, und hinterließ dem seinigen, statt der blühenden Enkel, nur den Schmerz, sich im spätesten Alter allein, ganz verwaist zu sehen. Darum sah der greise Fürst gedankenlos vor sich hinaus, darum starrte er unverwandten Blickes in die rothe Dämmerung des Morgens. Von der steilen Zinne des Schlosses herabgesehen schwamm die Erde in einem Meer von Duft und Nebel; über Alles hinweg lag ein dichter Schleier, dessen Falten sich unruhig zu bewegen anfingen im Hauch des Morgenwindes, der herauf kam mit dem rothen Schein der Sonne. Die Strahlen zuckten einzeln empor, und wo sie in den Schleier trafen, riß derselbe und gab die Aussicht frei, in ein wunderschönes, vom Frühstrahl beleuchtetes Land. Grüne Thäler lagen plötzlich in tiefer Kluft vor dem Blick; feurig glimmende Berggipfel schoben sich in die Höhe; aufwärts strahlte im Rubinenglanz der breite heilige Fluß, langsam und majestätisch gewunden durch üppige reizende Ufer, von ragenden Tempeln und breitblättrigen Palmen geschmückt. — Da riß noch der letzte Nebelflor, und der Häuser, Paläste und Denkmäler gewaltige Masse wurde sichtbar; der kunstvolle steinerne Kranz und die hohe emporstrebende Burg. Das offene Fenster des kaiserlichen Gemachs war ein prächtiger Fürstensitz zu nennen, und jeder Herrscher mit braungelockten Haaren, frischen Augen und kräftigen Händen, im Schatten von Lorbeerbögen oder Oelbäumen, hätte entzückt hernieder sehen müssen in das weite Reich, das die am fernen Horizont aufsteigenden blauen Berge nicht begränzten; auf die Pracht der Städte, die zu den Füßen des Schlosses sich dehnten, getrennt durch die Arme des heiligen Stroms, und wieder vereint durch dasselbe blaue dahinfließende Band. Rechts, wo das milde Licht schon die Gassen überstrahlt,

verbreitet sich die Kaiserstadt, voll von geschäftigen Leuten und regem Gewerbe. Die Gebäude darin, Kaufleuten, Höflingen und den fleißigen Ständen gehörig, leuchten freundlich und bequem aus der Ringmauer empor. Links, auf felsigem Hügel und rauhem Abhange des Kaisersbergs ruht die Stadt der Helden auf starkem gewölbten Grunde. Ernst und Würde thront von der Zinne ihrer Paläste, ihrer Zeughäuser und ihrer steilen grünenden Wälle. Siegesbogen, Trophäen, Standbilder von Erz und Granit zieren die breiten Gassen, von deren Pflaster der Bewaffneten dröhnender Schritt kriegerisch aufschallt zu den leuchtenden Wipfeln der Spitzsäulen von Marmor, die an den vergitterten Thoren in die Höhe sehen, wie die Lanzen der aufmerksamen Wächter. Auf den Heldenbildern der Stadt und ihren Dächern flammt der rothe Strahl des Morgens, aber jenseits des Flusses, dort wo die grünen Trauerweiden ihre Zweige nachdenklich in die Fluthen hängen und ernste und finstere Gebäude und Tempel umgeben, dort herrscht noch Dämmerung. Durch die grüne Nacht der Bäume drang noch kein Schimmer in die Priesterstadt. Dort lebt in beschaulicher Stille das Volk der Altäre; statt des Geräusches, das in der Stadt der Kaufleute von Gewerb und Handel erzeugt wird, statt des Waffenlärms, wovon die Heldenstadt wiederhallt, lassen sich jenseits des Stroms nur fromme Lieder vernehmen, und die Stimme des Redners zur horchenden Schule und Gemeinde, und der Klang der großen Metallscheiben, die von dienenden Priestern zusammengeschlagen werden, so oft sich etwas Erfreuliches oder Trauriges begibt. Und auch des heutigen Morgens Erscheinen begrüßt der metallne Klang, und aus seinen Träumen fährt auf der alte gebeugte Fürst an seinem Fenster, und sieht verzweifelnd hinüber zur heiligen Stadt. Die Klänge, immer steigend und kläglicher tönend, mahnen ihn an

die traurige Pflicht des Tages. Braungelockt, feurigen Auges, mit kräftigen Händen und von Lorbeeren beschattet, hatte wohl sonst der Herr hinübergesehen zu den Tempeln, wenn aus ihren Pforten der Triumphzug herausging, und die Posaunen jauchzten, um seine Siege aller Welt zu verkünden; — aber heute erwartete er mit weißen Locken, zitterndem Nacken, Cypressenbekränzt, die Leichenfeier des letzten Sohnes. Es wurde hell unter den grünen Schatten des jenseitigen Ufers: hell von den weißen strahlenden Gewändern der Priester, die in langem Zuge hervorschritten an den Strand. Ihre Hörner und Posaunen hatten düstere Grabeslieder angestimmt; die diamantenen Augen und die goldenen Kleider der heiligen Bilder, die sie auf ihren Schultern trugen, waren schwarz verhüllt; dunkle Tücher wallten von den funkelnden Stirnbinden der Vornehmen unter ihnen hernieder, und das Silberstück, woraus die Mäntel der Oberhäupter des Tempels gewebt, warf, von der Zier der Edelsteine entkleidet, nur das Licht der Trauerlampe in die Versammlung der Geweihten. Große Fahrzeuge mit schwarzen Segeln und tief in die Wellen niederhängenden Wimpeln nahmen die zahlreiche Schaar der Priester auf, und wurden von schwarzen Ruderknechten langsam an das diesseitige Gestade geführt, wo eine zahllose Menge von Einwohnern der Kaiserstadt sich eingefunden hatte. Mit gemessenen Schritten stiegen die Diener des Altars den Weg des Königs empor zu der Burg. Indessen näherten sich eisenklingende Tritte den Gemächern des Fürsten, und die Ersten aus dem Stamme der Krieger pochten an die Pforte, um auf ihren Schultern den Leichnam ihres jungen Fürsten in den Todtenhof zu tragen, wo die Priester ihr neues Recht auf den Verblichenen gewannen. Es war rührend anzuschauen, wie die alten versuchten Helden, frühzeitig ergraut unter dem Sturm, unterm Regen und unter der glühenden Sonnen-

hitze des Feldlagers, hereintraten, angethan mit dem höchsten Waffenschmuck, grüne Lorbeerreiser um die Helme gewunden und in den Augen den schwarzen Schmerz, auf dem Antlitz die finstere Trauer, in der weißen Wimper und im grauen Barte die silberglänzende Thräne. Sie umstanden schweigend und gesenkten Hauptes das Lager des verstorbenen Herrschersohnes. Der Todte lag mit ernstem Angesichte und den Mund wie zu einem strengen Befehle verzogen auf dem kostbaren Bette. Ein brauner goldverzierter Mantel bedeckte den Leib; eine funkelnde Kette lag auf seiner Brust, und prächtige Armbänder und Ringe schmückten die bleichgewordenen Arme und Hände; ein einfacher schmaler goldener Reif sein dunkles Haupthaar. Und der Kaiser trat hinzu, nahm von der Stirne die schimmernde Krone, und setzte sie auf die Brust des Todten, sprechend: „Dieses Geschmeide begleite meinen Sohn zur dunklen Kammer, der Behausung unserer Vorfahren. Denn wahrlich: mit ihm ist der Kaiser zu Grabe gegangen. Ich bin nun der letzte Schatten meines rühmlichen Geschlechts, und diese Krone, der Glanz meines Hauses, und ein Blitz des Himmels in die Augen unserer Feinde, gehört nicht mehr auf den Scheitel eines abgelebten alten Mannes. — So erfüllt sich denn die Prophezeihung, daß der Scepter wieder aus den Händen des Ruhmes fallen soll, um zurückzukehren zu den frühern Besitzern; und ich beginne an das Mährchen zu glauben, welches sich unter dem Volke erhalten hat und versichert, daß Einer noch lebe, um einst die Rechte seiner Ahnen auf den Trümmern unserer Herrschaft mit blutigen Zinsen zurückzufordern."

Als der ehrwürdige Fürst die Rede vollendet, die sein zerrissenes Herz völlig entschleierte, klirrten die Krieger mit ihren Schwertern und riefen: „Was redest Du, Herr? Sind wir nicht die Deinen? Festgebunden an Dich, weil Deine Burg das Haus des Ruhmes ist, und

weil wir einst mit Deinen Voreltern über die Berge gekommen sind, um uns am heiligen Strom eine neue Heimath zu erobern? Verlache das Mährchen des Volkes; verachte die Ränke geheimer Verschwörer; wir stehen Dir zur Seite, mit Dir alt geworden auf der Bahn des Sieges. So lange Dein Kleinmuth, der unwürdige Enkel Deines Heldensinns, Dich nicht zum Schatten prägt, so lange sollen unsere Schwerter die Krone aufrecht auf Deinem Haupte halten und sie unverletzt Deinem Neffen übergeben, den Du aus fernem Lande hieher beschieden hast, damit Dein Stamm wieder ergrüne."

Bei diesen Worten zitterte das Herz des Kaisers in dem Busen; er seufzte schwer und hob die Hände wie abwehrend gegen die Ferne. Die Krieger nahmen indessen den Leichnam auf und legten ihn in die Höhlung des gewaltigen stählernen Schildes, worin, wie in einem blitzenden Heldensarge, seit langen Jahren die Leichen des fürstlichen Stammes zur Ruhe getragen wurden. Frische Kränze vom Baume des Sieges, des Friedens und der Gnade hingen über das Schild zur Erde, und an goldenen Ringen trugen es die edeln Waffenleute zu dem Todtenhof hinab. Der Kaiser, mit zerrissenen Gewändern und verhülltem Haupte, folgte der kriegerischen Bahre; hinter ihm der lange Zug der Klageweiber und der Hofleute, die Scheitel mit Asche bestreut und mit Staub, und mit nackten Füßen auf dem Pflaster wandelnd.

In dem weiten Viereck des aus schwarzem Marmor erbauten Todtenhofes brannte Weihrauch in großen Schalen von Erz, und tausend Fackeln loderten, die Helle des Morgens verspottend, und das Wasser des heiligen Brunnens plätscherte, und die Stimmen der versammelten Priester summten ein leises Todtenlied. Rings um den Leichnam standen im Kreise die göttlichen Bilder, und sahen durch ihre Schleier, wie mitleidig, auf den abgerissenen edeln Zweig. Der Kaiser kniete und floß

über in Thränen, und alles Volk kniete mit ihm, und die Luft erbebte plötzlich vom Wehegeheul der Krieger und dem Klageruf der Weiber. Einer der Hohenpriester schöpfte Wasser aus dem heiligen Brunnen, und benetzte damit, Gebete murmelnd, den Körper des Prinzen, während ein Anderer mit einer Heroldsstimme die Tugend des Erblaßten und den Schmerz des Vaters zu schildern versuchte. Da unterbrach eine lärmende Musik vor den Pforten des Todtenhofs die feierliche Handlung. Rauhe Stimmen begehrten Einlaß, und an der Spitze eines fremdartig und seltsam geschmückten Zugs von bewaffneten Männern trat ein Jüngling mit unerschütterlicher Zuversicht und freier Haltung in den Kreis der Vornehmen des Reichs. Ein glänzendes Bärenfell hing um den Panzer des stattlich gebauten Mannes. Von dem Kamm seines Helmes floß die Mähne eines schwarzen Pferdes; breite Ringe von Erz umschlossen seine Arme, und Schienen desselben Metalls bedeckten seine Beine. Von seinem Gürtel hing ein breites Schwert, seine Rechte führte eine gewaltige Streitaxt, an seiner Linken hing ein rundes Schild, und um seine Brust schlang sich, statt fürstlichen Geschmeides von Gold, eine Schnur der weißesten Wolfszähne. Ein alter Mann, gerüstet wie der junge, und kräftig auftretend wie dieser, grüßte den Kaiser ehrerbietig, und rief mit vernehmlichen Worten: „Siehe, mächtiger Herr, Deinen Neffen, der Deinem Befehl zu gehorchen kömmt, um Deine Trauer zu lindern, und den edlen Mann zur Gruft zu geleiten, dessen Nachfolger er durch Deine Wahl geworden ist.“

Der rüstige Jüngling warf sich auf die Kniee vor dem Kaiser, dessen blasses Gesicht von einer schnellen Röthe übergossen wurde, und der, nachdem er den Fremden lange unverwandt betrachtet, denselben schweigend in die Arme schloß. Dann führte er ihn zu der Leiche, deutete auf sein eigenes Silberhaar und sagte: „Siehe

diese Locken von Schnee! Du sollst sie einst zur Ruhe bringen, wie heute meinen Sohn; siehe diese glänzende Krone! Du sollst sie einst erben statt meines Sohnes; siehe dieses Volk! Du sollst es einst beherrschen statt meiner." Der Jüngling neigte sich erröthend, maß mit funkelndem Blicke die Krone und sah sich muthig im weiten Kreise um. Dann nahm er einen Strauß von wilden Blumen, der an seinem Helme schwankte, herunter, und legte ihn zu den Kränzen auf die Bahre, befahl dann mit ehrfurchtgebietender Geberde die Leiche aufzuheben, und stellte sich als Anführer vor den Zug der Leidtragenden. Wie er so dahin schritt, in der Fülle der kräftigsten Gesundheit, folgten ihm die Blicke des Volks, staunend, überrascht, fast zweifelnd. „Dieser unser Herr?" fragte das Volk in dumpfem Brausen; „Dieser unser Führer in Schlachten?" fragten die Krieger im Anschauen seines Muthes; „Diesen sollen wir einst weihen zum Throne der Gewalt?" fragten die Priester murmelnd zwischen Gesang und Gebet. — Die Neugierde war jedoch eine unzufriedene. Die Priester mißbilligten die Wahl, weil sie ohne ihre Zustimmung beschlossen worden war; die Krieger hätten lieber einem aus ihrer Mitte das Diadem gegönnt; die Höflinge fürchteten einen strengen Herrn, und die Stämme des Volkes neue Eroberungskriege. Indessen schwankte der Leichenzug ohne Unterbrechung zum Gestade hinab, wo der traurige Vater zurückblieb, und die Schaar der Krieger und das gaffende Volk. Auf den Fahrzeugen schifften die Priester mit dem Todten über den Strom, und des Kaisers Neffe geleitete in der Mitte die Leiche nach dem herrlichen und riesenhaften Gewölbe, wo, gleich schweigenden Denkmälern vergangener Jahrhunderte, die balsamirten Leiber der Fürsten in engen Marmornischen aufgestellt wären, unbedeckten Angesichts und angethan mit dem goldenen unvergänglichen Schmucke ihrer Würde. Nachdem dem Königssohne auch seine Stelle

in der Reihe seiner Ahnen angewiesen worden war, entfernte sich Alles aus der Behausung des Todes, worinnen nur die kalten Einwohner zurückblieben, schweigend wie die Nacht, die dem traurigen Tage folgte. In ihrer Nachbarschaft, auf der Schwelle des schauerlichen Gewölbes, blieb von all dem Prunk und all den Leidtragenden nur ein Wesen zurück: ein Mädchen mit weinenden Augen und zerissenem Herzen: des Oberpriesters älteste Tochter; sie hatte den Königssohn geliebt.

In einem weiten runden Saale, von einzelnen lodernden Flammen schwach erhell, hatte sich unter dem Schirme geheimnißvoll schweigender Götterbilder, die als Säulen das Gewölbe stützten, eine zahlreiche Versammlung zusammen gethan. Die Männer standen verhüllt, ohne geregelte Ordnung, auf Stufen und dem weit verbreiteten Marmorpflaster umher. Auf der Morgenseite stand ein prächtiger Stuhl allein, vor dem in ehrfurchtsvoller Entfernung sich die ganze Versammlung in einen Kreis bildete. Der geschmückte Teppich, der den Sessel überdeckte, erglänzte in der königlichen Farbe, und auf seinen künstlich gearbeiteten Feldern strahlte die Blume der heiligen Fluth: die Blüthe des Nenuphar. Ein leichtes Summen ward von den Lippen der Anwesenden hörbar; aber lauter noch, als dieser geheimnißvollen Reden Klang rauschte unter dem Fußboden des Saals ein wilder Strom, dem heiligen Flusse zueilend. Es wurde ein Schlag an ein metallenes Becken gethan und die leise murmelnden Laute in der Halle wurden zu einem sanften zitternden Gesange, der wie auf Wellen der Sehnsucht dahin rauschte, Hoffnung ausdrückend und Klage und gläubige Zuversicht. Der Gesang währte nicht lange, und ein Mann gebeugt von Jahren, mit greisenhaftem Hauptthaar und

Bart, trat neben den leergelassenen Stuhl, und redete mit bewegter aber entschlossener Stimme zu seinen Freunden:

„Noch nie" — sagte er — „hat uns eine so feierliche Nacht zusammengerufen und beisammen gesehen. Noch nie war uns die Hoffnung erlaubter, als heute, obgleich sie noch nie so gefährdet gewesen ist, als wieder heute. Ehe wir in das Nähere eingehen, wollen wir die Pflicht erfüllen, die ein Herkommen von mehreren Jahrhunderten geheiligt und aufrecht erhalten hat in der Brust eines edlen Volkes, das seine Unterdrücker haßt und das Andenken gütiger Herrscher liebevoll bewahrt. Tretet heran, ihr Würdenträger eines heimlichen Reichs; legt zu den Füßen des stillen Thrones den Tribut nieder, zu dessen Einsammlung kein Scherge nöthig war. Was die Knechte des Kaisers mit Gewalt vom dürftigen Landmann erpressen, und von dem Reichen mit Verachtung erhalten, gibt hier die Liebe und die Demuth vor einem Herrn, der, ungekannt von den Meisten, im Dunkeln seine Krone trägt, würdiger, als der goldene König im Sonnenglanz des Tages." Alsobald traten viele Männer heran, näherten sich mit Kniebeugungen dem fürstlich geschmückten Sessel und legten schwere Beutel mit Goldmünzen angefüllt auf den Marmorboden nieder und Rechnungstafeln von Seide, und sprachen voll Gehorsam und Ehrfurcht: „Heil Dir, o Herr, der Du wandelst und gebietest im Verborgenen. Empfange den Zoll und die Steuern Deines Volkes, das ohne Widerspenstigkeit Dir die Pflicht leistet wie einem Vater. Nimm hin unsern Glückwunsch, daß es Dir endlich gelingen möge, Deine Feinde zu bezwingen, und Deinen Getreuen sichtbar zu werden; nimm hin zugleich unsern Eid, daß wir als Deine rechtschaffenen Diener Dein Recht nicht vergeben, und Dir nicht das Geringste veruntreuet haben, so wahr uns die Götter des hohen Himmels beistehen mögen, und so wahr wir in Erfahrung gebracht

haben, welche Strafe dem Meineid bevorsteht." Sie erhoben sich langsam und anständig und der Erste redete zu ihnen: „Behaltet denn, ihr treuen Knechte, das Amt und die Gewalt, womit der Herr euch durch die Räthe seines Bundes ausgerüstet hat. Möge der Nenuphar hell aufblühen in den heiligen Wellen, und verderben endlich der Drachenleib des Feindes. Nun aber, meine Freunde, lasset uns zur Aufnahme des Jünglings schreiten, den eure Stimmen gewürdigt haben, der Unsrige zu werden."

Die Versammelten klatschten lebhaft in die Hände und von allen Lippen ging der Ruf: „Nenuphar! Nenuphar!" Es öffnete sich unter diesem Rufen eine Nische in der Wand, und unter den goldenen Armen zweier Götterriesen, die sich über der Nische brüderlich die Hände reichten, schritt, wie durch einen Siegesbogen, ein schöner Jüngling, kaum dem zarten Alter entwachsen, das noch der Kraft entbehrt, von der Anmuth allein geschmückt. Bei seinem Anblick versank die Gesellschaft in tiefes Schweigen und machte geräuschlos Platz, damit der Neuling, von einem ehrwürdigen Manne im Priestergewand geführt, ohne Hinderniß in die Nähe des fürstlichen Stuhles gelangen konnte. Die Augen des Jünglings waren mit einer goldenen Binde verhüllt, ein schmales glänzendes Band war in seine hellen Locken geflochten, ein weißes Gewand ohne Schmuck floß über den schön gebauten Leib von den Schultern nieder. Bescheidenheit und Sanftmuth lächelten aus dem freundlichen Gesichte, aber Entschlossenheit gab sich in der Form des Mundes und dem Blitz der Augen zu erkennen, die sich wie flammende Lichter aufthaten, als die Binde von ihnen genommen worden war. „Was soll ich hier? ist hier der Ort meiner Vollendung?" sagte der Jüngling, mit befremdetem Blicke auf seine Umgebung. — „Wir sind Deine Brüder," antwortete der Erste in der Versamm-

lung, „und dieses Haus ist das unsers Vaters. Drei ist die Zahl: die Gottheit im Himmel, der Mensch auf der Erde und der Feind in den Flammen des Pfuhls. Sage an, Du, empfohlen und vorbereitet durch den Würdigsten, der jemals den Brudernamen führte: begreifst Du den Sinn unserer Vereinigung, und unserer Zeichen?"

Der Jüngling sprach ruhig und gelassen: „Drei ist die Zahl: Gott, Mensch und Feind; der Vater, der Sohn und der Feind; der Herr, der Knecht und der Feind. In den heiligen Wassern schwimmt mit Blüthen von Silber und Gold der stille Nenuphar; im gottlosen Abgrund schläft mit Schuppen von Flammen der Drache. Aber die heilige Fluth wird die Wasserlilie vor den giftigen Zähnen des Ungeheuers schützen oder es erwürgen, schnappt es auf nach der Blüthe. Drei ist die Zahl: Das Recht, dessen Freunde und das Unrecht. Drei ist die Zahl: Der stille König, das auserwählte Volk, und der goldene zornige König. Ich begehre, dem Volk verwandt zu werden, zu gehorchen dem Recht, und zu tödten die Gewalt."

Der Vorsteher sprach: „Du bist im Tempel belehrt worden, im allerheiligsten Gemach, wo nur wenige den Worten Deines Lehrers lauschen dürfen. Die Bürgschaft des Mannes, der in unserem Reiche die erste priesterliche Binde trägt, spricht gut für Deinen Verstand und Deinen Willen. Ein Anderes ist jedoch die Kunst, klug zu schweigen. Verstehst Du sie?"

Der Jüngling lächelte wie mitleidig und schwieg. Der Vorsteher fuhr fort: „Hast Du Niemand auf Erden, dem Du unbedingte Offenherzigkeit schuldig bist, — ob nun verwandt durch Bande der Geburt, oder der Pflicht, oder der Dankbarkeit?"

Der Jüngling schüttelte schweigend das Haupt.

„Fühlst Du nicht vielleicht in einsamen Stunden, wo

man sich selbst erforscht, daß Du aus Ruhmredigkeit oder aus Bedürfniß zu schwatzen, oder aus Furcht vor Gewalt, Pein und Tod, geneigt seyn könntest, das wichtigste Geheimniß Deiner Brüder, den im dunkeln Schacht verborgenen Edelstein Deines Lebens preis zu geben?" Der Jüngling wendete sich unwillig ab. Aus der dichten Menge, die ihn umgab, drängte sich ein Verhüllter hervor, und redete mit harter Stimme und unerbittlichem Vorwurf: „Gebt wohl Acht, Brüder, daß Ihr nicht bereut, was Ihr zu thun im Begriffe steht. Er wird uns nicht verrathen: er hat uns bereits an den Kaiser verrathen. Er ist dem Kaiser sein Leben schuldig, und die Wohlthat der Erziehung. Darum machte er den Kundschafter für ihn, und schon weiß man auf der Herrscherburg, wo die Kinder des Nenuphar sich versammeln, und welch' kostbare Blüthe der Hoffnung die Wasserlilie in ihrem Schooße bringt."

Ein Laut der Ueberraschung flog von jedem Munde. Der Jüngling sah furchtlos auf die drohende Gestalt seines Anklägers, und erwiederte: „Dieser lügt. Ich sey verloren, wenn ich eine Sylbe nur an den König verrieth."

„Bekenne!" riefen viele wilde Stimme: „schon nähern sich die Trabanten des Kaisers, um uns in Fesseln zu werfen. Bekenne Deine Schuld, so wollen wir Dein verschonen. Wo nicht, so stirbst Du, ehe wir uns den Leibwächtern des Herrn entgegen werfen!"

Mit fürchterlicher Schnelle war eine Marmorplatte des Fußbodens aufgehoben worden, und ein schwarzer Abgrund gähnte darunter hervor, in dessen Tiefe brausende Wellen rauschten, ein wildes unversöhnliches Grab. An den Rand dieses Schlundes fühlte sich der Jüngling von nerviger Fäuste Gewalt gerissen; aber mit heller Stimme und muthigem Entschlusse rief er: „Schleudert mich hinab, daß ich sterbe, so rein, als ich bisher

gelebt. Ich habe euch nicht verrathen, und Lüge ist die Anklage, der ich unterliegen muß!"

Da fiel dröhnend die Marmorplatte zu, und jauchzend umringten die Brüder des Nenuphar den heldenmüthigen Jüngling und Vorsteher, Oberpriester und Ankläger gaben ihm den Friedenskuß. Wie aus einem Traume erwacht, lächelnd und voll Verwunderung, sah der vom augenscheinlichen Tode Erlöste um sich, und fragte: „woher denn diese plötzliche Veränderung?"

„Du bist bestanden, Du hast überwunden!" riefen die Aeltesten voll Wonne.

„Bin ich denn nun euer Bruder? Was soll ich für euch thun?"

Ein vielstimmiger Gesang antwortete ihm: „Wenn Du Freude fühlst, so theile sie mit uns! wenn Du Kummer hast, so trage ihn vereint mit uns!" Der Vorsteher ergriff feierlich bewegt die Hände des Neuaufgenommenen, und führte ihn zu dem Sessel, auf dem er ihm niederzusitzen befahl.

„Bilde Dir ein," — sagte er, — „Du seyst der König, den wir im Stillen verehren. Jeder neue Bruder muß diesen Sitz einnehmen, und Worte zu den Brüdern reden, wie sie ihm die feierliche Stunde eingibt. Auf dieser Rede beruht das Vertrauen, das wir dem Neuling zu schenken haben werden, und die Hoffnung, die wir von ihm hegen dürfen. Was, mein Sohn, würdest Du Deinem Volke sagen, wenn der Gottheit gnädiger Wille Dich auf den Thron des goldenen Herrn erheben sollte?"

Der Jüngling schwieg eine Weile überrascht; dann rief er plötzlich, aufspringend, mit glänzendem Auge voll Thränen, und die Arme ausbreitend, als wollte er die ganze Versammlung an sein Herz drücken: „Liebet mich, meine Freunde, so wie ich ewig euch lieben werde!"

und verließ die erhabene Stelle, um sein Antlitz an der Brust seines Erziehers zu verbergen.

„Nenuphar! Nenuphar! Heil dem neuen Bruder! Drei ist die Zahl: Der Vater für uns, der Sohn mit uns, gegen uns der Feind!“ schallte es aus dem ganzen Saale wieder, und wie Blitzstrahlen fuhren unter den verhüllenden Mänteln klingende Schwerter hervor, und bildeten über dem Haupte des Aufgenommenen ein Dach von Stahl. — In demselben Augenblick brachte man einen schwarzen Hahn herbei, den der Vorsteher mit einem raschen Schnitt seines Dolches zu den Füßen des Neophyten tödtete, daß sein purpurrothes Blut auf dem blanken Marmor dahin floß. Der Körper des Thieres wurde in den Wellen-Abgrund geworfen, und der allgemeine Ruf: „So möge jeder Verräther sterben!“ schallte seinem Sturze nach, womit sich die ganze feierliche Handlung beschloß, und in eine stille Berathung verwandelte.

Die nächtlichen Wolken erglänzten im Silber des Mondes, und strahlten in den blauen Wellen des heiligen Flusses wieder, wie Züge von ruhig schwimmenden Schwänen. Die zum Wasser niederhängenden Zweige der grünen Bäume, von welchen die Priesterstadt umgeben war, spielten im Strome der balsamischen Nachtluft. In den Gassen der friedlichen Stadt der Altäre herrschte tiefe Ruhe, und Schweigen um den hohen, finsterragenden Dom, worinnen die Leichen der Fürsten schliefen. Durch die Dämmerung jedoch nahte sich eine weiße Gestalt, einem Luftgeiste nicht unähnlich, schwebend, den Marmorstufen der Königsgruft. Die leuchtende Gestalt beugte sich zu einer andern nieder, die wie träumend an den Stufen lehnte, sah ihr mit milden Augen in das bleiche Ant-

litz, und berührte ihre Wangen mit blendenden Händen, die im Zauberlicht des Nachtgestirns durchsichtig schienen, wie gewebt aus silbernen Strahlen.

„Du noch immer hier, geliebte Mandane?" — sprach die liebliche Schwester der Traurenden, die zärtliche Issa — „ich suchte Dich im schweigenden Hause, fand Dich nicht, und das Flüstern meines Engels bezeichnete mir den Weg zu Dir. Bezwinge Deinen Schmerz, holde Schwester; laß hier die Todten, und denke, daß eine liebende Gefährtin lebt, bereit, Deinen Kummer zu theilen, und durch Worte des Trostes Dein Herz mit der Welt zu versöhnen."

„Was soll mir das Leben," — fragte Mandane dagegen — „da doch der nächtliche Geist des Verderbens Alles hinwegreißt, was mir theuer ist im Glanz des Tages? ich wünsche zu sterben, um endlich mein Geschick zu vollenden. — Geh zurück in Dein Gemach, Du Friedliche, und suche die Ruhe, die mich flieht."

„Gestatte, daß ich bei Dir bleibe. Die Hallen unsers Palastes sind so öde: unser Vater hat sich entfernt, und mit ihm ging der Gespiele unserer Jugend, Sadalin. Diese ungewöhnliche Entfernung zur Nachtzeit beunruhigt mich, und ich suche Zerstreuung bei Dir. In Deiner Nähe will ich die Morgenröthe erwarten, die uns ein Fest bringt, heiterer als dasjenige, das am verwichenen Tage gefeiert wurde."

„Ein Fest? welches? hilf mir, Issa, daß ich mich erinnere, denn mein Gehirn brennt vor Schmerz, und die Besinnnng ist mir gewichen."

„Morgen ist der Tag, wo die Einsetzung unsers Königsstammes auf den Thron dieses Landes festlich begangen wird."

O welch' gräulicher Spott des Schicksals! Heute trug man die letzte Hoffnung dieses Stammes zur Ruhe, und morgen feiert man seinen Ursprung. Bedauernswerthes

Verhängniß! und was noch in seinem Schooße schlummert — ich ahne es, wie ich den Streich ahnte, der mein Lebensglück zerschmetterte. Unselige Gabe, in das Dunkel der Zukunft zu schauen, die mir von den Göttern verliehen wurde! Du bist harmlos und unbefangen, Issa, und lässest Dich, wie ein unschuldiges Kind, auf den Wellen des Lebens hinabschaukeln, während ich lange zuvor den Dolch fühle, der die Goldfäden meines Verhängnisses durchschneiden soll. Welch ein Gewirr von Unglück wird noch herein brechen über die kaiserliche Burg und das Land, das von ihr beherrscht wird! Der Stamm von Helden, der einst herüber kam über die Gebirge, um ein schwaches Herrscher-Geschlecht vom Thron zu stürzen, wird fallen, um der Verwüstung Platz zu machen, wenn nicht die Götter eine Taube senden, die auf ihrem glänzenden Gefieder die Palme des Friedens bringt."

„Deine Worte sind geheimnißvoll und schwer. Sie knüpfen sich an die alte Sage, die seit undenklicher Zeit in allen Stämmen des Volkes herrscht. Sollte es wahr seyn daß das vertriebene Geschlecht unserer alten Fürsten noch fortlebe im Schooße des Geheimnisses, und einstens wieder hervortreten werde zu neuer Pracht und Herrlichkeit? Unsere Mutter erzählte mir oft, es walte noch immer im Dunklen ein König, nur von Wenigen gekannt, und ein großer Theil des Volks zolle ihm im Stillen die Huldigung, die seiner erlauchten Herkunft gebühren. Durch reichliche Gaben werde das Daseyn dieses edlen Zweiges gesichert, und ein großer Schatz liege angehäuft, um einst sein Hervortreten mächtig zu unterstützen. Ein weit verbreitetes Bündniß bestehe, um die Rechte der Unterdrückten zu handhaben, und harre nur des gelegenen Zeitpunkts; und nie noch sey es den Machthabern gelungen, den Sitz dieses Bundes zu erspähen, noch den Ort, wo der seit Hunderten von Jahren gesammelte Schatz verborgen liegt."

„Dieses ist nur allzuwahr. Die Sage lügt nicht, meine Ahnung verbürgt es, doch würde die Verschwörung eines unentschlossenen Volkes nimmer reifen, wenn nicht der Zorn der Gottheit für sie kämpfte. Der Himmel hat Wehe gerufen über das Schloß unserer mächtigen Herren, die den Ruhm dieses Reichs bis zu den Gränzen der Erde getragen haben, wo das große Meer anfängt, das mit seinen gewaltigen Armen die Welt umschlossen hält. Der Letzte ist gefallen, der mit tapferer Hand das wankende Reich auf der Spitze seines Schwertes gehalten hätte, und keiner mehr übrig, dem Unglück zu wehren.“

„Wie? der Kaiser lebt noch, sein Neffe ist gekommen, das herrliche Erbtheil anzutreten, und Du fürchtest den Untergang des Hauses, dem Du Dich ergeben, obschon unser Vater es nicht liebt?“

„Du weißt es, Issa,“ entgegnete Mandane mit blitzendem Auge, — „daß mein Sinn stets hinausflog über die Mauern des stillen oberpriesterlichen Palastes. Es war zur Zeit des großen Heerzuges nach Norden, als meine Mutter mich gebar, unter dem Schalle der kriegerischen Posaunen, die das Volk zu den Waffen riefen. Die wilden Bewohner der Heldenstadt, — die Nachkommen jener gewaltigen Schaaren, die einst unsern jetzigen Herrschern den Weg aus der Ferne, aus ihrer traurigen kalten Heimath, wo das Eis der Sonne spottet und der Schnee nimmer den Frühlingsblüthen weicht, in dieses herrliche gesegnete Land bahnten, — waren ausgezogen unter Trommelklang und Schlachtruf, und erfüllten unsere stillen Straßen mit dem Getöse des Krieges. Mein kaum dem Leben geöffnetes Auge fiel auf ihre drohenden Gestalten, auf ihren prächtigen Waffenschmuck; ich rief ihnen jauchzend das Lebewohl, ich begrüßte sie jubelnd, da sie wiederkehrten, und Ruhm und Sieg zurück brachten. An der Hand des Oheims, der zu jenen furchtbar

Herrlichen gehörte, wandelte ich oft, ein schwaches Kind, nach der kriegerischen Stadt. Ich sah jene ernsten Gebäude, wo die Helden des Kaisers wohnen, die ungeheuern Denkmäler, die er ihrem Glücke und ihrer Stärke errichtet hat. Mein Geist nährte sich an diesen Bildern einer großen bedeutungsvollen Zeit, und den Triumphzug zu sehen, und den feierlichen Waffentanz der Krieger, war mir höhere Lust, als in den Reihen der Jungfrauen im Tempel zu dienen, und ein Fest unter den Platanen unserer Gärten begehen zu helfen. Mit solchen Eindrücken wuchs ich auf, die Knaben beneidend, die zum Handwerk der Waffen erzogen werden, die Schwachen verachtend, die sich dem stillen Dienst der Götter widmen. Wie demüthig sang ich in den Tempeln die Lobgesänge, wie jauchzte ich bei kriegerischen Aufzügen die Lieder des Sieges aus voller Brust! Der herrlichste Tag meines Lebens erschien. Ein wilder Aufruhr an den fernsten Gränzen des Reichs war gestillt worden. Der Held jenes Zugs kehrte zurück, strahlend von Jugend und Waffenglück. Ich sah ihn auf dem goldenen Wagen, und der Augenblick, und sein freudetrunkener Blick, der in die Begeisterung meiner Augen herniederschoß, wie ein feuriger Strahl, entschied mein Loos. Ich war geliebt, angebetet von dem Königssohn. Seine Lippe sprach aus, was sein Auge verrieth. Er floh die goldene Burg seines Vaters, die rauhen Uebungen seiner Kampfgenossen; er suchte mich auf in dem Tempel der Priesterstadt, wo ich die heilige Lampe hütete: die vor dem Bilde der Mutter des Himmels brennt. Vor der heiligen Flamme, vor der ehrwürdigen Bildsäule der Göttin, schworen wir uns Treue, und er hat sie gehalten, bis an die Gränzen des Lebens; er hat die Königstochter verschmäht, die man ihm vermählen wollte, er wollte die Krone seines Erbes in meine Locken flechten, — da sank er hinab in die Nacht, mich zurücklassend, um ihn

zu beweinen, und das Verderben des Geschlechts zu sehen, das in unserer Vereinigung fortgeblüht haben würde. Der kriegerische Muctar, des Kaisers Neffe, gehört nicht in die Reihe der Enkel ehrwürdiger Ahnen, die ihren Stamm zum preiswürdigsten der Erde gemacht haben. Als ich ihn gestern sah, — hinter jenem Gebüsch — die Augen voll Thränen, den Busen voll Schmerz, war ich Zeuge des Trauerzuges — als ich den Jüngling sah, trotzig und zuversichtlich einherschreitend, als hätte er schon die Krone der Macht auf sein Haupt gesetzt und das Schwerdt der Gewalt zur Hand genommen, — da überlief es mich wie Eiseskälte: ich glaubte einen finstern fremden Geist zu sehen, emporgestiegen aus dem Abgrund; einen wilden Räuber, der die Hände nach Schätzen ausstreckt, die ihm von dem Rechte nicht beschieden sind. Er mag verstehen, wie man das Schwert führt, das Roß tummelt, und eine Schaar in's Gefecht jagt, aber den königlichen Reif verdient seine Stirne nicht, und der adeliche Lorbeer ist nicht geschaffen, seine Schläfe zu beschatten."

Issa schüttelte bedauernd den Kopf und half der ermattenden Schwester sich in die Höhe zu richten. Dann sagte sie ihr mit zärtlichem Ausdruck, ohne Schärfe, ohne Vorwurf: „Zum mindesten trockne Deine Thränen, und verrathe nicht unserm Vater den ungeheuern Schmerz, der Dich zerreißt. Bedenke, daß es Deine Pflicht ist. an dem heutigen Feste dem Kaiser die Geschenke darzureichen, die ihm die Priesterschaft zu weihen verbunden ist. Du Stolze, Männliche, trage nun auch stolz und männlich Deines Kummers wie Deiner Pflichten Last. Sieh, es dämmert schon das bleiche Morgenlicht. Komm, daß ich Dich schmücke."

„Schmücken? Prachtgewänder, während ich mich in Trauer hüllen möchte? o wäre dieser Tag nur schon vorüber! im Kreise der Freude bricht mein Herz, und

ich muß heiter scheinen! ein einziges Gemüth unter den vielen Tausenden theilt meinen Schmerz: die Seele des gebeugten Vaters, dem ich nicht einmal sagen darf, wie theuer mir sein Sohn gewesen. Ich Unglückliche!"

„Ich bin die Vertraute Deines Grams. Von mir und dem freundlichen Sadalin erwarte Trost und Beruhigung." Mandane faltete die Stirne und sprach mit stolzer Wendung: „Ich hasse den weichen Jüngling. Ich habe schon den Knaben nicht geliebt. Seitdem ihn der Kaiser unserm Vater zur Erziehung anvertraut, ist mir das Vaterhaus fremd geworden. Wäre Sadalin der Sohn des Oberpriesters — was sage ich? — wäre er der Gebieter der Altäre selbst, nicht mit mehrerer Liebe könnte der Vater an ihm hängen, nicht mit größerer Ehrfurcht ihn behandeln. Wir, die Töchter, stehen dem Fremden nach. Des Jünglings Zartheit scheint mir Gleißnerei. Du bist von ihm angezogen, weil Deine weiche, unerfahrene Seele einen gleichgestimmten Freund in ihm zu sehen wähnt. Ich will jedoch lieber meinen Schmerz im tiefsten Busen verschließen, als ihn mit einem Manne theilen, der mir unwürdig scheint."

„Du bist grausam, Mandane!" sagte Issa mit bewegter Stimme und feuchten Augen.

„Ich habe Deine Liebe verletzt;" entgegnete Mandane bereuend: „vergib mir. Der Mund spricht hart aus, was ihm die gemarterte Seele aufdringt. Ich will Sadalin nicht hassen, weil sein Gemüth von dem meinigen verschieden ist. Ich würde nicht dazu taugen, die Gefährtin eines Priesters zu werden, dessen Leben unbemerkt endigt, wie es anfing. Dir genügt ein bescheideneres Glück. Möge bald des Vaters Segen Dich einführen in Sadalins Haus, und niedersitzen lassen an den Herd der ewig ungestörten Ruhe!"

„Ach, des Vaters Segen ist noch fern!" seufzte Issa, in Wehmuth zurücksinkend, denn sie gedachte der finstern

Stirne des Oberpriesters, als er einst die Liebenden in traulichem Beisammenseyn überrascht hatte. — Da rauschte es, dem Gestade nahend, wie leiser Ruderschlag. Die Mädchen lauschten, hinter dem gewaltigen Standbilde eines Löwen verborgen, das unten an der großen Treppe zur Gruft aufgestellt war.

Ein Kahn legte am Ufer an, und wurde an den schweren Ringen von Metall, die von der Brüstung des Dammes hinabhingen, befestigt. Zwei Gestalten erschienen auf dem Rande der Brustwehr, und schlugen dann schnell den Weg nach der Seite des oberpriesterlichen Palastes ein. Der Mädchen Vater war Einer von den Männern, der zweite Sadalin. „Schon flammt es im Osten!" sagte der Erste im Vorübergehen: „die Wasserlilie trinkt den Morgenduft. Laß' zum Feste uns bereiten!"

„Das schönere ist vorüber;" antwortete Sadalin, und verschwand mit dem Oberpriester. Die Mädchen folgten von Ferne schweigend, um ihre Gemächer noch zu rechter Zeit zu erreichen.

Unfern von den drei großen Städten, die, zu einer einzigen verbunden, das hochstrebende Schloß des goldenen Königs umgaben, dehnte sich eine weite Ebene aus, begränzt von waldigen Gebirgen und von dem heiligen Flusse. Ueppige Felder, mit freundlichen Geländen und Lusthainen abwechselnd, bedeckten die weite Fläche. Der sanfte Abhang jedoch gegen den Strom hinab war mit einem Teppich von frischem Rasen geschmückt, auf dem unzählige Blumen in den brennenden Farben des fruchtbarsten aller Himmelsstriche zu schauen waren. Auf dieser grünen und bunten Ebene wurden die Feste gefeiert, woran das gesammte Volk mit den Kriegern und dem

Herrscherstamm Antheil nehmen durfte. Ein herrliches Sonnenlicht lag auf der zauberischen Fläche, und in dem Golde seines Widerscheins strahlte ein unermeßlicher Kreis von Zelten bis zum Ufer des Stromes hernieder. Hohe Stangen mit weit dahin flatternden Panieren ragten daraus hervor, und des Kaisers Zelt, auf einem kleinen Hügel erbaut, trug auf seinem Gipfel viele Fahnen, und rund um dasselbe waren die unzähligen Feldzeichen aufgepflanzt, die das Heer den fremden Völkern abgenommen, als diese sich unterjochen lassen mußten. Wer vermöchte es, die Menge zu zählen, die sich zu der Feier des prächtigen Festes zusammengethan hatte? Kopf an Kopf, Schulter an Schulter gedrängt, am Boden, auf Gerüsten, Wagen und Rossen, standen und saßen Männer und Weiber, und, in die Lüfte erhoben, auf den Armen ihrer Verwandten jubelten die Kinder dem Prachtzuge entgegen, der unter feierlicher Musik von der Stadt zu den Zelten wallte. Voraus schritten geschmückte Reiterschaaren, auf leichten Pferden sitzend, und spielend mit den bewimpelten Lanzen in ihren Händen. Nach ihnen kamen in bunten Abtheilungen die Gesandten der Städte des weitläufigen Reichs und der Provinzen und Länder, über welche sich schützend der Scepter des Kaisers streckte: fremdartige Gesichter von allen Farben, Gewänder seltsam anzuschauen, Geschenke voll Pracht und in bedeutender Menge. Hundert Zungen wurden in dem langen Zuge geredet, und mit Staunen sah erst nun das Volk der Hauptstadt, wie viele Brüdergeschlechter das Schwert seines Siegesfürsten ihm zugewendet hatte.

Den Gesandten der zinspflichtigen Länder folgten die Abgeordneten der Gewerbe und bürgerlichen Stämme, der Landleute Vorsteher, der Gelehrten Zunft, die Versammlung der Sterndeuter und der Statthalter mit Ehrenzeichen geschmückte Menge. In blendend weiße Gewänder gehüllt, Kränze von Rosen in den Haaren, folgte der

unabsehliche Zug der Priestertöchter. Sie trugen in ihren Händen auf silbernen Schalen das Kostbarste von den Früchten des Erdreichs, Tempel- und Altarzierden, von ihnen mit seltener Kunst gefertigt. Hierauf kamen die Jungfrauen aus dem Stamme der Krieger, ausgezeichnet durch ihre erhabene Gestalt und den Stolz ihres Blicks; sie brachten Fahnen herbei und kriegerische Feldbinden, und Panzerschmuck von blinkenden Stahlringen, und die Prunkhelme ihrer Väter, von ihren zarten Händen geziert mit dem wallenden Busch und den hochflatternden Federn. Die Jungfrauen alle sangen Hymnen zum Lobe des Tags und des Fürstengeschlechts. Mit ernsterem Liede nahte sich das Volk der Priester, heilige Lampen, Tempelgefäße und die Bilder der Götter tragend, heute unverhüllt, ohne Schleier der Trauer. Dem Oberpriester im Schmuck seiner hohen Würde traten die Herolde des Kaisers nach, und die geputzten Hofleute mit duftenden Haaren und goldenen Stäben, und die leichtfertigen Edelknaben mit muthwilligen Blicken, und die weißbärtigen Aerzte der kaiserlichen Burg. Ihnen, die dem Tode sein Liebstes nicht entreißen konnten, folgte der Kaiser selbst, gebückt unter der Last des Goldes, der Edelsteine, der Jahre und — des Kummers. Neben seinem funkelnden Wagen ritt der Neffe daher, mit glänzendem Antlitz, umschwärmt von der wunderlichen Bande, die mit ihm gekommen war. Der rauhe Schmuck, worin er gestern erschienen war, umgab ihn auch noch heute; dieselbe wilde Gluth drohte aus seinen Augen, wie aus denen seiner Begleiter, und hielt in geraumer Entfernung den majestätischen Kranz von stahlgewappneten Kriegern, die das Vorrecht hatten, als die getreuesten Lehensleute die Person des Kaisers zu umringen.

Die finstern und bärtigen Gesichter der Helden trugen den Ausdruck des innern, verschlossenen Zorns, und ihre Hände hielten die Zügel ihrer Rosse so straff, als

ihre an Gehorsam gewohnte Zunge das grollende Wort zurückhielt in der eisernen Brust. Lange Reihen des gedrängten Fußvolks, ernst und schweigend wie die Führer, kamen hinterdrein, und den Pomp des Zuges beschloß der schwere, donnernd den Boden tretende Troß der gerüsteten Elephanten aus den Ställen des kaiserlichen Schlosses.

Die ganze ungeheure Masse entwickelte sich auf dem Platze des Festes, und umkreiste denselben, wie der bunte, glänzende Leib einer Schlange sich durch den grünen Rasen zieht. Es dauerte sehr lange, bis des Kaisers Wagen das große Gezelt erreicht hatte, und die Sonne stand im Mittage, als der Fürst, ermüdet von der Anstrengung, abstieg, um die Glückwünsche des Priesterordens anzunehmen. Das große wunderthätige Bild des obersten Gottes wurde in des Kaisers Nähe getragen, und dieser letzte mußte seine Hände schwörend auf die Kniee des Götterbildes legen, zu betheuern, daß er fortfahren wolle, in seinem und seiner Nachfolger Namen Tempel und Altäre zu schützen, und den Dienst der Götter nie zu stören. Da — o Entsetzen! — Da brach das goldene Bild zusammen unter der Berührung der kaiserlichen Hände, und ein Schrei des Schreckens und der Wehmuth fuhr empor aus den gedrängten Haufen der erblassenden Zuschauer. Auch der Fürst mußte, einer Ohnmacht nahe, in sein Zelt getragen werden. Die Priester führten bestürzt die Trümmer des Bildes hinweg, und schlossen sich in die ihnen bestimmten Hütten ein, so wie das übrige Volk dasselbe that, um sich zu berathen, um zu beten, und in Stille den Abend zu erwarten, wo die Spiele beginnen sollten. Die Sonne brannte senkrecht auf den Platz, und erstickte den Weihrauchdampf, der auf mehreren Altären zum Preise der Götter angezündet worden war. Einzelne Wachen durchstreiften die Ebene, und wie Mauern standen in der sengenden Hitze die Reihen der Ele-

phanten um des Kaisers Zelt. Kein anderes lebendes Wesen war auf dem Platze zu schauen, weil sich Alle, von der traurigen Begebenheit mit dem Götterbilde erschüttert, in Schatten und Schweigen zurückgezogen hatten.

Der Oberpriester saß in seiner köstlich geschmückten Hütte, den Kopf in die Hand gestützt, und den sinnenden Blick auf die Töchter geheftet, die zu seinen Füßen auf dem Teppich saßen, an weiche Polster gelehnt. Sadalin trat zu ihnen, und wollte sich, nach seiner bisherigen Weise, neben ihnen niederlassen; da erhob sich der Oberpriester rasch, ergriff ihn bei der Hand, und führte ihn hinaus mit den Worten: „Diese Gesellschaft ziemt Dir von nun an nicht mehr. Ich habe für die Zeit des Festes diese Hütte neben der meinigen für Dich erbauen lassen, und in derselben wirst Du wohnen." Sadalin betrachtete seinen neuen Aufenthalt. Er war klein, aber mit verschwenderischer Tempelpracht ausgestattet: ein wahrer Palast gegen die ärmliche nackte Zelle, die der Jüngling bisher im Vorhofe der oberpriesterlichen Wohnung inne gehabt hatte. Der Oberpriester verließ mit einer tiefen Verbeugung seinen Zögling, und eine Menge von Tempelknaben trat zu dem Einsamen, und diente ihm, bis er die Ueberlästigen, der Aufmerksamkeit ungewohnt, hinausschickte. Ein lieberer Gast sah bald darauf neugierig und staunend durch die Ritze des goldenen Vorhangs an der Thüre und auf Sadalins freudigen Willkommenruf schlüpfte Issa in das Innere der prächtigen Hütte. Sie maß verwundert den Freund mit glänzenden Augen; er errieth die Ursache der Verwunderung und sagte lächelnd: „Sage mir doch, Issa, ob dieß alles nur ein Spiel ist, das meine Einbildungskraft mit meiner Einfalt treibt? oder, kommst Du vielleicht, um mir die so nöthige Aufklärung zu bringen?" Issa erwiederte: „Ich bin gänzlich unwissend; unser Vater ist in den Rath seiner Priester gegan-

gen, ohne uns das Räthsel zu erklären, das Dich aus unserer Nähe verbannt, und in eine glänzende Einsamkeit sperrt, die Dir nicht gefällt, wenn ich Deiner unzufriedenen Stirne trauen darf."

„Ich versprach mir" — sagte Sadalin — „so viele Freude von diesem Feste. Ich hoffte, ungestörter und öfter mit Dir zusammen zu seyn, Du Geliebte? Statt dessen kerkert mich der Wille Deines Vaters, dem ich aus Pflicht nicht widerstehen darf, hier ein, und ich muß verzweifeln, wenn drei lange Tage hindurch diese Gefangenschaft nicht von mir weichen soll. Ich verdanke indessen dieser sonderbaren Behandlung eine Mahnung an meine frühe Jugendzeit: eine Erinnerung, die sich aus meinem Gedächtnisse längst verloren hatte, und mir jetzt mit neuer Frische zurückkehrt. Ich sagte Dir schon oft, wie abgeschieden und still die Lebensweise meiner Eltern gewesen, wie einsam und ungestört ihre trauliche Wohnung im Schooße eines grünen Thals, das, wenn ich nicht irre, hinter jenen Waldgebirgen liegt. Die Mutter schaffte geräuschlos in der kleinen Wirthschaft; der Vater streifte auf der Jagd nach edlem Wilde, oder las daheim in heiligen Büchern auf Palmblättern geschrieben, oder vergnügte sich, seine Waffen zu putzen, oder den Liedern zuzuhören, die meine Mutter mit besonderem Wohllaut sang. Nicht ich, nicht mein Bruder, haben ihn jemals mit einer andern Arbeit beschäftigt gesehen. Der schwarze Knecht unseres Hauses bestellte den Garten, und trug mit der Mutter die kleinen Mühen des Hauswesens. Aber es kamen Tage im Jahre, wo der Vater zu Hause blieb, um mehrere Männer zu erwarten, die regelmäßig zu derselben Zeit alljährlich kamen, sich mit ihm ins Geheim zu unterreden. Alsdann wurde unser Haus köstlich geziert, ein Schmaus wurde gegeben, und mein Vater nahm einen prächtigen Stuhl ein, und wurde ehrerbietig von

den Fremden bedient, während er in Unthätigkeit verharrte, und die fremden Leute manchmal wie Freunde, manchmal wie den schwarzen Knecht behandelte. Der feierliche Glanz, der mich in diesem Augenblick umgibt, erinnert mich lebhaft an jene Festtage, und besonders an den letzten, dem so viele Tage des Kummers, und ein so trauriges Geschick folgten. Die fremden Gäste hatten unsere Hütte verlassen; ich war neben dem Vater auf silbernen Kissen eingeschlummert; da weckte mich, nicht der Morgengesang meiner Mutter, sondern das wilde Geschrei bewaffneter Männer. Als ich die Augen aufschlug, sah ich mich von Mutter und Bruder umschlungen. Der Vater, vor uns stehend, uns mit seinem Leibe deckend, wehrte sich wüthend gegen einen Haufen von Räubern, denen unser schwarzer Sclave, teuflischen Angesichts, zu dem unredlichen Angriff mit einer Fackel leuchtete. Wir schrieen alle auf vor Entsetzen, als plötzlich ein fürchterlicher Säbelhieb, von einem Riesen in Soldatenrüstung geführt, den Vater zu Boden streckte, daß sein Auge sich schloß, um nie mehr seine Lieben zu schauen. Sein Tod ging nur wenig Augenblicke dem meiner Mutter voraus. Ihre Verzweiflung riß sie mitten unter das unbarmherzige Mördervolk. Muthig, wie eine Löwin, griff sie mit starker Hand in die Schwerter der Feinde, und das Blut, das von ihren Händen floß, steigerte ihre Wuth und die Schmähungen, die ihr Mund ausstieß. Sie rief: „Haltet ein, Unselige! Ihr lechzt nur nach Gold, und mordet einen Mann dahin, dessen Werth ihr nicht zu begreifen versteht. Fordert, was Eure Habsucht begehrt; gebt mir aber den Gatten wieder, und schonet dieser Kinder!" — Als aber auf diese Rede des Jammers die wilde Antwort erfolgte: „Wahnsinnige! wir sind nicht Räuber, sondern des Kaisers Trabanten!" da schwanden die Sinne der Mutter dahin, und wie gelähmt sanken ihre Glieder zur Erde; einer

von den Wüthrichen gab ihr, der Wehrlosen, den Todesstreich. Wir, die armen Kinder, festgebunden mit Stricken, die in's Blut unserer Eltern getaucht worden waren, wurden vor den Kaiser geschleppt, getrennt, und meinen Bruder habe ich niemals wieder gesehen. Man sagt, der Kaiser habe ihn umbringen lassen, hierauf seinen vorschnellen Befehl bereut, und befohlen, daß man mich sorgfältig erziehe, und keinen Mangel leiden lasse. Und so erwuchs ich denn, und bin zu der unverdienten Strafe verurtheilt, einem Mann dankbar seyn zu müssen, der meine Eltern, meinen Bruder und mein Glück vernichten ließ, ohne daß ich nur die Ursache solch' gräßlichen Beginnens jemals erfahren hätte. Darum ängstigt mich der Prunk, der mich hier umringt; wenn, wie ich hier glauben muß, Dein Vater nach einem Befehl des Königs handelt, so fürchte ich Schlangen unter diesen Rosen."

Issa hatte noch die Zeit gehabt, dem Freunde ein tröstendes Wort zu sagen, als ein fröhliches Getöse, unfern von den Hütten der Priester, die schwüle Stille des Festlagers unterbrach. Die Bewohner der leichten Zelte eilten in's Freie, um die Ursache des auffallenden Jubels zu vernehmen, und es wurde so lebhaft auf dem Platze, als es vorher traurig und still gewesen war.

Das Freudengeschrei einer jauchzenden fröhlich überraschten Familie hatte das Lager auf die Beine gebracht. Ein Kaufmann aus der Kaiserstadt, den sein Handel schon seit mehreren Jahren fern von seinem Hause gehalten hatte, war plötzlich zurückgekehrt aus der Fremde, und hatte seine Angehörigen, die an dem Feste Theil nahmen, überfallen, wie das Glück seine Günstlinge unverhofft zu besuchen pflegt. Die Freude macht mitthei-

lend; nachdem der Willkommgruß in dem stillen Zelte abgestattet worden war, führten Kinder und Verwandte den heimgekehrten Familienvater jubelnd, singend und tanzend, mit grünem Laube und bunten Wiesenblumen bekränzt, durch die leicht aufgebauten Gassen. Fröhlicher Pfeifenklang zog ihnen voraus, und so oft die Musik eine Pause machte, riefen die Söhne, wie Herolde, nach allen vier Weltgegenden die Worte: „Sehet hier unsern Vater, den vielerfahrnen Handelsmann, der da zurückkehrt aus dem Lande Jubal, das weit hinter den großen Gebirgen liegt, und von dessen rauhen Gränzen man nur mit der Gnade der Götter wiederkömmt! Freuet euch mit uns, ihr Mitbürger und Freunde! Danket dem Himmel mit uns, daß er den lieben Vater Sim wieder in unsere Hütte führte, in die Arme seines trauernden Weibes und seiner wehmüthigen Kinder! Groß sind die Götter, und gnädig den Wanderern als leuchtender Stern zur Heimath!“

Aus allen Zelten, aus allen Hütten und Lauben strömte neugierig und theilnehmend Volk heraus, um den Freund zu empfangen, den Nachbar zu begrüßen, den Verwandten zu umarmen und zu küssen.

„Wohl Dir, daß Du heimkamst, um das große Fest mit uns zu begehen,“ riefen einige aus dem Volk; andere setzten hinzu: „Heil Dir, Du vielgereister Mann! Dich hat auf der Heimfahrt der große Geist beschützt, der den Neffen unsers Kaisers unversehrt hieher geleitet hat, aus dem Lande Jubal, von wannen Du kommst!“ Und Sim, der Kaufmann, drückte Allen die Hände, küßte seine Gattin, segnete seine Kinder, und setzte sich nieder im Kreise seines schattigen Zeltes, und der vielen Zuhörer, die erschienen waren, um die Berichte aus seinem Munde zu hören, — wie der vielen Sprecher, die sich herbeigethan hatten, um den Pilger von Allem zu unterrichten, was in seiner Abwesenheit vorgefallen war.

Während nun die Einen sich in Gedanken wiederholten, was Sim von den fernen Gefilden des Jubal erzählt hatte, von dem ewigen Schnee jener fernen Berge, von der wilden Brandung jenes fernen Meeres, von dem Ende, das die Welt an jenen Küsten nimmt, wo sich die Erde plötzlich schroff in den Abgrund senkt, und das Reich der Fische und Ungeheuer angeht, und jenseits desselben nichts mehr ist, als der leere Raum, — während dessen erzählten dem Reisenden zwanzig Zungen, wie viele Jungfrauen sich verehlicht, wie viele Greise dahin gegangen, wie viele Schiffe auf dem heiligen Strome angelangt, wie viele Tage der Prinz des goldenen Königs krank gelegen, wie prächtig sein Leichenbegängniß gewesen, wie trostlos der Vater sey, und wie ängstlich das Volk, seitdem es den kriegerischen Muctar gesehen, der, als Nachfolger im Reiche, der Verkündiger von vielen Jahren des Krieges und des Leidens zu seyn scheine; sie schlossen mit der Aeußerung: „Mit Dir, geliebter Freund, ist Glück und Zufriedenheit für Dein Haus und für uns aus Jubal gekommen: Muctar jedoch, wie wir fürchten, hat eine Zukunft von Erz aus Jubal gebracht!"

Da staunte der Kaufmann, faltete sinnend die Stirne, stützte den Kopf nachdenklich in seine beiden Hände und schüttelte dann das Haupt mit besonderm Lächeln, und schwieg jedoch, als ob er mit sich selbst im Kampfe läge, und ein Geheimniß im Munde trüge, das sich scheute, über die Lippen an's Licht zu treten. Da gingen jedoch murmelnd und dringend die Fragen an ihn: „Was hast Du, vielerfahrner Sim? — verbirgst Du uns nicht eine wichtige Nachricht? — sind wir nicht Deine Freunde, und würdig, Deine Vertraute zu werden? — Siehst Du nicht nachdenklich und betrübt aus, wie unsere Gesichter, da heute das Bild des obersten Gottes unter den Fingern des Kaisers zusammenstürzte, eine unglückliche Vorbedeutung?" und Sim der Kaufmann zog die Kränze

aus seinen Haaren, und den faltigen Mantel darüber hin, und rief lebhaft, seiner Zunge freies Spiel lassend: „Wohl ist die Vorbedeutung unglücklich, und wehe dem, der die Götter versucht, und den gläubigen Menschen täuscht! Es wird untergehen das Haus der Eroberer, es ist schon untergegangen durch die Treulosigkeit des Alten, der noch die Krone trägt! der Neffe des goldenen Königs ist im Lande Jubal gestorben, und mehrere Monden sind verflossen, seit man die Gruft des Todten geschlossen hat. Ich habe ihn selbst zur Ruhe geleitet, und wenn nicht sein Gespenst herüber gekommen ist über die fernen Gränzen hinter jenen Bergen, um eine schauerliche Begebenheit in der Kaiserburg zu veranlassen, so seyd Ihr, der Kaiser, sein Statthalter, die hohen Priester, die Götter selbst das Spielwerk eines Betrügers geworden."

Stummes Grauen schlich durch die lange Reihe der erbleichenden Zuhörer, und sie drängten sich zusammen, wie man zur Nachtzeit zu thun pflegt, wenn das Mährchen von dem Zaubergeiste oder von dem gespenstigen Blutsauger erzählt wird. Ein dumpfes Murmeln gleitete von Mund zu Munde, und pflanzte von Zelt zu Zelt die überraschende Kunde aus dem Lande Jubal fort; und allenthalben, wo man an der Wahrheit derselben zweifelte, betheuerten die Erzähler: „Sim hat's gesagt, und der wahrhaft rechtschaffene Mann, der Vielgereiste, der am Ende der Welt Gestandene lügt nicht." — Hierauf wurden Alle gläubig, und schworen auf Sim's Wort und Wahrhaftigkeit. So kreiste das Gerücht durch das Lager, wo die Stämme des Volkes wohnten, und gelangte bis zu den buntgeschmückten Schiffen, die auf dem heiligen Flusse einen prächtigen Halbzirkel bildeten, glänzend gefiederten Riesenvögeln nicht unähnlich, ruhend auf blauer Fluth; gelangte endlich zu den Hütten der Priester, wohin Sim es selber trug. In das Lager der Krie-

ger jedoch drang es nicht, weil die Waffenleute sich starr getrennt hielten von den übrigen Stämmen, und diese Scheidung ließ nicht einen Hauch der beunruhigenden Kunde in die Nähe des kaiserlichen Zeltes reichen, wo die Elephanten standen, gegenüber von den leichten Schiffen, am andern Ende des großen geräumigen Platzes.

Im Schatten eines prächtigen Baldachins ruhte auf der kühlen Haut eines Hirsches der junge kräftige Muctar. Die Vorhänge seines Zeltgemachs waren tief hernieder gelassen, und nur durch einige Oeffnugen in der Kuppel des Zeltes leuchteten goldene Mondstrahlen in die stille Dämmerung. Der Erbe des ungeheuren Reiches lag darnieder wie ein Verwundeter, oder wie gebeugt von der stillen Last unbekannten Kummers. Er hatte den Panzer abgeworfen, das wilde Fell des Bären von seinen Schultern gestreift; der drohende Helm lag im Winkel des Zelts, und mit dem Schwerte, mit der klingenden Streitaxt spielten unfern die muthwilligen Wolfshunde, ein aus den rauhen Gebirgen herunter gekommenes, auf den Ufern des heiligen Flusses unbekanntes Thiergeschlecht. Muctar lag in trüben Gedanken versunken; vor ihm stand der alte Mann in wilder Rüstung, sein Begleiter und Führer der abentheuerlichen Schaar, die mit dem Prinzen in's Land gekommen. Der Alte blickte finster und mißbilligend auf den Jüngling hernieder, und brach endlich das Stillschweigen, indem er dumpf und leise mit dem Ausdruck herben Spottes begann: „Als Du noch jagtest auf wilden Höhen und der Baum Dein Dach war, der Himmel Dein Zelt und das grimmigste Unthier des Waldes ein willkommener Feind, — als Du des wilden Strommes spottetest, Blitz und Eis verachtetest, — da glaubte ich nicht, Dir einst den Vorwurf machen zu

müssen, daß Dich der Muth verlassen. Dennoch zwingst Du mich heute dazu. Ermanne Dich; steh auf zu Deinen glücklichen Sternen und gräme Dich nicht um eines Vorfalls willen, der das Werk der Zufälligkeit oder der priesterlichen Bosheit gewesen ist. Glaube mir, daß die Zertrümmerung des Götterbildes Dir kein Unheil weissagt; verbanne Dein düsteres Schweigen, und belache mit mir das Gaukelspiel, wodurch der ganze abergläubische Haufen des Volks in so schweres Entsetzen versenkt wurde."

Da erhob sich Muctar halb von seinem Lager, strich die dunkeln Locken von der Stirne und sah den Alten mit hellen Blicken voll Muth und Entschlossenheit an. „Wer sagt Dir," — sprach er unwillig — „daß ich muthlos bin? daß die Zernichtung eines Bildes mich in matte Verzweiflung stürzt? ich bin gekommen in Erwartung großer Kämpfe und zittere nicht vor dem Gedanken, daß ich darinnen umkommen könnte. Ich bin nicht gewohnt gewesen, in Tempeln die Götter zu verehren; ich spotte der Bildnisse, die des Sterblichen schwache Hand von den Unsterblichen entwirft. Ich habe nicht gebebt, wenn der Feuergott aus den rauchenden Bergschlünden des Jubal seine Flammen zu mir ausspie; ich erschrack nicht, wenn der Donnerer aus den schwarzen Wolken des Gewitters zu mir redete; wenn die Geister der Unterwelt Berg und Thal in ihren Grundfesten erschütterten, wenn der Meeresgott zürnte im Sturm und die Gespenster der Luft Alles ersäufen wollten im unendlichen Regen. Man muß den Göttern in der großen weiten Halle ihrer Schöpfung geopfert haben, wie ich, um mit ihnen vertraut zu werden, um sich nicht vor den Götzen der Menschen zu fürchten. Glaube daher nicht, daß mein Herz in abergläubischer Furcht erzittert. Könnte ich vor Menschenkraft beben, so hätte ich Dich früher zum Mitwisser meiner Angst ge-

macht; Du verstehst Dich auf Gefahren, und Dein Rath ist, wenn es einen Kampf gilt, vortrefflich. Aber was in meinem Innern vorgeht, liegt nicht im Bereiche Deines Verstandes und Deines Gefühls. Mich bewegt eine Erscheinung, die mir im Leben höhere Genüsse verspricht, als jemals die Gewalt der Krone allein mir zu verleihen vermag. Wie soll ich sie aber Dir schildern, dessen einzige Freude nur in dem liegt, das die Sinne beschäftigt? Du liebtest so lange, Du liebst nur den Wald, der Dir Schirm gab, die Quelle, die Deinen Durst löschte, das Wildthier, das Dich nährte, das Schwert, weil es Dich beschützt, das Roß, weil es Dir Flügel gibt, den Tag, weil er Dir leuchtet, die Nacht, weil sie Deinen Schlummer verbirgt. Anderes hast Du nie geliebt, und ich sollte Dich von Liebe unterhalten?"

Mogreb, der Alte, zuckte leicht die Achseln, warf das Haupt zurück und erwiederte mit ungefälligem Lächeln: „Das der Wiederhall? das des Schweigens Grund? das endlich des jugendlichen Kummers und Sehnens Ziel? es liegt im Menschen: einmal muß der Taumel kommen. Doch wäre es gut, Du bezwängest ihn, bis Du Alles verrichtet, warum Du hieher gekommen. Die Liebe der Weiber ist ein angenehmer Zeitvertreib für den Helden am Ziele seiner Bahn; ein Hinderniß jedoch, wenn sie ihn im raschen Siegeslauf bethört und ihn in die Arme nimmt, bevor er sein rühmliches Tagwerk vollbracht hat."

Muctar richtete sich stolz vor dem Alten auf und sagte ernsthaft gebietend zu ihm: „Befiel meinen Sinnen und meinem Herzen, wenn Du kannst; selbst meine Laune würde ich Dir nicht aufopfern, vielweniger was meine tiefste Seele berührt. Es lag die Schuld nicht an Dir, daß der gefährliche Taumel über mich gekommen. Du hast es verstanden, mich in der Einsamkeit zu hüten und fern von mir zu halten, was nicht zu

meinem, dem rauhen Männergeschlechte gehört. Jedoch, obgleich Du mich einschloßest in der Bäume düsteres Grün, in der Felsenschluchten starre Mauern, in die öde Stille dürrer Steingebirge, völlig einsam war ich doch nicht. Vögel und Wild belebten den Wald, und flüchtige Rehe sprangen auf den Höhen, Käfer, Eidexen und Schlangen krochen in der Kluft. Ich drang zu dem Horste des Adlers, des gefräßigen Geyers, und sah darin, wie in dem bescheidenen Neste des Goldvogels, der in Blüthenbüschen haust, die Liebe walten. Ich drang zum Lager der wilden Thiere und sah den grimmigen Löwen wie den furchtsamen Hirsch in den Netzen der Liebe gefangen. Was mich das Beispiel der vielbewegten Thierwelt nicht lehrte, ersetzten die Mährchen, die von unsern Gefährten beim Schein der abendlichen Flamme, beim festlichen Mahl und fröhlichem Trunk erzählt wurden. Wie lauschte ich neugierig und entzückt, wenn Einer oder der Andere von der Freundin sprach, die ihn einst beglückt hatte; von den Hirtinnen, die er einst belauscht, von den Schnitterinnen, denen er einst die Garben binden geholfen. Mich ergötzten die kleinen leichtfertigen Abenteuer der Erzähler; ich träumte mich sehnsuchtsvoll auf die Fluren, zu den Jungfrauen in den Feldern, auf die Berggipfel zu den Schäferinnen im balsamisch duftenden Grase; aber zur Begeisterung wurde die Sehnsucht erst dann, wenn die Sage von der stolzen Fürstin des Waldes wiederholt wurde, die meine Brust mit Wonne und Furcht zugleich erfüllte. Wenn sie geschildert wurde, die Göttin, einherbrausend auf schnaubendem Pferde, umwallt von flatternden grünen Schleiern, schön anzusehen, wie die Göttin der Liebe, und doch so ernst wie die Gottheit des Krieges; lockend zur Leidenschaft, und versagend in schnöder Kälte, den Himmelsstrahl aus ihren Augen schießend, und darauf den Pfeil des Todes in die Brust des Bezauberten, — dann schnürte

sich meine Brust zusammen, als ob kein Athemzug mehr darinnen wäre, und ich beschwor heimlich des Himmels Gewalten, mir einmal die hohe Unsterbliche zu zeigen, um mich an ihren Blicken zu berauschen, und an ihrem Pfeile zu sterben in der Wonne der Seligen. So oft ich aber, mein Schicksal herausfordernd, zu mitternächtiger Zeit den Wald durchstrich, — nimmer konnte ich mein Leben und meinen Tod erspähen. Da stellt sich mir plötzlich heute, nachdem ich lange jene Sage vergessen, eine Jungfrau vor Augen, die in ihrem Wesen alle Eigenschaften vereinigt, die von der glühendsten Einbildungskraft jener Waldgöttin beigelegt werden können. Ich sah sie, und schnell hob sich mein Panzer von dem Schlagen meines Herzens; mein Auge suchte das ihrige, und schwelgte in der Sonne desselben, und bebte zurück vor dem Ernst dieser Sonne. Mein Mund wäre so gerne dem ihrigen begegnet, um auf ihn den Kuß der Liebe zu drücken, und wäre dennoch gewiß verstummt vor dem bittern Ernste auf den Lippen der Jungfrau. Licht und Finsterniß, Liebe und Verschmähen, Hingebung und Stolz, Ahnung der Seligkeit und des Kummers Schatten theilen sich in die lieblichen Züge, deren Sclave ich geworden bin; in die herrliche Gestalt, die ich besitzen muß, und zur Stelle besitzen muß, wenn mich nicht die Leidenschaft zu Boden drücken soll."

„Ich errathe;" entgegnete Mogreb lächelnd und verschmitzt: „Die Töchter aus dem Stamme der Krieger sind so, wie Du die Jungfrau schilderst. Wenn Stolz, verbunden mit heldenmäßiger Gestalt und männischen Sitten Dich zu reizen vermag, so bietet die Heldenstadt vielleicht noch schönere Jungfrauen dar, als die Erwähnte ist."

„Nicht doch! Dein Scharfsinn ist fehlgegangen, Mogreb. Die Umgebungen des Kaisers nannten mir die stolze Schöne. Sie ist die älteste Tochter des Ober-

priesters, nach den Sitten dieses Volkes ein heilig Kleinod, dessen Entweihung der Sünden größte seyn würde, und dennoch muß ich sie mein nennen, und müßte ich an dem Versuche zu Grunde gehen."

„Thor! Schwimmend auf gefährlichen Wogen, um eine Krone zu gewinnen, wolltest Du die Krone sinken lassen in den Schlund, um nach dem Strohkranze zu greifen, der, ein verächtlich Spiel der Wellen, auf dem Meere treibt? Vollbringe das Ernstliche, und schmücke Dich dann mit der Thorheit, wenn es Dir so gefällt. Ich befehle Dir, kraft der Gewalt, die mir das Verhängniß über Dich eingeräumt hat, Deinem Herzen zu gebieten, um Deine Bestimmung zu erfüllen!"

Muctar maß den Alten mit staunenden, aber drohenden Blicken von der Scheitel zur Zehe; dann sagte er, mit dem Tone des Ingrimms und mit vernichtender Kürze: „Du mir befehlen? Du, den ich zertrete wie einen Wurm? hüte Dich! der Sturm in meiner Brust muß gestillt werden, und ich setze Alles daran. Ein Wort des Vorwurfs aus Deinem Munde, eine Weigerung des Gehorsams, den ich von Dir verlange, und Du bist verloren. Ich sage dem Kaiser eine Sylbe, und Du liegst unter dem Beile des Henkers."

Mogrebs Gesicht wurde zu blassem Steine. Unwillig neigte er und unmerklich den Kopf, und versetzte dumpf: „Ich muß mich ja fügen. Gebiete mir immerhin; und ende bald, wenn auch mit Gewalt, das Spiel, was der Zufall und Deine Sinne mit Dir treiben."

Muctar betrachtete ihn lange unverwendet und antwortete kurz: „Ich werde Deine Dienste verlangen, sobald es mir gerathen scheint. Nun aber geh; der Abend ist hereingebrochen, und ich muß mich zu den Spielen fertig machen, die jetzt beginnen werden. Die Sitte will, daß der Erbe des Kaisers sich ebenfalls in die Bahn stelle, um mit seiner Gliederkraft und Ge-

schicklichkeit nach dem Preis zu ringen, der den Sieger in diesen Spielen erwartet. Ich hoffe, heute, von Liebe begeistert, und von der Stärke gestählt, die das wilde Jägerleben verleiht, der Sitte mehr als genug zu thun, und das Volk soll die Hand kennen lernen, die bestimmt ist, einst seine Zügel zu lenken."

Balsamisch duftete die Au, und die milde Klarheit des Abends war über das Land herabgekommen. Das Gewühl des Volks trieb sich geschäftig um die Schranken der Rennbahn und des Fechtplatzes. Menschen und Thiere waren frisch und lebendig geworden durch die Alles belebende Kühle. Die Rosse wieherten lustig in die Luft hinein; die Büffelgespanne an den Wagen der Priester und des Volkes brüllten; die Elephanten regten stolz und majestätisch die weitragenden Rüssel. Schaarenweis zog das Gefieder durch die Wolken und starke Geier, Adler mit mächtigen Fittigen, und die bunt flimmernden Königsvögel kreisten um die Kampfbahn, gleichsam den edlen Streit erwartend, der sich dort begeben sollte. Die Kämpfer hielten ihren feierlichen Einzug unter dem Schalle der Cymbeln und der Kriegshörner: wohlgerüstete Schaaren, gepanzert in Erz, oder bekleidet mit einfachen Lederröcken und Thierfellen. Sie schritten stolz an dem Throne des Kaisers vorüber und neigten ehrerbietig vor demselben ihre Paniere und ihre Waffen. Hierauf theilten sie sich in zwei Horden, und das Fechtspiel begann, das die Begebenheit vorstellen sollte, wie einst vor langen Jahren die Eroberer über die Berge gekommen waren, um das harmlose Volk an den Ufern des heiligsten Flusses zu unterjochen. Die leicht bewaffnete Partei führte ein kleines Rennspiel auf der Ebene aus. Sie war mit dünnen Wurflanzen und kleinen

Schilden versehen. Hochgeschürzte Jungfrauen theilten ihre Spiele, neckten die Ermatteten, bekränzten die Sieger, und wandelten das Rennspiel in ein fröhliches Hirtenfest um. Plötzlich ertönt von ferne ein furchtbarer Posaunenruf. Schildgerassel und Schlachtruf vermischt sich mit dem fürchterlichen Heerhorn. Wilde Bewaffnete stürzen in den Kreis der unschuldigen Freuden; die Jungfrauen entfliehen, die Männer stellen sich zur Wehr, aber ihre schlechten Waffen erliegen unter der Wucht der feindlichen Keulen. Muctar, an der Spitze der fremden Krieger, unterwirft, dem Spiele durch seinen Muth und seine Heldenbewegungen den Schein der Wirklichkeit verleihend, das Volk, das seine Waffen wegwirft, seine Kniee beugt, und des Siegers Gnade anfleht. Dieser winkt gewährend mit der Hand, und die Zuschauer, die schon oft dieses Schauspiel gesehen, richten ihre Augen nach der Gegend, wo die Jungfrauen wieder einzuziehen haben, und in ihrem Gefolge der Siegeszug und das Chor der Priester, um die neue Herrschaft einzuweihen, und mit dem Volke zu verbinden.

Da bricht auf einmal aus der Gegend, wo die Hütten der Priester stehen, ein Schrei des Entsetzens aus hundert Kehlen los, und: „Mord! Mord! verfluchter Mord!“ schallte es wie Sturmgetöse durch die Reihen des Volks hinauf, die sich erschütternd bewegen, wie die zuckenden Glieder eines sterbenden ungeheuern Thieres. Je neugieriger die Menge bisher zugesehen hatte, je behaglicher lächelnd der Stamm der Helden, je stiller und unbeweglicher das Volk der Altardiener — um so schneller wandelten sich jetzt alle Mienen, um so aufrührerischer tobte das Gewühl, als sich die Nachricht auf tausend Zungen verbreitete, daß Sim, der aus Jubal zurückgekehrte Kaufmann, einen schnellen Tod gefunden habe. Und welch' ein Ende! beinahe in den Armen der Seinigen, am Stuhle der vornehmsten Priester selbst,

schicklichkeit nach dem Preis zu ringen, der den Sieger in diesen Spielen erwartet. Ich hoffe, heute, von Liebe begeistert, und von der Stärke gestählt, die das wilde Jägerleben verleiht, der Sitte mehr als genug zu thun, und das Volk soll die Hand kennen lernen, die bestimmt ist, einst seine Zügel zu lenken."

Balsamisch duftete die Au, und die milde Klarheit des Abends war über das Land herabgekommen. Das Gewühl des Volks trieb sich geschäftig um die Schranken der Rennbahn und des Fechtplatzes. Menschen und Thiere waren frisch und lebendig geworden durch die Alles belebende Kühle. Die Rosse wieherten lustig in die Luft hinein; die Büffelgespanne an den Wagen der Priester und des Volkes brüllten; die Elephanten regten stolz und majestätisch die weitragenden Rüssel. Schaarenweis zog das Gefieder durch die Wolken und starke Geier, Adler mit mächtigen Fittigen, und die bunt flimmernden Königsvögel kreisten um die Kampfbahn, gleichsam den edlen Streit erwartend, der sich dort begeben sollte. Die Kämpfer hielten ihren feierlichen Einzug unter dem Schalle der Cymbeln und der Kriegshörner: wohlgerüstete Schaaren, gepanzert in Erz, oder bekleidet mit einfachen Lederröcken und Thierfellen. Sie schritten stolz an dem Throne des Kaisers vorüber und neigten ehrerbietig vor demselben ihre Paniere und ihre Waffen. Hierauf theilten sie sich in zwei Horden, und das Fechtspiel begann, das die Begebenheit vorstellen sollte, wie einst vor langen Jahren die Eroberer über die Berge gekommen waren, um das harmlose Volk an den Ufern des heiligsten Flusses zu unterjochen. Die leicht bewaffnete Partei führte ein kleines Rennspiel auf der Ebene aus. Sie war mit dünnen Wurflanzen und kleinen

Schilden versehen. Hochgeschürzte Jungfrauen theilten ihre Spiele, neckten die Ermatteten, bekränzten die Sieger, und wandelten das Rennspiel in ein fröhliches Hirtenfest um. Plötzlich ertönt von ferne ein furchtbarer Posaumenruf. Schildgerassel und Schlachtruf vermischt sich mit dem fürchterlichen Heerhorn. Wilde Bewaffnete stürzen in den Kreis der unschuldigen Freuden; die Jungfrauen entfliehen, die Männer stellen sich zur Wehr, aber ihre schlechten Waffen erliegen unter der Wucht der feindlichen Keulen. Muctar, an der Spitze der fremden Krieger, unterwirft, dem Spiele durch seinen Muth und seine Heldenbewegungen den Schein der Wirklichkeit verleihend, das Volk, das seine Waffen wegwirft, seine Kniee beugt, und des Siegers Gnade anfleht. Dieser winkt gewährend mit der Hand, und die Zuschauer, die schon oft dieses Schauspiel gesehen, richten ihre Augen nach der Gegend, wo die Jungfrauen wieder einzuziehen haben, und in ihrem Gefolge der Siegeszug und das Chor der Priester, um die neue Herrschaft einzuweihen, und mit dem Volke zu verbinden.

Da bricht auf einmal aus der Gegend, wo die Hütten der Priester stehen, ein Schrei des Entsetzens aus hundert Kehlen los, und: „Mord! Mord! verfluchter Mord!" schallte es wie Sturmgetöse durch die Reihen des Volks hinauf, die sich erschütternd bewegen, wie die zuckenden Glieder eines sterbenden ungeheuern Thieres. Je neugieriger die Menge bisher zugesehen hatte, je behaglicher lächelnd der Stamm der Helden, je stiller und unbeweglicher das Volk der Altardiener — um so schneller wandelten sich jetzt alle Mienen, um so aufrührerischer tobte das Gewühl, als sich die Nachricht auf tausend Zungen verbreitete, daß Sim, der aus Jubal zurückgekehrte Kaufmann, einen schnellen Tod gefunden habe. Und welch' ein Ende! beinahe in den Armen der Seinigen, am Stuhle der vornehmsten Priester selbst,

hatte ihn der Dolch eines Mörders getroffen. Die That war blitzschnell vollbracht gewesen; und der Verbrecher war, einem blutdürstigen Ungeheuer zu vergleichen, durch das Volk hindurch geras't, um sich in den Frieden des Kaisers zu flüchten. Das zottige Fell, das von seinen Schultern flatterte, die rauhe Mütze, die auf seinen wildsträubenden Haaren saß, und die mit langen Eisenstacheln bewaffneten Fersen des Fliehenden, verriethen ihn als Einen aus der Schaar, die mit des Kaisers Neffen in's Land gekommen. Das Mordgeschrei verfolgte ihn an das Zelt des Kaisers, der sich bestürzt in das Innere begeben hatte, und vor dem der Mörder stand und der alte wilde Mogreb.

„Welche Höllenmacht hat Dich zu der verruchten That getrieben?“ fragte der Fürst mit grimmigem Blicke auf den Mörder. Dieser versetzte verstockt und trotzig, ohne sich lange zu bedenken: „Mein Herr Mogreb hat mir's befohlen.“ — Mogreb setzte bei mit Kälte und Gewicht: „Der Kaufmann war ein vorlauter, aberwitziger Geselle, der es gewagt hat, Zweifel gegen die Herkunft Deines erlauchten Neffen zu hegen und zu verbreiten.“

Der Kaiser erbleichte sichtlich; Mogreb fuhr kalt fort: „Es ist gefährlich, solch' elende Gerüchte im Volke aufkommen zu lassen, zumal an einem Tage, wie der heutige ist; alle Leidenschaften und alle Parteisucht sind reizbarer bei solchen Festen, weil sich eine Menge von Unterthanen zusammen auf einem Platze findet. Darum schien es mir gerathen, den Zunder zu ersticken, ehe er zum Funken und zur Flamme wurde. Laß jedoch, o Herr, das Volk nicht zur Besinnung kommen. Befiehl, daß die Spiele wieder anheben. Dein Neffe Mustar hält mit erprobten Kämpfern auf den Ebenen streitfertig und gerüstet. Verwandle den drohenden Ernst auf's Neue in den unschuldigen Scherz, und der Pöbel wird in der Belustigung die blutige Störung vergessen.“

Der Kaiser, obgleich innerlich bewegt, gab dem Alten Beifall. Er befahl, die Vorhänge des Zelts wieder aufzuziehen, und zeigte dem Volke wieder sein Antlitz. Mogreb's Schaar hatte den Zugang zum Zelte scharf bewacht gehalten, und sowohl der Ermordeten Familie, als auch die Abgesandten der Priester und der Volksstämme abgewehrt, die herbeigekommen waren, um des Kaisers Gerechtigkeit gegen den Mörder anzurufen. — Ein mißbilligendes Gemurmel empfing den Monarchen, als man sah, wie der Verbrecher mit unverschämtem Trotz wieder seinen Platz unter seinen Waffengenossen einnahm. Das Mißfallen stieg, als der Kaiser durch seine Herolde verkündigen ließ, daß die Spiele wieder anzuheben hätten. Muctar und seine Kämpfer beeiferten sich, dem Winke zu gehorchen; aber aus der Mitte der Priester hervor tönte der Ruf einer muthigen Stimme: „Wie lange noch, ihr Freunde, wollen wir das Spielwerk der Willkür bleiben? Wie lange noch ein Schauspiel feiern, das uns immer an unsere Erniedrigung [illegible] mahnt? Genug der menschlichen Geduld ist's, das Joch der Knechtschaft zu tragen; der Hohn jedoch sterbe endlich vor unserm gerechten Grimm! [illegible] Spiele, während die Götter zürnen? während man ungestraft die Schlachtopfer der Grausamkeit aus unserer Mitte wählt? Gerechtigkeit oder Blut!" Diese Worte wurden mit unbeschreiblichem Jubel aufgenommen, und der [illegible] sprach, in die Höhe gehoben auf den Schul[illegible] ermordeten Sim. Der unerschrockene [illegible] Held [illegible]dalin, und die Ersten, die sich um ihn [illegible] waren die Blutsfreunde der in Trauer versetzten [illegible]milie. An ihrer Spitze stürzte er hervor, und forderte die Partei der Kämpfer, welche die Besiegten vorzustellen hatte, auf, sich im Ernste dem Angriff der Andern zu widersetzen. Ueberraschet von der Neuheit dieser Aufforderung, und in's Geheim erzürnt über die demüthige Rolle, die sie zu spielen hatten, ge-

horchten die leicht bewaffneten Männer dem Befehl des jungen Mannes, der im Gewand eines Tempeldieners, mit dem grünen Kranze auf dem Haupt, aber mit einem blitzenden Schwert in der Faust, vor ihnen herschritt, Muctar und seinen Leuten entgegen, die kaum ihren Augen trauen mochten und unschlüssig die Zügel ihrer Pferde hielten. Ehe sie sich's jedoch versahen, gebar der kühne Scherz die fürchterliche blutige Wirklichkeit. Sim's Gewand, von Stichen und Blutflecken entstellt, flatterte auf einem Speere als Panier in der Luft, und dieser Fahne strömte unzähliges Volk zu, das über die Schranken setzte, sich mit Allem bewaffnete, das ihm in die Hände fiel und mit wildem Geheul auf Muctar los stürzte, und Roß und Reiter scharf anfiel. Die festliche Musik verstummte unter den Trompetenstößen, die des Kaisers Waffenvolk zusammen riefen, unter dem Wuthgeschrei des Pöbels, der sich plötzlich aus dem Garten der Freude auf ein Schlachtfeld versetzt sah. Ein unerbittliches Handgemeng verwirrte auf [illegible] Kampfplatz alle Parteien. Mogreb und die Seinen [illegible] zu Pferd und zu Fuß dem Prinzen zu Hülfe; der Kaiser [illegible] verzweiflungsvoll die Hände, und beschwor seinen Feldh[illegible], durch ein kräftiges Einschreiten dem wilden Taumel ein Ziel zu setzen. Die Führer schüttelten schweigend und unwillig die Häupter, und wie eine fest am Himmel hangende Wolke stand die Menge der Krieger.

„Gedenkt Eurer Sch[illegible] Verträge, die Euch an meinen Sta[illegible] der Kaiser mit zornigem Vorwurf. D[illegible]ntworteten: „Wir müssen unser Lager, un[illegible]re Weib[illegible] Kinder beschützen. Beschütze der übermüthige Knabe sich selbst, der in seinem Hochmuth uns kampfversuchte Männer [illegible]achtet hat, nicht bedenkend, daß wir die Stützen Dein[illegible] Reiches sind."

„Und der Kaiser fuhr fort: „Wenn Euch mein [illegible],

wenn Euch mein weißes Haar Nichts ist, so gedenket Eures eigenen Ruhms, und leidet nicht, daß das Volk, des Kampfes ungewohnt, meine Fahnen besudle!"

Die Antwort der Sieger war: „Steigt der Sturm bis zu uns heran, so werden wir uns zu erwehren wissen. Schwellt der Sturm zu Deinem Bart herauf, so wollen wir Dich beschützen, wie es Deinen Helden geziemt. Vorher ziehen wir kein Schwert und rühren keine Axt, denn Dein Neffe Muctar ist uns ein fremder, und das Gesindel, das er mitgebracht hat, wie eine Horde der Berge und des Nebels, mag ihm helfen in diesem unkriegerischen Gemetzel."

Sie wendeten sich ab, und auf diesen trostlosen Bescheid entflohen in das Weite hinaus die geschmückten Höflinge, die weisen Räthe des Kaisers, und die Statthalter der Provinzen, die nicht erschienen zu seyn glaubten, um sich fern von der Heimath tödten zu lassen. Der Kaiser blieb allein, und ließ sich gesenkten Hauptes in den Wagen bringen, um nach dem Schloß zurück zu kehren. Da höhnten ihn die Krieger und sagten: „Wohl geht es mit Deiner Herrschaft zu Ende, weil Du nicht Muth genug besitzest, dem Volk das Feld zu halten!"

Den Kaiser überlief Erbitterung und Scham, und er ließ die Rosse gerade zum Streit hin lenken. Mogreb kam ihm entgegen erhitzt und wild. „Der Pöbel siegt!" schrie er außer sich vor Wuth: „Hilf Monarch! hilf, oder die Prophezeiung wird zunichte durch die Feigherzigkeit Deiner Soldaten!"

Der Kaiser sah trübe auf den Kampfplatz, wo der Streit tobte, Todte stürzten, Verwundete heulten, und herrenlose Pferde sprengten. Muctar und sein Haufe stritt muthig zu Fuß; der Oberpriester und die Vornehmsten der Tempeldiener hatten sich unter das Volk gemischt, um zur Versöhnung aufzufordern und die Ruhe herzustellen. Aber alle Bande der Pflicht und des Ge-

Gehorsams waren aufgelöst; fessellos stürmten die Wogen. Hadalin, von seiner Kühnheit hingerissen, sah zu spät, wie sich der Aufstand der Menge nicht mehr bezähmen lasse. Schritt vor Schritt mußten des Kaisers Leute weichen, und ihren Rückzug verbarg schon mitleidig der Dämmerung Flor, als auf einmal, wie durch einen Zauberschlag, noch ein neuer Dämon der Zwietracht in die wild tobenden Massen fuhr. „Nenuphar! Nenuphar! hoch die Blume und der Bund Nenuphar!" brüllten plötzlich tausend Stimmen, und dieser Ruf schien die Losung des Entsetzlichsten zu werden. Den Kaiser überlief es mit der Kälte des Eises, als er aus diesem Tumult die Hyder sich entwickeln sah, die schon längst wie ein drohendes Gespenst den Schlummer seiner Nächte und die Zufriedenheit seiner Tage gestört hatte.

„Nun bin ich unwiderruflich verloren!" sagte der Kaiser, und riß sich die königliche Binde vom Haupte. Mogreb wollte ihm antworten, aber die Hülfe kam schnell daher. — Die Feldherren, die Aeltesten und Versuchtesten traten zum Kaiser und sagten:

„Was wir Dir vor Kurzem geweigert, erfüllen wir jetzo. Der Schrei des Aufruhres, der in dem Volke jetzo laut wird, droht uns mit Dir vereint den Todesstoß. Wir wollen nimmer denjenigen gehorchen, die wir vertrieben haben. Ist das Mährchen von dem heimlichen König des Nenuphar gegründet, — so sey Verderben und Tod sein Loos!" Herbei rasselten die Fahnen der schweren Reiter, die Haufen der gepanzerten Fußgänger, und in das kämpfende Volk stürzten sich blindlings, Vernichtung drohend, die Vertheidiger des Throns. Die Aufrührer prallten bestürzt vor ihnen zurück; die Krieger gewannen das Feld, bis eine schauerliche List ihre Gewalt dem Untergange nahe brachte.

Unter einem großen Laubdache an einem Ende des Platzes waren viele Tausend Fackeln aufgeschichtet, bestimmt, den Tanz zu verherrlichen, den am Schlusse der Spiele die Jungfrauen aller Stämme, die Tempeldiener und die Krieger ausführen sollten. Einer von den Söhnen des unglücklichen Sim hatte sich, knirschend vor Wuth über das Mißlingen des Kampfes, auf den Vorrath der Fackeln geworfen, viele derselben in Brand gesetzt, und mit geschäftiger Hand an alle Flüchtlinge vertheilt, die nun, die Brände in der Faust, in's Gefecht zurückkehrten wie Rasende. „Soll Unglück seyn, — riefen sie — so werde es allgemein!“ Und die Fackeln flogen rechts und links in die Zelten und Hütten, und rechts und links loderte der Brand, genährt von leinenen Wänden, und von Dächern aus trockenen Zweigen. „Nieder mit dem Feind, wenn wir nieder müssen!“ brüllten wieder die Rasenden, und schleuderten die Pechfackeln in die Augen der Pferde und der angreifenden Gegner. —

Die Rosse huften scheu zurück, überschlugen sich, und nieder stürzten die Reiter, mit glimmenden Bärten und versengter Faust. Der feurige Regen fiel unaufhörlich, und nach allen Seiten hinaus stoben zersprengte Banden von Reitern und Zuschauern, hinaus in das Dunkel der werdenden Nacht. Geheul, Wehruf von Kindern unter den Hufen der wüthenden Rosse, Jammer der Mütter, Geschrei der Jungfrauen und Greise, Gebrüll der Kämpfer, und über Alles hinaus, die rings aufsteigende Lohe des Brandes, und das sinnverwirrende Geschrei: „Menuphar! Menuphar!“ hervorgerufen durch einige unbesonnene Anhänger des Bundes, und fortgepflanzt von dem zahllosen Heer der Unwissenden, denen jeder Ruf gleichgültig ist, wenn er sie nur zur Wuth entflammt, und den Gegner schreckt. — Des Kaisers Schaaren wichen allenthalben bis zu seinem Zelt zurück; ihnen nach drängt

der Schwall der furchtbaren Verfolger, deren Fackeln schon die Kuppel der kaiserlichen Wohnung erreichten. Der Fürst, auf das Zureden seiner Hauptleute, wollte nach dem unversehrt gebliebenen Lager der Krieger entfliehen, da warf sich ihm Muctar in den Weg, glühend von den Anstrengungen des Streits, und überströmt von Blut, das von seiner linken Schulter niederfloß, und donnerte dem Oheim zu: „Warum entfliehen, wenn noch der Sieg möglich ist? Erlaube mir, zu thun wie mir gefällt, und ich vernichte mit einem Streich die Elenden, die sich an uns wagen?" — Da nun der Kaiser verneinend seine weißen Locken schüttelte und entgegnete: „Schon genug des Bluts ist geflossen im Streite, den ein unglückseliges Ungefähr veranlaßt hat; ich will nicht der Mörder meines Volkes heißen!" so rannte mit einer Verwünschung der junge wilde Held davon und gelangte eiligen Laufs zu dem Orte, wo die schwer gerüsteten Elephanten im Angesichte des Brandes und des Gewühls, das sie in scheue Wildheit versetzte, ungeduldig an ihren Banden rissen, und den Boden scharrten. „Auf, ihr Führer und Reiter dieser edlen Thiere!" schrie Muctar, außer sich vor Begeisterung und Kampfbegier: „Haut die Stränge los, und schwingt euch auf, die Frevler zu zertreten, auf dem Felde, das sie mit unserm Blut getränkt haben!"

Dem Befehl des Jünglings, der wie ein Kriegsgott anordnete und sprach, gehorchte Alles. Muctar's Axt sprengte die Ketten des ersten Elephanten; im Nu waren alle übrigen frei, und die langen Stacheln ihrer Führer trieben sie hinaus in's Feld, wie ein verheerendes Ungewitter. Toll und schnaubend schmetterten die Thiere Alles nieder, das in ihrer Bahn sich bewegte. Was die schweren Füße nicht niedertraten, schlug der weit ausholende Rüssel zu Boden, und unerbittlich wurde die Jagd, als mehrere der Elephanten verwundet worden

waren, und durchaus nicht mehr auf Befehl und Wort hörten. In einem Augenblick lag das Feld von Leichnamen und Verwundeten übersäet; die fliehenden Menschenmassen stürzten in verworrenem Knäul dem Ufer des Flusses zu, und suchten ihr Heil in den Fluthen, oder auf den Schiffen, womit der Strom angefüllt lag. Entsetzliche Verwünschungen gegen den Fürsten und sein Haus tönten schauerlich in die Nacht herüber, und der Ruf: „Nenuphar!“ stieg nun einstimmig und Unheil drohend, aus den Wellen, wo die Wasserlilie wächst. Die Gruppen auf dem Wasser, wie die zahlreichen Haufen der in's weite Feld geflüchteten sanken nieder in die Nacht, und auch die brennenden Zelte sanken wieder in die Asche, und die Röthe der Glut verging am Sternenhimmel und Alles wurde still auf dem entweihten Platze. Hier und da kehrten einzelne Elephanten, vom letzten Aufflackern des Brandes beleuchtet, wie irrende Gespenster von gräulicher Art, ermattet und verwundet, nach ihrer Lagerstätte zurück.

Mogreb stand an dem Lager des Prinzen, und legte den Verband mit kunstreichen Händen um dessen verwundete Schulter. Er schüttelte bedeutend den Kopf und sagte: „Es ist ein Glück, daß Deines Gegners Schwerdt den Hieb nicht tief genug führte, die Stelle ist gefährlich, und Du hättest einen gelähmten Arm davon tragen können. Wer war es, der Dich schlug? und hast Du ihn für seinen Frevel blutig gezüchtigt?“

Muctar verneinte, und setzte mit einer Art von Niedergeschlagenheit hinzu: „Es war, als ob mit dem Schwerdtstreich mich auch zugleich ein Blitz des Himmels getroffen hätte. Mit Zorn entflammten Augen sah ich dem Angreifer in's Gesicht und hob das Kampf-

beil, um vom Rosse herab den zu Fuß Streitenden zu erschlagen. Ich konnte es nicht. Sein Gesicht, obschon entstellt durch die Anstrengungen des Kampfes, entwaffnete mich. Ich wähnte, die Göttin der Schönheit aus den Augen des jungen Mannes blicken zu sehen, der im friedlichen Priestergewand die Empörer anführte. Ein geheimnißvoller Zauber sprach aus jedem Zuge meines Gegners, und ich hätte nimmer mit seinem Blute den grünen, frischen Kranz beflecken mögen, den er in seinen Locken trug. Ich weiß nicht, welche Regung sich in meinem Innern kund that; aber, mitten im Toben der Schlacht, riß sich vor meinen Augen ein wunderbares Land auf, das ich ein Land der Erinnerung nennen möchte. Ein Gewebe von vielen schönen, goldenen Tagen, die ich einst durchlebt, nicht blos in Sehnsucht und in Ahnung, sondern in der Wirklichkeit. Ein ähnliches Gefühl schien den Feind bemeistert zu haben. Wie er zu mir aufsah, legte er schnell die Hand vor die Augen, als blende ihn die Sonne; und dennoch war das goldene Gestirn schon lange untergegangen. Hierauf wendete er plötzlich die Sohlen zur Flucht, und stürzte sich, von mir ablassend, in den Haufen der Fechter. Ich that desgleichen, und so wie ich andere Gegner vor meiner Klinge sah, fühlte ich auch meine Kampfwuth wieder erwachen, und ward Jedem Sieger, der mir vermessen in den Weg trat.“

„Ich habe Dich zur unglücklichen Stunde aus der Einsamkeit der Wälder in den Glanz eines Lebens eingeführt, das Deinen Kopf verwirrt;“ versetzte mißbilligend der Alte: „in den Stunden der Ruhe sowohl, als sogar im Kampfgewühl, siehst Du Gespenster einer überreizten Einbildungskraft. Es ist Zeit, daß Du den Traum mit der Wirklichkeit vertauschest, um nicht für unsere Zwecke untauglich zu werden. Du magst Dich überzeugen, daß Dein alter Freund und Pfleger, Mo-

greb, es nicht so böse mit Dir meint, als Du argwohntest. Ich habe Dir einen Schatz errungen, der fähig ist, Dich mit Deinem zerrissenen Herzen wieder auszusöhnen."

Mogreb hob den Vorhang des Zeltes empor, und in der Mitte von zwei Bewaffneten trat eine verschleierte, weibliche Gestalt ein. Mogreb winkte den Wachen, sich zu entfernen, und zog den Schleier von dem gesenkten Haupte der Gefangenen. Von Bewunderung und freudigem Schrecken ergriffen, sprang Muctar von seinem Ruhebette auf. Die blasse, gebeugte Jungfrau, in den Fesseln noch einer Heldin gleichend, die nur dem unvermeidlichen Rathschluß des Himmels weicht, war Mandane. — Mogreb fuhr fort:

„Dir steht es zu, mein Prinz, die Fesseln zu lösen, die man der Widerspenstigen anlegen mußte, als man sie am Ufer des Flusses fing. Schlage sie dafür in die Ketten Deiner Gnade und Deiner Liebe, wenn Du willst. Ihr Vater steht an der Spitze der Empörer, und hat Würde, Güter und Leben verwirkt. Seine Tochter ist durch das Recht des Siegers und Herrn Deine Sklavin, und Du magst über sie gebieten nach Deinem Gefallen. Ich lasse Dich allein, und rechne auf Deinen Dank."

Mogreb ging. Eine tiefe Stille herrschte im Zelte. Muctar, nachdem er lange mit glühenden Blicken die herrliche und gebeugte Gestalt verschlungen, die ihm gegenüber stand, näherte sich derselben plötzlich, zog ihr die Fesseln schnell von den Händen, und schleuderte sie weit hinweg. Mandane hob nun das Haupt empor, und sah ihn groß und ruhig an, ihr weiteres Schicksal erwartend.

„Ich liebe Dich," sagte Muctar, leidenschaftlich ausbrechend; „Dein Anblick hat mich gelehrt, was die Liebe ist, und darum sollst Du, die Schöpferin einer Leiden-

schaft, die alle meine Sinnen und Empfindungen beherrscht, frei vor mir stehen, und frei seyn, trotz dem Begehren elender Knechte, die gerne das Edelste zu ihrer Nichtswürdigkeit herabziehen möchten. — Sage mir jetzt, wie Du in die Gewalt meiner Leute gekommen bist, denn ich halte es für ein Wunder, und eine gute Vorbedeutung, daß ein Zeltraum uns Beide jetzt umschließt."

Mandane, die mit steigendem Erröthen diese Worte angehört hatte, antwortete langsam, bitter und zögernd: „Wahrlich! ich hätte nie gedacht, so vor Dir zu stehen, und ein Wunder, wie eine Vorbedeutung böser Art scheint mir dieses Zusammentreffen. Ich soll Dir sagen, wie ich in Deiner Söldner Hand gerathen? So erlaube, daß ich Dich an die Gräuel zugleich erinnere, deren Urheber Du bist. Du hast gegen das Volk gewüthet, die Ungeheuer der Wüste gegen unschuldige Menschen, gegen ehrwürdige Altardiener ausgeschickt. Nichts glich dem Entsetzen, das Deine Gewaltthat, bis jetzt in diesem Lande unerhört, erregte. Dem Strom zufliehend, im Gedränge der Tausende, die ihre Rettung suchten, ward ich von meinem Vater verlassen, und mußte sehen, wie ein hülfreicher Kahn ihn und meine Schwester aufnahm, während ich jammernd und händeringend zurückblieb.

„Mein Geschrei, meine Klagen wurden durch das allgemeine Getümmel erstickt. Ich barg mich unter dem Laube eines in den Strom niederhangenden Strauches. Vergebens ersehnte ich das rettende Schiff. Am jenseitigen Ufer verhallte der Schlag aller Ruder, und es wurde still und öde um mich her. Ergriffen vom Wahnsinn und Verzweiflung eilte ich längs dem Ufer dahin, und wollte von einer vorspringenden Klippe mich in den Strom werfen, als mich die Flammen des einstürzenden Lagers an eine Streifwache verriethen, die mich im Triumph hieher brachte, weil sie mich für würdig hielt, dem Gebieter als Sclavin übergeben zu werden. — Dieses

die Erzählung der Begebenheit, die mich in Deine Hände legte. Nun höre meine Bitte. Was auch Dein Mund, mich höhnend, von Liebe sprach, — hasse mich; peinige und verderbe mich, nur quäle mich nicht mit einer Neigung, mit einer Begier, deren Gegenstand ich um alle Schätze der Welt nicht seyn möchte."

Muctar staunte sie an. Jedes Wort aus ihrem entschlossenen Munde, tönte es gleich wie Erz, so rauh und unerbittlich, — es schlug in seiner Brust die Saiten des tiefsten Mitgefühls an. Jeder Blick aus Mandanens Auge, so kalt und verschmähend er auf ihn herniederfiel, — er schmolz einen Theil des rauhen Panzers, den wilde Gewohnheit um Muctars Herz geschmiedet hatte. Der Löwe zürnte seinem Unglück, aber er beugte Haupt und Mähnen vor der grausamen Siegerin.

„Du stürzest mich in ein Meer von Zweifel und Ungewißheit;" begann Muctar mit ernster und bewegter Stimme: „Wie soll ich vereinen, was mein Inneres durchstürmt, und Dein Mund so kalt verwirft? wie soll der Tag zur Nacht werden, und der Tiger sich gatten mit dem Lamm? Ich liebe Dich, und Du willst, ich soll Dich hassen? Du verschmähest mich, und ich kann Dich doch nicht lassen, wenn ich nicht sterben soll in hoffnungsloser Pein? Ich will von Dir das Leben, und Du von mir den Tod? Sey milde; mich hat noch Keiner im Kampf bezwungen, und Du hast durch einen einzigen Blick Deines Auges mehr besiegt als meinen Arm: mein unbändiges Herz, von Jugend auf gewöhnt, sich Alles zu unterwerfen, und Niemand als Meister über sich zu erkennen. Sey barmherzig nach Deinem Siege, und wenn Großmuth mehr schmückt, als der Ruhm, so zeige mir's an Deinem Beispiel."

Mandanens Züge hatten sich aufgeklärt; statt der finstern Hasseswolke lag mildere Schwermuth auf ihrer Stirne, und die Bitterkeit des Mundes hellte sich auf in Trauer

und leisen Schmerz. Sie erwiederte mit zitternder Stimme: „Wenn die Reden wahr sind, die von Deinen Lippen glitten, mein Prinz, so muß ich eingestehen, daß ich ungerechter gegen Dich gewesen, als Du es verdienst. Du sprichst wie ein fühlender Mensch, und ich bin, obwohl ein strenges Weib, doch nicht der Weiblichkeit so ganz entwachsen, daß ein redlich, zartes Gefühl nicht zu meinem Herzen dringen sollte. Aber wenn gleich mein Haß sich mindert, so rechne nicht auf meine Schwäche und meine Gegenliebe. Es sey Dir genug zu wissen, daß ich den Lebenden nicht mehr, sondern den Todten angehöre. Mein Bräutigam schlummert in kühler Gruft, und bei ihm meine Liebe. Würde Dir die kalte Hülle genügen? Du scheinst zu edel, als daß ich dieses von Dir fürchten sollte. Darum laß mich von Dir gehen, und vergiß mich. Erfülle aber ganz die Großmuth, die von den Göttern in Deinem Herzen erregt wurde. Sende mich zum Vater zurück, und beschütze denselben mit Deinem mächtigen Wort am Throne des Kaisers, wenn Verdacht, Argwohn und Anklage sich gegen ihn erheben sollten. Beweise mir dadurch Deine Liebe, und kann ich Dir mit diesem Gefühle nicht erwiedern, so zähle auf meine Dankbarkeit."

Muctar stand lange sinnend, blickte in die Flamme der Lampe, die von der Kuppel des Zelts herabhing, und sprach, indem er freundlich dem Mädchen näher trat: „Gehe nicht von mir. Ich habe in Dir den Schutzgeist meines Lebens gefunden: weiche nicht von meiner Seite, leite im Kampfe mein Herz, im Sturme meine Vernunft; werde die Mittlerin zwischen mir und denen, die mich hassen; vereinige mich durch ein festeres Band mit Denen, die mich lieben; tröste mich einst auf dem Throne in meiner Verlassenheit. Wecke meine Gnade für den Schuldigen; beschütze die Unschuld vor meinem Zorn; dulde nicht, daß ich den Ruhm beneide und das Verdienst unterdrücke; nimm dafür alle Schätze,

oll mir einst zu Theil werden: meine Gärten, meine Schlösser, die Edelsteine meiner Krone, und über dieses Alles, meine Liebe, meine unverbrüchliche Treue, meinen Gehorsam. O, ich fühle es, wärest Du heute an meiner Seite gestanden, mit Deinen rührenden Augen, mit Deiner ernsten Rede, ich hätte mich nicht von der Leidenschaft hinreißen lassen; ich hätte nicht unbarmherzig im Kampfe gewüthet, nicht die ungeheuern Bestien losgekettet, nicht so viel Unschuldige niederzumetzeln befohlen!"

Muctar schwieg erschöpft, und erwartete, wie ein gedemüthigter Verbrecher, den Ausspruch seiner schönen Richterin. — Mandane war ergriffen, den wilden Jüngling so plötzlich in den sanftesten umgewandelt zu sehen; sie gedachte des verblichenen Königssohns, der oft zu ihren Füßen dieselben Schwüre, dieselben Verheißungen, dieselben Wünsche niedergelegt hatte. Sie erblickte seinen Schatten mit den Augen ihres Geistes, wie er aus der Erde stieg, um ihr die Hand zu reichen; sie wendete sich versagend von Muctar ab, und erwiederte feierlich auf seine Betheuerung: „Ich habe es gesagt. Ich gehöre einem Todten, und schwöre, daß nur der Wille der Götter und ihr bestimmter Ausspruch mich jemals bewegen wird, einem Lebenden meine Hand zu reichen. Prinz! das Verhängniß hat sich gegen Dich bewaffnet; schon hat die Reihe der Unglücksfälle begonnen, deren Eintreten mein Geist in der Zukunft geahnt. Waffne Dich mit Standhaftigkeit, und fürchte nichts, wenn das gute Recht auf deiner Seite ist: denn nur dem Rechte allein wird, wie ich voraussehe, in dem Kampf, der sich entspinnt, der Sieg verbleiben."

Muctar sah plötzlich erglühend und mit stillem Grauen auf die Prophetin, die so feierlich und bestimmt ihm die Zukunft verkündigte. Er ahnte, er fürchtete sogar von dem Augenblick an in der Geliebten eine höhere hei-

lige Macht. Mochte nun sein Blut noch so heftig durch die Adern stürmen, noch so gewaltig sein Stolz sich heben, noch so schmeichelnd die Sinnlichkeit ihn überreden, Mandane sey in seiner Hand, der Augenblick günstig, und die Erfüllung aller Wünsche vielleicht nie mehr so nah, — Liebe und Ehrfurcht siegten, und die Jungfrau in Freiheit zu setzen, beschloß Muctar, der sich edel selbst bezwang. Mogreb staunte nicht wenig, als sein Zögling ihm befahl, die Gefangene in Person zum Ufer des Flusses zu geleiten, und einen Kahn zu besorgen, der sie wohlbehalten hinüber trüge zu dem geliebten, trostlosen Vater.

Als Mogreb die Züge gehässig faltete, wurde Muctars Antlitz plötzlich schrecklich und vernichtend. „Ich will es!" befahl er: „Du kennst meine Gesinnung. Erfahre ich, daß von dem Befehl, den ich Dir gebe, nur das Mindeste nicht vollzogen wurde, so soll mich nichts hindern, Deinen Kopf als Sühnopfer für die verletzte Pflicht dem Henker zu überantworten."

Hierauf wendete er sich freundlich an die scheidende Jungfrau, die sich dankend und fast bewundernd vor ihm neigte, und sagte zärtlich: „Ich will mich überreden, daß ich Dich noch einmal sehe, bevor Dein oder mein Loos unwiderruflich entschieden wird. Mögen denn die Götter Deinen Entschluß leiten, wenn ich zum zweiten Male um Dich werbe, und möchtest Du dann so wankelmüthig seyn, als ich, beständig zu seyn, geloben darf."

Mandane schüttelte ernsthaft und schmerzlich das Haupt, und entfernte sich, ohne ein Wort zu reden, mit dem unzufriedenen Mogreb, der gedemüthigt und erzürnt, den Befehl eines Jünglings ausführen mußte, welcher ihm den Herrn gewichtig fühlen ließ. Muctar sah lange den Fortgehenden nach, bis ihre Gestalten in der Dämmerung des frühesten Morgens verschwanden. Hierauf

warf sich der Prinz wieder auf seine Kissen, und überließ sich dem Schlaf, den das Bewußtseyn einer edlen That herbeiführte. Während sanfte Träume um die geschlossenen Augen des Schlummernden spielten, floh in dem benachbarten Kaiserzelte der Schlaf den bejahrten Fürsten, bis er von seinem Ruhebette sich erhob, um den Schreckbildern zu entgehen, die seine Phantasie in dem beängstigenden Zustand zwischen Wachen und Traum erschuf. Der Kaiser sehnte sich nach Menschen, nach einem Munde, der ihn zu trösten, nach einem Ohre, das ihn zu hören vermöchte. Er gedachte Muctar's, er wünschte ihn zu sehen, den Verwundeten durch seine Gegenwart zu erquicken. Er schritt durch den Raum, der Muctar's Zelt von dem seinigen trennte; er trat auf leisen Socken in des Prinzen Gemach; er sah ihn schlummernd ruhen, und näherte sich ohne Geräusch, ihn zu betrachten. Die Lampe im Zelte brannte düster, aber ihr Schein beleuchtete einzig die Gestalt des Schläfers. Friedliche Ruhe lag auf seinem Antlitz, die Hände waren gefaltet, wie zum Gebet, und nichts verrieth den starken Krieger, als die breite Wunde auf der entblößten Schulter, von welcher sich der Verband verschoben hatte. Sorgsam trat der Kaiser hinzu, um die Binde wieder zu befestigen. Doch, einen Blick warf er auf den linken Arm des Schlummernden, und schon entfiel sein'er Hand die Leuchte, die er trug. Mit einem Laut des Schreckens schlug er die Hände vor sein Angesicht, und stürzte, wie wahnsinnig, aus dem Zelte, während Muctar, theils von dem Geräusche, theils von dem warm fließenden Blute erweckt wurde, das aus seiner Schulterwunde rann.

Der Morgen stieg trüb und bleich am Himmel herauf. Er besah trauernd das blutige Feld, das aus einem Platz der Freude der Tummelplatz der Wuth geworden war. Fleißige Hände hatten schon zur Nachtzeit die Leichname hinweggetragen, und in den heiligen Fluß gesenkt, um mit solchem Opfer die Himmlischen zu versöhnen. Das Feld war leer, aber sein Rasen zerstampft von Pferden und den Fersen der Streitenden. Ringsum zogen sich die Aschenhaufen des Lagers. Die Sonne war noch nicht weit über die Gebirge gestiegen, als sich die Schaaren der Kriegerstämme auf der Ebene ordneten, und ein Viereck bildeten, in dessen Mitte die Feldherren und Hauptleute sich zur stillen Berathung versammelten, während auf dem Strome eine Anzahl von Schiffen mit Trauerfahnen herübersegelte, bemannt mit allen Gliedern der Priesterschaft. Indessen war um das kaiserliche Zelt noch die Stille gelagert. Im Innern desselben herrschte der Argwohn und die Bekümmerniß. Mogreb stand ehrerbietig vor dem Fürsten, dessen Gesicht die Spuren einer mühselig durchlebten Nacht trugen. Der Herr sprach also zu dem wilden Mogreb:

„Warum hast Du mir das gethan? Ist das mein Lohn, daß ich Dich nicht einst vertilgte nach Deines Bruders Tode, den ich vom Throne stieß? Was die Staatsklugheit und die Sitte unserer Völker mir befahl, vernachläßigte ich, um der Menschlichkeit zu genügen. Und dafür diese Täuschung? Als ich hingezogen war zu den westlichen Gränzen meines ungeheuren Reiches, um den Gott des heiligen Stromes zu befragen, dem dort am großen Wasserfalle ein Tempel errichtet ist, worinnen weissagende Priester den Gläubigen die Zukunft enthüllen, da war mir das Herz schwer, weil ein Traum mir verkündet hatte, daß mein Sohn sterben würde, und keine Hülfe sey gegen das schwere Siechthum, dem er unterlag. Ich verrichtete alle Pflichten, Dienste und Opfer,

die von einem Wallfahrer verlangt werden; ich kniete eine ganze Nacht hindurch vor dem Bilde des Gottes, der einst im Schooße der Wasserlilie seine Wiedergeburt vollendet hat; ich beugte mein schwaches weißes Haupt unter die Springstrahlen des heiligen Wasserfalles. Da wurde mir nach Fasten, Gebet, Gaben und Gelübden die Kunde aus dem Munde des begeisterten Priesters: mein Sohn sey verloren, mein Stamm werde nicht mehr grünen, und selbst der Neffe im fernen Lande sey zur selben Zeit vom Todesengel hinweggeholt worden. Ich hatte Mühe, an so viel Schreckliches zu glauben; aber es trat der Eilbote herein in den Tempel, der mir die Nachricht von dem Verscheiden meines Neffen brachte. Der Mann war stumm, wie das Gesetz es erfordert; aber aus dem Briefe, den er mir übergab, sprachen tausend Donnerstimmen zu meinem Auge und Ohr. Ich warf mich nieder in Verzweiflung vor dem Bilde der Gottheit, und fragte: wie ich es denn wohl abwenden möchte, daß nicht mein ganzes Haus verderbe; — da wachte der Priester aus seiner Betäubung auf, und befahl mir, den Boten heimzuschicken, ehe ihn Jemand aus meinem kleinen Gefolge gewahrte. Dies gelang: die Nacht war dunkel, und der Bote hatte ja keine Zunge, aber den Gehorsam eines treuen Sclaven. Er flog zurück auf seinem gelenken Rosse. Zu mir sprach indessen der Priester, mit der Glut eines Sehers im Auge: „Es ist Dir versagt, durch Deine Söhne Dein Geschlecht fortzupflanzen; denn ein Fluch ruht auf Deinem Geschlecht, und will jetzo damit enden. Doch steht es in Deiner Macht, den Nachfolger zu wählen, der nach Deinem Hintritt den Scepter über das weite Land strecken soll. So gehe denn hinaus vor die Thore des Tempels, wenn der erste Sonnenstrahl die Bäume beleuchtet und den Wasserfall überblitzt. Merke wohl auf: der Sohn des ersten Menschen, der Dir be-

gegnet, um sich in der heiligen Fluth zu baden, soll Dir folgen auf Deinem Throne; die Mächte des Himmels haben es also beschlossen; und wenn Du freiwillig diesen Erben anerkennst als Deinen Neffen und Stellvertreter, so wird viel Blutschuld von Deinem Haupte genommen seyn, und Du wirst einst friedlich eingehen in die Wohnungen der Seligen, wo Keiner ist, der Ich sagt." — Ein frommer Schauer des Glaubens und der Zuversicht bemächtigte sich meiner bei dieser erhabenen Rede, und ich beschloß, wenn gleich mit blutigem Herzen, zu thun, wie es die Götter forderten. Und als ich vor den Tempel trat, und der erste Frühstrahl seinen Blitz in den Wasserbogen warf, und ich einsam hinabschritt zum Lager der Gefährten, da begegnete mir zuerst ein Weib, klein von Gestalt, und mit Spuren vieler Jahre in dem halbverhüllten Antlitz. Sie wandelte hinab zum Strom, aber ich ließ sie dahin ziehen, weil sie von dem Orakel nicht gemeint seyn konnte, und wendete getrösteter mein Auge nach dem Bewaffneten, der rüstig den Hügel herabkam und den Mantel abwarf, um sich zum Bade zu bereiten. Du warst der Mann, Mogreb. Ich hielt Dich für den Gesandten des Himmels, ich erkannte Dich, den ich einst vom Tode errettet habe; ich dachte, Du würdest mit Wahrheit den Spruch der Götter ehren, und meine That belohnen. Und zum Lohne hast Du mich belogen, hast Denjenigen Sohn genannt, der nur Dein Pflegling ist, weil er ein Zeichen an sich trägt, das ich verabscheuen muß, so sehr ich es in den Tempeln der Götter verehre; ein Zeichen, das ich schon einmal gesehen, und dessen Träger ich nicht mehr unter den Lebendigen glaubte. Du hast mich schwer betrogen, und Dein Loos sollte schrecklich seyn, wenn ich mich nicht selbst des Betrugs an meinem Volke schuldig gemacht hätte, und demnach verschweigen muß, was mir das Herz zerfleischt, und gestern mein Haupt mit neuer Blutschuld belastet hat."

Mogreb versetzte mit ruhiger Festigkeit: „Ich habe Dich getäuscht, o Herr, um Dich zu beruhigen, und meinem Pflegesohn zu einem Glück zu verhelfen, das ihm so gut gebühren möchte, als vielen Andern. Doch, habe ich gleich das Zeichen, wovon Du sprachst, an dem Knaben bemerkt, so wußte ich dessen Bedeutung nicht, und begnügte mich, es beständig vor aller Welt durch Ringe von Erz zu verbergen, damit nicht etwa der Anspruch eines bedeutenden Geschlechts oder des Tempels, für dessen Zeichen ich den Stempel ansah, mir den Jüngling entreißen möchte, auf dessen Zukunft ich die meinige gebaut hatte. Muctar selbst weiß nicht, warum dieß Zeichen ihm eingeprägt worden, wie denn überhaupt die Erinnerungen seiner frühesten Jahre ihm entschwunden sind, bis auf ein dunkles Andenken des Tages, an welchem er in meine Hände fiel. — Nachdem Du, siegreicher Herr, meinem Bruder die Königskrone und das Leben genommen, hatte mich das Recht des Eroberers aus meinen Gränzen vertrieben, und ich war an die Spitze einer kühnen Schaar getreten, die auf dem waldigen Gebirgsrücken, der Deine Staaten von dem Reiche Jubal trennt, einen kleinen Freistaat gestiftet hat. Nenne uns Jäger des Berges, Kinder des Nebels, freie Leute oder Räuber, wie Du willst. Krieg mit den Thieren des Waldes und mit den Menschen der Städte war unsere Losung; Selbsterhaltung unser erstes, einziges Gesetz. Von Jugend auf in dem Frauenzwinger meines Bruders gefangen gehalten, durch Deinen Sieg daraus befreit, und dem Tode entrissen, der mich, den Prinzen, bedrohte, genoß ich das Glück der Freiheit mit vollen Zügen, und ward der Gefürchtetste meiner Gefährten. Von einem Deiner Statthalter verfolgt, in dessen Provinz ich eingefallen war, floh ich am heiligen Fluß herauf, tief in Deine Staaten herein, da begegnet mir, — es sind viele Jahre seitdem verflossen — ein schwarzer Sclave, der

einen Knaben auf dem Arme, eine Klippe hinanläuft, und das Vorhaben verräth, den Buben in die Fluthen zu schleudern. Ein sicherer Pfeil von meinem Bogen durchbohrt des Frevlers Herz, und streckt ihn leblos nieder. Das Kind weint auf der blutigen Wunde des Verbrechers: es wußte ja nicht, daß der Elende seinen Tod beschlossen hatte. Ich wickle jedoch den Weinenden in meinen Mantel, und bringe ihn, tausend Gefahren vermeidend, auf weiten Umwegen in das Gebirg zurück, welches des Knaben zweite Heimath wurde. Von seinen frühern Schicksalen habe ich nie etwas erfahren, und was Du, großer Herrscher, von demselben wissen magst, — zähle darauf, daß es mir völlig unbekannt geblieben."

Der Kaiser saß verstummend dem Erzähler gegenüber. In seinen Mantel hüllte er bekümmert das Gesicht, und seufzte, nur seinem eigenen Bewußtseyn verständlich, vor sich hin: „Das Schicksal wollte es so. Der Knabe, den ich auf dem Arme des Verräthers an den Fluß hinabsandte, um in dem heiligen Strudel einen leichten und schnellen Tod zu finden, — er ist berufen, meinen Stuhl einzunehmen, und des Orakels Doppelsinn hat sich gegen mich verschworen. Das alte Geschlecht will sich erneuen und nicht List, nicht Gewalt vermag den Drang der Zeit und des Verhängnisses aufzuhalten. — Wohlan denn," setzte er hinzu, laut und vernehmlich, indem er sich vom Stuhl erhob — „wir wollen abwarten, wie weit die Schmach gehen wird, die mein graues Haupt bedroht."

Die Heertrommel wurde draußen gerührt, Trompeten und Hörner schmetterten kriegerisch darein, und von ferne klang traurig der Posaunenruf der Priester. Als der Kaiser in's Freie trat, umringten ihn seine Hauptleute, und sagten: „Sieh dort, Herr, wie die priesterlichen Heuchler in Trauergewändern nahen, um Deine Gnade anzuflehen und den Frevel ungeschehen zu machen, wozu sie gestern

das blinde Volk aufgereizt haben. Sey ein strenger Richter, o Herr! zernichte mit einem Schlage die gottlose Brut des Neuuphar, die unter dem Schilde einer lügnerischen Sage, wie hinter dem Gespenste eines erlogenen Fürsten alle Stämme des Volks bethört, und die Sicherheit des Thrones untergräbt. Wir lieben Deinen Neffen nicht, weil er uns gering schätzt, und fremde Banden in das Land zog, die räuberischem Volk ähnlicher sehen, als ehrlichen Kriegsleuten; aber wir wollen ihn lieber an unserer Spitze sehen, als den untergeschobenen Erben eines Geschlechts, das unsere Väter unter Deinem glorwürdigen Urahnherrn vom Thron geworfen haben. Sey unerbittlich, o Herr. Du findest dann an uns treue Vollstrecker Deiner Befehle, und in unserer Stadt das festeste Schloß, wenn auch alle Deine Staaten im Feuer der Empörung aufloderten."

Der Kaiser hatte sie schweigend angehört, und winkte ernst dem Prinzen Muctar, sich zu seiner Rechten zu stellen.

Umringt von den Vornehmsten seines Heeres befahl der Kaiser, das Viereck zu öffnen; und die Gepanzerten traten auseinander, und herein zog schweigend und finster die Schaar der Priester, in schwarze Mäntel gehüllt, und zerrissene Kränze in den Händen tragend. Der Oberpriester neigte sich dreimal ehrfurchtsvoll vor dem Herrscher und begann mit feierlicher Stimme: „Wir begrüßen Dich heute zum letztenmal als unsern Gebieter. Du hast aufgehört es zu seyn, als Du das Blut Deines Volkes vergossest. Die Götter verabscheuen solches Thun, und darum erzeugte der Mord des unschuldigen Sim sich tausendfältig. Das Bild der Gottheit brach unter Deinen Händen entzwei; der Scepter fiel ihm nach, und Deine Würde ist zu Ende, wie Dein Stamm. Du hast das Volk betrogen, da Du ihm einen Fremden als Herrn aufdringen wolltest. Dein Neffe ist ge-

storben; und ein Lügner, der sich nach ihm nennt und an Deiner Seite brüstet. Der Gott der Wahrheit sprach aus dem Munde des edlen Sim, und alle Götter des Himmels und der Erde reden aus unserem Munde, indem wir erklären, daß Dein Reich aus sey, und Deine Unterthanen von den Schwüren entbunden, die sie Dir geleistet haben. Wir rufen den Bann über Dich aus, so wie über alle Deine Anhänger, und verbieten Euch jede Gewalt, weil sie dem rechtmäßigen Herrscher zusteht, dessen Väter, obschon sie in Dunkelheit gelebt und gestorben, die erblichen Könige dieses Landes gewesen sind, und ihrem Sohne das Eigenthum hinterlassen haben, das er hiemit anspricht."

Die Krieger standen überrascht rings umher; der Kaiser mit gerunzelter Stirne, zeigte mit keinem Worte der stolzen Priesterschaft seinen Groll. Er antwortete nur langsam: „Ehe ich Euern übermüthigen Anforderungen eine Würdigung schenke, werfe ich auf Euer Haupt alles Unglück zurück, welches der verwichene Tag gebracht hat. Aus Eurer Mitte brach die Flamme des Aufruhrs empor. Einer der Eurigen war es, der den blutigen Streit erweckte. Er trete hervor; er zeige mir sein Antlitz, und ich will sehen, ob ihn die Himmlischen gesandt haben; er stehe mir Rede und ich will hören, ob die Himmlischen aus ihm reden. An der Krone und meinem Leben liegt mir, dem müden Greisen, nichts; aber ich will von dem Beschluß der Götter überzeugt seyn, der mir beides abspricht, weil ein Fürst nicht mehr leben mag, wenn er sein Diadem verloren." Todtenstille herrschte in den Reihen der Priester. Der Kaiser wiederholte seine Aufforderung, aber kein Wort, kein Wink des Auges verrieth den kühnen Mann, der zuerst die Waffe gegen die blutige Willkür erhoben hatte. Plötzlich trat Sabalin aus der Menge der Tempeldiener hervor, und stellte sich, trotz dem ängstlichen Zuruf der ober-

sten Priester, stolz und frei vor den Kaiser und die drohenden Krieger, die nur mit Mühe ihre Wuth bezwangen: „Ich bin's, den ihr sucht;“ rief der muthige Jüngling: „heute steh' ich unbewaffnet vor Euch, und bin bereit, mein Blut zu opfern, um die Wahrhaftigkeit der Götter zu bezeugen. Die Gottheit sprach aus mir, als ich, von dem Morde des Unschuldigen empört, die Schranke niedertrat, die den Knecht von seinem grausamen Gebieter schied. Ein gerechter Gott hat das Maaß Eurer Gewaltthaten voll gemacht; ein gnädiger Gott hebt die versunkenen Rechte unserer alten Fürsten himmelwärts, und seine Barmherzigkeit versammelt unter den Fahnen des rechtmäßigen Gebieters alle Stämme des mißhandelten Volks. Die rohe Macht soll nicht mehr triumphiren; die Gerechtigkeit soll allein gebieten. Das Volk hat sich losgesagt von Euern Banden; es verschanzt sich in seinen Häusern, seine Abgeordnete fliegen in ihre Provinzen zurück, um das allgemeine Aufgebot zu den Waffen zu rufen; es hat sich aus der nahen Kaiserstadt kein Zeuge eingefunden, um das Gericht, das hier statt haben soll, zu prüfen. Aber der Himmel sieht auf uns herab, und in seiner Gegenwart will ich mit meinem Leben die That besiegeln, die ich gethan; zufrieden, wenn ich das letzte Opfer wäre, das von Euern Schwertern, der Gerechtigkeit zum Hohne, gefällt wird.“

Der Kaiser sah trüb und erzürnt auf den Sprecher, und erwiederte mit ergriffener Stimme: „Du bist es, Sadalin? Du, den ich mein Geschöpf nennen kann? Du, der mir verpflichtet ist durch alle Bande der Dankbarkeit? Dein Vater hatte sich gegen mich verschworen, und konnte der Strafe des Gesetzes nicht entgehen. Schenkte ich aber Dir nicht das Leben? legte ich nicht Deine Kindheit in die Arme väterlicher Sorgfalt? vertraute ich nicht Dein Geschicke der Weisheit jenes Mannes, der in frechem Uebermuthe heute den Bann über mich spricht? der allen Pflich-

ten zum Trotz, ein Ungeheuer des Undanks aus Dir gemacht hat? fleh, ich will Dir Alles vergeben: kehre jedoch zu der Tugend zurück. Undank bringt Unsegen, aber dem Verdienst hat nie an meinem Throne der Lohn gemangelt." Sadalin schlug die hellen Augen gegen den Himmel auf, und antwortete: „Sey Du mein Zeuge, klarer Himmelsbogen, daß dieser Mann mir Undank vorwirft, obgleich er meinen Vater erschlagen, meine Mutter ermorden und meinen Bruder in's Elend oder zum Tod bringen ließ! ich soll es als eine Wohlthat hinnehmen, daß er mir das Leben geschenkt, welches er grausam vergiftet hat; daß er mich nicht um des Vaters Vergehen willen bestraft hat, wenn ich auch gleich dieses Vergehen nicht kenne, und es dahin gestellt seyn lassen muß, ob wirklich ein solches statt gefunden! ich soll abfallen von der Sache des Rechts, meines Pflegvaters, meines rechtmäßigen Fürsten? tödtet mich hier auf der Stelle; ich habe es vielleicht verdient, weil meine Heftigkeit so Viele in den Tod gerissen hat; gerne will ich den Tod leiden, und ihn höher schätzen, als das Leben, ehe ich es einer Demüthigung vor Euch verdanken müßte!" Der Oberpriester rang die Hände, die übrigen murmelten unter sich: „Der unbesonnene junge Thor, er bringt sich um den Hals, und raubt uns eine zuverläßige Stütze! Ein Hauptmann der Krieger trat vor, und rief dem Kaiser zürnend zu: „Dulde nicht die Frechheit! laß den Buben niederhauen, und gib Befehl, daß die ganze Brut vernichtet werde, die es wagt, Dir im Namen der Finsterniß Hohn zu sprechen!"

Der Kaiser griff schnell nach seinem goldenen Stabe: die Krieger fällten ihre Speere; Muctar trat drohend in die Mitte, und rief mit Löwenstimme: „Wehe dem, der das Eisen gegen Wehrlose zückt! diesem Manne, dem vornehmsten Priester und seinen Gehülfen werde kein Haar gekrümmt; sie stehen unter dem Schutze der

Himmlischen. Ich nehme jedoch unter meinen Schutz den edlen jungen Sprecher; er gefällt mir, und ich verzeihe ihm, obgleich sein Schwert es war, das mich verwundete."

Der Kaiser warf dem Neffen einen glühenden Blick zu und die Krieger knirschten vor ungestümer Wuth. Der Fürst erhob sich plötzlich, und sagte mit starkem Ausdruck: „Vergiß nicht, Muctar, daß Du noch nicht die Krone trägst, und dieselbe nur von meiner Gnade zu erwarten hast. Ich dürste nicht nach dem Blute dieses jungen Sünders, aber, damit ein Gericht über ihn entscheide, will ich, daß er gefangen von diesem Orte nach der Heldenstadt gebracht werde, um dort im Opferschlunde verwahrt zu seyn, bis zum Urtheil."

Ehe noch Muctar ein Wort der Mißbilligung erwiedern konnte, ehe noch Sadalin zu den Seinigen zu fliehen vermochte, hatten schon hundert Arme nach dem Jüngling gegriffen, und ihn in die Mitte der Gepanzerten gerissen. Sein Sträuben war umsonst; Muctar's Wüthen war vergebens; während Mogreb seinen Zögling von einer Gewaltthat zurück hielt, schleppten die Kriegsleute mit jauchzendem Spott ihren Gefangenen davon; umgeben von seinen Feldherren zog der Kaiser nach, und hörte nicht auf die schweren Verwünschungen, die der Oberpriester über sein Haupt und seine Anhänger aussprach. Die ganze Priesterschaft begab sich nach der heiligen Stadt zurück, um die Opferflammen und die ewigen Lampen auf den Altären auszulöschen, die Thüren des Heiligthums zu verschließen, und am Ufer des heiligen Flusses den allgemeinen Fluchbann im Lande zu verkünden, der allen Gläubigen, Freien und Knechten, Reichen und Armen das Feuer auf dem Heerd versagte, jedes Vergnügen und jede warme Speise verbot, wie auch Tempeldienst, Begräbniß und Reinigungsbad, bis das Unheil gehoben seyn würde, das auf dem Lande lastete.

In dem Mittelpunkte der Heldenstadt befand sich ein runder großer Platz, dessen sich die Krieger bedienten, um daselbst die Wahlen ihrer Hauptleute vorzunehmen, oder ihre feierlichen Aufzüge zu halten, oder den fröhlichen Waffentanz zu begehen. Die schwerfälligen, prachtvollen Paläste der Kriegsobersten umgaben den Platz. Ihre Thore, von Säulen geschmückt und von Trophäen längst errungener Siege, glichen Triumphbögen und verliehen dem Platze ein majestätisches Ansehen. Ein Standbild jedoch war es, das, auf der Mitte des Platzes stehend, den größten Eindruck machte. Das Bild stellte einen Reiter vor, der in voller Kriegsrüstung auf einem wilden Rosse sitzt, welches sich bäumt, als wollte es sich in einen Abgrund stürzen. Roß und Reiter waren aus schwarzem Stein gehauen, und ragten beinah so riesig empor, wie die Zinnen der Paläste. Die Sage, die sich auch an einem andern Orte wiederholt hat, berichtete, daß einst die Götter Stadt und Land mit ihrem Zorne heimgesucht, und plötzlich einen Abgrund aufgerissen, mitten in der Stadt der Helden, woraus ein Pestduft aufgestiegen, der Tausende hinweg gerafft. Die Krieger schlachteten damals unzählige Opfer, die Priester hielten endlose Bittgänge, der Kaiser erließ, um die Götter zu versöhnen, allen Gefangenen die Haft, allen Zinspflichtigen die Steuern; aber nicht Opfer, nicht Gebete, nicht Buße halfen.

Da zog man zu dem heiligen Wasserfall, und der Tempelpriester daselbst verkündete im Namen der Götter: die Strafe des Himmels werde nur dann aufhören, wenn das Edelste im Lande sich freiwillig in den Schlund gestürzt, und also die Himmelsmächte versöhnt haben würde. Der erste Reichsfeldherr, in den Jahren der Kraft, und überschüttet mit allen Gütern des Lebens, sprach in der offenen Berathung aus: das Edelste nach dem Kaiser, der sich selbst nicht hingeben dürfe, als ein

Abkömmling der Götter, sey unstreitig ein Krieger in der Fülle seiner Tapferkeit und seines Alters. Darum wolle Er, im Besitz der höchsten Würde, dem Volke ein Retter werden, und das Beispiel des Gehorsams und der Aufopferung geben. Somit ist er auf sein Lieblingsroß gestiegen, angethan mit der köstlichsten Rüstung, hat Weib und Kind dahinten gelassen, um seiner Retterpflicht zu genügen, und hat sich vor den Augen alles Volks in den dampfenden Schlund hineingeworfen, dessen Giftnebel sofort erstickten, während er sich donnernd schloß, bis auf eine mäßige Oeffnung, die, gleichsam zum Gedächtniß der Heldenthat, zurückblieb bis auf die spätesten Zeiten. Das Geschlecht des Helden wurde von den Kaisern in hohen Ehren gehalten, bis es erlosch, und das Volk errichtete seinem Retter das Riesenbild, das wie ein Schatten vergangener Jahrhunderte auf die wechselnde Zeit hernieder blickt. — In spätern Zeiten hatte man es gewagt, in den Abgrund niederzusteigen, und hatte eine große Höhle gefunden, die man, nachdem die Heiligkeit der Begebenheit schon abgebleicht, zum Gefängnisse gemacht. In diesen Opferschlund wurde Sabalin geworfen. Er wünschte sich den Tod herbei, als er an starken Seilen in die Tiefe schwebte, und das Gitter, welches die Oeffnung verschloß, hinter ihm zufiel. Er hatte Mühe, seine Gedanken zusammen zu finden, wie seine Augen an das Dunkel zu gewöhnen, das in dem Abgrunde herrschte. Der erste Strahl in die Nacht seiner Verzweiflung war die plötzliche Erinnerung an die geliebte Issa; aber ein greller vernichtender Blitzstrahl. Wie hatte nicht das Mädchen um Sabalin gejammert, als ihn seine Hitze in den Kampf gerissen; wie hatte Issa ihm nicht gedankt, als er sie in der allgemeinen Flucht auf starken Armen durch die Fluth in das rettende Schiff getragen; wie hatte sie ihn gebeten, sich nicht in Gefahr zu stürzen, nicht vor dem Kaiser zu erscheinen, nicht den Gang des

Vaters zu theilen! umsonst: seinen Pflegevater zu schützen war er mit ihm über den Flaß gekehrt, hatte seine Liebe, die Klugheit vergessen, sich dem Tode bloßgestellt, und statt dessen einen Kerker errungen. Sein Herz war zerrissen. Im Sturm der Gefahr, unter den Säbeln der blutgierigen Trabanten des Kaisers zu fallen, wäre ihm leicht geworden; der ruhmlose Tod im Gefängnisse, unter dem Schwert des Henkers ängstigte ihn. Die weite Halle, warin er sich befand, war nicht geeignet, seine Trostlosigkeit zu erheitern. In diese weite Oede, von Felsen und Schutt rings eingefaßt, drang nur selten ein Strahl des Lichts, häufiger das Getümmel des Tages auf dem Platze. Der Klang der Waffenübungen, die rauhen Stimmen der Befehlenden, der Trab der Pferde, die Musik der Waffenzüge, der Gesang der Jungfrauen, die einst einen Hochzeitzug über den Platz führten, — diese Boten eines heitern fröhlichen Lebens drangen durch Sabalins Ohr, wie vergiftete Dolche in sein Gehirn, in sein Herz. Doch waren sie die einzige Unterhaltung des einsamen Mannes, denn, wenn der Abend kam und die Nacht und die Stille, aber nicht der Schlaf, nicht die Ruhe, da wurde erst die öde Behausung fürchterlich; da wähnte sich Sabalin lebendig im Grabe, und sein einziger Trost war dann und wann ein Strahl des Mondes, der durch das Gitter herniedersank, wenigstens einige der obersten Felsenklippen des Schlundes versilberte, und die aufstrebenden Hufen des Rosses von Stein, die über den Abgrund ragten, in dunkeln Schatten auf die erglänzende Wand malte.

So vergingen mehrere Tage und Nächte, und Sabalin wußte nicht, wie es auf der Oberfläche der Erde aussah, ob der Kaiser, ob das Volk gesiegt. Sein Wachen war ein dumpfes Brüten, seine Ruhe eine Ohnmacht; selten zeigte sich in seinen Träumen das Schreckensgespenst eines blutigen Endes; aber noch seltener

traten die reizenden Bilder der Hoffnung, der Freiheit, und Issa's zu ihm. Oefter erschien ihm Muctars Gestalt, mit ernster, freundlicher Geberde, und wenn er aufwachte, so setzte sich sein Traum in dem Gedanken fort, der ihn nie verließ: Muctar werde sich seiner annehmen wie ein edler Feind, und ihm wenigstens das Gräßlichste, Beschimpfung, ersparen. Da geschah es in einer Nacht, daß sich der schlummernde Gefangene geweckt fühlte. Sein Hüter stand bei ihm, und bedeutete ihm, mit ihm empor zu fahren zur Oberwelt. Und als Beide in dem Korbe aufgezogen worden waren zu dem offenen Gitter; so lag der Platz im Silberschimmer der Sterne, und auf dem schwarzen Fußgestell des dunkeln Riesenbildes stand ein Mann, einem Geiste zu vergleichen, so weiß, so still und unbeweglich. Der Mann war der Kaiser. In weiter Entfernung aber waren glänzende Waffen zu schauen, und viele Wächter standen ringsum an den Grenzen des Platzes. Auch der Hüter entfernte sich ehrerbietig von dem Kaiser und dem Gefangenen, der nach einer Weile von dem Kaiser also angeredet wurde: „Der Kerker wird Deinen Starrsinn gebeugt haben. Aufrichtigkeit kann Dir Freiheit, Bereitwilligkeit großen Lohn, ein glänzendes Geschick erringen. Antworte mir. Gehörst Du zu dem Bunde, dessen Sinnbild und Losungszeichen der Nenuphar ist?“ Der Jüngling schwieg. Der Kaiser wiederholte die Frage, und da sie wieder unbeantwortet blieb, so sagte er: „Dein Schweigen verräth mir genug. Es ist Deine bündigste Antwort. Du bist ein Glied jener Gesellschaft geworden, die jetzt so frech und gewaltig ihr Haupt emporhebt.“ — Das Jünglingsherz erbebte vor Wonne, denn die Worte des Kaisers verriethen einen hohen Aufschwung der Verschwörung, und die Züge des Fürsten große Niedergeschlagenheit und Gram.

Der Kaiser fuhr fort: „Fasse Vertrauen zu mir. Ich

will Dein Unglück nicht; denn ich weiß, daß ein schrecklicher Eid euch bindet. Der Tod soll demjenigen drohen, der sich eines Verraths schuldig macht. Ich will aber Deinen Tod nicht. Ich will nicht ergründen, ob es wahr sey, daß der Oberpriester ein Haupt jener Verschwörung, daß Du ein Glied derselben. — Nur in dem Fall, daß man mich recht berichtet, möchte ich Dich auffordern, Deinen Pflegvater zur Nachgiebigkeit zu bereden, und ihm, wie dem Bund, die schrecklichen Folgen ihres Widerstandes zu erklären. Die kaiserlichen Fahnen werden siegen, und unabwendbares Unheil wird über die Verräther kommen, die nicht einmal mehr sich mit dem Gedanken zu trösten vermöchten, daß sie für ihren Herrn gestritten, den heimlichen König, wie sie ihn nennen. Denn ihr Herr ist in meiner Gewalt; ich könnte ihn vernichten, wäre aber geneigt, ihm seine Rechte neu zu geben, wenn seine verblendeten Anhänger ihr Heil bedenken und die Eintracht in das Land zurückführen wollten." Sadalin horchte hoch auf. Er musterte neugierig das Gesicht des Fürsten, fand jedoch darin nur den Ausdruck der Aufrichtigkeit, und zitterte bei dem Gedanken, der heimliche König, den er und alle Brüder des Nenuphar verehrten, ohne ihn gesehen zu haben, ohne seinen Namen und Aufenthalt zu wissen, liege in den Händen seines mächtigsten Feindes. Sadalins Eifer für die gute Sache raubte ihm seine Besonnenheit, und er sprach hastig: „Wenn es Dein Ernst wäre, o Herr, das Silber Deiner Haare und Deine Gruft mit den Palmen des Rechts und der Gnade zu schmücken, so wäre ich gerne bereit, diese hochherzigen Gesinnungen zu unterstützen, und zu versuchen, was meine schwachen Vorstellungen über den Geist meines Pflegevaters vermögen." Bei diesen Worten bemerkte er, daß er zu viel gesagt, und fügte bei: „Ich meine, wenn mein Pflegevater wirklich zu dem Bunde gehörte."

Diese Verbesserung täuschte den Kaiser nicht. Ein schmerzliches Lächeln zog über sein Gesicht, und er versetzte: „Genug. Versprich mir, gegen einen Jeden das Geheimniß zu bewahren, und ich lasse Dich morgen unter sicherem Geleit über den Strom nach der Priesterstadt führen, damit Du dem Oberpriester vortragest, was ich Dir entdeckt. Es ist mir heilige Pflicht, die Reihe meiner Ahnen würdig zu beschließen, und ich will lieber das Reich bei meinem Dahinscheiden, als ein lang verwaltetes Gut, in die Hände seines ersten Besitzers zurückgeben, als den wüthenden Bürgerkrieg dulden, der meine letzten Tage zu vergiften droht. Aber frei will ich handeln; von meiner Macht und Großmuth müssen die Verbündeten ihr Heil erwarten. Fortgesetzter Widerstand und Aufruhr würde mich erbittern, meinen Zorn reizen, und mich bewegen, den Kampf fortzuführen, müßte ich ihm auch unterliegen."

Der Kaiser gab dem Hüter einen Wink, den Gefangenen wieder hinab zu lassen, und entfernte sich langsam nach dem Orte, wo seine Wachen standen. Sadalin schwebte hinab zur Tiefe, und um ihn wurde Todtenstille. Er warf sich auf die Felsenbank, die ihm zur Ruhestätte diente, nachdenkend über das Gehörte, und verlor sich in Vermuthungen und Zweifeln, deren Gegenstand allein der verborgene König des Nenuphar war. Er entsann sich, daß in der Versammlung, der er beigewohnt, nie der Name des rechtmäßigen Fürsten ausgesprochen worden, daß nur wenige der Brüder ihn zu wissen geschienen, daß Trauer und Sehnsucht nach dem unbekannten Erben unglücklicher Vorfahren sich in den Gesängen und Berathungen des Bundes ausgesprochen, und daß der Oberpriester auf alle Fragen des Zöglings über diesen Gegenstand nur mit geheimnißvollem Achselzucken und mit den Worten erwiedert: „Noch ist die Zeit nicht gekommen." — Da träumte ihm, daß seine Höhle sich plötz-

lich mit Fackelglanz, und vielen Menschen angefüllt habe; daß alle diese Männer auf ihrer Brust das goldene Zeichen des Nenuphar trügen, und daß der Oberpriester an ihrer Spitze zu ihm sage: „Nun ist die Zeit gekommen. Die Götter sind uns gnädig gewesen, und der Drache hat die Zähne verloren, womit er die Wasserlilie zerreißen wollte. Stehe auf, mein Sohn Sadalin, und empfange den Namen, der Dir gebührt. Du bist Akbar, der Ersehnte, der Vielgeliebte. Ich reiche Dir die Fahne Deines Hauses, weil das Glück sie begünstigt; ich rufe Dich aus vor allem Volke, weil endlich das Volk aufgestanden ist, und Nenuphar siegte. Ich reiche Dir die Krone, weil sie wieder im Glück strahlt, und ein ferneres Dunkel Feigheit seyn würde; denn Du bist der wahrhafte Erbe unsers rechtmäßigen Fürstenstammes, und sollst lange über uns herrschen, in der Furcht der Götter, und von ihnen beschützt!“

Und wie der Jüngling sich verwundert umsah im Kreise, so gewahrte er zagend und hoffend, weinend und jubelnd, daß kein Traum ihn belog. Er wachte mit hellen Augen, mit besonnenem Gemüthe und in dem Grabe seines Kerkers standen wahrhaftig die Brüder um ihn her: die Fahne war nicht Trug, die Krone nicht Schaum, und Wahrheit des Oberpriesters Rede, die Huldigung, die ihm von den Bundesbrüdern knieend dargebracht wurde, und der leise Gesang, der, eine rührende Krönungs-Hymne, andächtig zu ihm empor stieg:

„Endlich seh'n Dich unsere Augen!
„Endlich grüßt Dich unser Mund,
„Nenuphar hat überwunden,
„Und gesiegt des Volkes Bund.
„Komm' und sag' uns Deine Freuden,
„Leid und Freuden theilen wir mit Dir.“

Er war Akbar, der Erbe des Fürstengeschlechts, und nie wurde eine Herrscherweihe edler begangen, als heute, in der Gruft des Gefängnisses, unter dem Schleier der

verschwiegenen Nacht. Nachdem Alban die Thränen der Ueberraschung und des Hochgefühls an seines Pflegevaters Brust getrocknet hatte, und die Wißbegierde ihr Recht ansprach, zeigte ihm der Oberpriester eine weite Oeffnung in der Felsenmauer, wodurch die Schaar der Freunde eingedrungen war. Sie lag versteckt im fernsten Hintergrund der schauerlichsten Höhle, wohin der Blick des Bewohners niemals dringen konnte, hinter Schutthaufen und hohen Trümmerstücken. Der Eingang, durch die Entfernung zweier Felsenblöcke bewirkt, gränzte an einen Gang, der unter dem Bette des heiligen Flusses hinweg nach der Priesterstadt führte, erbaut von lang verstorbenen Herrschern, um, in Zeiten der Empörung und des Krieges, Schätze, und die Vorräthe der Waffenhäuser zu flüchten, oder die Reichthümer der Tempel in die Gewahrsam der Kriegerburg zu schaffen. Das Geheimniß dieses Pfades war in der Herscherfamilie verloren gegangen; es hatte sich nur unter den ältesten Tempelwächtern fortgepflanzt, und war vor wenig Tagen, da der bejahrteste unter diesen an's Sterben kam, von demselben auf dem Todtenlager dem Oberpriester mitgetheilt worden. Der entschlossene Mann sah in dieser Entdeckung ein Mittel, die furchtbare Stadt der Helden im Herzen anzugreifen, und vielleicht den Jüngling zu befreien, auf dessen Haupt die Hoffnung des Reiches beruhte, und dessen Haft von den wenigen Mitwissern des Geheimnisses schmerzlich beklagt wurde, ohne daß sie den Ort seiner Gefangenschaft gewußt hätten.

Man hatte geraume Zeit gebraucht, um die verschütteten Stellen des Ganges zu säubern, und war endlich mit der größten Mühe bis zu den von dem sterbenden Tempelwächter bezeichneten Felsblöcken vorgedrungen, die während des Schlafes Sadalins leicht aus ihren Fugen gehoben wurden, um den ungehinderten Eintritt zu gewähren, dem unverhofft, aber freudig überraschend, das

ersehnte Befreiungswerk folgte. Die Verschworenen verfolgten ihren Endzweck mit der nöthigen Eile. Leitern wurden durch die Oeffnung herbeigetragen, und auf ihnen, wie an dem Gestein emporklimmend, gelangten die Brüder des Nenuphar an das Gitter von Erz, zerhieben es mit schweren Beilen, und vertheilten sich, ehe noch der Schrei des überraschten Wächters die Stadt zu den Waffen rufen konnte, über den Platz, in alle Gassen, das Schwerdt in der einen, die Fackel in der andern Faust. Während das Getümmel des Angriffs, und die Losung: „Akbar und Nenuphar!" auf der Oberfläche des Platzes verhallten, zog der Oberpriester den jungen König mit sich in den Gang, über dessen Felsenbogen die rauschenden Fluthen des heiligen Stromes hinrollten. Eine einzige Fackel in der Hand des Priesters beleuchtete den dunkeln Pfad. . . . .

„Warum, o Vater, führst Du mich hinweg, und gibst nicht zu, daß ich die Gefahren meiner Freunde theile?" fragte Akbar mit gekränkter Seele. Der Oberpriester erwiederte: „Die Götter haben es gewollt, daß Du den Krieg beginnen mußtest, meinem Wunsche zuwieder. Nun aber ziemt es sich nicht, daß Du das Blut Deiner Kinder vergießest; Du sollst ihnen nur erscheinen als ein Engel des Friedens und der Versöhnung, die Wunden heilend, die ihnen die Wuth des Kampfes geschlagen.". . . . .

Akbar erinnerte sich der Unterredung, die der Kaiser mit ihm gehabt, und berichtete sie seinem Pflegvater. Dieser hörte aufmerksam zu, schüttelte bedeutend den Kopf, und versetzte: „Des Kaisers Worte können sich nur auf Dich beziehen, doch weiß ich nicht, welch' ein Verrath ihn mit Deinem Stande bekannt gemacht haben muß. Ein Irrthum ist nicht möglich. Du bist der einzige Sprosse des vertriebenen Geschlechts, durch Wundergewalt der Mörderei entronnen, die ein verrätherischer

schwarzer Sclave über das Haupt Deines Vaters herbeigeführt hat. Die Tyrannei des Kaisers hat das Opfer verfehlt, das sie schon in ihren Klauen hielt. Die Vorsicht, einen verwaisten Knaben mit dem Sprößling des verborgenen Königsgeschlechts erziehen zu lassen, als wäre er dessen Bruder, rettete Dein Leben. Der Tiger griff nach dem andern, und sein Tod war Dein Heil. Du bist aber wahrhaftig der, dem die Krone gehört, Niemand kennt Dich besser als ich, denn meine Schwester war die Gattin Deines Vaters; ich erkannte, da Du in unsern Tempel gebracht wurdest, mit Freude und Schmerz die Züge Deiner Eltern in Deinem Antlitz, und ahnte damals nicht, ein untergeordneter Priester, daß mir einst meine hohe Würde erlauben dürfte, einen so entscheidenden Einfluß auf Deine hohe Bestimmung zu üben, wie ihn jetzt die Götter zur Wohlfahrt des Reichs zugelassen haben."

„Welche Freude!" rief der junge König: „Wie glücklich bin ich, in Dir einen so nahen Verwandten zu verehren! Deine Weisheit soll mich leiten, und die Götter mögen Dein Bemühen segnen, so wie den Muth meiner Getreuen."

Der Oberpriester antwortete: „Wir werden siegen, der Himmel ist mir Bürge. So weit unsere Boten liefen ist das Land in Empörung. Zahllose Schaaren drängen sich unter die Fahnen des Nenuphar. Die Kaiserstadt hat sich verschanzt gegen ihren Herrn. Die Mehrzahl der Krieger des Kaisers hat ihr Lager am Ufer des Flusses aufgeschlagen, um des Fürsten Burg vor einem kecken Ueberfall zu schützen. Während sie dort wachen, haben unsere, dem Opferschlund entstiegenen Freunde, die Heldenstadt den wenigen sorgenlosen Wächtern derselben abgenommen, und wir werden, im Tempel angelangt, der zum Waffenplatz geworden ist, die Freudenfeuer von den Thürmen der eroberten Wälle flammen sehen. Was Du von der gro-

fern Tempel-Treppe überschauen wirst, ist schon Dein Eigenthum, und in wenig Tagen muß unter den Streichen des Volks die letzte Wehrmauer des Zwingherrn in den Staub stürzen."

Sie hörten das Rauschen des Stromes nicht mehr; der Weg wurde steil und beschwerlich, und endigte sich in eine lange verfallene Treppe, verschlossen von einer festen Thüre. Im Begriff, diese Thüre zu öffnen, stand der Oberpriester still, und winkte mit der Hand dem jungen König, zu schweigen. Es wurden jenseits der Thüre Stimmen vernommen, die, vom Wiederhall an den Bogen eines Gewölbes verstärkt, laut und deutlich zu den Ohren der Lauschenden gelangten. Akbar's Herz schlug voll Ahnung, da er Mandane's, Issa's und Muctar's Stimme hörte. Der Letztere rief so eben: „Hättest Du mir doch nimmer diese Zusammenkunft bewilligt, wenn ich so trostlos scheiden soll, als ich hoffend kam! kann denn nichts Dein Herz rühren? bist Du unerbittlich und kalt, wie in dieser Grabes-Nische der Mann, der Dich einst liebte? vermag das Feuer meiner Leidenschaft keinen Funken des Mitgefühls in Dir zu entzünden?"

Mandane erwiederte: „Als mich Dein Bote fand, der unsern Wächtern mitten im Getümmel der Kriegszurüstungen entgangen war, wollte ich Dich nicht sehen, nicht hören, und nur das Gefühl der Dankbarkeit, das ich Dir weihen muß, bewog mich, mein strenges Wort zurück zu nehmen. Ich empfing Dich jedoch am Grabe meines Bräutigams, und von meiner Schwester begleitet, damit Du wissest, daß nichts Geheimes zwischen uns seyn soll, und keine Erhörung Dich zu begleiten habe."

Muctar fuhr nun fort: „Du hast mich im Glücke

verschmäht; ich hoffte ein milderes Urtheil von Deinem Munde, weil mich und den Kaiser jetzt das Unglück verfolgt. Ich bin zerrissen vom Gefühl der Rache, und meiner flammenden Leidenschaft für Dich. Ein Wort kostet's Dir und das Schwerdt sinkt aus meiner Hand; ich schone Deinen Vater, seine Anhänger; ich werde ihr Vertreter bei dem Kaiser; ich befreie den Jüngling, den Deine Schwester liebt. — Sieh, ich habe mein Leben und meine Freiheit in Deine Hand gegeben; ich habe mich allein auf schwachem Kahne an dieses Ufer gerudert, wo meine Feinde gewaffnet stehen. Das Lager, das ich befehlige, liegt fern, und der Laut meiner Stimme kann nicht hinüber dringen. Nimm mich auf in Dein Herz, und ich kehre zurück, ein Friedensbote. Verschmähst Du mich jedoch, so will ich wüthen gegen Alles, was da lebt, wie ein verwundetes Thier des Waldes. Ich will mich in Grausamkeit sättigen, und den Pfuhl der Flammen verdienen, weil sich mir der Himmel der Liebe auf Erden verschließt."

„Du zerreißest meine Seele, ohne meinen Entschluß zu ändern;" sagte Mandane mit zitternder Stimme.

„Deine bebende Stimme verräth, daß Du mir nicht gram bist;" fuhr Muctar fort: „warum so ängstlich an den Todten hängen, wenn das Leben freundlich um Erhörung fleht? Meine Augen sind geschärft durch die Gewalt der Liebe. Sie leben in Deiner Brust. Du bist mir hold, Du sträubst Dich gegen die Empfindungen Deines Herzens. Du hast geschworen, nur dann eines Mannes Gefährtin zu werden, wenn die Götter es befehlen. Kannst Du den Befehl der Himmlischen verkennen? Glaube mir: in meinen Händen liegt das Geschick des Reichs, nur Dein Wille entscheidet, ob ich es gnädig wenden will. Nenne mich nicht unmächtig, weil Deines Vaters Freunde im Vortheil sind. Ich könnte von meiner Tapferkeit reden, der noch Niemand widerstanden, ich könnte

den Muth rühmen und den Zorn, der die geübten Krieger des Kaisers beseelt, dessen Ausbruch nur meine Strenge zurück hielt; ich könnte die Menge der Hülfsvölker aufzählen, die in unserm Lager erwartet wird, und die festen Schlösser, die uns Schutz verleihen; aber ich sage Dir mehr: ein Geheimniß, das mir der alte Mogreb erst heute entdeckte, und das mich unauflöslich an den Bund des Nenuphar knüpft, dessen Gegner ich jetzt noch scheinen muß, will ich nicht unter dem Eisen der wüthenden Trabanten des Kaisers fallen. Ich bin der Sprößling der vertriebenen Fürsten, für die der Nenuphar alle Kräfte aufbietet. Der Kaiser hat mich erbleichend erkannt, und das Zeichen, das meinem Arme eingebrannt ist, das Bild des geheiligten Nenuphar, wie die Geschichte meiner Jugend, beweisen, daß ich des Nenuphar's König bin. Erhöre mich, und ich ergreife für Deinen Vater und seine Brüder das Schild, bezwinge den Kaiser und setze Dich als meine Gattin auf den diamantenen Thron."

„Ihr Götter!" rief Issa: „wär' es möglich!" „Welche Entdeckung!" schrie Mandane, wie mit dem Ton der Verzweiflung: „Ich sollte das Weib des Fürsten seyn, der den Stamm meines Bräutigams von dem Throne stürzt? und Du regst Dich nicht, blasser Mund des Todten, vor dessen Grabe wir stehen, um dem Frevler zu fluchen, der es wagt, mir solchen Treubruch anzusinnen? Lieber reichte ich, ohne des Gestorbenen Vorwurf zu fürchten, dem schlechtesten Krieger meine Hand, als dem König des Nenuphar, dem Feind und Zerstörer des Geschlechts, dessen letzter Sohn mich geliebt!"

Muctar antwortete schnell und leidenschaftlich hierauf: „Welche Gelegenheit könntest Du mir geben, um Dir gewisser zu beweisen, wie sehr ich Dich liebe, und wie ich wünsche, Dich unauflöslich an mein Geschick zu fesseln? mir ist das Leben nichts, soll ich es fern von Dir vertrauern; wie sollte eine Krone den Reiz über-

wiegen, der Dich, o Zauberin, vor Allen Deines Geschlechts auszeichnet und erhöht? ich schwöre Dir: reichst Du mir die Hand, so will ich gern in's tiefste Dunkel mich zurückziehen, Namen, Recht, Ehrgeiz von mir werfen, keinen Reichthum, keine Macht mehr besitzen und ersehnen, um Dein Freund, Dein Gatte, Dein Sklave zu seyn!"

„Welche Großmuth! kannst Du den Aeußerungen dieses edlen Herzens widerstehen, das uns den Frieden, und Freiheit meinem Sadalin verspricht?" So fragte Issa mit Begeisterung.

„Issa! verbirg mich vor mir selber!" stammelte Mandane, und verstummte mit einem Schrei, als der Oberpriester mit seinem Zögling plötzlich und unerwartet in die Halle der Fürstengruft trat.

„Thörichte Mädchen!" zürnte er: „An diesem Orte mit einem feindlichen Manne? Mußte ich also Deines Geheimnisses Meister werden, Mandane? An dem Grabe des Fürsten weint meine thörichte Tochter? Gestärkt durch die Nähe dieser Leiche verwirft sie das Opfer, das ihr mit einer Krone gebracht werden soll? Verblendete! des Königs Sohn hätte Dich nicht heimgeführt: aus dem Lande der blauen Berge nahte schon die Braut, und floh von unsern Gränzen wieder, da ihr der Tod des Bräutigams entgegentrat, wie ein abweisendes Gespenst. Dein Hochmuth bethört Dich doppelt. Leicht wird es diesem Manne, Deinem Freunde Muctar, das Diadem dieses Reichs Dir zu Füßen zu legen: er ist nicht dessen Erbe, denn hier steht Akbar, dem wir gehuldigt haben, und dem der Thron gebührt!"

Diese Rede machte einen erschütternden Eindruck auf Alle, die sich in der Halle befanden. Mandane stützte sich überrascht auf das Fußgestell einer Säule, Issa faltete schmerzlich ergriffen die Hände, und sah mit thränenhellen Augen auf den Freund ihrer Jugend und ihres

Herzens, während dieser den unfern stehenden Muctar mit freudigen Blicken musterte, und endlich von seinen Gefühlen überwältigt, an den Hals des Jünglings flog, der ihn nicht minder gerührt mit beiden Armen umschlang. „O bist Du es nicht, mein Silam, mein Bruder, dessen Tod ich beweinte?“ schluchzte Akbar, und Muctar erwiederte: „Wenn die Erinnerung wahr ist, die plötzlich wie ein Gewebe von silbernen Fäden aus meiner Vergangenheit hervorbricht, — wenn Deine Gesichtszüge nicht lügen, so bist Du, Akbar, mein Bruder, und Alles hellt sich mir wieder auf in den verworrenen Träumen meiner Jugend: der Mutter Liebe, des Vaters Tod — und der Schmerz, der mich zerriß, als man uns trennte!“

Als die beiden sich umarmt hielten, und die Wonne der Erkennung aus den freudestrahlenden Blicken saugten, trat der Oberpriester zu ihnen, sprechend: „Liebet Euch, und seyd stark in Eurer Vereinigung, Brüder vor dem Himmel, wenn auch die Natur Euch nicht durch die Bande des Bluts fesselte! Du, Silam, warst eine Waise in den ersten Wochen Deines Lebens schon; gleichen Alters fast, wie Akbar, wurdest Du in das Haus desselben, in die Arme seiner Eltern aufgenommen, um mit ihm erzogen zu werden, und in Zeiten der Gefahr sein Stellvertreter zu seyn. Eine grausame Bestimmung allerdings, aber befohlen durch das Herkommen, die Noth und die Tyrannei der Kaiser. Darum wurdest Du mit dem Zeichen des Nenuphar geweiht, und die Sage unterhalten, daß an diesem Zeichen der heimliche König zu erkennen sey. Die Götter ließen ein Unglück zu. Tahir, der schwarze Sclave in des verborgenen Königs Hause, hatte dies Zeichen bemerkt, und den Entschluß gefaßt, das Blutgeld zu verdienen. Akbar's Vater sollte gefangen werden mit seinem Sohne Silam. Der getäuschte Neger, überlistet von dem Vorgeben der Eltern,

die ihren wahren Sohn nur als den Angenommenen behandelten, sah sich bis an sein Ende betrogen. Akbar's Vater fiel nicht lebendig in seine Hände; er fand dessen Schätze nicht; der Kaiser belohnte ihn nicht reichlich; und als er auf des Herrschers Befehl hinging, um den vermeintlichen Erben unserer Könige in den heiligen Strudel zu stürzen, überraschte ihn ein unerwarteter Tod. Das Kind der Hoffnung war indessen gerettet, durch des Himmels Fügung, des Verräthers Täuschung, und das Mitleid des Tyrannen, der seinen Zweck erreicht zu haben glaubte. Heute ist aber die Stunde gekommen, wo Ihr, treffliche Jünglinge, bewähren sollt, ob einst die Götter bei Eurer Vereinigung gewaltet."

Ein langsam rollender Donner fuhr über die Kuppel hin, und ein scharfer Blitz zuckte durch dieselbe. Doch war dieser Strahl ein milder Blitz aus den Augen der Gottheit. Die Geister der Rache, des Neides, der Mißgunst und der Heuchelei verschwanden auf ewig aus der Nähe der Jünglinge, und innige Liebe redete aus ihren Blicken, von ihren Lippen.

„Warum erkannte ich nicht Dein Gesicht im Sturme des Kampfes?" fragte Silam mit zärtlicher Ungeduld, und Akbar antwortete traurig: „Und ich konnte Dir diese Wunde schlagen? Willst Du mir nicht zürnen, nicht mein Feind seyn, da ich Unglücklicher Dein Blut vergoß?"

„Nimmermehr!" rief Silam begeistert und ernst: „Dein Freund, Dein Schild, o König! ich darf jetzt für das Recht meine Waffen heben, und gegen den Trug, dem ich gedient, zu Felde ziehen! stelle mich an die Spitze einer Schaar; prüfe mein Herz und meine Faust! Ich will hinüber, und Dir die Krone von dem Scheitel des listigen Alten holen!"

Akbar erwiederte, ihm lächelnd die Hand drückend: „Laß uns zusammen gehen, und vereint den unglücklichen

Greis schonen, dessen Silberhaare und Elend Ehrfurcht verdienen, wenn uns gleich seine Tücke feindlichen Haß abnöthigt.“

Als die Sonne aufgegangen war, flatterten der alten Könige Fahnen auf den Thürmen der Heldenstadt, und in dem Lager der Krieger am Fuße der Kaiserburg wüthete das Gefecht, denn die Streiter aus den beiden gewonnenen Städten waren keck in die Zelte ihrer Feinde gefallen, um Sieg auf Sieg zu erringen. Endlich ruhte der Kampf, und Cypressenzweige flatterten in der Luft, und Palmen winkten Frieden. Der junge König stieg aus einem goldverzierten Schiffe, Silam an seiner Seite, in seinem Gefolge die Vornehmsten des Nenuphar. Seine Streiter brachten ihm die Beute des Sieges entgegen, und er wendete die Augen voll Wehmuth ab. Da gewahrte er zur Seite, an einem Baume liegend, und von vielen Wunden durchbohrt, den alten Mogreb, der seinen Pflegesohn zu sich winkte, und mit sterbender Stimme sprach: „Unglücklich war der Tag, an dem wir dieses Reich betraten. Du kamst um die Freiheit, und mich mordeten die Hauptleute des Kaisers selbst, da sie Deinen Uebertritt erfuhren, und mich beschuldigten, sie an den Nenuphar verrathen zu haben. Sim's Mord ist versöhnt, und ich würde ruhiger aus dieser Welt der Thoren scheiden, wäre ich nicht so arm, daß ich Dir nicht einmal Jubals Krone vermachen kann, — die mein gehörte, wäre Recht auf dieser elenden Erde, wo es nicht der Mühe lohnt, zu athmen, wenn man nicht herrschen kann.“

Mit diesen Worten schloß sich auf immer Mogreb's mattes, sterbendes Auge, und Silam stand ergriffen bei der Leiche des Mannes, den er zu lieben, zu hassen ge-

lernt hatte. Dann wendete er sich verstohlen zu Akbar, und sagte ihm leise und schmerzlich: „So bestraft sich der Frevel. Auch ich, mein Akbar, werde scheiden müssen aus Deiner Nähe. Wie diesen hier Sim's Schatten, so verfolgen mich die blutigen Leiber derjenigen, die ich von meinen Elephanten im Uebermuth zertreten ließ, und ich vermag es nicht, unter denen zu leben, die ihre Verwandte, ihre Freunde waren.“ Akbar versetzte: „Ich begreife Deine Reue, Deine Furcht. Darum erfülle ich das Vermächtniß Deines Pflegers Mogreb, und gebe Dir die Krone Jubals, wo Du so lange weilen magst, bis einst Deine Seele das Wiedersehen dieses Reiches erträgt.“

Da nahte schweigend, mit gesenkten Speeren, ein langer Zug von Waffenleuten des Kaisers, und das Mitleid der Krieger Akbar's ließ die Feinde ohne Störung daher ziehen, denn sie trugen in dem großen Leichenschilde von Erz einen todten Fürsten, bedeckt mit dem Purpur, und dem Schnee seines Bartes. Sie setzten die Leiche des müde gewordenen Kaisers vor seinem jungen Nachfolger nieder, weinten ohne Scheu, und sagten zu Akbar: „Hier ist Dein und der Götter Werk. Der Fall der Heldenstadt hat ihm das längst versuchte Heldenherz gebrochen. Die gnädigen Götter haben nicht gewollt, daß der Hochbejahrte mit leiblichen Augen schaue, wie all seine Werke um ihn her in Staub fallen. Benütze, o König, diese Lehre von der Vergänglichkeit aller Dinge, und sey barmherzig und milde beim Antritt Deiner Herrschaft. Vergönne uns, dem Stamme der kaiserlichen Lehens-Leute, daß wir aus Deinen Gränzen ziehen, und mit uns nehmen die Ueberreste unserer Fürsten, die wir auf unsern Schultern zum Thron in dieses Land trugen, wie wir sie zum Grabe tragen. Wir mögen nicht die Diener des Herrscher-Stammes werden, den wir bezwungen, und füh-

len noch Kraft genug in unsern Armen, einen Fleck der Erde uns zu unterwerfen, wo wir neben der Asche unserer Herren wachen können, bis an's Ende unserer Tage.“

Akbar's Auge füllte sich mit Thränen, da er die Helden über der Leiche ihres letzten Kaisers weinen sah, und von gleichem Mitleid ergriffen, riefen alle Brüder des Nenuphar: „Laß sie ziehen, o Herr, laß sie friedlich ziehen, denn das Unglück verdient Milde!“

So geschah es. Die trauernden Krieger erhoben unter feierlichen Gebräuchen die balsamirten Hüllen ihrer Monarchen aus der Gruft des Todes, und führten sie auf kostbaren Wagen hinweg in die Ferne. Sie zogen nach, Männer, Frauen und Kinder, ein langer, ehrwürdiger Zug, stolz im Unglück, und bereit, sich eine neue Heimath zu erstreiten.

Die Stürme des Aufruhrs hatten sich beruhigt; die Wellen des empörten Stroms waren in ihr Ufer zurück gekehrt, und überall im ungeheuern Reiche handhabten die Genossen des weit verbreiteten Nenuphar-Bundes Gerechtigkeit, Friede und Gnade im Namen des vielgeliebten Königs Akbar. Aus den fernsten Provinzen strömten Abgeordneten und begeisterte Wallfahrer nach der Kaiserstadt, um den Tag mitzufeiern, an dem der junge Fürst im Angesichte seines Volkes die Krone seiner Väter empfangen sollte. Der große Festplatz an den Ufern des Stromes trug keine Spur der Verwüstung mehr. Die Natur schien ihre üppigen Schätze auf's Neue gespendet zu haben, und in reiner Verklärung des lieblichen Himmels schwammen die Zelte, die Hütten, der Fluß und die Berge. Die Rauchsäulen der Altäre stiegen gerade auf zum Firmament, unbeweglich

fest standen die göttlichen Bilder unter der Berührung des Königs, und der Mord schlich nicht in den Reihen der Fröhlichen. Akbar war entzückt im Widerschein des Glücks, doch standen ihm noch süßere Wonnethränen bevor, als er die Krone empfangen, seine Schwüre geleistet hatte, und mit einem Male unter dem Jubel des Volks eine Menge von geschmückten Jungfrauen eine fremde Pilgerin, auf einem weißen Rosse, in den ungeheuern Kreis führte, wo der Oberpriester der Fremden absteigen half, und sie ehrerbietig dem Könige zuführte.

„Sieh hier den Lohn Deiner kindlichen Tugend und Deiner Milde!“ sagte der Priester zu Akbar, und erhob den Schleier der Fremden: „Sieh hier Deine Mutter, entronnen dem Tode neben der Leiche Deines Vaters, in geheimnißvoller Stille gepflegt und erhalten von den Brüdern des Nenuphar! Nach sechszehn Jahren des angstvollen Harrens kömmt sie, ihre Einsamkeit am geheiligten Wasserfall verlassend, um den schmerzlich entbehrten Liebling ihres Herzens wieder zu sehen, seines Glückes sich zu freuen, und in den Strahlen desselben ihr viel geprüftes Leben zu beschließen.“

Ein Auftritt voll Rührung und Erhebung folgte auf diese Worte. Die glücklichste Mutter im Arme des glücklichsten Sohnes, zu ihren Füßen, weinend vor Entzücken, ihr Pflegesohn Silam, über ihrem Haupte die segnenden Hände des Bruders, an ihrer Seite die freudetrunkenen Töchter des Oberpriesters. — Das Orakel in dem Tempel bei den geheiligten Gewässern hatte wahr geredet: der Sohn des Weibes, das, demüthig und unbekannt, dem Kaiser an jenem verhängnißvollen Morgen begegnete, war des Kaisers Nachfolger geworden; und, begierig, dem wiedergefundenen Sohn schnell eine liebevolle Tochter hinzuzufügen, zeigte Akbar in der Wonne des Wiedersehens auf die erröthende Issa, und sagte: „Sie soll

mein Weib seyn! Nimm sie auf, o Mutter, neben mir in Deinem Herzen!"

Die Mutter küßte des Sohnes Braut auf die Stirne und ihre Freudenthränen waren der jungen Königin erstes Diadem. Das Jauchzen des Volkes stieg fast zur Raserei, und Fest auf Fest folgte aufeinander viele Tage hindurch. Endlich verwandelte sich der Braut- und Jubelgesang in eine ernste Kriegsmusik, unter deren Klängen Silam nach seinem Reiche Jubal zog. Mandane, die Gattin, war seine Gefährtin. Akbar blieb zurück unter seinen Kindern, und unter dem Schutze des Nenuphar bereitete sich seinem Geschlecht eine sonnenhelle Zukunft.

Die Mohrin von Toledo.

Die Dämmerung schwebte über den Giebeldächern der alten Stadt und über den Zinnen des maurischen Schlosses Alcazar, welches von seiner Höhe wie ein Nebelgespenst über das zu seinen Füßen liegende Toledo niederschaute. Das Geräusch des Tages hatte aufgehört, die Chorgesänge in den Kirchen waren verstummt; die Webstühle der fleißigen Seidenarbeiter ruhten; wenig Volk zeigte sich fürder auf den Gassen und Plätzen der Stadt. Im Innern der Häuser war es inzwischen lebhafter geworden. Die Schenken wimmelten von Leuten; in den Zimmern der Magistratsräthe war große Versammlung, und in den Palästen der Adeligen zahlreicher Zusammentritt von Männern aus allen Ständen.

Die Wahl der Stadt, das Heil aller Königreiche Spaniens hatten sie zusammengeführt. Die Söhne von Toledo, der Freiheit gewohnt, die sie von ihren Vorfahren geerbt, waren gekommen, um die Mittel aufzusuchen, das Vaterland von einer Knechtschaft zu befreien, die ihm von Fremden aufgedrungen werden sollte, und von einer Demüthigung, die ihm sein eigener König bereitete. Hinlänglich ist es hier, zu bemerken, daß König Karl von den Churfürsten des römischen Reichs zum Kaiser deutscher Nation gewählt worden war, daß er die Würde angenommen und einen Reichstag zu Compostella

ausgeschrieben, um daselbst eine Steuer zu erwirken, die ihn in den Stand setzen sollte, mit einem, Spaniens und der Kaiserkrone würdigen Glanz, jenseits der Pyrenäen und des Rheinstromes zu erscheinen. Valencia, der Sitz des Minnesangs und zugleich der höchsten Freiheitsliebe, wie der stolzesten Herzen in Spanien, hatte das Panier der Widersetzlichkeit erhoben. Andere Städte waren seinem Beispiele gefolgt. In Valladolid hatte nur die Flucht den König, als er nach Gallizien reiste, der Bürgergewalt entzogen, die ihn aufzuhalten, und in ihrer Mitte festzunehmen strebte. Toledo schloß sich an diese Grundsätze an. Aber weder die Vorstellungen seiner Abgesandten, noch diejenigen der Städte Madrid, Cordova und anderer, vermochten den Gang des Reichstags zu hemmen, und die Einwirkung der Vortheile zu verhindern, die Carlos durch eine schlaue Begünstigung des Adels unaufhaltsam erreichte. Mit diesem Siege gekrönt, und ohne die Beschwerden abzustellen, die von der Nation gegen die königlichen Machthaber erhoben worden waren, hatte der König schnell von Corunna aus die Segel nach den Niederlanden gelichtet, nachdem er vorher den Cardinal Adrian von Utrecht, seinen Lehrer, zum Regenten des Landes, Don Juan da Lanuza zum Vicekönig von Aragonien, und Diego de Mendoza zum Statthalter in Valencia ernannt hatte. Dieser Schritt des Fürsten hatte alle Gemüther empört, und mit Unwille ertrugen sie die Befehle des fremden Kardinals. Toledo war die erste der Städte, worinnen das Wort sich zur That zu gestalten drohte, und Volk, Adel und Geistlichkeit, schürten gleich eifrig den Brand. Ein junger, tapferer Mann, der schon glänzende Beweise seines Muthes vor den Augen seiner Landsleute abgelegt hatte, und dessen Ehrgeiz sich nach einer rühmlichen Laufbahn sehnte, Juan de Padilla, gleich ausgezeichnet durch seine Gestalt wie durch sein adeliges Herkommen, war das Gestirn,

nach dessen Aufgang an der Spitze der Vaterlandsfreunde sich alle Patrioten sehnten. Sein Haus war der Sammelplatz der mächtigsten Unzufriedenen, und an dem Abend, wo diese Geschichte beginnt, verließ so eben die Schaar der Freunde still und vermummt seine gastliche Schwelle. Die Gattin Don Juan's, die reizende Maria, sah, im Garten sitzend unter dem Behänge breiter Rebenblätter, wie sich die Männer entfernten, und wie kurz darauf ihr Gemahl, die Stirn in düsterm Ernst gefaltet, zu ihr in die Laube trat. Schweigend reichte er ihr die Hand, schweigend erwiederte sie den Druck derselben, und spielte, gleich wie in Gedanken versunken, mit dem Gürtel ihres kostbaren Kleides. Don Juan sprach nach einer langen Pause: „Ich muß heute noch aus dem Hause gehen, meine Liebe. Laß die Pforten fest und sicher schließen. Möglich wär' es, daß ich vor morgen nicht zurückkehrte. Schlafe ruhig, und laß Dich nicht stören, sollte auch vielleicht ungewöhnliches Geräusch Dich aus dem Schlummer wecken. Dein Gatte sorgt für Dich und seines Sohnes Leben."

„Was verlangst Du von mir?" fragte Maria entgegen, und hob zum ernsten Gesichte des Mannes den scharfen, durchdringenden Blick: „Bin ich nicht Dein treues Weib gewesen, seit Du mich aus Portugal in Dein Haus geführt? bin ich nicht überdies die Tochter des berühmten Kriegsmanns Tendillos de Mendoza? hat Waffenprunk und Waffengefahr nicht meine Wiege umgeben? hast Du nicht schon Gelegenheit gehabt, meine Entschlossenheit und meine Verschwiegenheit zu erkennen? warum mir daher ein Geheimniß aus Deinen Planen machen? weiß ich etwa nicht, was unserm Vaterlande, das ich feurig liebe, Noth thut? weiß ich nicht, daß Du der treueste Sohn Deiner Heimath bist? kenne ich nicht die Männer, die Dich in schweigender Dämmerung besuchen? Verschworne sind's, zum Heil des Vaterlands

Verschworne. Du sollst an ihrer Spitze unsere Ketten brechen, und mein Scharfsinn erräth leicht, daß ihr noch in dieser Nacht das Schloß mit gewaffneter Hand erstürmen wollt."

Don Juan sah lange unverwandt und glühenden Auges die holde Frau an, die von ihrem bescheidenen Rasensitze, wie von einem Throne, wie eine Königin, im Tone des gerechtesten Vorwurfs zu ihm sprach. Darauf schloß er sie in seine Arme, setzte sich an ihre Seite und erwiederte: „Ich wußte, daß ich mir eine starke Frau genommen; aber diese römische Unbefangenheit im Schooße der Gefahr hätte ich nicht in Deiner Brust geahnt. Du verdienst es wahrlich, Mitwisserin unseres edlen Geheimnisses zu seyn, und ich bin fortan ruhiger, als ich gehofft. Die Trabanten des Königs, oder besser die Söldner des Kardinals, werden uns heute nicht viel zu schaffen machen. Vierzigtausend wohl bewehrte Bürger erringen leicht den Lorbeer über eine Handvoll Waffenknechte, und die halb zerstörten Werke des Castells werden unserer Kraft kein würdiges Ziel darbieten. Aber die Zukunft möchte leicht schwere Kämpfe auf ihren Fittigen herbeitragen; die Hyder der Tyrannen möchte leicht fürchterliche Stärke entwickeln, und der Ausgang fürchterlicher werden, als der Anfang es zu seyn verspricht. Auf diesen Fall ist's gut, wenn wir uns treu mit einander verstehen. Als Anführer einer Volkspartei ist mein Leben dem offenen Feinde wie dem verrätherischen Freunde preisgegeben. Was darf ich von Dir erwarten, wenn das Schicksal mir den Sieg verweigerte? was würdest Du für Dich, was für unsern Sohn beschließen?"

„Bedarf es einer Frage? ist nicht dann im schlimmsten Fall der Tod da, um mich und Deinen Sohn, den letzten Nachkommen eines Heldengeschlechts vor den Schergen des Unterdrückers zu retten? doch sey getrost. Die Himmlischen haben zu mir gesprochen in hellen freund-

lichen Bildern; sie haben die Zukunft mir verbürgt, und ich traue um so mehr auf ihre Zusage, als am heutigen Abend die Ahnungen, die ich in meiner Brust trug, zur Gewißheit geworden sind. Ich hatte vorgestern, von Deinem Schweigen betrübt, und von meinen Zweifeln gemartert, am schwülen Nachmittage auf der Estrade im Gartensaale die Ruhe gesucht. Der Springbrunnen im Hofe plätscherte so einladend, die gelben Vögel von den Inseln gegen Westen, die in den goldenen Käfigen des Saales verwahrt werden, sangen so lieblich, so schmelzend, und von den Blumenbeeten vor den Fenstern schwamm süßer Duft des Jasmins in das, weit der Kühlung geöffnete, Gemach. Alles dieses lud zum Schlummer, und das maurische Lied, welches unsere gute Zami unter dem Schwibbogen unserem Kleinen vorsang, schläferte mich durch seine eintönige Weise vollends ein. Der Schlaf, friedlich und ruhig, wie der eines Kindes, wiegte mich in seinen Armen. Doch bald wurde das Schaukeln der Traumeswellen zu einem unangenehmen Schleudern auf unebener Meeresbahn. Ich saß in einem stürmisch treibenden Kahn, woran die Fluthen gierig hinauf leckten, indem sie ihn fortrissen mit Blitzesschnelle. Könnte ich Dir nur beschreiben, was ich auf dieser seltsamen Fahrt gesehen, bewundert und gefürchtet! Ich schien auf einem großen See zu treiben, dessen Ufer sich bald weiter von mir entfernten, bald näher herantraten an das kämpfende Schiff. Eine große Flotte zog daher, mit aufgepflanzten Fahnen, blinkenden Wappen und lustiger Heeresmusik. Die Steuerruder waren mit Blumen bekränzt, und von den Masten blitzten die spanischen Thürme, drohten die gefräßigen Doppeladler des römischen Reichs. Im Purpurmantel, mit der Krone auf dem Haupte, stand König Carlos wie ein Sieger auf dem Verdeck, und um ihn her funkelten die Harnische seiner Edelleute und die Posaunen seiner Spielleute, die

len noch Kraft genug in unsern Armen, einen Fleck der Erde uns zu unterwerfen, wo wir neben der Asche unserer Herren wachen können, bis an's Ende unserer Tage."

Akbar's Auge füllte sich mit Thränen, da er die Helden über der Leiche ihres letzten Kaisers weinen sah, und von gleichem Mitleid ergriffen, riefen alle Brüder des Nenuphar: „Laß sie ziehen, o Herr, laß sie friedlich ziehen, denn das Unglück verdient Milde!"

So geschah es. Die trauernden Krieger erhoben unter feierlichen Gebräuchen die balsamirten Hüllen ihrer Monarchen aus der Gruft des Todes, und führten sie auf kostbaren Wagen hinweg in die Ferne. Sie zogen nach, Männer, Frauen und Kinder, ein langer, ehrwürdiger Zug, stolz im Unglück, und bereit, sich eine neue Heimath zu erstreiten.

Die Stürme des Aufruhrs hatten sich beruhigt; die Wellen des empörten Stroms waren in ihr Ufer zurück gekehrt, und überall im ungeheuern Reiche handhabten die Genossen des weit verbreiteten Nenuphar-Bundes Gerechtigkeit, Friede und Gnade im Namen des vielgeliebten Königs Akbar. Aus den fernsten Provinzen strömten Abgeordneten und begeisterte Wallfahrer nach der Kaiserstadt, um den Tag mitzufeiern, an dem der junge Fürst im Angesichte seines Volkes die Krone seiner Väter empfangen sollte. Der große Festplatz an den Ufern des Stromes trug keine Spur der Verwüstung mehr. Die Natur schien ihre üppigen Schätze auf's Neue gespendet zu haben, und in reiner Verklärung des lieblichen Himmels schwammen die Zelte, die Hütten, der Fluß und die Berge. Die Rauchsäulen der Altäre stiegen gerade auf zum Firmament, unbeweglich

fest standen die göttlichen Bilder unter der Berührung des Königs, und der Mord schlich nicht in den Reihen der Fröhlichen. Akbar war entzückt im Widerschein des Glücks, doch standen ihm noch süßere Wonnethränen bevor, als er die Krone empfangen, seine Schwüre geleistet hatte, und mit einem Male unter dem Jubel des Volks eine Menge von geschmückten Jungfrauen eine fremde Pilgerin, auf einem weißen Rosse, in den ungeheuern Kreis führte, wo der Oberpriester der Fremden absteigen half, und sie ehrerbietig dem Könige zuführte.

„Sieh hier den Lohn Deiner kindlichen Tugend und Deiner Milde!“ sagte der Priester zu Akbar, und erhob den Schleier der Fremden: „Sieh hier Deine Mutter, entronnen dem Tode neben der Leiche Deines Vaters, in geheimnißvoller Stille gepflegt und erhalten von den Brüdern des Nenuphar! Nach sechszehn Jahren des angstvollen Harrens kömmt sie, ihre Einsamkeit am geheiligten Wasserfall verlassend, um den schmerzlich entbehrten Liebling ihres Herzens wieder zu sehen, seines Glückes sich zu freuen, und in den Strahlen desselben ihr viel geprüftes Leben zu beschließen.“

Ein Auftritt voll Rührung und Erhebung folgte auf diese Worte. Die glücklichste Mutter im Arme des glücklichsten Sohnes, zu ihren Füßen, weinend vor Entzücken, ihr Pflegesohn Silam, über ihrem Haupte die segnenden Hände des Bruders, an ihrer Seite die freudetrunkenen Töchter des Oberpriesters. — Das Orakel in dem Tempel bei den geheiligten Gewässern hatte wahr geredet: der Sohn des Weibes, das, demüthig und unbekannt, dem Kaiser an jenem verhängnißvollen Morgen begegnete, war des Kaisers Nachfolger geworden; und, begierig, dem wiedergefundenen Sohn schnell eine liebevolle Tochter hinzuzufügen, zeigte Akbar in der Wonne des Wiedersehens auf die erröthende Issa, und sagte: „Sie soll

mein Weib seyn! Nimm sie auf, o Mutter, neben mir in Deinem Herzen!"

Die Mutter küßte des Sohnes Braut auf die Stirne und ihre Freudenthränen waren der jungen Königin erstes Diadem. Das Jauchzen des Volkes stieg fast zur Raserei, und Fest auf Fest folgte aufeinander viele Tage hindurch. Endlich verwandelte sich der Braut- und Jubelgesang in eine ernste Kriegsmusik, unter deren Klängen Silam nach seinem Reiche Jubal zog. Mandane, die Gattin, war seine Gefährtin. Albar blieb zurück unter seinen Kindern, und unter dem Schutze des Nenuphar bereitete sich seinem Geschlecht eine sonnenhelle Zukunft.

Die Mohrin von Toledo.

Die Dämmerung schwebte über den Giebeldächern der alten Stadt und über den Zinnen des maurischen Schlosses Alcazar, welches von seiner Höhe wie ein Nebelgespenst über das zu seinen Füßen liegende Toledo niederschaute. Das Geräusch des Tages hatte aufgehört, die Chorgesänge in den Kirchen waren verstummt; die Webstühle der fleißigen Seidenarbeiter ruhten; wenig Volk zeigte sich fürder auf den Gassen und Plätzen der Stadt. Im Innern der Häuser war es inzwischen lebhafter geworden. Die Schenken wimmelten von Leuten; in den Zimmern der Magistratsräthe war große Versammlung, und in den Palästen der Adeligen zahlreicher Zusammentritt von Männern aus allen Ständen.

Die Wahl der Stadt, das Heil aller Königreiche Spaniens hatten sie zusammengeführt. Die Söhne von Toledo, der Freiheit gewohnt, die sie von ihren Vorfahren geerbt, waren gekommen, um die Mittel aufzusuchen, das Vaterland von einer Knechtschaft zu befreien, die ihm von Fremden aufgedrungen werden sollte, und von einer Demüthigung, die ihm sein eigener König bereitete. Hinlänglich ist es hier, zu bemerken, daß König Karl von den Churfürsten des römischen Reichs zum Kaiser deutscher Nation gewählt worden war, daß er die Würde angenommen und einen Reichstag zu Compostella

ausgeschrieben, um daselbst eine Steuer zu erwirken, die ihn in den Stand setzen sollte, mit einem, Spaniens und der Kaiserkrone würdigen Glanz, jenseits der Pyrenäen und des Rheinstromes zu erscheinen. Valencia, der Sitz des Minnesangs und zugleich der höchsten Freiheitsliebe, wie der stolzesten Herzen in Spanien, hatte das Panier der Widersetzlichkeit erhoben. Andere Städte waren seinem Beispiele gefolgt. In Valladolid hatte nur die Flucht den König, als er nach Gallizien reiste, der Bürgergewalt entzogen, die ihn aufzuhalten, und in ihrer Mitte festzunehmen strebte. Toledo schloß sich an diese Grundsätze an. Aber weder die Vorstellungen seiner Abgesandten, noch diejenigen der Städte Madrid, Cordova und anderer, vermochten den Gang des Reichstags zu hemmen, und die Einwirkung der Vortheile zu verhindern, die Carlos durch eine schlaue Begünstigung des Adels unaufhaltsam erreichte. Mit diesem Siege gekrönt, und ohne die Beschwerden abzustellen, die von der Nation gegen die königlichen Machthaber erhoben worden waren, hatte der König schnell von Corunna aus die Segel nach den Niederlanden gelichtet, nachdem er vorher den Cardinal Adrian von Utrecht, seinen Lehrer, zum Regenten des Landes, Don Juan da Lanuza zum Vicekönig von Aragonien, und Diego de Mendoza zum Statthalter in Valencia ernannt hatte. Dieser Schritt des Fürsten hatte alle Gemüther empört, und mit Unwille ertrugen sie die Befehle des fremden Kardinals. Toledo war die erste der Städte, worinnen das Wort sich zur That zu gestalten drohte, und Volk, Adel und Geistlichkeit, schürten gleich eifrig den Brand. Ein junger, tapferer Mann, der schon glänzende Beweise seines Muthes vor den Augen seiner Landsleute abgelegt hatte, und dessen Ehrgeiz sich nach einer rühmlichen Laufbahn sehnte, Juan de Padilla, gleich ausgezeichnet durch seine Gestalt wie durch sein adeliges Herkommen, war das Gestirn,

nach dessen Aufgang an der Spitze der Vaterlandsfreunde sich alle Patrioten sehnten. Sein Haus war der Sammelplatz der mächtigsten Unzufriedenen, und an dem Abend, wo diese Geschichte beginnt, verließ so eben die Schaar der Freunde still und vermummt seine gastliche Schwelle. Die Gattin Don Juan's, die reizende Maria, sah, im Garten sitzend unter dem Behänge breiter Rebenblätter, wie sich die Männer entfernten, und wie kurz darauf ihr Gemahl, die Stirn in düsterm Ernst gefaltet, zu ihr in die Laube trat. Schweigend reichte er ihr die Hand, schweigend erwiederte sie den Druck derselben, und spielte, gleich wie in Gedanken versunken, mit dem Gürtel ihres kostbaren Kleides. Don Juan sprach nach einer langen Pause: „Ich muß heute noch aus dem Hause gehen, meine Liebe. Laß die Pforten fest und sicher schließen. Möglich wär' es, daß ich vor morgen nicht zurückkehrte. Schlafe ruhig, und laß Dich nicht stören, sollte auch vielleicht ungewöhnliches Geräusch Dich aus dem Schlummer wecken. Dein Gatte sorgt für Dich und seines Sohnes Leben."

„Was verlangst Du von mir?" fragte Maria entgegen, und hob zum ernsten Gesichte des Mannes den scharfen, durchdringenden Blick: „Bin ich nicht Dein treues Weib gewesen, seit Du mich aus Portugal in Dein Haus geführt? bin ich nicht überdies die Tochter des berühmten Kriegsmanns Tendillos de Mendoza? hat Waffenprunk und Waffengefahr nicht meine Wiege umgeben? hast Du nicht schon Gelegenheit gehabt, meine Entschlossenheit und meine Verschwiegenheit zu erkennen? warum mir daher ein Geheimniß aus Deinen Planen machen? weiß ich etwa nicht, was unserm Vaterlande, das ich feurig liebe, Noth thut? weiß ich nicht, daß Du der treueste Sohn Deiner Heimath bist? kenne ich nicht die Männer, die Dich in schweigender Dämmerung besuchen? Verschworne sind's, zum Heil des Vaterlands

Verschworne. Du sollst an ihrer Spitze unsere Ketten brechen, und mein Scharfsinn erräth leicht, daß ihr noch in dieser Nacht das Schloß mit gewaffneter Hand erstürmen wollt."

Don Juan sah lange unverwandt und glühenden Auges die holde Frau an, die von ihrem bescheidenen Rasensitze, wie von einem Throne, wie eine Königin, im Tone des gerechtesten Vorwurfs zu ihm sprach. Darauf schloß er sie in seine Arme, setzte sich an ihre Seite und erwiederte: „Ich wußte, daß ich mir eine starke Frau genommen; aber diese römische Unbefangenheit im Schooße der Gefahr hätte ich nicht in Deiner Brust geahnt. Du verdienst es wahrlich, Mitwisserin unseres edlen Geheimnisses zu seyn, und ich bin fortan ruhiger, als ich gehofft. Die Trabanten des Königs, oder besser die Söldner des Kardinals, werden uns heute nicht viel zu schaffen machen. Vierzigtausend wohl bewehrte Bürger erringen leicht den Lorbeer über eine Handvoll Waffenknechte, und die halb zerstörten Werke des Castells werden unserer Kraft kein würdiges Ziel darbieten. Aber die Zukunft möchte leicht schwere Kämpfe auf ihren Fittigen herbeitragen; die Hyder der Tyrannen möchte leicht fürchterliche Stärke entwickeln, und der Ausgang fürchterlicher werden, als der Anfang es zu seyn verspricht. Auf diesen Fall ist's gut, wenn wir uns treu mit einander verstehen. Als Anführer einer Volkspartei ist mein Leben dem offenen Feinde wie dem verrätherischen Freunde preisgegeben. Was darf ich von Dir erwarten, wenn das Schicksal mir den Sieg verweigerte? was würdest Du für Dich, was für unsern Sohn beschließen?"

„Bedarf es einer Frage? ist nicht dann im schlimmsten Fall der Tod da, um mich und Deinen Sohn, den letzten Nachkommen eines Heldengeschlechts vor den Schergen des Unterdrückers zu retten? doch sey getrost. Die Himmlischen haben zu mir gesprochen in hellen freund-

lichen Bildern; sie haben die Zukunft mir verbürgt, und ich traue um so mehr auf ihre Zusage, als am heutigen Abend die Ahnungen, die ich in meiner Brust trug, zur Gewißheit geworden sind. Ich hatte vorgestern, von Deinem Schweigen betrübt, und von meinen Zweifeln gemartert, am schwülen Nachmittage auf der Estrade im Gartensaale die Ruhe gesucht. Der Springbrunnen im Hofe plätscherte so einladend, die gelben Vögel von den Inseln gegen Westen, die in den goldenen Käfigen des Saales verwahrt werden, sangen so lieblich, so schmelzend, und von den Blumenbeeten vor den Fenstern schwamm süßer Duft des Jasmins in das, weit der Kühlung geöffnete, Gemach. Alles dieses lud zum Schlummer, und das maurische Lied, welches unsere gute Zami unter dem Schwibbogen unserem Kleinen vorsang, schläferte mich durch seine eintönige Weise vollends ein. Der Schlaf, friedlich und ruhig, wie der eines Kindes, wiegte mich in seinen Armen. Doch bald wurde das Schaukeln der Traumeswellen zu einem unangenehmen Schleudern auf unebener Meeresbahn. Ich saß in einem stürmisch treibenden Kahn, woran die Fluthen gierig hinauf leckten, indem sie ihn fortrissen mit Blitzesschnelle. Könnte ich Dir nur beschreiben, was ich auf dieser seltsamen Fahrt gesehen, bewundert und gefürchtet! Ich schien auf einem großen See zu treiben, dessen Ufer sich bald weiter von mir entfernten, bald näher herantraten an das kämpfende Schiff. Eine große Flotte zog daher, mit aufgepflanzten Fahnen, blinkenden Wappen und lustiger Heeresmusik. Die Steuerruder waren mit Blumen bekränzt, und von den Masten blitzten die spanischen Thürme, drohten die gefräßigen Doppeladler des römischen Reichs. Im Purpurmantel, mit der Krone auf dem Haupte, stand König Carlos wie ein Sieger auf dem Verdeck, und um ihn her funkelten die Harnische seiner Edelleute und die Posaunen seiner Spielleute, die

den Ruhm ihres Herrn in alle Wolken verkündigten. Mitten unter diesem Jubel standen jedoch die Königreiche und Städte Spaniens aneinander gereiht und trauernd am Ufer, und sahen schweigend und bekümmert dem rauschenden Zuge nach. Ich erkannte die Städte alle, auch die, welche ich niemals mit den Augen meines Leibes gesehen habe: das weitgestreckte Madrid, das gethürmte Valladolid, das alte Granada mit seinen maurischen Säulen und Thoren, das anmuthige Valencia, umgeben von Citronen-Hainen, umspült von blauer Meeresfluth, das stolze Burgos, Sevilla, das Wunder der Welt, die alte Königsstadt der Sarazenen, Cordova, das Handel treibende Cadix, und unser reiches geliebtes Toledo. Die Zinnen der Städte alle sahen wehmüthig dem scheidenden König nach, und aus den Gassen tönte der dumpfe Ruf: „So sollen wir nun Sclaven eines Fürsten seyn, der uns verläßt? Spanien nicht mehr der Stolz der Welt? Freiheit nicht mehr das Schild unseres Glücks?" — Und der dumpfe Ruf wurde zum Getümmel, zum hellen Geschrei, zum Waffenklang und Kriegessturm. Rothe Flammen brachen aus den schwarzen Mauern der Städte, schwarze Geister der Zwietracht flatterten mit glimmenden Fackeln durch die Luft; das Meer erschütterte sich in seinen Tiefen und zerstreute, sich bäumend, die stolzen Schiffsreihen. Vom Ufer her nahte, wie ein Geist schwebend auf den Gewässern, des Kardinals fliehende Greisengestalt; nach dem Schiffe seines Herrn suchte er zu entkommen; — umsonst! vor ihm versank das königliche Fahrzeug in den Schlund, und ohmächtig taumelte er ihm nach. Wie auf einer schnell entstehenden Brücke vorgeschoben, drang ein Heer von Spaniern von den Küsten auf die Flotte zu: „Freiheit!" schallte es von den Lippen der muthigen Streiter. Die Wappen der Städte flatterten auf goldenen Fahnen in der stürmischen Luft, und allenthalben wo sie wehten, versank ein feindliches Schiff,

zerrissen sich die Gewitterwolken, und freundliches Blau strahlte vom Himmel hernieder auf Spaniens Befreier. Ich war außer mir vor Freude über diesen Sieg, doch nicht minder vor Entsetzen, weil mein Kahn, von den zusammenbrechenden Schiffen umgeben, mir und meinem Sohne, den ich fest in meinen Armen hielt, den Untergang drohte. Da sah mich mein Juan mit den Augen eines Engels an, und rief mit der harmlosen Kindlichkeit seines Alters:

„Zittere nicht, meine Mutter! fürchte Dich nicht. Siehst Du nicht, wie an dem Steuerruder unsers Nachens der Vater steht, und es sorglos leitet, durch Sturm und Gewitter. Du weißt ja, daß uns kein Unglück bedroht, wenn er bei uns ist!“ — Und ich sah hin und erblickte Dich im ritterlichen Schmuck, wie Du mit dem breiten glänzenden Schwert die Wogen theiltest; und zum Siegeswagen wurde plötzlich der schwankende Kahn. Ganz Spanien mit seinen Helden und glänzenden Waffen schien nur einen großen Triumphzug zu feiern, dem Du voran gingst, blühend wie der kriegerische Gott Mars, und zugleich milde, wie ein gnädiger König. Nach Compostella drängte sich der ganze unübersehbare Zug; um das Grab des heiligen Jago fielen alle Gläubige im weiten Kreise auf die Kniee; der Heilige, der einst Don Ramiro gegen die Sarazenen so sichtbarlich unterstützte, war, auf seinem prächtigen Schimmel sitzend, in sanft gerötheten Wolken am Rande des blauen Horizonts zu schauen; der Klang der unsichtbaren Waffen, die um Jago's Grab sich heftig bewegten, so lange den Reichen Spaniens ein Unglück droht, schwieg plötzlich und verwandelte sich in eine sanfte Harfenmusik. Du aber, mein ritterlicher Gatte, Du zweiter Cid, Befreier Deines Vaterlandes, standst vor mir im Angesichte alles Volks, verwandelt und schön, wie ich Dich noch nie gesehen. Von Deinen Schultern wallte ein prächtiger

Mantel; ein funkelnder Reif schmückte Dein Haupt; von Deinem weißen Kleide schimmerte unter herrlichen Ordensketten hervor ein helles, wie ein Schwert gestaltetes rothes Kreuz; Deine Linke ruhte auf dem Wappenschilde der Königreiche; Deine Rechte hielt das große Panier mit dem Kreuze unter den fünf Muscheln des heiligen Jacobs. Auch mit mir war eine Veränderung vorgegangen, Juwelen und Gold schmückten mein Haupt, meine Brust, meine Hände und Gewänder; und wie vor Dir alle Männer der spanischen Zunge, so neigten sich vor mir alle Weiber des Landes, und grüßten mich, als ihre ..."

„O halt' ein, meine Maria!" unterbrach sie, beinahe entsetzt, der bisher mit steigender Spannung zuhörende Gatte; „wohin hat Dich der Gott der Träume entführt, und kannst Du wähnen, daß die Himmlischen also zu Dir geredet? Ich schaudere ob dem kühnen Fluge Deiner Einbildungskraft und Deiner Hoffnungen! Du hast mich als Großmeister des Jacobsordens gesehen? weißt Du denn, wer diese Würde zu tragen berechtigt ist?"

„Der König," erwiederte Maria kalt und besonnen: „mir ist es nicht unbewußt. Du standest in der erzbischöflichen Kirche zu Compostella im Kleide des Königs. Du warst es. Ich war die Königin. Das hellste Sonnenlicht umgab die herrliche Erscheinung; und obgleich mit diesem Glanzbilde der Traum entschwand, und ich wieder in unserm bescheidenen Hause zu Toledo erwachte, so blieb mir doch die Erinnerung als ein werther Gast zurück, und, wenn gleich lächelnd über das Zauberspiel meiner Gedanken, frage ich mich doch manchmal in vollem Ernste, warum dieses Spiel nicht zur Wirklichkeit werden, und dieser Traum nicht eine Stimme des Himmels seyn soll? Mit der Krone wurde noch keiner der Ahnherrn erlauchter Fürstenstämme geboren; ein glücklicher Soldat war stets der Gründer eines Throns. Warum sollte ein Loos,

diesem ähnlich und glänzend wie dieses, für Dich mein Gemahl, in's Reich der Unmöglichkeit gehören? Mancher Sclave im Morgenlande, mancher Knecht des Abendlands hat sich die Krone und ein Reich errungen: Du, ein spanischer Edelmann, ein Pair des Königs, dem dieser nur besiehlt, weil's Euch gefällt ihn zum Herrn zu haben; Du darfst hoffen, was der Sclave und der Knecht errang."

Padilla stand schweigend und in sich gekehrt; die Rede seiner Gattin hatte sein Innerstes bewegt, und was sein Herz durchstürmte, blitzte aus dem Strahl seiner kühnen Augen. Doch bezwang er sich, lächelte, und streichelte scherzend die Wangen seines Weibes. „Wenn es auch nur ein Traum verbleibt, was Du gesehen, meine Maria, so bist Du dennoch eine Königin in meinem Hause, in meinem Herzen, und eine Fürstin über Alle, die Deine Liebenswürdigkeit und Deinen männlich klugen Sinn in der Nähe bewundern dürfen, und sie zu würdigen verstehen. Mag das Schicksal seine Würfel legen wie es will, — ich bin mir bewußt, nur das Rechte zu thun, indem ich des Volkes Partei ergreife, und eine Bürgerkrone ist es vor allem, wonach ich strebe!"

„So versäume auch nicht die Stunde, da es gilt, sie zu erringen!" rief eine rauhe Männerstimme in die Laube, und Ferdinand Avalos trat zu dem Paar, ein Freund Padilla's, ein Bewunderer der Reize und der Tugend seiner Gattin. „Der Mond versilbert schon die Spitzen der Thürme unter des Alcazars altergrauer Mauer. Die Trommel hat bereits die Besatzung des Castells zum Schlummer gerufen. Unsere Freiwilligen stehen an den bezeichneten Plätzen bereit. Nur eines Winks bedarf's und die Sturmglocke gibt das Zeichen zum Angriff. Brich uns Dein Wort nicht, Padilla; ich kann nicht denken, daß Donna Maria Dich zurückhalten werde von den Pflichten, die Du dem Lande schuldig bist!"

„So wenig," erwiederte Maria mit heldenmüthigem Aufschwung, daß ich dieses Seidenband, das meine Locken zusammenhält, und worin, nach der Dichter Ausdruck, nur die Pfeile des heidnischen Liebesgottes aufgefangen werden sollten, gleich einem Talisman um meines Gemahls Arm schlinge, damit es ihn bewahre vor dem ernsten mörderischen Stoß der feindlichen Partisanen!" Dieses sagend, that sie, wie sie geredet. Ihre Hände knüpften ohne Zittern das grüne Band um den Arm des Gemahls, an die Stelle, wo sonst in grauen Ritterzeiten das Schild der Kämpfer geprangt. Mit hochaufklopfendem Busen warf sie sich an die Brust Padilla's, küßte leicht seine von Kampfbegierde brennende Stirn, und sagte zu ihm mit männlicher Fassung: „Es bedarf keines weitern Lebewohls; ich sehe Dich unverletzt wieder, dafür bürgen mir die Sterne. Aber den Sohn mußt Du noch einmal küssen, ehe Du aus Deinem Hause scheidest. Der Kuß des begeisterten Vaters, der für Haus und Hof, für die Seinige und für Gut und Blut des Vaterlandes in's Treffen mit dem Tyrannen geht, hat stets dem Sohne und den spätesten Nachkommen Segen und Heil gebracht!"

Sie klatschte in die Hände und schritt den Männern voraus, auf einen freien Gartenplatz, den breitblättrige Platanen in heiligem Schweigen umstanden, den der Mond mit seinem blassen Lichte übergoß, wie einen schimmernden Elfensaal. Durch den Gang von schattigem Geißblatt, der von dem Brunnenhofe des Hauses nach dem Innern des Gartens führte, kam die Sclavin Maria's mit dem Kinde auf dem Arme, dem Zeichen der Gebieterin folgend, einher. Mit feierlicher Geberde legte die Mutter den schlafenden Sohn in die Arme des Vaters, und aus dessen Wimpern floß eine im Mondstrahl doppelt erglänzende Thräne auf die Wange des Schlummernden.

„Alle Heiligen seyen mit Dir, mein Juan!" sagte

wehmüthig Padilla, mit einem Arme das Kind an sich drückend, mit dem andern die heldenmüthige Mutter umschlingend: „Die ewige Dreifaltigkeit erhalte uns, wie wir hier zusammen stehen, in Eintracht und Liebe, und verflucht sey ich, wenn ich jemals, selbst auf dem Block des Henkers, den Schwur breche, den ich für Treue und Ehre meinem Hause und Spanien gelobte!“

Er gab schnell das Kind der Wärterin zurück, schüttelte seiner Gattin die Hand, und ging mit dem Rufe: „Gott erhalte Euch, Donna Maria! Gott erhalte das Vaterland!“ sammt Ferdnand Avalos, der in den Ruf eingestimmt hatte, eilends von dannen. —

Die Schritte der Männer verhallten in der Ferne; der treue Diener Padilla's, Sossa, übernahm das Amt eines Vogts im Hause, ließ Thor und Thüren schließen, stellte die übrigen Knechte seines Herrn wohlbewaffnet als fleißige Wachen unfern von den Zimmern Maria's auf, und machte selbst, von einigen tüchtigen Hunden begleitet, die Runde durch den Garten. — Inzwischen saß Maria in ihrem Schlafgemach neben dem Bette ihres Kindes. Schlaf kam nicht in ihre Augen, ihre Kleider hatte sie nicht abgeworfen, wohl aber aus der Waffenkammer ihres Gatten ein Schwert sich bringen lassen, das gezückt neben ihr auf dem Teppich lag. Maria's Auge blickte dann und wann wohlwollend auf die Züge des schlafenden Sohns, weilte bald auf der Sanduhr, die ihr gegenüber geräuschlos Korn auf Korn verrinnen ließ, bald auf der Mutter des Heilands, die, von Meisterhand gemalt, über dem Betschemel hing, und dann auf der treuen ebenfalls wachenden Zami, die zu ihren Füßen kauerte, und sorglos mit den Quasten ihres Kleides oder mit dem Griff des Schwertes spielte, das am Boden blinkte.

„Du bist so aufgeregt, liebe Frau,“ sagte Zami mit ihrer weichen, fast unwiderstehlichen Stimme, und wen-

dete die großen schwarzen Augen voll Theilnahme und Besorgniß nach der Herrin: „Ich habe Dich noch nie so gesehen. Du bist nicht ängstlich, denn Du zitterst nicht und weinst nicht; aber ein großer Entschluß redet von Deiner Stirne, und wie trotzig sieht Dein sanftes Auge! Dieß Schwert beunruhigt mich. Was thut der fremde Gast in Deinem Zimmer, da Du doch den Dolch bei Dir trägst, wie jede Spanierin zum Schutze ihrer Ehre?"

„Dieß Schwert erwartet einen Feind," versetzte ernst und ruhig Maria: „Des theuern Kindes Leben zu beschützen, dürfte ich gezwungen seyn, die ungewohnte Waffe zur Hand zu nehmen. Heute ist eine böse Nacht, Zami. Dein Herr geht blutigen Gefahren entgegen. Bete für ihn, Zami. Du bist jung, bist eine Neubekehrte, und Gott erfüllt die Bitte der Unschuldigen so gerne wie ein liebender Vater."

„Du sprichst so trübe, gute Frau," entgegnete Zami kopfschüttelnd; „laß Dir nicht bange seyn. Ich weiß was ich weiß. Der Herr stürmt heute den Alcazar, und — horch! — schon tönt die Glocke, die das Zeichen gibt! wie wird sich der Boden des grauen Schlosses freuen, einmal wieder Blut zu trinken! Ach! meines Volkes Häupter haben jene Feste erbaut, haben sie mit ihrem Blut gedüngt! Ihre Geister haben dem Ort geflucht, und mehr als ein Spanier wird heute den Fluch mit seinem Leben lösen müssen; aber der Herr kommt unverletzt zurück: ich weiß das. Seine Stirne wird keine blutige Binde tragen, wohl aber einst eine Krone von rothem Golde!"

Maria sah ihre Sclavin bestürzt und verwundert an. „Mädchen," sagte sie, „was sprichst Du da? Du bist eine Träumerin."

„Es ist kein Traum, der mich gelehrt, was ich so eben zu Dir gesprochen;" antwortete Zami mit vieler Gelassenheit: „Ich wiederhole nur die Worte eines Mannes, der nun im Grabe schlummert, dem es aber einst

gegeben war, in der Zukunft zu lesen, und in den Häusern der Sterne. Du magst wissen, liebe Frau, daß mein Großvater einer der Weisesten im Volke der Mauren gewesen. Unser Stamm blühte vor Zeiten in Spanien und nur der Sturz der Macht unserer Könige konnte ihn, mit vielen Tausenden des Volks, bewegen, nach der afrikanischen Küste überzusiedeln, von wannen unsere Heerführer herüber gekommen waren. Mein Großvater war ein junger Knabe gewesen, als Fernando den Sieg über uns davon trug. Er lebte in der alten Heimath unserer Väter, der Entsagung und den Lehren der Weisen sein ganzes Daseyn weihend. Mein Vater war ein wilder Kriegsmann, der nicht weiter dachte als an sein Roß, seine Waffen und die Streifzüge, die er mit andern Tapfern seines Gleichen häufig nach den Gegenden unternahm, wo die unmäßige Sonnenhitze die Haut der Menschen schwarz brennt wie die Kohlen, und das Haar zur Wolle verkrüppelt. Während dieser häufigen Abwesenheit des Vaters hütete der Großvater das Haus und seine Enkel; die Mutter war längst in's Paradies vorausgegangen. Da erzählte er uns oft, dem Bruder und mir, von dem schönen Lande Spanien, von seinen Lorbeerhainen, seinen stolzen Schlössern und den breiten Flüssen, die das Land erfrischend durchströmen. Oft sagte er alsdann: „Unter jenen Lorbeerbäumen schlummerten unsere Vorfahren, jene Schlösser haben unsere Kalifen erbaut, auf jenen Strömen schwammen einst maurische Schiffe, trugen unsere Waare und unsere Schätze von Stadt zu Stadt, von Königreich zu Königreich. Aber das Kreuz hat gesiegt, und in den Sternen ist zu lesen, daß es weiter und immer weiter seine Siege tragen werde. Die Fahne des Propheten wird in Staub sinken, weil seine Nachfolger übermüthig geworden sind, und des wahren Gottes vergessen haben." — Da geschah es eines Tags, daß unser Va-

ter getödtet aus einem Streite nach Hause gebracht wurde; und der Großvater zerschlug sich die Brust, zerraufte den Bart und zerriß sein Kleid mit Klagen und Thränen. Er nahm uns mit sich hinweg aus dem Hause unsern vom Gestade, und führte uns in eine wüste Abgeschiedenheit, wo wir ihn nur zum Gesellschafter hatten, und seine Lehren und Weissagungen das einzige Buch waren, das uns offen stand. So verflossen mehrere Jahre und wir Geschwister wuchsen empor an Kräften und Geist, während unser alter Pfleger immer schwächer wurde, und dem Tod entgegen ging. Da begehrte er einst, daß wir ihn auf den Rücken nehmen, und wieder heraus aus der Wüste nach dem Meeresufer tragen sollten. Es geschah; der Greis wählte eine Stelle, von wo man die Küste von Spanien deutlich im Sonnenglanze liegen sah. Hier mußte mein Bruder ihm ein Grab machen, er legte sich hinein in seinen besten Gewändern, und während wir, an der Grube knieend, zum Himmel beteten, daß er den Sterbenden gütig aufnehme, kam der Geist des Herrn über ihn, und wie der Blitz aus den Wolken über den Bergen von Afrika, leuchtete das Auge des Sehers. „Kinder!" rief er, mit aller Stärke, die er nur zu sammeln vermochte: „Die Zeit ist da, wo ich scheiden muß, um Euch zurückzulassen in einer feindlichen, gegen Euch verschworenen Welt; denn die Zeit ist Euch nicht fern, wo die heidnischen Horden der schwarzen Leute aus dem Innern der Wüste herausbrechen werden, um Alle zu würgen, oder als Sclaven hinwegzuführen, die da glauben an den einigen Gott und seinen Propheten. Tage der Trübsal und des Jammers stehen vor Eurer Thüre, und nirgends mögt ihr Heil finden, meine Enkel, als in dem Schooß von Spanien, wo die Gebeine unserer Voreltern ruhen und wo nur ein Gott verehrt wird, wenn gleich unter andern Gebräuchen, als die unserigen sind. Geht hinüber, bürgert Euch ein in

die neue dort geschaffene Welt; Euer Schicksal wird wahrlich kein Gemeines seyn; Du Said, wirst ein großer Mann werden, und Du Zami wirst einer Königin dienen und ihre vornehmste Freundin seyn!" Nach diesen Worten starb er in seliger Verzückung, und kaum hatten wir die letzte traurige Pflicht gethan, so schickten wir uns an, das Geheiß des Großvaters zu erfüllen, wie es ehrfurchtsvolle Enkel müssen. Im nächsten Hafen lag ein spanisches Schiff; worauf Priester herüber gekommen waren, um arme Christen aus den Händen der Seeräuber loszukaufen. Auf diesem Fahrzeuge schifften wir nach Spanien, auf diesem Fahrzeuge wurden wir getauft. Ich kam mit dem ehrwürdigen Priester Pedro hieher nach Toledo, ich wurde durch ihn Deinem Beichtvater bekannt und in Dein Haus aufgenommen. Die Zeit ist indessen eine wichtige geworden. Zwietracht will den Kampf beginnen, und Dein Herr, Gebieterin, wird die Wellen des Bürgerkrieges ebnen. Dafür wird ihm aus dem Grund dieses blutigen Meeres das schönste Kleinod auftauchen: die Krone seines Vaterlandes, und Du wirst Königin seyn, und ich Deine vornehmste Freundin, wie der Großvater es einst verheißen."

Maria schüttelte ängstlich das Haupt und dennoch klopfte ihr Herz freudig, da sie hörte, wie die fremde ihr so ergebene Sclavin mit kühnem Munde dasselbe behauptete, was ihr schon der Traum gezeigt. Zu jener Zeit standen die Abkömmlinge maurischer und jüdischer Stämme, sowohl bei den Edeln als bei den Geringern des Volks, im Ansehen großer verborgener Wissenschaft. Man traute ihnen zu, Träume deuten und Dinge vorhersagen zu können. Man verlangte von ihnen insgeheim Dienste magischer Natur, und während die Wüstlinge sich bei ihnen, dem Scheiterhaufen zum Trotz, um Liebestränke, Wunderarzneien oder Giftmittel bemühten, ließ mehr als eine der vornehmsten Familien dergleichen

Leute kommen, um durch sie das Horoskop ihrer Kinder stellen zu lassen. Maria war von diesem Aberglauben, den die Vornehmsten theilten, nicht frei; sie betrachtete daher mit einer Scheu, die an Ehrfurcht gränzte, die braune, schwarzäugige Dienerin, gleich der Tochter eines berühmten Zauberers, der über das Schicksal ihres Hauses entschieden hatte.

„Wo ist denn Said hingekommen?“ fragte Maria nach einer kurzen Stille, die nur von Außen her durch wachsenden Glockenschall und fernen Trommellärm unterbrochen wurde: „da Du mich auf den Thron erhebst, um meine vornehmste Freundin zu seyn, so schickt es sich für mich, daß ich auch Deines Bruders Glück mache.“

Ehe noch Zami der Herrin zu antworten vermochte, ertönte ein plötzliches Getöse in dem Garten, gerade unter den Fenstern Maria's.

Padilla's Gattin fuhr aufgeschreckt in die Höhe, und in ihren Händen blitzte das Schwerdt, das zur Vertheidigung ihres Sohnes bestimmt war. Eine richtige Ahnung schien die Geberde des heldenmüthigen Weibes bestimmt zu haben, denn das Getöse drang aus dem Garten in die Säulenhalle des Hauses, von da über die breite Treppe, von der Treppe unaufhaltsam durch die Reihe der Vorgemächer, und näherte sich wie ein Sturm dem keuschen Frauen-Schlaf-Gemach.

„Bei Gott und seinem Sohne!“ rief Maria außer sich und schwang die Klinge in ihren Händen: „Die Sterne und die Träume logen, und mein Gatte hat unter den Schwerdtern der Feinde geblutet, und der Tyrann siegt, und jede Hoffnung ist hin! doch soll wenigstens der Erste sterben, der sich an dem Haupte meines Sohnes vergreift!“ Kaum hatte sie mit geflügelter Eile diese Worte ausgesprochen, als unter einem heftigen Stoße die Riegel der Thüre nachgaben, aufsprangen, und ein Mann, mit dem Degen in der Faust, herein-

stürzte. Maria warf sich ihm wie eine Löwin entgegen, und hätte ihn ihrem Zorne geopfert, wäre nicht Zami dazwischen gesprungen, mit dem Rufe: „Siehst Du nicht, meine Gebieterin, daß dieser Mann ein flüchtiger Verfolgter ist?“

Und Maria warf einen ruhigern Blick auf den Fremden, und das Eisen in ihrer Hand senkte sich, denn ein blasser verzweifelter Jüngling stand vor ihr, der seine Waffe weg warf, der Donna Kniee umschlang, und mit herzzerreißenden Tönen von ihr seine Rettung heischte. Padilla's Diener, Sossa, der mit mehreren Bewaffneten den Flüchtling verfolgte, erklärte zum Theil das Räthsel. Sossa hatte auf seiner Runde durch den Garten plötzlich in einer engen Straße in der Nachbarschaft desselben Mordgeschrei gehört, und das Geklirr von Waffen. Da nun zu derselben Frist das Geläute der Glocken und das Wirbeln der Trommeln am heftigsten gewesen, so hatte Sossa, von dem Siege der Patrioten überzeugt, dem Lärm in seiner Nähe wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Da sprang ein Mann mit der Schnelligkeit eines Marders über die nicht allzuhohe Mauer des Gartens, und lief dem Hause zu. Ihn anzurufen, zu verfolgen, anzugreifen und aufzuhalten war des Dieners Pflicht, und seinem Eifer zu vergeben, daß er bis zu dem Gemach der Gebieterin selbst dem verdächtigen Fremden nachjagte. Maria betrachtete den Jüngling mit kalter Strenge, und fragte nach dem Beweggrund seiner unverhofften Erscheinung. „Ich heiße Roderigo Fonseca, und war vor einigen Monaten noch Page des Königs;“ antwortete der junge Mann, der sich nach und nach von seinem Schrecken erholte: „das Unglück, einen berühmten Namen zu tragen, der immer unter den Vertheidigern der Majestät geglänzt hat, — mit dem Könige Don Carlos erzogen worden zu seyn, und ihn als Edeljunker bedient zu haben, hat in der heutigen Nacht den Pöbel

auf mein Haus gehetzt, wo ich einsam, als ein ruhiger Bürger lebte. Kaum entsprang ich den Horden der Wüthenden, und da ich mich erinnerte, daß Euer Gatte, Donna Maria, auf der Schule mein Gefährte gewesen ist, so flüchtete ich mich in sein Eigenthum, voll der Zuversicht, bei ihm Schutz zu finden. Wie ich jedoch vermuthen muß, steht er an der Spitze der Volksparthei, die so eben siegreich von dem Alcazar heimkehrt, und es kömmt also lediglich auf Eure Barmherzigkeit an, schöne Frau, ob Ihr meine Fürsprecherin werden wollt."

„So viel ich weiß," entgegnete Maria, „führt das Volk nur mit seinen Tyrannen Krieg, und Euer Name, Don Fonseca, wird nicht Euer Todesurtheil sprechen. Ihr mögt bleiben bis mein Gatte heimkehrt und Euch seiner Ritterlichkeit getrösten."

„Es lebe die Freiheit! Es lebe das Volk und sein großmüthiger Held!" rief Roderigo, der aus seiner Angst schnell zu leichtsinnigem Jubel überging. — Während jedoch die anwesenden Diener des Hauses den Ruf mit Entzücken wiederholten, schleuderte Maria einen Blick schweren Vorwurfs auf den unbesonnenen Ueberläufer, und wendete sich von ihm. Da erzitterte die Luft von dem von der Gasse tönenden Geschrei einer freudetrunkenen Volksmenge. Das Haus, dessen Pforten weit aufgemacht wurden, erfüllte sich mit Fackelglanz. Tausend Stimmen schrieen: „Es lebe Juan von Padilla, Toledo's Held, unser Freund und Vater, der Landeshauptmann von Castilien!"

Maria ging dem sieggekrönten Gatten entgegen, der, von den edelsten und tapfersten Männern seiner Vaterstadt begleitet, die Schlüssel der Veste mit sich brachte. Freudig schloß er die Gattin in seine Arme, und sagte: „Dem Himmel sey Dank! der Sieg war leicht und nicht blutig. Keine Grausamkeit hat die Fahnen des Volks entehrt: Folgen alle Städte unserem Beispiel, so werden wir frei und tugendhaft seyn" — Zu dem jungen Fon-

fera sprach er mit würdiger Milde: „Ich nehme in des Vaterlandes Namen Deine Dienste an, mein lieber Schulgefährte. Du sollst an meiner Seite fechten, wenn es Noth thut. So wie wir einst zusammen den Musen huldigten, so wollen wir auch vereint dem Ruhme nachstreben, die uneigennützigen Kämpfer unserer Heimath und ihrer Rechte zu seyn!"

„Stelle Dir keinen Unwürdigen zur Seite im edeln Kampfe!" flüsterte ihm Maria besorgt in das Ohr. Padilla wendete sich aber, heiter wie ein Gott zu dem seiner würdigen Weibe. „Die Vaterstadt ist gerettet!" sagte er mit fröhlichem Kriegerstolze: „Eintracht allein vermag den neuen Bund zu befestigen, und das Vaterland verschmäht keinen seiner Söhne. Laßt uns nun aber aufbrechen, um in der Kathedrale dem Herrn der Heerschaaren für den heutigen Sieg zu danken."

Das Beispiel Toledo's wirkte befeuernd und erhebend auf die Städte Spaniens, die in ihrem Schooße den Zunder des Aufruhrs hegten. Segovia, Burgos, Zamora und viele andere übten Rache an ihren Abgeordneten, die auf dem Reichstag zu Compostella dem König die Verwilligungen gemacht hatten, welche nun das Volk empörten. Die Paläste und Güter dieser Männer wurden von dem Pöbel erstürmt, geplündert und geschleift. Tordesillas, der Abgeordnete von Segovia, mußte sogar seine Unterwürfigkeit gegen Don Carlos mit dem Leben bezahlen. Der Taumel der Begeisterung ergriff nach der Reihe alle Gemeinden des Landes Castilien, kaum vermochte der Statthalter Adrian in Valladolid, seiner Residenz, sich zu behaupten. Geistlichkeit und Volk sahen sich in dem allgemeinen Freiheitskampfe vereinigt, und blickten nach Toledo hin, wie nach der Wiege ihres

Heils. Deputationen aller Stände und Zünfte kamen in Toledo an; sie versprachen die getreueste Brüderschaft, Unterstützung an Gut und Blut, und eine ewige Eintracht zum Besten des allgemeinen Wohls. Zugleich jedoch mit ihnen trafen Kundschafter ein, welche den versammelten Machthabern in Toledo verkündeten, daß des Königs Stellvertreter auf dem Punkte seyen, ein Heer von Valladolid zu entsenden, um die Freiheit anzugreifen. Diese Nachricht war weit entfernt, die Anhänger der neuen Ordnung einzuschüchtern. Brennend vor Begierde sich auszuzeichnen, boten sich tausend Streiter dar, und Juan von Padilla wurde einstimmig erwählt, an ihrer Spitze den Unterdrückern entgegen zu ziehen; der Zug begann, und sein Ende war das glücklichste. Ronquillo, des Königs Feldhauptmann, wurde bei Segovia in die Flucht geschlagen; eine andere Heeresabtheilung der königlichen Macht erfuhr gleiches Schicksal bei Medina del Campo. Der Niederlage folgte die Verheerung und Verbrennung der Stadt; doch befleckten sich nicht die Kämpfer der Freiheit mit dieser Schmach, sondern der Oberbefehlshaber der königlichen Armee allein. Schnaubend vor Rache und Wuth hatte er den entsetzlichen Befehl gegeben, und durch diese Gräuelthat alle Gemüther, die sich noch dem Könige zugewendet hielten, gegen denselben erbittert. Padilla's Auge glänzte von heiligem Zorn, als er bei seiner siegreichen Rückkehr der Gattin den schauderhaften Bericht von jenem Mordbrande abstattete.

„O mein Gemahl," erwiederte hierauf Maria mit dem Ausdrucke tiefer Vorahnung: „nennt sich nicht der Feldoberste des Königs Antonio Fonseca? Ist dieses Geschlecht nicht berühmt um seiner starren Grausamkeit und seines Hasses willen, den es von jeher gegen alle bürgerlichen Vorrechte hegte? Ich wundere mich nicht, daß der Aelteste dieser Familie handeln konnte, wie es

zu Medina geschah; aber ich muß es meinem Gatten dringend wiederholen, daß er dem Geschlecht der Tiger nicht traue, daß er sich erinnere, wie auch Roderigo zu demselben gehört, daß er endlich der Gefahr sich entziehe, die ihm einst aus der Nähe dieses Elenden erwachsen wird." — Da lächelte Padilla ungläubig, küßte die Stirn der Gattin und sagte: „Deine Warnung ist wohl gemeint, jedoch völlig ungegründet. Roderigo hat bei Medina gegen seinen Oheim gefochten, wie der Tapferste unter den Communeros. Er hat eine ehrenvolle Wunde davon getragen, die ihn jeder Beförderung würdig macht, und das Vertrauen der Bürger befestigte, welches ihm so edler Weise geschenkt wurde. Ich habe ihn auf dem Schlachtfelde zum Hauptmann ernannt, und sein altadeliger Name ist gern in den Listen der bürgerlichen Offiziere gesehen; denn das Volk, begierig nach dem Neuen strebend, liebt doch das Alte, und ihm scheint es ein Gewinn, wenn Adelspergamente von mehreren Jahrhunderten an seinen neuen Freiheitsbrief befestigt werden. Ist es doch nicht anders mit unserem Geschlechte; die Verdienste meines würdigen Vaters haben seinen Sohn in der Gunst des Volkes hoch gestellt, höher, als die eigenen Thaten es vielleicht zu thun vermöchten. Und wenn es wahr würde, was Dein Traum in jener Nacht, die dem Sturm des Alcazars vorausging, Deinem Blick enthüllte; — wenn die Königskrone von Castilien einst auf unserem Haupte glänzen sollte, so gibt uns gerade der Name Padilla und Pacheco einen Anspruch mehr auf die hohe, aber gefährliche Würde. — Laß indessen Deine Abneigung gegen Roderigo schwinden, begegne ihm mit der Gefälligkeit, die seine Aufopferung von uns erheischt, und trage den Haß, der Deine Brust gegen das ganze Geschlecht erfüllt, nicht auf den Einzelnen über, der dem ganzen Geschlecht ein Gegner geworden ist, aus Liebe zum Volke, zum Vaterland."

„Erlaube mir, mein Gemahl, ihm so kalt zu begegnen, als mir es mein Herz eingibt," versetzte Maria: „Ich bin wenig zur Verstellung gemacht, und kann demjenigen nicht Freundschaft heucheln, dessen Anblick mir widrig ist."

„Du bist ungerecht. Es ist euch Weibern gemein, euern Haß deutlich auszusprechen, wie ihr eure Liebe öfters unbesonnen kund gebt. Es kümmert euch nicht, ob durch solch' Betragen eines edlen Mannes Herz gekränkt werde oder nicht; und beinahe muß ich verzweifeln, Dich für Roderigo milder zu stimmen, wenn ich Dir auch sage, daß er Deine Abneigung selbst nur zu deutlich gemerkt, und sich gegen mich darüber bitter beschwert hat, hinzusetzend: ihm würde auf Erden keine größere Freude werden, als wenn er Dir beweisen könnte durch Wort, oder That, wie unbillig Du ihn beurtheilst.

Maria konnte dem Gatten hierauf nichts erwiedern, denn so eben trat der rauhe Avalos mit den vornehmsten Herren von Toledo bei dem Landeshauptmann ein. Ihr Antlitz strahlte von Freude; Alle schienen zugleich reden zu wollen, um irgend eine frohe Botschaft zu verkünden, aber Avalos, als Freund des Hauses, und Padilla's Waffengefährte, behielt den Vorrang, indem er lebhaft ausrief: „Freude, mein edler Waffenbruder! Die Missethat des Fonseca hat ihre reichlichen Früchte getragen. Unsere Mitbürger zu Valladolid, obgleich unter den Klauen des Löwen, haben die beleidigte Menschheit gerächt. Das Haus des Fonseca wurde von ihnen der Erde gleich gemacht, der Cardinal vermochte ihrer Wuth nicht zu wehren. Die Freiheit siegt auch in Valladolid. Die Bürger haben die Thore geschlossen, die Wälle besetzt, und Adrian mußte seine Soldaten auf Befehl des Volks entlassen. Er trägt noch den Namen eines Statthalters, aber seine Macht ist die eines Schattens. Die Ueberreste des königlichen Heeres irren auf dem platten

Lande umher! wenig Tage noch, und der Baum der Freiheit grünt von seinen Wurzeln bis zum höchsten Gipfel. Eilboten sind angelangt, um dieses segenvolle Ereigniß in unserer Stadt anzusagen, und zugleich die Verkündiger eines seltsamen Heeres zu werden, das in dieser Stunde in Toledo einzieht, um sich zu Schutz und Trutz mit uns zu vereinigen. Tritt an's Fenster, und sieh mit eigenen Augen, zu welchen Helden die Zeit auch die stillen Diener der Altäre umzuwandeln vermag."

Die Fenster wurden geöffnet, und von denselben sah man hinunter in den Strom des auf- und abwogenden Volkes, das voll Neugierde dem Heereszug entgegen lief, der sich langsam die Straße heraufbewegte. Kaum wollten die Zuschauer ihren Augen trauen. Auf Pferden und Mauleseln nahte der Vortrab, bestehend aus einer Musikbande: die die wildesten Töne anschlug, und aus den Führern des ganzen wunderlichen Zugs. Ein hohes Kreuz wurde denselben vorgetragen, dann mehrere Kirchenfahnen mit flatternden Quasten und Schleifen; hierauf folgte auf einem schwarzen, andalusischen Rosse ein eisgrauer Mann, im priesterlichen Gewande, mit der Inful auf dem Haupte. Der Krummstab eines Bischofs wurde neben ihm getragen; an seiner Seite hing jedoch ein gewaltiges Schwerdt, eine kurze Büchse, und in seiner Rechten, die einst nur bestimmt war, das Volk zu segnen, führte er eine alterthümliche Streitart. „Der Bischof von Zamora!" schrie begeistert die neben seinem Roß tobende Menge. Er war es selbst, der ehrwürdige siebenzigjährige Antonio von Acunna, der mit jugendlichem Eifer die Partei des Volks ergriffen hatte, und statt nur seine Gebete dem Wohl des Vaterlandes zu weihen, alle Cleriker seiner Diözese zur Vertheidigung desselben herbeiführte. Es war ein Haufe von 300 Streitern, zusammengesetzt aus Jünglingen mit den ersten Weihen, wie aus Greisen, am Fuße des Altars ergraut.

Die schwarzen Kleider der Weltgeistlichen, die Chorröcke der Capitularen, und vielfarbigen Kutten der Klostermönche, bildeten in dem Zuge einen seltsamen Contrast. Jede Faust war bewaffnet; Partisanen und Feuerröhren blitzten in der Sonne, und während die Aeltesten des Haufens, Kirchengesänge anstimmend, einherzogen, versuchten sich die Jünglinge in dem ungewohnten Kriegsliede. Vor Padilla's Haus hielt das abentheuerliche Priesterheer. Don Juan eilte dem Bischof entgegen, der nebst seinem bunt gekutteten Generalstabe mit der Rüstigkeit eines Jünglings die Treppen hinaufstieg, und zuversichtlich, als kehre er schon aus einer gewonnenen Schlacht zurück, in das Gemach unter die versammelten Toledaner trat.

„Des Himmels Segen, und der Kirche Weihe mit Dir, Padill, dem würdigen Sohne des Vaterlandes!" begann der Prälat mit heller Stimme: „Der Heiland sieht gnädig auf unser Aller Vorhaben hernieder, und die Fürsprache der heiligsten Mutter Gottes wird demselben am Throne des allbarmherzigen Vaters nicht entgehen. Es ist eine böse Zeit hereingekommen in unser stattliches Spanien, das mit Recht die Krone des Erdballs genannt werden mag; eine Zeit der Trübsal, der Pein und des Zorns. Wie sich aber in schwierigen Zeitläuften das Würdige hervorthut aus dem Staube, worein es die Tyrannei getreten, so sehen meine alten Augen, die im Strahl der Freiheit wieder wacker geworden sind, in dieser Stadt der wunderbaren Dinge viel, die bisher verborgen geblieben waren. Freunde des allgemeinen Wohls, wo zuvor nur Diener eines Königs wandelten; einen Helden des Vaterlandes, der früher nur ein Offizier des Königs gewesen, und eine muthige Frau, die jetzt ihren Geist und ihre Reden ihren Mitbürgern weihen darf, während sie sonst nur des Hauses stille Kammern regierte. Wo aber aus blinden Knechten der Willkühr Kämpfer für das

Recht entstanden sind, wo ein Söldner der Macht ein Verfechter der Freiheit geworden ist, und die demüthige Hausfrau eine Freundin des Volks und eine begeisterte Beschützerin seiner Vorrechte, da ziemt es auch dem Priester, einen andern Rock anzulegen: den Harnisch des Glaubens und eines eifrigen, starken Gottes, dessen Langmuth erschöpft ist, und der sein liebstes zerüttetes Volk, seine spanischen Kinder, aus den Banden schmählicher Knechtschaft zu befreien gesonnen ist. Dreihundert von meinen geistlichen Söhnen haben dem Ruf des siebenzigjährigen Mannes Folge geleistet, und ich bin an ihre Spitze getreten, um Mühe und Gefahr mit ihnen zu theilen, um ihnen im Drang des Todes die Absolution zu sprechen, oder von ihren Händen zur Erde bestattet zu werden. Nehmt uns hin, Landeshauptmann von Castilien! Sendet uns, wohin Ihr wollt! Eurem Ermessen sey überlassen, auf welche Weise Ihr von unseren Fäusten und Köpfen Gebrauch machen wollt."

Die Versammelten umringten den Bischof mit allen Zeichen der Theilnahme und der Ehrfurcht. Auf einem bequemen Stuhle sitzend, umgeben von den Anführern seines geistlichen Heeres, die gleich aufmerksamen Kindern jede Bewegung ihres Vaters beobachteten, und von den Vornehmsten der berühmten Stadt Toledo, schien er ein Fürst des Friedens zu seyn, und nicht ein zum Kampfe gerüsteter. Das ganze Bild trug das Gepräge einer herzlichen Einigkeit, und wie die begeisterten Blicke Aller nach einem Ziele schauten, so verschlungen sich auch die Hände unwillkürlich, und bildeten eine Kette. Wer mußte von diesem Anblick inniger ergriffen werden, als das leichtbewegte, für einen rühmlichen Zweck entflammte Weib? Maria trat plötzlich mit offener Stirne und klaren Worten vor die Versammlung.

„Wohl hat das Glück," sprach sie, „im Beginnen Euer Vorhaben gesegnet, Ihr Tapfern. Die Macht der

Unterdrücker ist gebrochen, Don Carlos steht aus fernem Lande ohnmächtig zürnend dem Aufschwung seines Stammreichs zu, das er, ein leichtsinniger Jüngling, verschmäht hat, um nach der Krone der deutschen Barbaren zu greifen; seine Statthalter sind entmuthigt, und verstehen es nicht, in der schwachen, ungeübten Hand den Scepter zu bewahren, den der Knabe unbesonnen von sich warf. Aber, so wahr die Heiligen unsere Rechte beschützen, so wahr meine himmlische Patronin das Banner unserer Partei segnen wird, so wahr ist es auch, daß Ihr noch nichts gethan habt, bis Ihr das Band der Eintracht fester geschlungen, das Euch zum herrlichsten Ziele führen soll. Ich bin ein ungelehrtes Weib, und will Euch nicht das Mährchen von den Pfeilen wiederholen, die ein König einst auf dem Sterbebette seinen Erben übergab. Ihr wißt, daß der stärkste Stab zerbricht, wenn er einzeln steht, daß das schwächste Rohr der Vernichtung widersteht, wenn es in Bündeln dem Feinde wehrt. Noch ist Eure Verbindung nicht geheiligt vor der Welt, noch habt Ihr sie nicht mit Eurem Theuersten verbürgt, noch steht es dem Schwachen frei, sich von dem Bunde loszusagen, von dem Spanien allein seine Rettung erwarten darf. Eilt daher, das Versäumte nachzuholen, das Bündniß vor aller Welt unwiderruflich zu machen. So lange nicht alle Städte, alle Gemeinden Spaniens mit Euch und Euren Planen in ein Netz verflochten sind, so lange schmeichelt Euch nicht, daß Euer Werk der Vollendung nahe steht. Toledo gebe das Beispiel der Verbrüderung, und fordere seine Brüdergemeinden auf, ihm den Schwur zu leisten, wie es ihnen den Eid ablegen wird. Ich weiß es wohl, wie schön und herrlich es ist, auf einen Mann hinzublicken, und in diesem den Inbegriff Alles dessen zu finden, was das Vaterland wünscht und begehrt, diese Ueberzeugung ist mir um so köstlicher, als ich so stolz seyn

darf, meinen Gatten als denjenigen zu begrüßen, der das Vertrauen seines Landes auf seinem Haupte vereinigt. Aber gerade ihn vor dem Neid, vor der Mißgunst, vor dem Verrath und dem Argwohn der Schwachen zu schützen, vermag nur der Bund, den ich, das unbedeutende Weib, hier vorzuschlagen gewagt habe. Ist das Gebäude des Siegs und Ruhms vollendet, ruht einst das Schwerdt in der Scheide, und ist die Zeit gekommen, das edle Werk zu befestigen, so wird das Vaterland prüfen, ob Juan von Padilla sein Vertrauen gerechtfertigt, und ihm dasselbe vielleicht auf eine seinen Verdiensten angemessene Weise erneuern."

Eine tiefe Stille herrschte nach Maria's Rede; die Männer überlegten, gesenkten Blicks; der Bischof allein hielt die Augen zum Himmel aufgeschlagen, als wolle er von dort die Zustimmung zu Maria's Begehren erwarten, und Padilla betrachtete mit lautloser Verwunderung die kühne Gattin, die jetzt schon in ihrem klugen Vorschlage die Krone auf sein Haupt herabgerufen hatte, und selbst wie eine Königin dastand, welche den Huldigungen ihres Volkes entgegen sieht. Der Bischof von Zamora war der Erste, der das Schweigen brach, er erhob sich schnell von seinem Sitze, streckte den Arm gegen Maria aus, und sagte feierlich: „Wahrlich, meine Söhne, das Weib hat recht gesprochen, und der Geist des Herrn ist mit ihm. Eine brüderliche Vereinigung ist uns das Nöthigste, und, denkt Ihr wie ich, so werden heute noch Boten in das Land gesendet, um das wichtige Werk zur Reife zu bringen."

Des Bischofs Wort bestimmte die Unentschlossenheit der Uebrigen. Avalos allein widersprach dem Willen der Versammlung, und begehrte, daß man jedes Königreich jede Stadt ihren eigenen Gang gehen lasse; er sah sich jedoch überstimmt, und versetzte endlich mit ernstem Kopfschütteln: „Ich muß nachgeben, so ungern ich es

auch thue. Ihr habt mich aus einem schönen Traum geweckt, Donna Maria. Ich träumte von einem Freistaat nach der Weise der Römer, und Toledo, unsere Heimath wäre würdig genug gewesen, die republikanischen weisen Formen des Alterthums zu erneuern. Ein Bund der Gemeinden führt uns zum alten Ziele, und, haben wir einen König ausgestoßen, — ein neuer wird uns nicht fehlen."

Er warf hiebei einen ernsthaften Blick auf seinen Freund Padilla. Dieser schlug unwillkührlich die Augen nieder; Maria dagegen rief: „Wie es dem Himmel gefällt! — die Krone Spaniens soll nicht untergehen, aber der Würdigste soll sie tragen."

Hierauf trennte sich die Versammlung. Auf dem Rathhause wurde die wichtige Frage den Volksverordneten vorgelegt, von denselben beifällig aufgenommen, und schnelle Boten trugen die Einladung in allen freigemachten Städten herum. Jede dieser Städte bot willig die Hand, und zu Avila in Castilien wurde der Bund geschlossen, der unter dem Namen der heiligen Junta in der Geschichte bekannt geworden ist. Die Volksgemeinden beschworen daselbst, in der Person ihrer edelsten Vertreter, das Königthum aufrecht zu erhalten, aber nicht minder ihre eigenen Vorrechte zu vertheidigen mit Leib und Leben, und nöthigenfalls den äußersten Krieg zu führen, bis die gerechten Beschwerden Spaniens beseitigt worden seyen; sich beizustehen endlich in allen Nöthen und Drangsalen, und neben einander brüderlich auszuharren, ohne Furcht vor der Gewalt, und ohne Schwäche gegen die Schmeicheleien und Vorspiegelungen der Feinde. Sogleich nach Abschluß dieser eidlichen Verbrüderung ging eine Deputation nach Valladolid ab, um den Cardinal dahin zu bringen, seine Statthalterwürde in die Hände des Volks zurückzugeben, und sich fürder aller Macht zu entschlagen. Während jedoch Adrian, obgleich

schon machtlos geworden, die Abgesandten mit allen Ränken eines Staatsmanns hinhielt, that der kühne Padilla einen Schritt, welcher von dem größten Erfolg war, indem er unter den Feinden Bestürzung verbreitete, und zugleich das gesammte Volk Spaniens den Zwecken der Verbündeten geneigt machte. Don Carlos Mutter, Isabellens und Fernandos Tochter, die Königen Johanna, schmachtete, wahnsinnig und unter strenger Obhut, in dem Schlosse des Städtchens Tordesillas am Duero. Don Juan von Padilla überfiel Stadt und Schloß durch eine schnelle Truppenbewegung, bemächtigte sich des Platzes und der Person der Königin. Obgleich diese Fürstin nie aus dem bedauernswerthen Zustand sich erholte, so war doch ihr Name von dem größten Gewicht in der Wagschale der Empörung. Scharfsinnige List mit seiner Kühnheit vereinend, schrieb Padilla in einem offenen Brief an die Junta: Johanna sey von ihrem Blödsinn genesen und bereit, die Regierung zu übernehmen. Sie berufe die Junta nach Tordesillas, um sich mit ihr über die Mittel zu berathen, den gegründeten Beschwerden des Volks Einhalt zu thun. — Das jubelnde Volk glaubte Alles; die Junta schien zu glauben, und leistete den Befehlen Padilla's Gehorsam. Der Landeshauptmann zog indessen von Triumph zu Triumph; Valladolids Thore öffneten sich ihm, das Volk empfing ihn wie einen Befreier. Er führte alle Glieder des königlichen Raths wie dessen Archive nach Tordesillas hinweg, und gestattete dem nun aller Gewalt entkleideten Cardinal, als Privatmann in Valladolid zu leben. Adrian benutzte indessen nicht lange diese Erlaubniß. Seiner Schlauheit, wie den Bemühungen seiner Freunde gelang es, den abgesetzten Statthalter nach Rioseco zu bringen, wo sich die Trümmer des königlichen Heeres versammelt hatten, um eine Verstärkung zu erwarten, die nicht ausblieb. Der Kaiser, obgleich

ferne, hatte dem Sturme in Spanien nicht unthätig zugesehen. Nicht alle Provinzen waren von ihm abgefallen, und selbst in den aufrührerischen Landen genügten die Einrichtungen der Communeros nicht allen Wünschen. Die Grundlagen derselben, möglichste Freiheit und Gleichheit, gefielen dem zahlreichen und vermögenden Adel nicht. Dieser Stand sah schon mit Schrecken alle seine Vorrechte in die Hände der Bürger übergehen, und setzte den Anträgen des Königs nicht besondern Widerstand entgegen, zufrieden, die Versicherung zu erhalten, daß alle seine Privilegien geschützt werden sollten. Es wurden öffentliche und geheime Verbindungen angeknüpft; Kouriere flogen nach Deutschland und wieder zurück; Karl sparte nicht Geld, nicht Versprechungen, und endlich erging von den Vornehmsten des Adels ein Aufgebot an ihre Vasallen: sich bei Rioseco unter den Befehlen des Großadmirals und des Groß-Connetables des Reichs zu versammeln. Zugleich rückten navarresische Truppen in das Herz des Landes, und vereinigten sich mit der zahlreichen und tapfern Reiterei der Adeligen unter dem Kommando des Grafen von Haro, eines ausgezeichnet muthigen Mannes, indem der König niemals ein eingebildetes Verdienst belohnt hatte. — Der Abfall des Adels verursachte die gränzenloseste Erbitterung der Gemeinden. Man berathschlagte sich stürmisch über die Mittel, dem Verrath zu wehren, und es blieb nicht bei Worten; es kam zur That. Binnen kurzer Zeit standen 20,000 Mann unter den Fahnen der Städte im Feld, schlecht bewaffnet, nothdürftig bekleidet, und kümmerlich mit Lebensmitteln versehen. Diesen Mängeln würde jedoch der allgemeine Enthusiasmus und vor allem der schöpferische Geist eines geliebten Feldherrn abgeholfen haben; aber mit der Wahl dieses Anführers begann das Unglück die Waffen der Communeros heimzusuchen.

Die Häupter und Sprecher der Junta waren auf

dem Rathhause zu Toledo versammelt. Eine dunkle Nacht hüllte die Versammlung ein. Beim Schein der glimmenden Kerzen sah man nur bleiche und wilde Gesichter um die Tafel gereiht. An den Thüren des Saales standen eben angelangte Kouriere, die mit Hiobsposten angekommen waren, und mit übertriebenen Berichten von der Verstärkung der königlichen Heere und den Zurüstungen des Feindes. Auf den Gassen lärmte der Pöbel, und begehrte die schleunige Ernennung eines obersten Feldhauptmanns für die unfern von der Stadt am Flusse gelagerten Zwanzigtausend.

„Was bleibt uns übrig?“ fragte Don Vandelle, eine der vornehmsten Magistratspersonen von Toledo: „es ist Zeit, einen Entschluß zu fassen, die Augenblicke sind kostbar und mit einem jeden wächst die Stärke des Feindes und unser Wagniß. Die Streiter, die wir für die gute Sache versammelt sehen, obgleich vom besten Geiste beseelt, sind an Waffen und Kriegszucht gegen die geübten adeligen Reiter, die Gott verdammen möge, wie gegen die Schurken, die navarresischen Fußknechte, allzusehr im Nachtheil. Ein tüchtiger Kopf allein, ein Hannibal, unversöhnlich und klug, wäre im Stande, die unbeholfenen Glieder zu leiten. Ich kenne nur Einen, dem ich die Söhne und das Wohl der Städte anvertrauen möchte, und diesen Einen ruft schon tausendzüngig die Stimme des Volks; ich meine den Landeshauptmann von Padilla.“

Einige Redner wiederholten beifällig nickend diesen Namen, aber Avalos erhob sich riesengroß und stark, und rief, rauh wie seine Art es war, über die Tafel: „Ihr wißt, daß ich ein Freund Padilla's bin, aber früher noch war ich des Vaterlandes Freund, und stimme daher gegen seine Ernennung zur allerhöchsten Heeresgewalt. Macht ihn zum König des Lagers, und er wird nach Castiliens Königskrone greifen. Glühend, wie Cäsar, birgt er, fürcht' ich, Cäsars Neigungen in seiner

Brust. Der Tajo könnte ihm zum Rubicon werden. Sein ehrgeiziges Gemüth ist mir aus den Jahren seiner Jugend noch bekannt. Sein stolzes Herz erträgt kein Joch, das der Liebe ausgenommen. Und diese Liebe gerade ist's, die ich, die Spanien fürchten muß. Donna Maria, der Abkömmling eines tapfern Geschlechts, hat die Ruhmbegierde ihrer Väter geerbt. Sie lenkt ihren Gatten mit dem Rosenzügel der Liebe, sie spornt ihn mit dem Stachel der Ehre. Sollte unser Herr, König Karl, auf seinem Throne nicht mehr bestehen dürfen, und das Königthum fortdauern nach dem Bunde, den wir beschworen — müßte ein Herrscher seyn, so gäbe ich ohne Bedenken meine Stimme dem Freunde. Er mag der Würdigste in Spanien seyn, der trefflichste unter allen Bewerbern des Purpurs; ich läugne es nicht. Aber Don Carlos lebt, die Königin Johanna lebt, der Herrscherstamm ist noch nicht ausgestorben, und ließe der Himmel seine Vernichtung zu, so wäre erst noch die Frage auszufechten, ob dieses Reich wieder einer Krone unterthan seyn sollte. Ich stimme gegen Padilla."

Die Mehrzahl der beiwohnenden Mitglieder der Junta schlug sich rasch zu der Partei des unbeugsamen Avalos, den man bereits den Cato unter den Communeros nannte. „Der Ehrgeiz des Mannes ist zu fürchten!" riefen diese Leute mit wildem Toben. „Die Zeit dringt jedoch, und die Königlichen wetzen schon das Schwert, um unser Blut zu vergießen. Man muß schnell den Anführer des Heeres ernennen, und die Wahl falle auf denjenigen, dessen Stamm eine sichere Bürgschaft gibt, sowohl gegen Verrath, als gegen Ueberhebung der übertragenen Gewalt. Tapfer müsse der Feldherr seyn, tapfer wie Padilla, Vertrauen verdienend, wie dieser aber einzeln stehend, und abhängig von dem Willen des souveränen Raths."

Die Thüren des Saales wurden weit geöffnet, und

von dem Scheine rother Fackeln umgeben erschien Donna Maria, die an der Stelle ihres abwesenden Gemahls den Oberbefehl in Toledo führte, mit kriegerischer Rüstung angethan, in ihrem Gefolge die vornehmsten Vertheidiger der Stadt. Männlich erhaben, einer Fürstin des Olymps nicht unähnlich, oder der strengen Pallas, näherte sie sich unerschrockenen Angesichts der Tafel, und erwiederte kaum mit stolzer Kopfneigung die Begrüßung der von ihren Stühlen auffahrenden Rathsherren. Sie hatte ungeduldig in ihrem Hause der Ernennung ihres Gatten entgegen gesehen; das vielzüngige Gerücht hatte ihr jedoch verkündet, welch' unerwartete Gegner sich wider ihre Hoffnungen erhoben hatten. Gewöhnt, in solcher drangvollen Zeit den Knoten rasch zu durchhauen, war sie herbeigeeilt, um durch ihre Gegenwart den Ansprüchen ihres Gatten mehr Gewicht zu leihen. Sie sah sich mit zürnenden Blicken in dem schweigenden Kreise um, und rief mit stolzer Bitterkeit: „Welche Verblendung deckt Eure Augen, ihr Väter des bedrängten Landes! Welcher unsaubre Geist hat sich in Eure Mitte geschlichen, und Euch überredet, da zu wählen, wo Euch keine Wahl blieb! Kennt Ihr denn mehr als einen Namen, der würdig wäre, an der Spitze des Freiheitsheeres zu kämpfen? kennt Ihr einen in Spanien, der inniger mit den Wünschen des Volkes verbrüdert wäre, als der Name meines Gemahls? Nein; Eure schweigenden Lippen, Euer erblaßtes Angesicht beweisen zur Genüge, daß Ihr Euch versteht, daß Ihr fühlt, was immer freie Bürger ihrem Helden gegenüber fühlen sollten: Beschämung, daß Ihr im Begriffe steht, den zu verrathen, der sich für Euch hingab. Aber Padilla ist abwesend; der Mann, der Euch bei Segovia, Medina del Campo, Tordesillas und Valladolid angeführt hat, liegt vielleicht in dieser rauhen Nacht unter zerrissenem Zelte, umstellt von lauernden Feinden, allem

Mangel preisgegeben, und wacht für Eure Sicherheit, für Euer Leben! Und gerade, weil er Wache hält für Alles, was Euch theuer ist, gerade; weil ihn sein eiserner Beruf von diesen Mauern entfernt hat, — deßhalb soll der Held Unrecht an sich begehen sehen, deßhalb soll er verdrängt seyn von der Stelle, die ihm gebührt! Es ist ein Name zu meinen Ohren gekommen, der Name eines Mannes, den eine eifersüchtige Faction dem tapfern Don Juan vorzuziehen begehrt, der Name Pedro di Strone. Ich wage nicht, meinen Sinnen zu trauen. Der Sprößling eines alten Grafenhauses, dessen Verwandte in dem Heer des wortbrüchigen Statthalters streiten, ein Mann, der sich weder durch Tapferkeit, noch durch die Verdienste seiner Voreltern ausgezeichnet hat; er wird zum Oberbefehl vorgeschlagen? Und worauf gründet sich dieser rasende Vorschlag? Auf den persönlichen Haß, den dieser Mann gegen den König hegt, weil Carlos ihn einst beleidigt. Ist dieser Haß jedoch eine Bürgschaft? Versteht Karl es nicht, wie ein falscher Tiger denjenigen wieder zu schmeicheln, die er mit seinen Klauen verletzt hat? Hat er nicht den ganzen Adel aller Königreiche mit Füßen getreten, bis er sich empörte, und steht nicht wieder dieser ganze Adel, durch des Königs Verheißungen verführt, auf seiner Seite? Traut diesen Menschen nicht, deren Vorfahren vom Herrscher ihre Wappen empfingen, in dessen Palästen dienten, und ihm demüthig den Steigbügel halten, wenn er zu Pferde steigt. Welchen Männern wiederhol' ich aber diese Warnung? Volksvertretern, die schon das Unrecht in ihrem Herzen beschlossen haben. Wäre Don Juan in Toledo, stände er vor Euch, wie ich vor Euch stehe, zermalmte er Euch mit dem Blick seines Heldenauges, bedrohten Euch die Waffen der Getreuen, die an ihm hängen bis zum Tode, Eure Wahl wäre alsobald entschieden. Was die Klugheit nicht von Euch erhalten könnte, würde billige Schen,

würde die Furcht erzwingen. Aber er ist fern, und Ihr habt seiner vergessen; der finstere Avalos spricht gegen ihn, und die Rede des Schwärmers schmeichelt Eurem Ohr; ich bin meines Gatten einzige Fürsprecherin, und Ihr verlacht das kühne Weib. Der Himmel möge Euch verzeihen, was Ihr gegen das Wohl des Volkes sündigt, und nimmer an Euren Söhnen vergelten, was Ihr in ungerechtem Argwohn zu verschulden im Begriffe steht!“

Sie wendete mit Hoheit der Junta den Rücken, und kehrte zurück an die Schranken des Saals, um stillschweigend zu erwarten, welchen Erfolg ihre Anrede haben würde. Vielleicht wäre dieser ein glücklicher gewesen; jedoch ein neuer Fürsprecher, der für Padilla aufstand, verdarb den Erfolg. Fonseca erhob sich, und begann mit schönen Worten Padilla's Verdienste zu schildern, bis ihn endlich der Ausdruck der Leidenschaftlichkeit aus den Grenzen der Wohlrednerei hinwegriß, und den Zuhörern klar machte, daß nur Eifersucht gegen Girone die Triebfeder gewesen, die ihn zum Widerstand bewogen. Roderigo suchte zu beweisen, daß Girone's Uebertritt zur Volkspartei nicht aufrichtig zu nennen sey, weil der Graf noch immer mit dem höchsten Vorurtheil an den Namen und Wappen seines Geschlechts hänge, obgleich das Volk beide hasse, wie den Tod. „Auch ich,“ schloß der Redner, „auch ich habe das Unglück, einen verhaßten Namen zu tragen; aber ich habe ihn weggeworfen, bis meine Verdienste um das allgemeine Wohl die Stellvertreter des Volks geneigt gemacht haben werden, mir einen neuen, schönern zu verleihen. Ich bin in die Reihen der schlichten Bürger zurückgetreten; der Graf ahme mir nach. Noch ist mein Arm lahm von der Wunde, die mir bei Medina das Schwert des Oheims schlug; der Graf weise eine solche Wunde auf. Ich halt' es für sträflich, jetzt schon Ansprüche auf meine Thaten begründen zu wollen; der Graf gedulde sich gleich mir.

Uns beiden steht es zu, unsere Probejahre im Dienste des Volkes durchzumachen, wie wir uns vorbereiten mußten, ehe uns die ritterlichen Sporen angelegt wurden. Bis dahin aber sey es ferne von uns, dem verdientesten Helden eine Auszeichnung verkümmern zu wollen, wozu ihn Alles berechtigt."

Indessen lief wie Donnergemurmel der Name Fonseca durch die Reihen der Volksverordneten. Das Murren stieg bald zum Geschrei des Widerwillens und des Hasses. „Wer ist der Kühne," riefen viele Stimmen, „der es wagt, hier seine Rede vernehmen zu lassen, während er schweigen sollte, zufrieden, daß man vergessen hat, woher er stammt? Fluch dem elenden Fonseca; sein Neffe lege bessere Beweise seiner guten Meinung ab; bis dahin sey ihm das Wort im Rathe der Junta nicht erlaubt!"

Das Getümmel stieg; unter den donnernden Ermahnungen des rauhen Avalos wurde der Beschluß gefaßt; Pedro di Girone wurde zum Oberbefehlshaber ernannt. Empört über diesen Mißgriff verließ Donna Maria mit ihren Freunden und Anhängern den Saal des Rathhauses, und ihre letzten Worte zu der Junta waren: „Ihr Unverständigen habt Euer eigenes Todesurtheil ausgesprochen! Indem Ihr den Grafen an die Spitze des Heers stellt, habt Ihr Euch verloren gegeben, und einer trostlosen Zeit Pforten und Riegel geöffnet!"

Girone, im Uebermuth seines Glücks, eilte noch in derselben Nacht zu dem am Tajo gelagerten Heer. Die bevollmächtigten Glieder der Junta folgten seinem Beispiel, und kehrten unter dem Geleite des Vortrabs nach Tordesillas zurück. Der in seinen Hoffnungen getäuschte Pöbel von Toledo verfolgte die Abziehenden mit Schmähungen, und dem Ruf; „Nieder mit den Feinden Padilla's! Ihr habt den Heiland verworfen, der uns allein aus den Trübsalen retten kann!" Maria sendete, um die Stadt zu beruhigen, zahlreiche Streifwachen durch

die Straßen, und ließ die Thore mit doppelten Wachen besetzen. Sie selbst zog sich in ihr Haus zurück, und überließ sich an dem Lager ihres Sohnes den finstern Betrachtungen, die des Abends Ereignisse in ihr erzeugt hatten. Die getreue Zami allein war die Vertraute ihres Kummers. Maria legte in dem Herzen der theilnehmenden Mohrin all' ihren Gram nieder. „Du getreues Mädchen," sagte sie milde und weich, „ich fürchte, daß die heutige Nacht einen unheilbaren Riß in das Gewebe gemacht hat, welches von meinem Verhängnisse mit goldenen Fäden angelegt worden war. Die Geister meiner Träume und deren Voraussagung, kluge Zami, müssen dem schwarzen Dämon weichen, der den Trauerflor des Unglücks auf seinen Fittigen einherträgt, um uns darunter zu begraben."

Zami schüttelte zweifelnd den Kopf, und erwiederte dann mit der schlauen Ueberzeugung, die ihrem Volke eigenthümlich ist: „Fürchte nichts, meine Gebieterin. Die Träume kommen aus dem Paradiese des Propheten, und nimmer hat die Prophezeiung unserer Seher gelogen. Der Geist des Guten liegt im ewigen Kampfe mit dem Teufel des Abgrunds; der Segen kommt jedoch von dem Herrn, der Erde und Meer in seinen Händen hält. Deine Laufbahn hat zu schön begonnen, als daß sie ruhmlos und dunkel unter den Sohlen der Dummheit endigen sollte. Von Dir, o Herrin, und von Deinem ruhmgekrönten Gemahl erwarten die Nachkommen unserer Stämme eine gesegnete Zukunft. Das Vertrauen der Unterdrückten wird nie zu Schanden, und, wenn auch unter dem Panier des Kreuzes, werden wir doch einst wieder ein Volk seyn, herbeigerufen durch Deine Barmherzigkeit, und beschützt von dem tapfern Schilde Deines Herrn."

„O, wenn er hier gewesen wäre!" sagte Maria mit Feuer im Blicke: „wenn er jetzt an meiner Seite stände,

ich würde nicht zagen, nicht fürchten. Aber die Strecke vieler Meilen trennt mich von dem Beschützer, von dem Freund. Die streifenden Reiterhaufen des Feindes unterbrachen die Verbindung mit den Streitern, die mein Gemahl anführt. Ich bin mißtrauisch geworden unter diesen bundbrüchigen Castiliern. Ich scheue den Verrath, und wage nicht einmal einen Boten zu wählen, der meinem Herrn die Nachricht von dem unglücklichen Vorfall, der sich hier begeben, überbringen möchte. Und dennoch könnte vielleicht eine schnelle Botschaft der Sache eine neue, bessere Wendung geben; vielleicht meinen Gatten bewegen, zurückzukehren, und mit Gewalt den Beschluß zu vernichten, der uns in's Unglück stürzen muß."

Als nun Maria sinnend und bekümmert schwieg, versetzte Zami: „Warum bin ich nicht ein Mann, um diese Sendung, so gefährlich sie auch seyn mag, zu übernehmen? Indessen wüßte ich Einen, der sich mit der größten Bereitwilligkeit dem Auftrage unterziehen würde. Es ist mein Bruder Said. Er lebt hier in dem Hause eines Seidenwebers, eines alten Mauren, der es vorgezogen, die Lehre Deiner Väter anzunehmen, um in der Stadt zu sterben, wo früher sein Volk geblüht hat. Wenn gleich getauft durch Don Fernando's Machtspruch, hängt er dennoch mit vieler Liebe an seinen Landsleuten und frühern Glaubensgenossen, und hat mit Freuden meinen Said aufgenommen, und ihm Arbeit und Nahrung gegeben. Der Jüngling, zärtlich an mir hängend, hat längst mit Bewunderung auf Dich und Deinen Gatten gesehen, und den Wunsch gehegt, unter Don Juans Fahne zu dienen. Seine Abkunft hat ihm jedoch eine Scheu eingeflößt, die er noch nicht zu überwinden vermochte. Du weißt es, wie verächtlich die alten Christen den neuen zu begegnen pflegen, und Said trägt noch zu viel von unsern Gebräuchen und Sitten an sich, um nicht den Mauren zu verrathen, obgleich der würdige

Geistliche, der mich unterrichtete, auch ihn mit dem Wasser der Taufe benetzt, und nach dem heiligen Francisco genannt hat, den Deine Kirche so hoch verehrt."

Donna Maria überlegte eine Weile, dann erwiederte sie: „Der Mann, den meine gute Zami mir empfiehlt, wird mein Vertrauen nicht täuschen. Du magst ihn wissen lassen, daß ich ihn zum Boten an meinen Gemahl erwähle. Ich fertige zur Stunde den Brief, und Said besorge ihn."

„Er erscheint mit der Morgenröthe täglich unter den Fenstern meines Gemachs," entgegnete Zami freudig: „es bedarf nur eines Winks von mir, und Dein Sclave vollzieht Deinen Befehl."

Der nächste Tag erschien; Donna Maria hatte ihr Schreiben vollendet, und Zami stellte ihr den versprochenen Boten vor. Mit Ueberraschung ruhten Maria's Blicke auf der edeln Gestalt des Jünglings, dessen Züge viel Aehnlichkeit mit Zami's Antlitz hatten. Die Natur hatte den jungen Said bestimmt, ein unermüdlicher, rastloser Reiter der Wüste zu werden, und seine feurigen Augen, seine starken Glieder wie sein ungezwungenes, kriegerisches Benehmen paßten wenig zu der demüthigen Kleidung eines Handwerkers, die er trug. Aus seiner Miene sprach Entschlossenheit, Ausdauer und Kraft. Schnell wie seine Bewegung war seine Sprache, und ein Verkündiger des glühenden Geistes, welcher den Söhnen Afrika's inwohnt. Als ihn Donna Maria fragte, ob er sich getraue, einzeln und unbekannt mit dem Wege, bis in die Gegend Valladolid's durchzudringen, und Don Juan in seinem Lager aufzusuchen, so nickte er lächelnd und zuversichtlich mit dem Haupte und entgegnete schnell: „Ich habe den Vater oft begleitet, wenn er seine Streif-

züge in das Innere seines Landes machte. Dort sind keine Straßen, die den Wanderer leiten, keine Städte, die ihm Schutz und Ruhe gewähren, keine Schlösser, worin er sich vor dem Feind verbergen könnte. Das Land ist nackt und unübersehbar, die Gestirne sind des Reiters Führer, und in weiter Entfernung wird er schon von dem Feind gesehen. Ich habe genug vom Vater gelernt, um das Wagniß unternehmen zu dürfen, und ich gelobe feierlich, das Schreiben nur in die Hände dessen zu legen, dem es gehört. Gib mir aber ein Pferd, denn ohne dieses rasche Thier ist meine Kraft unnütz, und nur auf dem Rücken eines Rosses fühle ich mich der Gefahr und der Verfolgung gewachsen."

Donna Maria befahl, daß ihm ein schnelles Pferd aus dem Marstall geliefert werde, und entließ ihn mit ihrem Segenswunsche. Als Said vor dem Hause stand, bereit sein Roß zu besteigen, fragte ihn Zami, die ihn begleitet hatte, voll Verwunderung: „Du warst so trübe wie Du kamst; wie leuchtet aber jetzt Dein Gesicht?"

Said blickte gen Himmel, legte die Hand auf seine Brust und antwortete: „Wie kann ich anders, da ich doch aus dem Himmel komme? Das Antlitz der seligen Geister, wie sie der Prophet den Gläubigen verheißt, ist Freude dem Auge und Balsam für das Herz. Schwester! zum Erstenmale fühl' ich heute Kummer über das Schicksal unsers Hauses. Unsere Vorfahren saßen einst auf einem Königsthron, und wär' ich ihr glücklicher Sohn, so müßte an meiner Seite auf dem Herrscherstuhle diejenige sitzen, die meine Brust mit Sehnsucht und Liebe erfüllt."

Er schwang sich rasch auf das Pferd, und erwiederte auf die ängstliche Frage seiner Schwester: was denn diese Worte bedeuten sollten? keine Sylbe mehr, sondern sprengte davon, um die übernommene Pflicht zu erfüllen.

„Armer Bruder!“ sagte Zami leise vor sich hin un schlich gesenkten Hauptes nach dem Saale im Erdgeschoß, dessen Fensterbogen von dem Laube des Gartens beschattet waren, und an dessen Wänden die Ahnenbilder des Geschlechts der Padilla hingen. Im hellen Schmuck der Farben strahlend, sah das Conterfei des heldenmüthig lebenden Stammherrn hernieder aus der Reihe seiner Vorfahren. Ein geschickter deutscher Maler hatte ihn vor Kurzem erst auf das Verlangen Maria's gemalt. Vor diesem Bilde stand Zami gedankenvoll, schaute mit feuchtem Auge zu ihm auf, und unwillkürlich verschränkten sich ihre Arme wie zum Gebet, und ihre Lippen bewegten sich, wie die einer Andächtigen oder einer in der Stille des Gemüthes Liebenden. „Du bist so fern, so fern von Allem was Dich liebt!“ flüsterte die Sclavin mit seelenvoller Schwärmerei: „Du weißt es nicht einmal, wie sehr Du geliebt wirst! Der rauhe Panzer hat Dein Herz umschlossen, nach dem Lager des wilden Feindes richtet sich Dein Blick, und wendet er sich auch dann und wann in nächtlicher Stille, oder bei kurzer Waffenruhe nach der Heimath, so sieht er nur zwei Wesen, die Dir liebenswerth erschienen, die Gattin und den holden Sohn. Die Fremde, die in Sehnsucht Vergehende, sieht Dein Auge nicht, und Dein Stolz würde vielleicht unerbittlich die Treue verschmähen, welche Dir nicht ebenbürtig ist!“ Zami riß sich wie mit Gewalt von dem gefährlichen Bilde los, und ging in heftiger Bewegung nach der Thüre. „Nicht ebenbürtig?“ fragte sie sich still und grollend: „Fließt nicht das Blut der Kalifen in meinen Adern, und habe ich das Schicksal verschuldet, das mich in Ketten warf?“

Roderigo trat hastigen Schrittes zu der Sclavin ein. Er forschte dringend nach Donna Maria. „Ich muß Deine Gebieterin sprechen;“ sagte er lebhaft: „Die innigste Theilnahme an ihrem Geschick führt mich her. Man hat sie un-

würdig behandelt, und es steht zu fürchten, daß die rohen Volkshäupter in ihrem Uebermuth noch ferner vergessen werden, was sie dem Ruhme und der Schönheit schuldig sind. Wenn Donna Maria nicht meinen Schutz und den ihrer treuesten Freunde annimmt, so muß die gerechteste Sache untergehen.“ Ohne auf die Prahlerei zu achten, geleitete ihn Zami schweigend in Maria's Gemach, und entfernte sich, um die Unterredung nicht zu stören, deren Ausgang ihre Klugheit voraus sah. Den kleinen Juan auf dem Arme, tändelte sie mit den Pfauen, die im Garten ihr glänzendes Gefieder an der Sonne spiegelten, und bemerkte den Erzpriester der Kathedrale kaum, der auf leisen Schuhen an sie heran schlich. Der stolze Herr begrüßte sie zuerst mit freundlicher Herablassung. Ueberrascht, aber demüthig küßte ihm Zami die Hand, und hielt ihm den Knaben hin, daß er ihn segne. Der Erzpriester willfahrte dieser Bitte nicht, und wendete sich vielmehr mit spöttischem Lächeln und Versagen ab.

„Wie willst Du,“ sagte er, „daß ich dem Sohne meinen Segen gebe, während ich gekommen bin, der Mutter das Mißfallen der Kirche zu bezeigen? Das Haus Padilla nimmt eine gefährliche, drohende Stellung an, und sein Ziel wird kein willkommenes seyn. Vor dem Könige und dem Volke muß der Priester geehrt werden, als der Diener des einzigen wahrhaften Gottes. Ich und meine Brüder haben schon viel gethan und geopfert für das Wohl des Vaterlandes, und durften fortan hoffen, in unserem Eigenthum gesichert zu seyn, wie der Mindeste der Bürger. Aber Donna Maria, welche hier den Oberbefehl führt, wie eine kriegerische Königin, wagt es, unserm Schatze neue Spenden zuzumuthen, die wir zu bewilligen nicht gesonnen sind. Sie hüte sich das Capitel gegen sich aufzubringen. Ihr das zu sagen bin ich hier; da jedoch dem Ueberläufer Fonseca bereits eine Audienz zugestanden, und es sich nicht ziemen will, daß ich län-

ger im Vorzimmer der Donna Padilla verweile, wie ein gemeiner Bittsteller, so trage ich Dir auf, Deiner Gebieterin zur Beherzigung zu vertrauen, was ich Dir gesagt."

„Ihr wählt Euch in mir ein unwürdiges Rüstzeug;" versetzte Zami halb ernst, halb schalkhaft. Der Erzpriester lächelte, legte seine Hand bedeutend auf die Schulter der Sclavin und entgegnete: „Nicht so unwürdig, als Du meinst. Der Herr wählt oft die Schwächsten zu seinen Boten. Du besitzest das unumschränkte Vertrauen dieses Hauses, das ist der ganzen Stadt bekannt. Und wahrlich," fügte er schmunzelnd hinzu: „es gibt keine angehmere und lieblichere Vertraute als Dich. Es ist Schade, daß Deine Jugend und Deine Anmuth in dem Dienstjoche einer Magd verkümmern soll. Dein feuriges Auge, wie Deine hohe Stirne verkünden, daß Du zum Bessern geboren bist. Wenn Du Dich meiner Führung überlassen wolltest, so wär' es möglich, daß ich Dir in meiner Nähe einen angemessenern Wirkungskreis eröffnete; eine Stelle, wo Du zu herrschen berufen wärest und nicht zu dienen gezwungen."

Eine schnelle und dunkele Röthe ergoß sich über Zami's braune Wange. Das Kind Afrika's ahnte verabscheuend, was Toledo's Erzpriester beabsichtigte. Sie erwiederte die arglistige Frage: „Herrschen? Gott hat mich zur Sclavin bestimmt, und was er thut, ist wohl gethan. Nicht so?"

Der Priester streichelte ihre Wangen, und versetzte lüstern: „Es ist nicht recht, daß man dem Manne allein den Scepter der Erde in die Hände drückt. Die Schönheit ist die Königin des Weltalls, und weil der Schöpfer das Weib erst nach dem Manne schuf, so sprach er schon für die Vollendung seines letzten Meisterwerks. Willst Du daher den Platz einnehmen, den die Natur Dir beschied, so komm in mein Haus, darinnen zu befehlen

wie eine Fürstin, und geehrt zu seyn wie das Heiligenbild auf einem Altare."

Unwillig riß sich Zami von dem lüsternen Priester los, und rettete sich und das unschuldige Kind mit einer Geberde des Abscheues aus dem Bereiche des Pflichtvergessenen. Roderigo begegnete ihr im Hause. Mit erhitztem Gesichte, bebend vor heftiger Bewegung, schien er ein Bild des Zornes und der wildesten Leidenschaft. Er faßte krampfhaft die Hand der Sclavin, zog sie in einen Winkel des Vorsaals, und sprach mit gepreßter Stimme zu ihr: „Ich bin der unglücklichste Mensch auf Erden, denn ich habe mein Herz an Donna Maria verrathen, und sie hat es verschmäht, verworfen. Meine Ehre als Edelmann, mein Gefühl als ein bis zum Wahnsinn Liebender ist zu Boden getreten. Ich muß mein Ziel erreichen, wenn ich nicht der Scham erliegen soll. Zami! in Deinen Augen glänzt der Strahl des Südens und Deine Farbe verräth die heiße Zone, wo die glühendsten Leidenschaften fessellos sprechen dürfen. Du bist nicht erzogen in den Ketten unserer beengenden Religion, in dem Joche heuchlerischer Gesetze. Du bist empor gewachsen in einem Lande, wo der Mann das Weib begehren darf, und das Weib willig dem Triebe seines Herzens folgt. Du wirst mich erhören; Du wirst mir Gelegenheit geben, zur verschwiegenen Nachtzeit die Stolze zu überraschen. Gelüstet Dir nach Gold, oder nach Kleinodien, wie Dein Geschlecht sie liebt, — befiehl! Der höchste Preis soll mir nur ein geringer seyn, verglichen mit dem Schatze, den ich dafür kaufe, um der wüthendsten Liebe und der grimmigsten Rache zu genügen!"

Nachdem er geendet, und Zami's Hand aus der seinigen gelassen, fuhr die Maurin wie entsetzt vor ihm zurück, und antwortete ihm dumpf, mit der tiefsten Verachtung: „Ich bin ein Kind der Wüste, Herr, wo der listige Tiger seine Beute sucht. Mein Vater hat oft ein

solches Ungethüm auf seinen Jagden erlegt und heimgebracht, aber gräßlicher ist mir Euer Anblick, Herr. Was muthet Ihr mir zu, im Sturme Eurer zügellosen Begierde? Ich würde die Ehre meiner Frau auf's Aeußerste vertheidigen, tapferer als die Schaar der Diener; gewissenhafter als der Dolch, welchen Donna Maria selbst zu ihrem Schutze bei sich trägt, und mir könnt Ihr solche Schandthat zumuthen? Mir, in Gegenwart dieses unschuldigen Kindes? O entfernt Euch schnell; es ist vielleicht schon Verrath, wenn ich Euern Anschlag verschweige, aber dennoch will ich's thun, in der Erwartung, daß Ihr Euch bessert, und nicht durch Eure Unthat das Schwert des beleidigten Gatten herausfordert, welches schneller und gewichtiger treffen würde, als des Himmels zögernder Wetterstrahl."

Mit einer Geberde der Drohung und der Wuth enteilte Roderigo dem Pallaste der Padilla.

Ein stürmischer Morgen war über Toledo aufgegangen. Die Elemente wütheten um die Zinnen der Stadt, und innerhalb derselben war auch die Ruhe nicht zu finden. Der fleißige Handwerker hatte seine Werkstätte verlassen, der Kaufmann sein Gewölbe, der Richter sein Tribunal, und selbst die Altäre standen öde. Auf dem Markte fluthete Toledo's Volksmenge zusammen. Alle Augen schauten bekümmert auf einen Reiter, der sich von seinem schaumbedeckten Roß geworfen, um sich an den Schranken des Gemeinderaths zu melden; tausend Hände deuteten nach ihm. Ein dumpfes Geschrei tönte über den Platz und durch die Gassen; nicht das Geschrei des Sieges, aber wohl die verzweifelnde Klage der Besiegten. — Im weiten Saale des Stadthauses waren die Väter von Toledo zusammengetreten; bleich, nie-

dergeschlagen, und der Kunde gewärtig, die sich von den Thoren an bereits wie auf den Fittigen des Sturms verbreitet hatte. An der Spitze der Gemeindeherren, in ernster Ruhe und Erwartung stand Maria von Padilla, in kriegerischer Rüstung, umgeben von den Getreuen, die ihre Leibwache bildeten. Sie winkte dem aus dem Feldlager des Girone gekommenen Herold, zu sprechen und er redete also: „Wollte der Himmel, und die heilige Jungfrau, unsere Patronin, daß ich bessere Botschaft zu bringen hätte. Ich bin der Verkündiger vieles Unheils. Die Hand des Herrn hat unsern Feldhauptmann geschlagen. Sey es göttliche Schickung oder Verblendung — genug: der Sieg, der uns verheißen war, ist unsern Händen entwunden. Des Statthalters adeliges Heer hat unsere Truppen geschlagen, Tordesillas erobert, die Königin, die Archive, den Königsschatz, und sogar die heilige Junta mit sich hinweggeführt, in schmähliche Haft. Das Heer der Gemeinen ist versprengt; die getrennten Banden durchstreifen das Land, bald mit dem siegreichen Feinde, bald mit dem zornigen Freunde; immer aber mit Mangel und Hunger kämpfend. Der Graf Girone, dessen Macht an so viel Unglück gebrochen, sendet Euch den ihm verliehenen Kommandostab zurück, von seinem Blute benetzt und seinen Thränen. Verleihet die Feldherrn-Gewalt einem Glücklichern! Säumet nicht, dieses zu thun! Die Straße gen Toledo, gegen diese Wiege der Freiheit, ist offen dem Unterdrücker. In diesem Augenblicke marschirt Graf Haro nach dieser Stadt. Wenn nicht einer hilft, so sind wir verloren. Die Junta zu Valladolid hat bereits Padilla zum Befehlshaber ernannt. Doch steht er noch, im gerechten Zorn grollend, in seinem Lager, beweint unthätig die Niederlagen seiner Freunde, und will nicht eher das Schwert der Gewalt ergreifen, als bis Toledo ihm die Vollmacht sendet. Beschließet rasch! Das Vaterland seufzt nach Hülfe, und

die erschlagenen Patrioten, das hingemetzelte Priesterheer, das in den Mauern von Tordesillas seinen Untergang gefunden, verlangen Rache!"

Schauerliches Schweigen antwortete der Botschaft. Bekümmert und beschämt sahen die Herren der Gemeinde scheu zu Donna Maria empor, deren Mienen keine Hoffnung gaben. Das Unrecht wird fühlbar, wenn das Glück gewichen ist. Indessen rief das Volk mit Donnerstimme zu den Fenstern des Rathhauses auf: „Padilla muß Heerführer seyn! Padilla oder der Tod!"

Und der Vorsteher der Gemeinde näherte sich der Befehlshaberin der Stadt, und bot ihr für ihren Gemahl den Commandostab des Girone. Sie verweigerte ihn. — Sie verschmähte ihn, bis alle die stolzen Männer, die feindlich gegen Don Juan gehandelt hatten, mit entblößtem Haupt zu ihren Füßen lagen, sie beschwörend, als Vermittlerin einzutreten zwischen dem bedrängten Volk und ihrem erzürnten Gatten. Avalos war nicht da, um den demüthigen Schritt zu hindern, und Maria sprach mit vernichtendem Stolze: „Mußte es denn so weit kommen, damit Euch die Augen aufgingen? War Euer Haar nicht grau genug von Jahren und Erfahrung, daß Ihr, Kindern gleich, erst die Ruthe kosten mußtet, ehe Eure Vernunft Meister wurde? Nicht Girone, der übermüthige, unbesonnene Graf, nein, Ihr selbst habt Alles verdorben. Don Juan soll Alles wieder retten? Was bietet Ihr ihm zu diesem Endzweck? Die Zuversicht des Volks habt Ihr gemordet, das Palladium Eurer Freiheit aufgegeben, das Heer vernichtet, das Geld verschleudert, den Kriegsbedarf den Feinden überlassen. Zeit ist verloren, Grund und Boden ist verloren, und aus dem Blute unserer Niederlage erwuchsen uns vierzig Tausend Gegner mehr. Womit soll mein Gemahl Euch die Freiheit retten, da Ihr Alles verpraßt, was sie befestigen konnte?"

Donna Maria sprach zu Spaniern. Sie wußte das, die Schlaue, und ihre Hoffnung täuschte sie nicht. Die Gemeindeherren sprangen wie verabredet auf, zogen ihre Degen, und leisteten den Schwur, mit eigener Hand unter Padilla's Fahnen zu kämpfen, und ihre Habe dem allgemeinen Besten zum Opfer zu bringen. Hunderte vom Volke drangen ein in die Pforten und Schranken des Saals, und wiederholten den Schwur. Die vielen Tausende auf dem Markte und in den Straßen der Stadt leisteten denselben Eid, und wie durch ein Wunder schwieg der Wettersturm, und die Sonne leuchtete herab vom klaren Himmel. Donna Maria hatte ihr Ziel erreicht. Sie entsendete sogleich den Scepter des Feldlagers an ihren Gemahl, nachdem sie einen Streifen Pergament darum gewickelt, worauf sie mit vor Freude zitternder Hand die Worte geschrieben: „Dir allein steht es zu, der Held und Befreier Spaniens zu seyn! Vertraue dem Himmel; Dein Name wird ein neues Heer erschaffen und die Feinde verderben. Empfange aus meiner Hand den Feldherrnstab! Wohl ist es mir bald erlaubt, Dir ein köstlicheres Geschenk zu bieten. Lebe, siege, sey glücklich!“

Nachdem dieses Geschäft vollbracht, und auf der Tafel im Rathssaale die Liste eröffnet worden war, worauf jeder Bürger von Toledo die patriotischen Gaben verzeichnen sollte, welche er dem Vaterlande opfern wollte, sagte Maria mit Festigkeit zu den Vorstehern der Gemeinde: „Wie sehr es zu loben ist, wenn jeder Einzelne nach seinen Kräften zum Wohl des Ganzen beisteuert, und wie gerne ich selbst durch ein Geschenk von fünfundzwanzigtausend Piastern diese Beisteuer vermehrte, so reicht diese Hülfe doch nur für wenige Tage hin. Unermeßlich sind die Bedürfnisse des Heeres, und, gestehen wir's, unersättlich die Habsucht Derjenigen, von deren Verrath wir ebensoviel erwarten müssen, wie von

unserm Muth. Hört mich an! Vernehmt, was ich beschlossen habe, um den Schatz der Junta zu füllen! Unbezweifelt ist's, daß Gott und seine Heiligen unser Unternehmen schützen, und es zu Ende bringen werden, sobald Don Juan allein an unserer Spitze steht; denn er ist das auserwählte Rüstzeug. Da die göttliche Mutter des Heilands, und alle die glorwürdigen Märtyrer, die im Himmel thronen, uns den Schatz ihrer Fürbitte und Gnade aufgeschlossen haben, um wieviel sicherer dürfen wir darauf zählen, daß sie uns die Schätze leihen werden, welche sie in der irdischen Welt besitzen! In den Kirchen, in den Stiftern und Klöstern hat des Vaterlandes Frömmigkeit seit Jahrhunderten Reichthümer aufgehäuft, die jetzt, statt müßig zu liegen, dem Vaterlande Zinse bringen müssen, in der Zeit der Gefahr. Der heilige Jago, Spaniens Schutzherr, hat mir in verwichener Nacht geoffenbart, daß ich es wagen solle, unter Vorbehalt der redlichsten Zurückbezahlung, den Reichthum der Heiligen für das Vaterland zu verwenden. Folget mir, das Werk auszuführen, das uns retten wird und retten muß! Behängt Euch mit Flören der Trauer, und folget mir, Edle und Gemeine, Männer und Weiber, nach der Kathedrale, den himmlischen Heerschaaren unser Leid zu klagen und ihre Spenden uns zu erbitten!"

Die Vornehmen und der Pöbel schauderten vor dem Antrage der kühnen Maria zurück. Sie schwiegen verstummend in abergläubischer Furcht. Sie wollten unter einander diese Maßregel besprechen. Maria kannte aber das Volk, und wußte, daß die leicht bewegliche Fluth schnell gebändigt seyn will. Ohne der Ueberlegung Raum zu geben und Zeit zu lassen, trat die furchtlose Frau mit hochgerötheten Wangen vor das versammelte Volk auf den Balkon, und rief mit unerschütterlicher Entschlossenheit: „Zögert nicht! überlegt nicht,

oder ich nehme den Brief zurück, der meinen Gemahl zum Feldherrn=Beruf bestimmt. Fürchtet Ihr Euch? Wovor? Vor dem allbarmherzigen Vater, und Euern heiligen Schutzpatronen? Glaubt Ihr, daß den Besitzern des ewigen Paradieses das schlechte Metall am Herzen liege, womit Ihr die Altäre schmückt, Folgt mir, sag' ich Euch Ich nehme alle Schuld auf mich. Ich will allein das Werk beginnen, und von den Heiligen das Darlehen fordern. Alsdann soll diese Sclavin, die mir zur Seite steht, das erste Kleinod vom Altare nehmen, und uns Beide der rächende Blitz zerschmettern, wenn es sündlich ist, was wir zu thun gedenken!"

Sie schritt schnell die Stufen des Rathhauses herunter, Helm und Gesicht von schwarzem Flor verhüllt; ihr nach zog in Trauerkleidern Zami und der Weiber Gefolge. Aus allen Häusern, wo ihr Weg vorüberging, traten Weiber und Mädchen, angethan mit den Kleidern des Leids, wie Don Juan's Gemahlin. Und auch die Männer folgten, die rauhen Krieger, die im Kampf und Lager schon manchem Vorurtheil entfremdet waren. Und in langem Schweife drängte sich nach das Volk, stumm, bestürzt, mit klopfendem Herzen und der Dinge wartend, die da kommen sollten. Die Stiftsherren des Doms waren von dem bevorstehenden Unternehmen noch nicht unterrichtet. Sie staunten, da sie die Tausende zum Tempel heranwallen sahen. Durch ihre Reihen hindurch ging, ohne ein Wort zu reden, mit tiefer Betrübniß in den Zügen und die Brust schlagend, wie im heftigen Schmerze, die Heldin Padilla. Das Hochamt war geendet. Die Chordiener wollten die Lichter löschen; aber Maria befahl, dieses zu unterlassen, warf sich auf den Stufen des Altars auf die Kniee, betete dem Volke, das in scheuer Entfernung umherstand, mit lauter Stimme vor, und flehte die Heiligen an, ihr zu verzeihen, wenn sie in des Vaterlandes höchster Noth zu ihrem Eigenthum die

Zuflucht nehme. Indessen hatte eine vertraute Schaar ihrer Waffenleute die Eingänge zur Sakristei und zu den Kirchengewölben besetzt, wie auch den Hochaltar umzingelt, und die Priester, die noch nicht wußten, was hier geschehen sollte. Andere bewaffnete Rotten waren nach den übrigen Kirchen abgegangen, und wehrten dem Verschließen derselben und dem voreiligen Hinwegräumen der darin gehäuften Reichthümer. — Nachdem Maria Gebet und Anrede geendet, erhob sie sich, und winkte ihrer Zami, welche keck durch den sonst jedem Weibe verbotenen Chorraum schritt, die oberste Stufe des Altars betrat, und mit sicherer Hand eine von den silbernen Kronen abnahm, womit der Rahmen des prächtigen Altarbildes geschmückt war. Ein Laut des Entsetzens fuhr durch die ganze Menge. Dann folgte tiefe Stille. Jedes Ohr lauschte dem Donner entgegen, den man erwartete. Jedes Auge schielte scheu nach der Kuppel, durch welche der Blitz herniederfahren mußte. Umsonst; Alles blieb ruhig, und friedlich zogen am Himmel die Wolken, und belebend vergoldete der Sonnenstrahl das Marmorpflaster des Chors. Alles sprang empor, um von der Bestürzung zum Wagniß überzugehen. Die Soldaten kletterten an den Altären hinauf, die in einem Nu ihrer Zierrathen beraubt waren. Andere hielten die Geistlichen auf, die Zeter schreiend entspringen wollten. Wieder Andere legten die heilige Beute zu Maria's Füßen zusammen, und diese letztere wendete sich zu dem Erzpriester mit den Worten: „Wie wohl muß Euch um's Herz seyn, hochwürdigster Herr, daß Euch heute vergönnt ist, ein Spender der sichtbaren Wohlthaten des Himmels zu werden! Oeffnet uns die Schatzkammer; denn der heilige Jakob hat mir verheißen, daß ich darinnen eine unversiegliche Quelle finden würde, ein Meer des Reichthums." Der Erzpriester weigerte sich, drohte mit dem Bann und verleugnete die Schlüssel. „So geht denn hin im Namen

der heiligen Dreifaltigkeit," erwiederte Maria mit feierlicher Salbung, gegen ihre Waffenleute gewendet: „und haut mit Euern Aexten die Thüren der Schatzkammer ein, weil dieser schlechte Diener des Herrn das Almosen nicht geben will, welches zu leisten der Herr ihm befahl!"

Da sich die Soldaten bereiteten, Maria's Gebot auszuführen, so machte der Erzprister gute Miene zum bösen Spiel, und lieferte die Reichthümer aus, die sofort von Maria getheilt und in die Münze geschickt wurden. Dasselbe Geschäft fand noch am selben Tage in allen Kirchen und Klöstern statt. Die Tempel sahen aus wie an einem Tage der Plünderung. Schiff und Sakristei glichen einer Kaufmannsbude, worinnen geprüft, gewogen, gezählt wurde, und die Lastträger hatten vollauf zu thun, das gewichtige Silber und Gold zur Schmelze und unter den Stempel zu schaffen. — Es war die Dämmerung eingetreten, als Donna Maria von ihrem heroischen Unternehmen, welches nun so sehr vom Volke gepriesen wurde, als vorher gefürchtet, nach ihrem Hause zurückkehrte. Sie stützte sich auf die treue Zami, und wenige Trabanten folgten ihr. An den beiden Häuserreihen der Straße lief gaffend und Vivat rufend müßiges Volk. Da fiel ein Schuß aus der obersten Fensterlucke eines Hauses, gegen Maria gerichtet. Er traf nicht, aber kaum hatte sich Zami schreiend vor ihre Gebieterin geworfen, um sie mit ihrem Leibe zu beschützen, als schon ein zweites Feuerrohr abgeschossen wurde, dessen Blei den linken Arm der Sclavin streifte, so daß ihr warmes Blut auf die Hand der Gebieterin floß, die sie umschlang.

„Der Mordstreich galt mir;" sagte Donna Maria ruhig, und küßte bedauernd die Wange der Sclavin, die ihre Schutzwehr gewesen war. Indessen waren die Trabanten wüthend in die Häuser gedrungen, und mit ihnen der Pöbel, der den ungeschickten Mörder herbeischleppte, auf die Straße. Man hatte den Menschen hinter einem

Schlot des Hauses verborgen gefunden, bleich, verstört, die abgeschossene doppelläufige Büchse in der Hand. Er wurde unter Mißhandlungen nach dem Rathhause gebracht, wo die Alcaden zusammenkamen, ihn zu verhören. Maria stand dem Verbrecher gegenüber, neben ihr die Sclavin, die kaum einen leichten Verband um ihre Wunde geschlungen hatte, um nur die Gebieterin nicht zu verlassen. Der Mörder, ein ehemaliger Soldat aus dem Heere der Gemeinen, konnte zwar sein Verbrechen nicht läugnen, aber keine Verheißung und keine Drohung war im Stande, ihm den Beweggrund dieser That zu entlocken, oder den Namen eines Mitschuldigen, noch dessen, der ihn dazu gedungen. Maria musterte den Unglücklichen während des Verhörs mit ernstem Blicke; Zami ließ die Herrin nicht aus dem Auge, und schien sie durch Zeichen zu fragen, ob sie reden dürfe. Endlich trat sie kühn vor die Gerichtstafel, und sagte: „Wäre diese Unthat später geschehen, so würde ich sie auf den Haß schieben, den die Herren der Kirche nach dem heutigen Tage gegen Donna Maria hegen müssen; bis jetzt kenne ich aber nur einen Menschen in Toledo, der meine edle Gebieterin haßt. Ich nenne Euch den Namen des Grafen Fonseca. Der Mörder Perez ist sein Geschöpf, ein Sohn seines Leibdieners, und ein bereitwilliger Knecht der Wohlthaten seines Herrn." — „Aus dem Weibe spricht ein höherer Geist!" — riefen die gravitätischen Alcaden, als sie den erbleichenden Perez zu Boden sinken, Maria's und Zami's Füße umklammern sahen, und sein Bekenntniß hörten, welches den Grafen als den Veranlasser der That bezeichnete. „Bist Du eine Zauberin?" fragte Maria leise ihre Sclavin, und fuhr dann, zu dem Gericht gewendet, fort: „Was Ihr gegen den Grafen beschließen mögt, stell' ich Euch frei. Doch verlange ich Gnade für diesen Mann, der nur ein armselig Werkzeug in den Händen eines Verruchten war. Nicht um Mei-

netwillen, sondern zum Besten des Vaterlandes, gebe ich zu, daß der gefährliche Fonseca zur Haft gebracht werde." — Sie verließ unter dem Jubelruf des Volks, das mit brennenden Fackeln vor ihr herlief, das Rathhaus, um sich nach ihrem Palast zu begeben. Die Alcaden sendeten Wachen zum Hause des Grafen; er war jedoch verschwunden, und Niemand wußte wohin.

In dem stillen Gemach ihres Hauses legte Maria, ganz wieder den Mutterpflichten zurückgegeben, ihren Sohn in Zami's Arme, und sprach zu dem unmündigen, mit dem Schlaf kämpfenden Knaben: „Sieh in dieser Getreuen Deine zweite Mutter. Sie hat Dir mein Leben erhalten, und wehe Dir, wenn Du je vergäßest, sie für die Blutstropfen zu belohnen, die sie für mich vergossen. Wehe mir, wenn ich es je vergäße!" In dankbarer Rührung weinend, kniete Zami mit dem Kinde vor Don Juan's Gemahlin, und entgegnete: „Ich verdiene nicht diese Liebe, Donna Maria. Doch ist mein einziger Wunsch, Euch und Euerm Hause meine Treue zu beweisen, wär's selbst im Tode!"

Nachdem sie sich von Zami getrennt, betete Maria neben ihrem Sohne für das Wohl ihres Gatten, und träumte dann von der Lust, ihn als Sieger, als Feldherr, als König wieder zu sehen. Zami, vor der Thüre der Gebieterin, auf weiche Polster gebettet, gedachte auch, nur des Herrn, des geliebten Herrn. Ihn wieder zu sehen dünkte auch ihr die höchste Seligkeit, und wenn sich auch die Verdüsterte den Rückkehrenden von der rechtmäßigen Gattin umschlungen, von Maria's Sohne geküßt, denken mußte, so schmeichelte sie sich doch, daß aus Juans Augen auf die im Winkel stehende Sclavin ebenfalls ein freundlicher Blick fallen würde, wenn auch nicht ein Blick der Liebe. Sie sah den Mann ihres Herzens wieder im Traume, und war glücklich, denn im Traume war sie sein.

Nicht der Traum Maria's, nicht Zami's Traum sollte sich bewähren. Nicht die Gattin, nicht die Liebende sollte ihren Helden wieder sehen.

Noch hatte man nicht nach Monden, sondern nur nach Wochen die Aera von Padilla's Feldherrn-Gewalt gezählt, als eines Tages sich in den Straßen von Toledo das Schauspiel zu erneuern schien, das wir im vorigen Abschnitte geschildert haben. Was bedeutet der Volksmenge lang schweifender Zug? Was verkündet der schwarz behängten Trommeln dumpfer Schlag? Was die in der Luft flatternden Trauerflöre, die wallenden Fahnen von schwarzem Boy, das Seufzen und Stöhnen in den Häusern von Toledo, die nassen Augen der Bürger, und der Leichenschritt der Häupter des Volks? begibt sich Donna Maria noch einmal nach den Gotteshäusern, um für das Vaterland Schätze zu sammeln? Ist dieser ernste Zug wieder nur ein Kunstgriff, um die Begeisterung des Volks zu wecken? regiert hier nur der vorgespiegelte Kummer? Nein; o nein! Heute ist der Schmerz wahr, aufrichtig die Thräne, lauter die Klage. Der Hort des Vaterlandes ist gefallen, Juan de Padilla ist nicht mehr, und seine Wittwe, von Jammer zerrissen, von Verzweiflung gemartert, sieht nur in der Rache ein Mittel, diesen Sturm zu überdauern, und die unendliche Liebe zu beweisen, die sie für ihren Gatten hegt. Darum zieht sie an der Spitze des langen Trauergefolges, schwarz verhüllt, in härenem Gewande, von Straße zu Straße, von Thor zu Thor, und neben ihr trägt ein sanftes Maulthier, seines bunten Federschmucks und seiner Glocken beraubt, den Sohn des gemordeten Feldherrn, dessen zarte Jugend schon ein Grabesschleier überweht. Die unglückliche Mutter stützt sich auf die sanft weinende Zami,

starrt vor sich hin mit trockenen heißen Augen, die sie nur, wie zur Erquickung, bald zu dem Sohne erhebt, bald zu dem Panier, das zu ihrer Linken getragen wird, und worauf mit schaudervoller Treue in grellen Farben abgebildet ist, wie Padilla durch Henkershand vor dem Zelte Haro's endet. Das Volk sammelt sich, und drängt sich ihr stumm nach, ihren Schmerz durch tiefes Schweigen ehrend. Endlich bricht sie selbst die Stille. Wie eine Heldin des Alterthums hebt sie verwünschend ihre Hände, und ruft mit dem Ausdruck des höchsten Kummers und des Zornes: „Verflucht seien die Mörder, die Spaniens edelstes Haupt in den Staub schlugen; verflucht sey das Geschlecht derjenigen Feldobersten des Königs, die einen Helden wie einen Verbrecher strafen! verflucht seien diejenigen Verräther, die den Unvergleichlichen feig und muthlos seinen Feinden überließen! Und ich stehe hier, seine Wittwe, und Ihr seht seinen Sohn, den verwais'ten, und vor Euch weinen die Diener seines Hauses, die er geliebt, als wie ein Vater. Was werdet Ihr thun, Toledaner? Noch hat er für Euch bei Torrelobato gesiegt, und dieser Sieg war sein Tod, weil die habsüchtigen Schurken, die freiwilligen Banden, ihn verließen, um ihre Beute in Ruhe zu verzehren. Wer hätte ihm beistehen sollen, als ihn der listige Feind auf die Felder von Villalar zur Schlacht lockte? Verrath, Uebermacht des Feindes, die Elemente sogar, die an jenem Tage ein böser Geist lenkte, und nicht der Herr des Himmels, hatten sich verschworen, Euern Helden zu fällen. Er stand noch ungebeugt, als schon die muthlosen Ausreißer zu Tausenden ihn verließen; er stürzte sich, den Eid zu lösen, den er seinem Vaterlande geschworen, umringt von seinen braven Hauptleuten, in das Gewühl der Gegner. Doch fand er nur Fesseln, nicht den Soldatentod, mußte dem Henker sein Haupt beugen, und erhielt nur so viel Frist, daß er seiner Gat-

tin und seiner Heimath den Scheidebrief schreiben konnte. Den Brief, den er an Euch schrieb, an Euch, seine Mitbürger, sollte man in Erz gegraben, auf diesem Platze aufstellen, wo Padilla seiner Vaterstadt ewige Treue gelobet hat. Ehre dem Märtyrer der Freiheit, Ehre den Helden Bravo und Maldonado, die mit ihm den schmählichen Tod erlitten! Werdet Ihr vergessen, daß Padilla in seinem Schreiben an Euch die Rache seines Vaterlandes auffordert? Werdet Ihr dem Beispiel von Segovia, von Medina del Campo folgen, die sich den Siegern von Villalar unterwarfen? Valladolid, die übermüthige Stadt, hat sich von der Freiheit getrennt; wird Toledo dasselbe thun? O so thut es rasch, ehe noch Padilla's Blut im Sande vertrocknet! Werft Euch zu den Füßen des Statthalters, und bringt ihm als Bürgen für Euren künftigen Gehorsam die Wittwe Eures Helden und seinen Sohn in Fesseln dar! Hier sind meine Hände, bindet sie. Hier ist mein Sohn, nehmt ihn hin! Nur entscheidet schnell mein Schicksal. Ich kann nur leben im Blut der Feinde, oder muß sterben, wie mein Gatte unter ihrem Beil!"

Wie ein Donnersturm lief durch die dichten Reihen des Volks das Geschrei: „Wer kann so niederträchtig seyn? Ist nicht Padilla's Familie das Erbe, das er uns hinterließ? Werden wir thun, wie Valladolid gethan? Ferne sey von der alten Toledo diese Schmach! Wir begründeten die Freiheit, und wollen sie erkämpfen, wären der Feinde noch so viel! Tod dem Statthalter, Tod allen Königlichen, nieder mit allen Verräthern! Es lebe Don Juans heldenmüthige Gattin! Sie vertheidige uns, wie wir sie mit Leib und Leben beschützen und vertheidigen wollen!" — Ein Taumel der Begeisterung erfaßte das Volk. Die Führer desselben, der Mittelstand und der Pöbel theilten ihn im gleichen Maße. Die zahlreiche Geistlichkeit mochte noch

so hämisch zu dem Beschlusse sehen, sie mußte schweigen und sich den Befehlen des trotzigen Bürgers fügen. Man brachte aus dem Rüsthause der Stadt ein uraltes maurisches Schild, worauf die Fürsten von Toledo ehemals bei ihrer Thronbesteigung erhoben wurden. Donna Maria wurde auf dieser silbernen Stafel hoch in den Lüften dem Volke gezeigt, und ausgerufen als die Gebieterin über Stadt und Schloß. Die schwarzen Fahnen verschwanden, um blutrothen Platz zu machen. Diese Todespaniere wurden auf dem Markte und auf dem Walle aufgesteckt. Abgeordnete des Volks holten aus den Kirchen die Ueberreste der darin befindlichen Kleinodien ab, Gesindel durchstöberte und plünderte die Kapitelhäuser. Die Thore wurden geschlossen, streng bewacht; alle waffenfähige Mannschaft theilte sich in Rotten und Fahnen. Um die Begeisterung dieser neuen Miliz noch mehr zu entflammen, und alles in das Spiel zu ziehen, was den Toledanern heilig war, gab Maria den Soldaten neben dem rothen Banner das an Padilla's Blut erinnerte, ungeheure, den Klöstern entwendete Kruzifixe, die als Feld- und Heereszeichen dienen sollten. Die unumschränkte Befehlshaberin in leichter Rüstung von angelaufenem Stahl, von schwarzer Feldbinde umwallt, besichtigte alle Posten der zu vertheidigenden Stadt, und suchte für die Bedürfnisse der Menschenmenge zu sorgen, die bald in diesen Mauern eingeschlossen werden sollte. Die Heldin war überall, als ob ihr übernatürliche Kräfte zu Gebot gestanden hätten, und allenthalben begleitete sie die treue, maurische Sclavin, die fürder ihr Schicksal nicht von dem der Herrin trennen mochte, und sogar die Sorge für den Sohn dem alten treuen Sossa überließ, welcher, ein Zeuge von Padilla's schmählichem Ende, dessen Briefe nach Toledo überbracht hatte. — Die Feinde rückten heran, mit ihnen die Gefahr, größer als Maria sie dem lenksamen Volke schilderte. Eines

Abends als Padilla's Wittwe in ihrem Trauerhause ermüdet und erschöpft vor dem Bilde des Gatten saß, blickte sie mit wehmüthigen Augen auf die Sclavin zu ihren Füßen, und sagte mit schmerzlicher Laune: „Ich kann fortan beschwören, daß die Träume lügen, und daß nicht immer sich bewährt, was eine maurische Seherin spricht. Du hast mir die Würde einer Königin verheißen, Zami. Sieh mich an, und preise Deine Wissenschaft! Gefangen bin ich, umstellt von Netzen, von schimpflichem Tode bedroht, und zerrissen von dem glühenden Durst nach Rache, der mich belebt, und den ich nicht zu stillen vermag. Eine wunderliche Königin, auf deren Haupt wohl eine Dornenkrone liegt, aber nicht der goldene Reif, den sie einst, die thörichte Schwärmerin, von den Händen ihres Heldengemahls zu erhalten hoffte." Zami erwiederte dagegen: „Schilt nicht die Wissenschaft, Du, meine gnädige Frau! Vielleicht winkt Dir in diesem Augenblick eine Krone. Es sind schon größere Wunder geschehen; da Dein Gemahl, mein theurer Herr dahin ist, möchte Spanien wohlthun, Dich zu seiner Königin zu wählen." Die Sclavin redete noch, als der Hauptmann von der Thorwache mit freudestrahlendem Gesichte einen Offizier hereinführte, der von dem Feldherrn der französischen Truppen, die in Navarra eingefallen, an Donna Maria abgesandt worden war, ihr Hülfe und Beistand anzubieten. Don Juans Wittwe entsprach dem freundlichen Entgegenkommen des französischen Generals, und sandte durch denselben Boten einen dringenden Brief ab, worin sie, sich jeder Bedingung fügend, um schleunige Hülfe bat. Auf diese Begebenheit hin überließ sich Maria einer günstigern Hoffnung, und das Volk von Toledo der völligsten Zuversicht.

Es waren wieder einige Wochen verflossen; Trommeln wirbelten durch die Straßen, Trompeten und Hörner bliesen wild darein. In einer engen Straße der Stadt sah ein alter Seidenweber mit langherabhängendem weißem Barte aus dem kleinen Fenster seines Häuschens. Da kam ein junger Mann herbeigerannt, dessen Blick freudig auf den Alten fiel, dessen Fuß schnell den Weg in das Häuschen suchte. Auf der Schwelle hielten sich der Greis und der Jüngling umarmt. „Willkommen, Said!“ rief der Erstere; „Friede sey mit Dir!“ erwiederte der Zweite. Sie traten in das Stübchen, wo der Weberstuhl feierte, sie schloßen die Thüre, die Fenster, und flüsterten heimlich und besorglich zusammen, mit Wehmuth in den Augen und dennoch daneben mit stiller Wiedersehensfreude.

„Ach, mein lieber Lehrherr Hamed!“ begann Said mit gefalteten Händen; „wie soll ich verstehen, was ich hier erblicken muß? — Bei Villalar gefangen, ein Zeuge von Padilla's Tode, den Königlichen erst vor wenigen Tagen entsprungen, hoffte ich in dieser Stadt den Thron der Freiheit noch aufgerichtet zu finden, noch bewaffnet die Hand der Rächer. Und was finde ich? Die Thore offen, das feindliche Lager leer, und die königlichen Fahnen wehen in allen Straßen! Wo sind die Communeros? Wo ist die herrliche Wittwe des Padilla? Muß ich ihren Tod beweinen? Denn fürwahr nur als Leiche konnte sie zugeben, was hier geschah.“

Hamed erwiederte mit traurigem Kopfschütteln: „Ach, wäre sie gestorben, daß ihre Augen nicht gesehen hätten, wie der Undank triumphirt, wie das schändliche Christenvolk seine Eide hält! Wir waren hart bedrängt; die Belagerer hatten uns Kriegsbedarf und Mundvorrath ab-

geschnitten; Krankheiten wütheten unter den Kriegern, und kaum konnten die Posten täglich abgelöst werden. Dennoch war der Muth in jeder Brust, die Kraft in jedem Arme unerschütterlich. Wir hätten alle den Tod lieber gewählt, als die Uebergabe der Stadt. Da wurden die bösen Geister thätig, die in den Köpfen der Mönche ihren Spuk treiben. Die Priester hatten nicht vergessen, daß Maria nach ihren Reichthümern die Hände ausstreckte; in ihren Predigten und Beichtreden hetzten sie das abergläubische Volk gegen die Heldin auf. Plötzlich wurde ihr Abfall von der gerechten Sache ruchbar. Der schlaue König hatte sie gewonnen, indem er den niederländischen Bischof, den er ihnen vordem gegeben, entsetzte, und an seine Stelle einen Kastilier verordnete. Nun rief das Stift vor allem zum Aufruhr gegen Maria's Gewalt. Man schalt sie eine Ketzerin, und wie denn der schändliche Aberglaube niemals eine Gelegenheit versäumt, seinen Haß gegen uns, das unterdrückte, zum Christenthum gezwungene Volk zu offenbaren, so war auch hier Deine Schwester das Ziel der niederträchtigsten Verleumdung und Anklage. Zami sey der leibhafte Teufel, schrie der Erzpriester von Kanzel und Altar: — sie habe der Wittwe Padilla's üppiges Wohlleben und die Krone versprochen, und sich dagegen ganz Spanien verschreiben lassen. Die Mohrin sey der höllische Geist des Abgrunds, der durch seine Zauberformeln Fürst und Reich entzweit, die Kirche geplündert, und alle Gläubigen an den Rand der Verderbniß gebracht habe. — Diese Worte fielen auf fruchtbaren Boden. Das Volk stand auf, einem reißenden Tiger gleich, und begehrte Zami's Kopf."

„Großer Gott! Meine unglückliche Schwester!" seufzte Said niedergedonnert. Hamed fuhr fort: „Das edle Mädchen, so würdig des edlen Blutes, aus dem es stammt, wollte sich als freiwilliges Opfer hingeben, sich der Folter

und dem Scheiterhaufen überliefern, um nur das Ansehen der Gebieterin zu retten. Da entfaltete Donna Maria die ganze Kraft ihrer großen Seele. „Ehe ich zugebe," sagte sie, „daß die treueste Freundin einem fürchterlichen Wahn geschlachtet werde, sey das Band zerrissen, das mich und das Volk vereinigte; sey ab und todt der Schwur, der uns verknüpfte! Dem Undank weichend, will ich lieber meinen Kopf den Schergen des Königs bieten, damit nur Zami frei sey, die ich mehr als die eitle Gewalt zu Toledo, als selbst mein Leben liebe."

„An diesen Worten erkenne ich die tugendhafte Frau, die wie ein beseligender Stern durch Spaniens Leidensnacht zieht!" jubelte Said mit freudetrunkenem Auge. „Vollende geschwind, und sage mir, was aus der Herrin, was aus der Schwester geworden!"

„Wenig bleibt mir noch zu sagen;" versetzte der Greis. „Zwar entwaffnete Donna Maria's Muth für einen Augenblick die Grausamkeit des Pöbels; zwar begleitete die wetterwendische Menge mit leichtsinnigem Jauchzen die Heldin und Zami vom Rathhause in Padilla's Pallast; aber trüglich ist die Fluth, und der Brand schlummert unter der Asche. In der verwichenen Nacht donnerten plötzlich Lärmschüsse von den Wällen. „Stürmt der Feind? Dem Feind entgegen!" riefen alle Bürger, aus den Armen des Schlafs nach ihren Waffen eilend. Unnützer Muth! Schon war der Feind in unserer Mitte. Aus den friedlichen Gewölben des Doms war eine Schaar von Verräthern ausgespieen worden in die schlummernde Stadt. Die Kapitelherren hatten, im Verständnisse mit den Königlichen, die Wächter eines Thores bestochen, die eingelassene Rotte in der Kirche versammelt, daselbst den König ausgerufen, und den Bund von Avila in Bann gethan. Während nun die Verschwörer eilten, den Belagerern die Pforten zu öffnen, drangen ihre Rädelsführer nach Padilla's Haus,

um Maria, ihren Sohn und Zami zur Haft zu bringen. Gott vereitelte diesen Vorsatz. Gewiß hat Deine weissagende Schwester die Gebieterin gewarnt, denn schon hatte sie sich nach dem Alcazar zurückgezogen, wohin ein auserlesenes Häuflein von Getreuen sie begleitete. — In dem alten Mohrenschlosse, neu befestigt durch ihre Vorsicht, trotzt sie dem Panier des Königs; aber wie lange, und Noth und Mangel werden sie zwingen, auch diesen letzten Zufluchtsort aufzugeben, wenn nicht die Franzosen in Eilmärschen heranrücken, um der Heldin das gegebene Wort zu lösen."

Said sprang wild auf. „Traut dem Volke jenseits der Pyrenäen nicht! Seine Schwüre sind falsch, und leichtsinnig seine Verheißungen. Zudem hat in Navarra Don Carlos die Oberhand, und ich hörte mit ohnmächtigem Grimm die Freudenschüsse der Königlichen, die ein Fest begingen, weil die Feinde sich in ihre Grenzen zurückgezogen. Guter Hamed! Die gerechte Sache ist verloren. Unsers Volkes Hoffnungen, die sich auf die neuerwachende Freiheit gründeten, sind dahin. Wir, die Abkömmlinge der edlen Mauren, werden Knechte seyn, wie zuvor, und ich, eines Kalifen Enkel, werde Dir dankbar seyn müssen, wenn Du mich an Deinem Webstuhl Arbeit, an Deinem Tisch Brod finden lässest. Verwünschte Zeit! Elendes Geschick, dem ich mich nicht beugen will! Sterben ist rühmlicher, als leben in den Fesseln des Königs und des Glaubensgerichts. Gib mir ein Mittel an, zeige mir einen Pfad, der mich in's Schloß führt! Dort ist meine Stelle; für meine Schwester, für meine Freiheit will ich fallen, und für das reizende Weib, welches ich unsäglich liebe, ob ich gleich nur einmal in den Strahl seines Auges geschaut."

„Wie willst Du zum Kastell gelangen?" fragte Hamed mit sanfter Warnungsstimme. „Die Burg ist hart umschlossen, und Fonseca der Ueberläufer, der zuerst in unsere

Mauern drang, bewacht jeden Ausgang, wie der eifrige Jäger das Lager seines Wildes."

„Fonseca?" rief Said zürnend, „dieser Elende hier? Er war es, der den großen Padilla verrieth! Unter der Larve der Freundschaft kam er in des Landeshauptmanns Lager, nahm Theil an seinen Planen, und verlockte ihn — der Unwürdige — in die Sümpfe von Villalar, wo er zum Feinde überging, und an dessen Spitze seinen Freund in Ketten schlug. Ich habe diesem Schurken Rache geschworen; und wenn im Himmel ein strenger Engel den Eid gerechter Vergeltung hört, so werde ich noch Gelegenheit finden, mich in dem Blute des Verräthers zu baden, ehe das meinige verströmt. — Seine Horden schrecken mich übrigens nicht. Ich klettre wie eine Katze, und weiß an den Zinnen von Alcazar eine Stelle, unfern vom Thurme, worin einst Abderahman's Liebchen schmachtete, wo ich Eingang finden werde. Zuvor habe ich hier noch ein geringes Werk zu vollbringen, und somit laß uns scheiden, wackerer, alter Hamed. Wenn der Abend sinkt, und Du im verschwiegenen Winkel Dein letztes Gebet zum Herrn und seinen Propheten verrichtest, so denke mein, und empfehle mich dem richtenden Engel Gabriel. — Hienieden sehen wir uns wohl nicht wieder!"

Mit einer Thräne im Auge entfloh Said vom Hause, und weinend sah ihm Hamed nach, bis er um die Ecke verschwand.

In dem großen Saale des Alcazar, unfern der großen Pforte, wo die alten Mohrenfürsten Urtheil und Recht gesprochen hatten, angelehnt an einen der dünnen Pfeiler, die sich längs der nackten und zerrissenen Wände hinaufrankten zum staubigen Gewölbe, stand der Mar-

quis de Mondejar, Maria's Bruder, vor derselben, die mit ihrem Sohne auf dem Arme, ein Bild der Trauer und der Noth, mit gesenktem Auge seinen Worten zuhörte. Die kummervollen Blicke des Ritters, der in die königlichen Farben und in den Heroldsrock gekleidet war, suchten zu errathen, ob seine Unterhandlung einen günstigen Erfolg haben würde oder nicht. Alle seine Hoffnungen zerstoben jedoch, als Donna Maria begann: „Vergebens, mein lieber Bruder, breitest Du vor mir die Aussicht auf eine glücklichere Zukunft aus; vergebens sind die gnädigen Worte des Königs, die nur, weil Dein freundlicher Mund sie spricht, Werth für mich haben. Ich bin zu sehr verletzt in meinen heiligsten Gefühlen, als daß ich diesem Karl nur einen Athemzug verdanken möchte. Er komme mit seinen Kriegern, er stürme die Burg, und hole sich mein Haupt, wonach ihm gelüstet. Das ist mein letzter Bescheid an die Feldherren des Königs."

Mondejar entgegnete mit bewegter Stimme: „Mir ist, als ob wir in einem Sarge unterhandelten. Diese baufälligen Mauern wölben sich wie eine Gruft über uns, Du stehst vor mir wie eine Verstorbene, denn Du gedenkst nicht mehr Deiner Jugend, des freundlichen Lebens, unserer heiteren väterlichen Burg unsern Almeida, nicht mehr Deines Bruders, der Dich so zärtlich liebt, und Dich wieder zu gewinnen, eine Sendung übernommen hat, welche sein Herz zerreißen muß. Ich will, — und mein König erlaubt es — Dich wieder hinausführen in die Welt. Alles soll vergeben und vergessen seyn, Dein Sohn das väterliche Erbe wieder ganz genießen, und Du weigerst Dich, Glück und Gnade anzunehmen, die ich Dir nur unter zwei Bedingungen biete: daß Du die Veste öffnest, und dem Könige auslieferst die Zami, Deine hinterlistige Vertraute, und ihren Bruder Said, damit er Rechenschaft gebe von dem

Morde des Erzpriesters, den er im Vesperdienst am Altar erschlagen."

Maria antwortete mit Stolz: „Diese beiden Menschen sind die treuesten, die auf Erden leben. Zami ist makellos, wie das Gefieder des Schwans; und wenn Said den Priester erschlug, so folgte er nur dem Gesetze der Blutrache seines Vaterlandes. Der Priester hat seine Schwester verleumdet, mit Worten geschändet, und das Volk aufgehetzt, ihr Blut zu vergießen. Ich thue nimmer, was Du von mir begehrst. Dem Schatten meines Gemahls habe ich Rache zugeschworen. Ich will es halten, so lang ich noch ein Schwert führen kann."

„Dich jammert nicht der Tod Deiner Vertheidiger?" fragte Mondejar wehmüthig: „Das Loos Deines armen Kindes bewegt nicht Deine eherne Brust? Willst Du verderben, soll ich von Dir scheiden, wie von einer geliebten Leiche, so gib mir wenigstens Deinen Sohn, daß ich seine unschuldige Kindheit aus diesem Jammer rette."

Er streckte die Hände nach dem kleinen Juan aus; aber Maria trat schnell mehrere Schritte zurück, und blickte ihn an, wie eine Löwin, der man ihr Junges rauben will. „Wage es, ihn anzurühren!" rief sie außer sich: „Ich Dir den Sohn geben? daß Du ihn den Henkern seines Vaters überlieferst?"

Mondejar faltete bekümmert die Hände und versetzte: „So behalte ihn. Gib ihn mir nicht; ... ich flehe Dich an, gib mir ihn nicht. Der unschuldige Knabe dürfte noch der einzige rettende Schild seyn, der im entscheidenden Augenblicke Dein Leben sichert. Dich, die Bewaffnete, die Grausame, wird keines Spaniers Schwert verschonen; aber vor dem Kinde auf Deinen Armen wird die Gewalt weichen. Ich gehe von hier hinweg, und lasse Dich zurück in Deinem Grabe, wo der Mangel wüthet, wo die Noth jeden Kämpfers Mark schon ausgesaugt hat, wo die morschen Mauern dem Eindringen

des Todes nicht mehr wehren können. Sey immer, wie bisher, der unermüdet wachende Rachegeist auf den Wällen, begeistere, wie bisher, durch Deine Rede, durch Deine Gegenwart, die zum Sterben ermüdeten Streiter. Du wirst dennoch das Unmögliche nicht vollbringen können. Der Sieg muß dem Könige werden. Höre zum Lebewohl noch diese Worte: zur nächsten Nacht ist ein allgemeiner Sturm angeordnet. Es wurde beschlossen, um jeden Preis der Belagerung ein Ende zu machen, wenn ich mit abschläglichem Bescheid wieder zum Feldherrn kehre. Ist Dir daher ein Ausgang bekannt, der nicht von des Königs Truppen bewacht wäre, so bediene Dich seiner bald, und fliehe, eh' es zu spät wird. Möchte der Himmel diese Flucht beschützen! Jenseits Portugals Grenzen wärest Du sicher, und fändest bei Almeida Dein friedliches väterliches Dach."

Maria antwortete nicht, sondern reichte dem Bruder mit einem leisen „Lebewohl!" die Hand. Er schüttelte sie herzlich, sprach mit zitternder Stimme: „So lebe wohl, Maria Pacheco! Ich scheide von Dir mit Thränen, aber auch mit Bewunderung; denn Du reihest Dich würdig an die starken Frauen, deren unser Geschlecht viele zählt. Leb' wohl!"

Er wendete sich zur Thüre; da traten ihm zwei Gestalten entgegen, innig umschlungen, mit Heiterkeit und Hingebung auf den Gesichtern; sie warfen sich vor ihm und Donna Maria auf die Kniee. „Was bedeutet das, Zami? Was soll das Said?" fragte Maria voll Verwunderung. Die Geschwister deuteten auf den Strick, den sie um ihren Hals geschlungen trugen, und erwiederten mit heiterer Fassung: „Laß uns mit diesem Ritter gehen, edle Frau! Don Carlos will unser Leben, und wir werfen es ja freudig hin, um das Deine zu erhalten. Sieh! all' Dein Widerstand ist vergebens. Warum Dein Blut vergießen, da Du uns doch nicht retten kannst? Er-

höre uns! Wir sind arme Waisen, aber Du bist Mutter, und mußt leben um Deines Kindes willen!“

Donna Maria betrachtete mit funkelnden Augen eine Weile die Knieenden, wendete sich dann triumphirend zu dem Bruder und versetzte: „Dein König weise mir in allen seinen Reichen zwei Menschen, die ihm so treu sind, wie diese mir. Du bist ein edler Portugiese, Mondejar. Du wirst nicht noch einmal Deines Königs Auftrag wiederholen, und mir nicht die Schmach anthun, zu glauben, daß ich die Hingebung dieser hochherzigen Menschen annehmen könnte.“

Ohne ein Wort zu reden, entfernte sich Mondejar eiligst, schwang sich ohne umzusehen auf sein Pferd, drückte den Hut in die Stirne und sprengte zu den Seinigen zurück.

Said und seine Schwester blieben zu den Füßen der Gebieterin liegen, küßten Maria's Hände, benetzten sie mit Thränen, und riefen mit dem Tone des zärtlichsten Vorwurfs; „Warum, edle Frau, erkauftest Du nicht Deine Ruhe und Sicherheit mit unserm Daseyn? Die Schrecknisse, die uns bedrohten, wären kurz gewesen, jetzt aber kommen fürchterlichere uns entgegen.“ Maria erwiederte: „Uns bleibt nur das Eine zu thun: vereint zu sterben.“ Said sprang stürmisch auf und rief: „Nein, Du mußt nicht sterben, ich schwör' es. Dir droht ein schmählicheres Loos, als in der Schlacht zu fallen; eile, Dich ihm zu entziehen. Mir wurde die sichere Kunde, daß Verrätherei in diesen Mauern gesponnen wird. Deine treulosen Soldaten wollen Dich überfallen und noch heute in's Lager bringen. Dein bisher bewiesener Heldenmuth kann Dich vor der Schmach nicht retten, welche die Elenden Dir bereiten, um den eigenen

Gefahren ein Ende zu machen. Du hast hier nur uns, worauf Du Dich verlassen kannst. Folge uns zur Flucht. Rühmlicher ist's, Deinen Sohn für das Leben zu retten, als in den Streichen des Verraths unterzugehen."

Maria zog mit wilden Blicken den Dolch aus ihrem Busen, schwang ihn hoch und rief: „Dieser treue Gefährte bleibt mir noch, um mich der Schmach zu entreißen!"

Zami entwand der Herrin sanft die Waffe, und zeigte stumm auf das sorglos eingeschlummerte Kind. Diese Geberde war beredter, als Mondejar's Worte es gewesen waren. Maria fühlte sich überwunden, und die Zärtlichkeit der Mutter zog siegreich in ihren Busen ein, so daß sie, Haß und Wahn vergessend, Alles darum gegeben hätte, ihren Liebling in Sicherheit zu sehen. Sie kauerte sich neben dem Knaben nieder, und heiße Thränen perlten auf die Hand des Schlummernden. Dann wendete sie sich zu den Geschwistern, und sagte mit bitterm Lächeln: „Ihr predigt die Unmöglichkeit. Wenn ich auch dem Kinde zu Liebe entfliehen, und zu einem längern Leben einwilligen wollte, wie es beginnen? Jeder Ausweg ist besetzt, und die Verschwörer, die nur den Abend erwarten, um ihr Bubenstück auszuführen, würden uns nicht ruhig von dannen ziehen lassen."

„Den Heiligen sey Dank, daß ich hier Rath weiß!" versetzte Zami freudig. „An der Ringmauer des Kastells steht ein verfallenes Haus, wo die Soldaten nach ihren Waffenübungen vor der brennenden Sonnenhitze Schutz suchen. In diesem Hause wohnten einst unsere Vorfahren. Der Großvater hat es uns deutlich beschrieben, und mir als Erbtheil die Schlüssel übergeben, die mit unsern fliehenden Ahnen über's Meer nach Afrika gewandert waren. Ich trage diese Schlüssel stets bei mir, in ein Stück Seidenzeug gewickelt. Einer davon öffnet eine kleine Thüre, die aus dem Hause durch die Ringmauer in eine von Busch und Dorn verborgene Schlucht führt,

und von dannen in's Freie. Ich habe mich davon überzeugt. In jener Gegend vernimmt man nichts von dem Feldruf der Königlichen. Ihre Posten stehen fern. Niemals hätten wir, mein Bruder und ich, diesen Rettungsweg gesucht, entschlossen mit Dir unterzugehen. Da Du nun aber selbst mit uns zu entweichen gedenkst, so vertraue meiner Führung, und Gott wird uns schützen."

Maria lag dankbar in den Armen der Getreuen, und rüstete dann, kein Auge von dem geliebten Kinde wendend, alles zur Flucht. Die Dämmerung schlich zögernd heran; auf den Wällen versammelten sich Rottenweise die Soldaten, ihr verrätherisches Vorhaben zu besprechen und zu ordnen; in dem Lager der Königlichen wurde es lebendiger, und man sammelte sich dort zum Sturm. Die Zeit war da. In dichten Schleier gehüllt, auf leisen Socken, verließ Maria mit ihrem Kinde und dem kleinen Gefolge das Haus des Commandanten. Sie schlichen nach dem verfallenen Gebäude. Alles war still und ruhig, und das Glück schien zu wachen. Die Flüchtigen hatten bald einen halb verschütteten Keller erreicht, und Zami sperrte die Thüre auf, die aus dem Gewölbe zur Freiheit führen sollte. Schon blitzte Mondschimmer durch die Spalte in den dunkeln Keller. Da wurde es laut hinter den Flüchtigen. Der Schritt von Bewaffneten polterte in den Keller herunter. Wilde Stimmen riefen laut und drohend: „Donna Maria! Wo seyd Ihr? Donna Maria, gebt Antwort!" Fackelglanz schlug in das Gewölbe; eine empörte Rotte, die vergebens die Wittwe Padilla in ihrem Hause gesucht hatte, stürzte wuthentbrannt herbei, ihr Opfer zu fassen. Zögernd wendete sich Maria auf der Schwelle zur Freiheit nach den Verfolgern. „Rette sie, o rette sie, um jeden Preis!" flüsterte Zami ihrem Bruder zu, und ging keck mit niederhängendem Schleier den Soldaten entgegen. „Was sucht Ihr mich? Ich bin die, welche Ihr ruft!" rief

sie kraftvoll den Verräthern zu, und das Gebrüll: „Treulose, Du willst entfliehen? Stirb von unserer Hand!“ antwortete ihr aus zwanzig Kehlen. Ein Schuß durchbohrte ihren Arm und der Stoß einer Partisane die edle, treue Brust. Sie sank in ihrem Blut gebadet nieder, seufzte tief: „Zu Dir, mein geliebter Juan! Zu Dir, als Bote der befreiten Gattin!“ Dann wendete sie den erstarrenden Blick nach der Thüre, und entschlummerte sanft, denn sie sah noch, daß Said ihren Willen vollbracht und die Gebieterin der Gefahr entrissen hatte. — Während nun die Meuterer den Leichnam umstanden, endlich ihren Irrthum einsahen, und den Zufall verwünschten, der ihrem Opfer ein anderes untergeschoben, — während von der andern Seite des Königs Truppen zum wilden Sturm anrückten, um Tod und Verzweiflung in der gewonnenen Veste zu verbreiten, — brachte Said das ihm anvertraute Kleinod, Mutter und Kind, in das Freie, und umging mit der größten Geschicklichkeit die Wachen der Feinde. Seufzend und leise weinend folgte ihm Donna Maria, und ihr Schmerz wurde zum Gebet, als sie in beträchtlicher Entfernung von Schloß und Stadt, sich nach der Veste umdrehte, und die Flamme aus dem Sitze der alten Mohrenfürsten schlagen sah. „Der getreuesten Freundin, die je gelebt, konnte kein würdigerer Scheiterhaufen angezündet werden!“ sagte sie mit inniger Empfindung, und Said setzte mit männlichem Schmerz hinzu: „Wie sie für ihre Pflicht gelebt, so starb sie auch für dieselbe. Wohl ihr! sie endete auf dem Boden, der einst unsern Vätern gehörte, in ihrer wahren Heimath. Bei ihrem Leichenbegängniß fehlt nur noch ein Begleiter, der mit ihr gestorben wäre. Doch wirst Du nicht zürnen, gute Zami, wenn dieser Freund später Deiner irrenden Seele folgt.“

Sie wanderten weiter in's Land, und da die Sonne aufgegangen war, fragte Said: „Wohin soll ich Euch

führen, edle Frau? Wollt Ihr noch einmal den Kampf mit dem König eingehen? Nur ein Wink von Euch, und mir wird's gelingen, all' meine Landsleute und heimliche Glaubensgenossen in Spanien, das unterdrückte stolze Volk der Mauren, aufzuwiegeln. Ich bin der Nachkomme eines Kalifen, sie werden meine Stimme hören. Wie glücklich wäre ich, wenn ich, wie es in den kriegerischen Ritterzeiten geschah, für Euch ein Königreich erobern könnte!"

Maria schüttelte verneinend das Haupt, zeigte auf ihr Kind und nach der Gegend, wo Portugals Gränze liegt. Said verstand sie. Durch tausend Mühseligkeiten und Gefahr brachte er seine Schutzbefohlene in die Heimath. Die Geächtete jauchzte bei dem Anblick derselben. Sie sollte dort Ruhe finden.

Almeida lag hinter ihr, vor ihr die väterliche Burg. Sie schritt über die Brücke hinüber in das gastlich aufgemachte Thor. „Bis hieher," sagte Said, indem er das Kind auf ihren Arm legte: „Ich habe meine Pflicht erfüllt, mein Wort gelöst. Lebe wohl, Donna Maria! Ich habe nur ein Unrecht begangen: ich habe Euch geliebt. Ich ward nur von einem Unglück betroffen: Ihr durftet mir nicht angehören. Ich werfe das Leben von mir, das mir keine Freude mehr bietet. Friede sey mit Euch und dem Knaben! Zami winkt mir zur Freiheit!"

Er schwang sich mit Blitzesschnelle über das Geländer der Brücke, und versank in dem tobenden Wellenschaum des darunter hinrasenden Waldstroms. — Maria ließ seinem und Zami's Gedächtniß ein Denkmal von Marmor setzen. Sie weinte oft heiße Thränen auf den kalten Stein, und lehrte an seinem Fuße ihren Sohn die Tugend lieben, Treue bewahren, und die Freiheit, selbst im Gewande der Armuth, vorziehen den goldenen Fesseln einer unwürdigen Knechtschaft.

59591282